This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

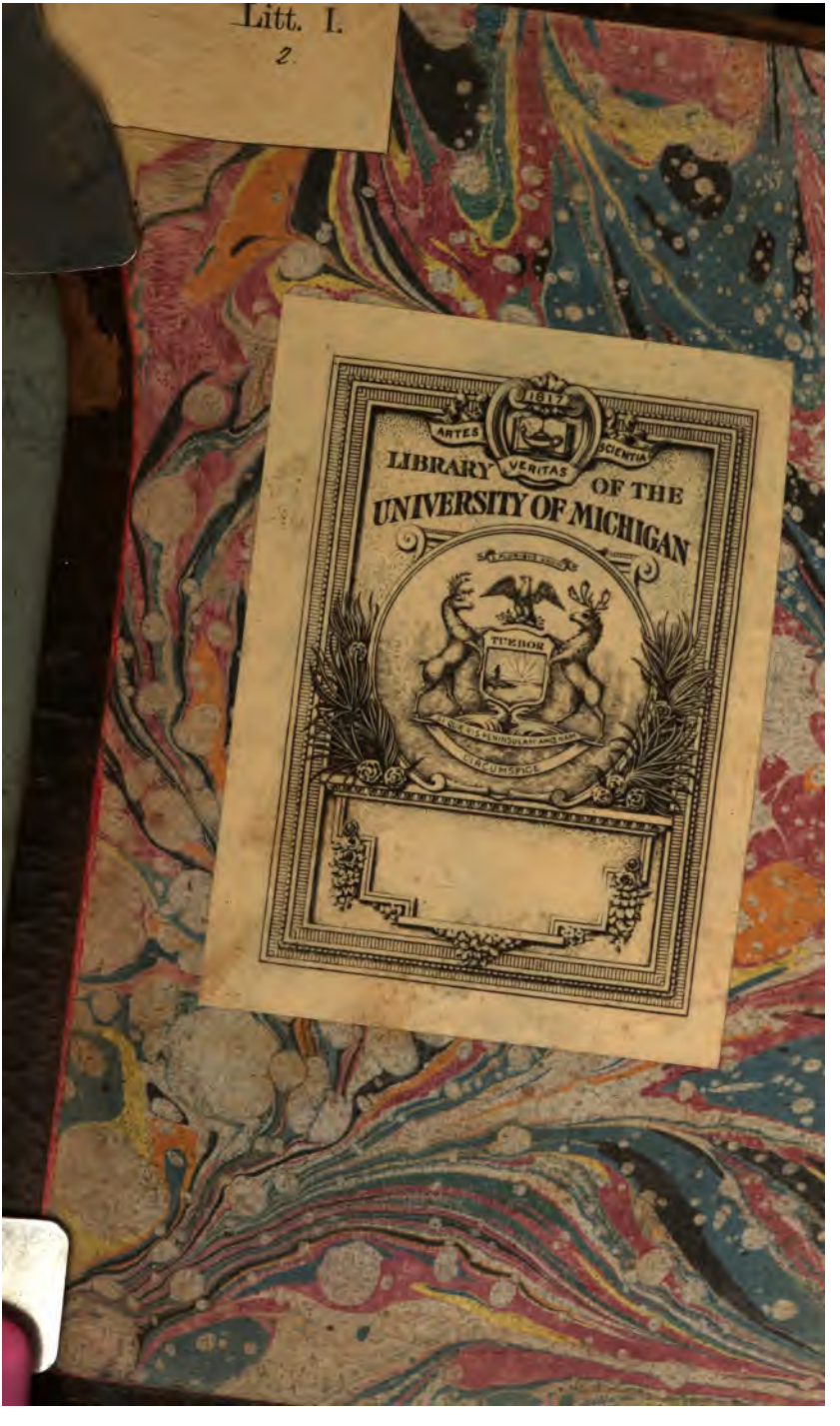
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

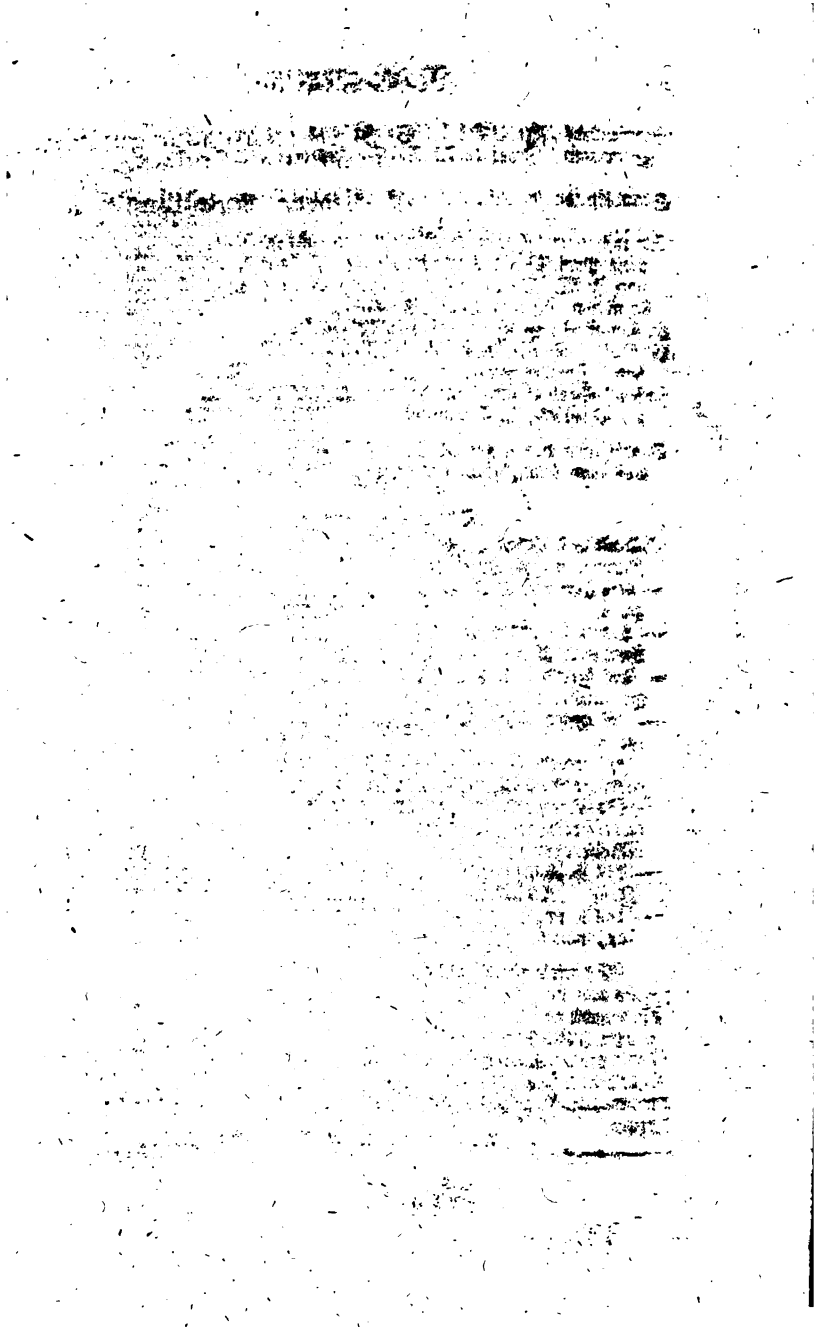
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 946,838

Litt. I.
2


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Z
1007
.A39



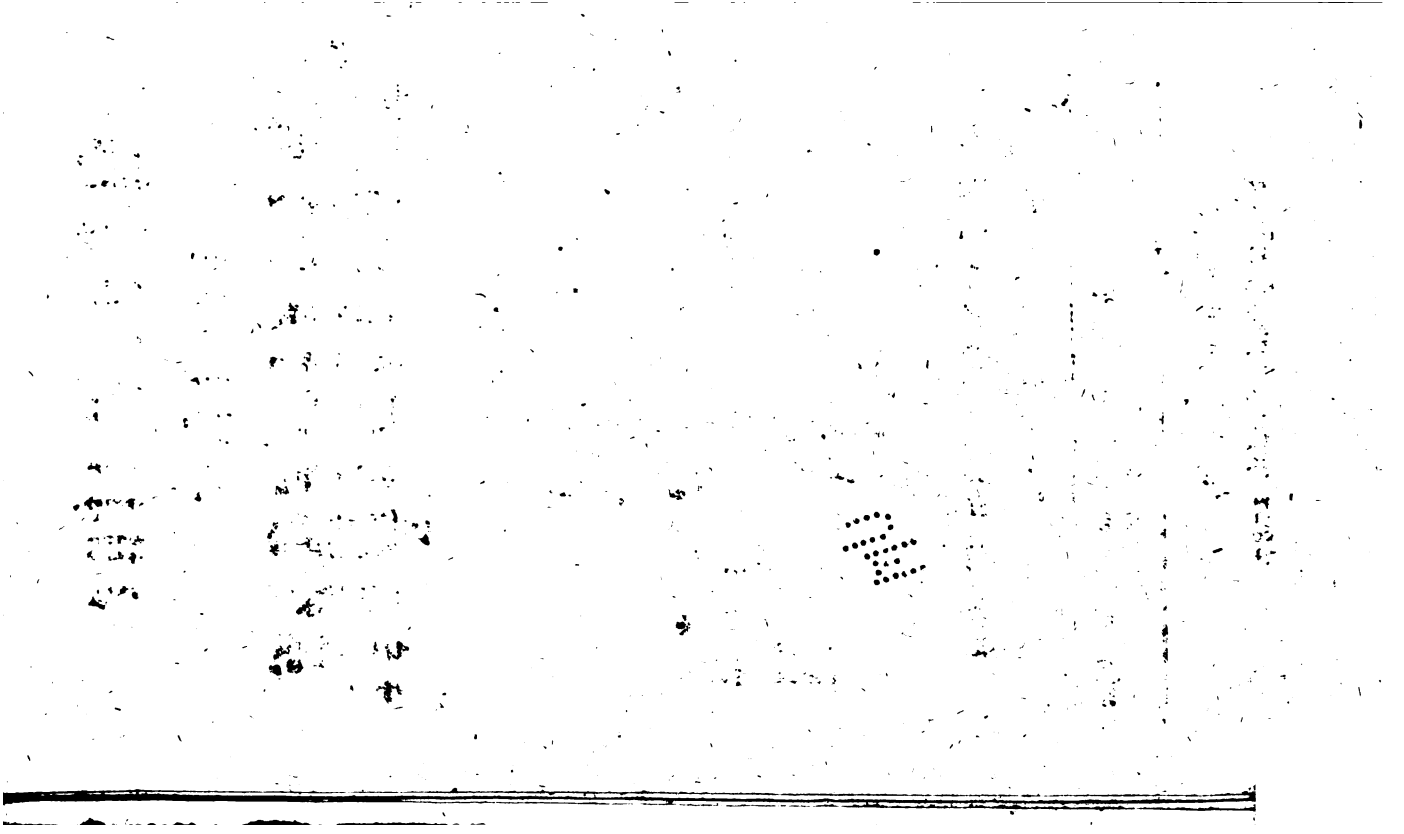
UNIV OF MICH

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des fünf und ſiebenzigſten Bandes erſtes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1787.



Faculty Research Proj.
De Gruyter
2-27-3

Verzeichniß

der im ersten Stücke des funf und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. Königs in Preußen, 1r Th. S. 1
II. Geschichte der vornehmsten Deutschen und sämmtlichen Europäischen Staaten 29
III. J. Fr. Gmelins Grundsätze der theoretischen Chemie 34
IV. Christliche Betrachtungen von der Religion, als dem einzigen Mittel zur Seligkeit 38

Kurze Nachrichten.

Gottesgelahrheit.

1) C. Wilhelm Schlags Lehre der heiligen Schrift von der Dreyeinigkeit Gottes, 3s St. von der Verehrung Christi 41
2) Sendschreiben der vereinigten Religionslehrer an die Christenheit, betreffend die Wiedervereinigung derselben, 2te Auflage
3) Aussichten der Seele, ein Lied in Prosa; von *Masius*
4) Sendschreiben an die katholischen Glaubensgenossen von M. A. Masius
5) 1) Der evangelische Gemeinbothe, 1r Jahrg. 2 Quart. 2r Jahrg. 4 Quart.
6) Neueste Beyträge zur Predigerbibliothek, 1r Jahrg. 1s Packet
7) Das Buch der Vereinigung
8) Religionsschreiben an alle Protestanten
9) Antikatholicismus 62

A. G. Meers nachdrückliche Warnung an Alle, sowohl protestantische als katholische Christen, vor dem grundverderblichen Religionsplane der sogenannten vereinigten Religionslehrer sich bestmöglichst zu hüten S. 81

An den Religionsvereiniger M. F. Mayer in Leipzig von F. [illegible] 87

D. J. B. Löderwalds Untersuchung einiger neuen Zweifel über die Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit Mosis und seiner Begeisterung [illegible] 89

Der Dorfpfarrer [illegible]

Die Dorfschule [illegible]

Versuch einer neuen Aussicht über die mosaische Geschichte vom Falle der ersten Menschen [illegible] 90

Pauli Brief an die Hebräer 91

J. D. G. Meilers Josephs und seiner Väter Leben, in Predigten entworfen, 4r St. [illegible] 91

Briefe zur Bildung des Landpredigers [illegible] 92

Prüfung einiger theils falschen, theils mißverstandenen Grundsätze und Lebensregeln in Religionssachen [illegible] 93

D. C. F. Häberlins ausführliche Nachrichten von den Tey der allgemeinen Rechtsgelehrtheit und den höchsten R. Gerichten erscheinenden Schriften, 7e St. 94

Hüffers [illegible] 95

G. J. C. Mablers Versuch einer juristisch logisch statistischen Abhandlung über die Fragen [illegible] ebd.

Freymüthige Betrachtungen über das Verbrechen und die Strafe Sickely 97

Practisches Handbuch für Notarien, Advocaten, Procuratoren [illegible] 98

D. F. H. M. Kerstens practische Abhandlung von der gesetzlichen Ehrfolge, dem Gegentheile und der Gerade ebd.

L. F. Pütt analecta iuris criminalis 100

D. W. F. Wase, de mutatione iurium et principiorum iuris ex hodierna tolerantia religionum orta 102

Ueber

Ueber die franzöſiſche Verfaſſung und Geſchichte des aufgelöſeten Parlementsrathes, Hrn. v. Voraine S. 109
f) Vorſchläge ſind in Wien nöthwendig
g) Ueber die Baukunſt der Schauſpielhäuſer 104
h) C. H. Haberlins Materialien und Beyträge zur Geſchichte, den Rechten und deren Litteratur, 3r St. 105

3. Arzneygelahrheit.

D. J. J. Reichards und D. J. V. Müllers mediciniſches Wochenblatt für Aerzte, Wundärzte und Apotheker, 6r Jahrg. vom J. 1783.
Die Aerzte, ein mediciniſches Wochenblatt, 2r Th. 116
I. Lieutaud hiſtoria anatomico medica 118
J. Hadley's Abhandlung von den Eigenſchaften und Wirkungen des Coffees 118
J. Des Longrais von den Steingrieß, aus dem Franz. 119
D. Chamberlain praktiſche Abhandlung von den Kräften des Strizolafium aber der Kuhkräze, und gleichwohl Kohlpalmenrinde wider die Würmer 120
C. H. Michaelis mediciniſch praktiſche Bibliothek 11 B. 3 St. 121
M. Underwoods Abhandlung von den Geſchwüren an den Füßen, aus dem Engl. 122
Cliffots Entwürfe einer Verbeſſerung der Theorie in der Arzneywiſſenſchaft, aus dem Franz. 123

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Choice of the best poetical Pieces of the most eminent English Poets. by I. Bitzer, Vol. IV. 125
J. J. Riedels Satyren 2 B. 126
Ebendeſſelben philoſophiſche Schriften
Lettere Brandeburgiche
Empfindſame Briefe, welche der Aufklärung der Litteratur zur Vorſchritte dienen, 1s Hft. aus dem Italiän. des Denina, überſetzt von A. Wode. 128
C. F. Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur, 2r Th. 129.

A. E. Wärnekros Geist Shakespear's, 1r Th.
Herkules, travestirt in sechs Büchern
J. F. Jünsers Lustspiele, 3r Th.
J. A. von Halem Wallenstein, ein Schauspiel
Musenalmanach oder poetische Blumenlese für da
J. F. Ratschky und A. Blumauers Wiener M
nach auf das J. 1786.

5. Schöne Künste.

Malerey.

J. G. Meusels Miscellaneen artistischen Inhalts,
C. L. Junker, über Flügel und geflügelte Gottheite
Die Kunst, geschwind und mit wenig Mühe eine G
zu werden, 3r B.
L. v. Vinci praktisches Werk von der Malerey, a
Ital. von J. G. Böhm, dem Aeltern
Schriften und Urtheil, welche über des Hrn. Pr. Sc
verfertigtes Altarstück zum Vorschein gekommen

6. Romane.

Gargantua und Pantagruel, umgearbeitet nach Ra
und Fischart von D. Eckstein
Wunderbare Reisen, Feldzüge und lustige Abenteuer de
v. Münchhausen, aus dem Engl.
A. v. Schönthal, eine Geschichte dieses Jahrhunderts
v. Eckartshausen Aglais, oder gesammlete Bruchstücke
Schwärmerey aus wahren Menschengeschichten
Scenen aus dem Leben Carls und seiner Freunde
J. T. Thilo Felix von Freudenfels

7. Weltweisheit.

C. A. Cäsar Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Wel
4s Quart. und 3r B.
Briefe über die Pflichten der Menschen, wenn sie glückli
seyn wollen

J. G. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 2 B. S. 153
C. P. Moritz Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, 4n B. 1 — 2s St. ebd.
Einige Meynungen über die Marcellinischen Briefe an seinen Freund Gidi 154

8. Mathematik.

K. Brandenb. über die Parallellinien 155
G. C. Nahmmachers Entzifferung einer Maschine, welche den Lauf der Erde mit dem Monde um die Sonne abbildet 157
J. E. Scheibels astronomische Bibliographie, 2e Abth. 158

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

1) An Weikard
2) J. Webers neue elektrische Versuche
3) Ebend. Ueber den Werth der Luftmaschinen 158
D. J. H. Pfingstens Journal für Forst-, Bergwerks-, Salz-, Schmelzhütten-, Fabrik-, Manufactur-, und Handlungssachen, 11 Jahrg. 1r Hf. 159
Ebd. Archiv für Cameren und Regierungen, 1 B. 1 St. 160
Kazumowsky Versuch eines Systems der Uebergänge der Natur in dem Mineralreich, aus dem Franz. 161
Physico-chemische Abhandlung vom Idrianischen Quecksilber und Vitriol; aus Scopoli Werken übersetzt von C. v. Meidinger 163
Das Thierreich in systematischer Ordnung beschrieben und mit natürlichen Abbildungen erläutert, VI. Klasse Insecten 7n B. 4s St. 8n B. 1s St.
Herbsts kurze Einleitung zur Kenntniß der Insecten, 2n B. 4s St. 3n B. 1s St. 163
C. Cronstedt mineralogische Tafeln, übersetzt von J. R. Forster 164
Sonderbare Erzählungen aus der Naturgeschichte 165
J. F. Westrumbs kleine physikalisch-chemische Abhandlungen 2s Heft 166

2. Geſchichte, Geſchreibung, Diplomatik.

H. G. Pagens Geſchichte der reformirten Chriſten in Frankreich, 1r Th. S. 169

Mittelalterer Verſuch einer ſyſtematiſchen Kirchengeſchichte der Kleinen, 2r B. 174

Bruchſtücke aus der Staats- Natur- Geſchichts- und Völkerkunde, aus dem Engliſchen 178

Geſchichte der Sklaverey, und Charakter der Bauern in Liefs- und Ehſtland 180

N. C. Roykat Synopſis hiſtoriae religionis et eccleſiae chriſtianae 185

J. J. Gavinius Entwurf zu einer Geſchichte des chriſtlichen Bibelleſens 184

Synchroniſtiſche Tafeln der Univerſalhiſtorie vor Chriſti Geburt 189

M. E. Tapens Einleitung in die allgemeine und beſondere Europäiſche Staatskunde, 2te Aufl. 193

Ueber Reiſenachbeterey en und Naturauftritte 194

G. P. H. Normanns geographiſches und hiſtoriſches Handbuch der Länder- Völker- und Staatenkunde, 1n bis 3e Abth. 195

M. J. E. Fabri geographiſches Leſebuch, 6r B. 204

J. L. v. Mosheims vollſtändige Kirchengeſchichte des N. T. 2e Aufl. 206

C. W. Stuckert, über einige merkwürdige Gegenſtände aus der Preuß. Brandenb. und damit verbundnen Geſchichte und Verfaſſung 207

J. G. Widders Verſuch einer vollſtändigen geographiſch-hiſtoriſchen Beſchreibung der Kurfürſtl. Pfalz am Rhein 215

C. H. Gadebuſchs Pommerſche Sammlungen, 2n B. 7r 8r Heft 219

C. J. Kramers Geſchichte der Herren von Heinsberg des jüngern Geſchlechts im Herzogthum Gülich 222

De Pagès Reiſen um die Welt und nach den beyden Polen zu Lande und zur See 225

H. C. Matthiä Beſchreibung der Kirchenverfaſſung in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, 2r B. 240

Der [illegible]

[illegible]

Geschichte der menschlichen Narrheit, 3r Th. S. [illegible]
[illegible] Erdt Anfangsgründe zur allgemeinen gelehrten Geschichte
[illegible]

§ 12. Philologie, Kritik und Alterthümer.

C. G. Tychsens Beurtheilung der Jahrzahlen in den hebräisch-biblischen Handschriften [illegible] 257
J. Th. F. Rambachs vollständige und sehr erleichterte lateinische Grammatik [illegible]
Cl. Aelianus vermischte Erzählungen, aus dem Griechischen von J. H. F. Meineke [illegible] 262
Isocratis Panegyricus, ex edit. D. S. Fr. N. Morus 263
[illegible] [illegible]

§ 13. Erziehungsschriften.

J. B. Lorenz Lesebuch für die Jugend der Bürger- und Landwerker, 1n B. 2e Abth. 265
Briefe über die Erziehung 267
[illegible] [illegible]
Beyspiele edler Handlungen und sinnreiche Aussprüche aus der Geschichte der ältern Zeit 266
M. J. F. Klemm Elementarbuch für die niedere lateinische Schulen 267
Gedike, einige Gedanken über den mündlichen Vortrag der Schulwahrheiten 268
Sittenlehre für die Jugend beyderley Geschlechts 269
Neue Lesestücke für Kinder 270

§ 14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

C. A. H. B. v. Lamotte praktische Beyträge zur Cameral-wissenschaft für die Landrathsämter in den Preußischen Staaten, 3r Th 270
Vorschlag zu einem vollständigen Unterricht in der Schiffarth 274
Nelkenbrechers Taschenbuch eines Banquiers und Kaufmanns 275

§ 15. Kriegs-

15. Kriegswissenschaft.

Bibliothek für Officiers, 26 St. vom J. 1782. S. 274.
C. H. Laus Grundsätze der Artillerie 278
Feldzüge des Marschalls von Luxemburg, 3r 4r Feldzug 278
Geschichte und gegenwärtiger Zustand der kursächsischen Armee, 2te Aufl. 278
Zustand der Königl. Preuß. Armee im J. 1786. 279

16. Haushaltungswissenschaft.

H. C. G. Rössigs ökonomisch physikalische Abhandlung über das Mutterkorn 280
H. A. H. C. Brahm Stallfütterung nach medicinischen Grundsätzen 280
Oekonomische Beiträge und Bemerkungen zur Landwirthschaft auf das J. 1787. 281
1) J. H. Finks Fortsetzung des Berichts über den Erfolg der eingeführten Stallfütterung zu Gröbzig
2) C. A. Kühns Vertheidigung der Einwürfe des H. G. R. von Schubart
3) Bemerkung darüber
4) Versuch einer Beantwortung der Frage: Ist es möglich die Stall- und Herdenfütterung allgemein einzuführen? 281

17. Vermischte Nachrichten.

Ueber Aufrichtigkeit und deren Grenzen 282
Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs J. 1787. 304
Ein philosophischer, moralischer und historischer Versuch über die alten Jungfern, 5 B. 304

Nachrichten. 307

Beförderungen 308
Todesfälle 309
Druckfehler 310

I.

Lebens- und Regierungsgeſchichte Friedrichs II. Königs in Preußen. IIter Theil, welcher die Geſchichte der Jahre von 1746 bis zu Ende 1760. enthält, mit Beylagen. Leipzig. 1786. in 8. Im Verlage A. F. Böhmens.

Wir haben bey dem Iſten Theil dieſer Geſchichte von dem Plan und der Ausführung des Verf. ausführlich unſere Gedanken eröffnet, worauf wir uns im Ganzen beziehen, weil auch dieſer 2te Theil dem erſten völlig entſpricht. Wir werden alſo gleich die Folge der Geſchichte anzeigen. Der Inhalt fängt mit dem Anfange des Jahres 1746 an, und ſchließt mit dem Jahre 1760. in 112 Paragraphen. Einige merkwürdige Puncte wollen wir auszeichnen, weil der Raum nicht mehr verſtattet.

Nach dem 1745 geſchloſſenen Dreßdner Frieden war unter andern des Königs Hauptbeſchäfftigung, die Juſtizverfaſſung in ſeinen Ländern zu verbeſſern, und vorzüglich den Gang der Prozeſſe abzukürzen, ſo daß in Jahresfriſt durch drey Inſtanzien jeder Proceß geendiget ſeyn ſollte. Schon im J. 1746 ward hierzu der Plan entworfen, und bereits im folgenden Jahre machte der Juſtizminiſter von Cocceji in Pommern den Anfang mit dieſer neuen Proceßordnung, ſo gut, daß daſelbſt im J. 1747. 2400 Proceſſe abgethan

thän waren; worauf das Tribunal- und Kammergericht zu Berlin folgte, wo gleichfalls im 1747 Jahre die Hälfte der alten Proceſſe geendiget wurden S. 36. In den folgenden Jahren geſchahe dieſe Einrichtung in den andern Königlichen Ländern, wo überall der Hr. von Cocceji herumreiſete. Von dem weitern Erfolg dieſer wichtigen Handlung kann man den §. 14. und 18. nachſehen. Der König kann, aller Bemühungen ungeachtet, die Reichsgarantie über den Dreßdner Frieden nicht erlangen, und ward die Sache bis ins Jahr 1750 verzogen, mittlerweile zwiſchen der Kaiſerin Königin und Rußland eine geheime Allianz gegen die anwachſende Macht des Königs geſchloſſen war. Der König declinirt das Anſuchen der Kaiſerin Königin wegen der Römiſchen Königswahl des Erzherzogs Joſephs, ohngeachtet bis auf Kölln, Sachſen und Pfalz, alle übrigen Kurfürſten dieſerwegen einverſtanden waren §. 21. Die Mißhelligkeiten mit Rußland werden ſtärker, die eigentlich durch den Großkanzler Grafen von Beſtuchew unterhalten wurden, und in der Folge endlich bey dem Anfange des 7jährigen Krieges völlig ausbrachen. Im 1750 Jahre nahm der König den berühmten Voltaire in ſeine Dienſte als Kammerherrn, und gab ihm den Orden pour le Merite nebſt 3000 Rthlr. Gehalt, und ſeine Nichte die Mad. Denis erhielte gleichfalls jährlich 2000 Rthlr. In ſelbigem Jahre ließ der König durch den Finanzrath Graumann etliche Millionen Gold- und Silbermünzen ſchlagen, und auch ein neues Münzedict bekannt machen. Die Silbermünzen ſind nach einem gewiſſen Münzfuß, den man den Graumanniſchen nennt, ausgemünzet. Es ſind beſonders eine Menge Thaler zu 24 gute Groſchen geſchlagen. Auch hob der

König

König das Abzugsgeld von den Erbschaften, die aus einer Provinz in die andere giengen, auf. §. 22. Endlich erfolgte die Garantie des Dreßdner Friedensschlusses vom Reiche in dem 1751 Jahre, nachdem man seit 1746 daran gearbeitet hatte. Die Röm. Königswahl kam wieder in Bewegung; allein der Wiener Hof wollte die Vorschläge des Königs nicht genehmigen. Wegen Ostfriesland ließ der König gegen Kurbr. Lüneburg 2 Deductionen bekannt machen, und überließ die Entscheidung dem gesammten Reiche, weil er sich vor dem Reichshofrath nicht einlassen könne. Die Justizverbesserung machte in eben diesem Jahre auch starke Vorschritte, und der Proceß ward überall nach dem Codice Fridericiano eingeführt. Auch machte der König bey dem Verkauf adelicher Güter die für den Adel eben nicht sehr vortheilhafte Einrichtung, daß künftig ohne expresse Königliche Einwilligung kein adeliches Gut weiter an bürgerliche Personen verkaufet werden sollte; wodurch der Werth der Güter gefallen ist, indem es sehr oft an adelichen Käufern fehlte. §. 24. 25. 26.

In dem 1752sten Jahre kam die Röm. Königswahl abermals stark in Bewegung, für welche sich vorzüglich der zu Hannover anwesende König von England interessirte. Allein Preußen und Pfalz fanden Mittel, daß sie nicht zu Stande kam, indem die altfürstlichen Häuser auch daran Anspruch machten. In Pommern sind 50 Dörfer und Vorwerker angelegt, und mit 876 Familien besetzt worden. §. 28—32. Im folgenden 1752sten Jahre ward der Streit mit der Krone England, wegen der Schlesischen Hypothek, und deren Forderungen von Englischen Kaufleuten — scharf betrieben, weil der König nicht weiter

die übernommene Hypothek auszahlen wollte, und solches als Repressalien brauchte, da man die Preußische Seehandlung gemißhandelt hatte, allein die Sache ward erst 1756. bey dem Anfange des Krieges verglichen. Wegen Ostfrießland ward die Entscheidung von dem Reichstage, doch endlich an den Reichshofrath gebracht, indem durch Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage der Spruch nicht vortheilhaft für den König ausgefallen war. Aber auch hier ward der Streit in der Folge noch nicht entschieden. In der Handlung machte der König in diesem Jahre viele gute Vorkehrungen zur Beförderung derselbigen. Er ließ bey dem Dorfe Güstebiesen einen neuen Oderkanal anlegen, und gab einer neuen Handlungsgesellschaft zu Emden, die nach Bengalen handeln sollte, eine Octroy auf 20 Jahre, auch wurden viele neue Manufakturen im Lande angelegt. Voltaire verlohr seinen Orden, den Kammerherrnschlüssel und seine Pension, weil er unerträgliche Zänkereyen mit dem Präsident von Maupertuis beständig hatte, und der König ließ sogar die bekannte Spottschrift, die *Diatribe du Docteur Akakia*, öffentlich durch den Henker verbrennen, worauf er seinen Abschied nahm. Im Monat September ward ein starkes Lager von etliche 40,000 Mann bey Spandau zusammengezogen, so 12 Tage stehen blieb, wo verschiedne Kriegsübungen der Römer und Karthaginenser nachgemacht wurden. Eine Menge von vornehmen Fremden fanden sich allda ein, und der König unterhielt täglich eine Tafel von 300 Personen ꝛc. §. 33—37.

Im 1754sten Jahre verkaufte der König an den Erbstatthalter von Holland die darin liegende Oranische Herrschaften, und die Schlösser Honslardyk,

und

und den alten Hof im Hangen für 40 neue Holländer. Als der damalige Erbprinz von Hessen 1749 die catholische Religion angenommen, und auf Betrieb seines Vaters des Landgrafen Wilhelms dieserwegen sich gegen das Jahr 1754 erklärte, so übernahm der König darüber die Garantie u. s. w. Es wurden viele Kolonisten, besonders Pfälzer und Mindenbergen in der Kurmark angesetzt, und noch mehr Fabriken angelegt. Fast alle Feyertage, bis auf die hohen Feste, weil sie nur den Müßiggang beförderten, wurden abgeschafft. §. 38 — 44.

In dem folgenden 1755sten Jahre war das Mißvergnügen einigen Höfen gegen einander sehr deutlich zu merken, und der Ausbruch zu befürchten. Hierzu kam noch der ausgebrochene Krieg zwischen Frankreich und England wegen Nordamerika. Weil jenes besorgte, daß des Königs deutsche Staaten von Frankreich angegriffen würden, so negotiirte selbiges Russische und Hessische Hülfstruppen. Dem Könige waren die heimlichen Verbindungen der Höfe Wien, Petersburg und Dresden bekannt, er erklärte also gleich, daß er die Russischen und andere fremden Truppen den Eintritt in Deutschland nicht gestatten würde. Die Russen blieben also zurück, und England suchte zu Wien vergeblich die Sicherstellung der deutschen Staaten, welches die neue Allianz mit Preußen bewürkte. — Den König nahmen sich die Klagen der Gemeinde zu Dietdorf gegen ihren Herrn den Grafen von Wied Runkel wegen des Anbaues eines neuen Kapuzinerklosters daselbst mit Nachdruck an; allein der bald angehende Krieg verhinderte die Execution in dieser widerrechtlichen Sache, wovor sogar der Bürgerschaft aller Recurs an das Corpus

Evangelicorum von dem Reichshofrath unterſuget war, wohin doch die Sache gehörte, und ſogar das Conclusum dieſes Corporis, worin es dem Könige die Execution aufgetragen, ebenfalls annullirt ward. Auch die Mönche von Reichenau bey Koſtnitz implorirten des Königs Hülfe und Beyſtand wegen Incorporation ihres Kloſters mit dem Biſchofthum, ein alter Rechtsſtreit, der ſchon im vorigen Jahrhundert rechtsgewaltet hatte. Aber ſie verſchlimmerten dadurch ihre Sache ſowohl bey dem Biſchof als bey dem Reichshofrath u. ſ. w. Mit Kurſachſen gerieth der König wegen der Handlung und der Stapelgerechtigkeit der Stadt Magdeburg, die man in Ausübung bringen wollte, in Weitläuftigkeit. Sachſen kam mit dem Herzoge von Braunſchweig wegen einer neuen Frachtſtraße überein, worauf die Waaren von Hamburg, ohne die Brandenburgiſchen Lande zu berühren, nach Leipzig gebracht werden konnten. Weil aber beyde Partheyen dabey keinen Vortheil hatten, ſo verglich man ſich, und der Handlungstraktat vom Jahr 1728. ward wieder zum Grunde gelegt u. ſ. w. Der neue Großkanzler von Jariges mußte auf Befehl des Königs bey dem Juſtizweſen eine Viſitation der Landescollegien in dieſem Jahre anſtellen. Derſelbe nahm ſich auf die nachdrücklichſte Art die Verbeſſerung des Juſtizweſens an. — Der weitere Anbau von fremden Koloniſten ward noch mehr befördert. Der berühmte Staatsminiſter von Cocceji ſtarb am 15ten März dieſes Jahres. Der König tröſtete ſeine Wittwe in einem eigenhändigen merkwürdigen Schreiben S. 343. und ließ ihm eine marmorne Statüe in dem Kammergerichtshofe ſetzen u. ſ. w. §. 41 — 45.

Das 1756ste Jahr zeichnet sich in der Geschichte des Königs besonders aus, weil der 7jährige Krieg, worin Derselbe eine grosse Rolle gespielet, darin seinen Anfang nahm. Der Verf. hat von S. 247, an sehr gut die Unterhandlungen, so auf den Krieg Bezug haben, angesehen, und hernach den wirklichen Ausbruch kurz aneinandergesetzet. Frankreich suchte durch seinen Gesandten den Herzog von Nivernois im Anfange des Jahres den König zu vermögen, die Verbindung mit England aufzugeben, und mit Frankreich ein Bündniß einzugehen. Weil aber der König den Antrag ausschlug, und mit England sich verband, allen fremden Truppen den Eintritt in Deutschland zu verwehren, so konnte Frankreich die Absicht nicht erreichen, die Hannöverschen Länder anzugreifen, entschlüchte selbiges seinen Endzweck durch ein Bündniß mit der Kaiserin Königin zu erreichen, welches am 1sten May zu Stande kam. Die Unterhandlungen zu Wien wurden abgebrochen, und nunmehr war der Krieg unvermeidlich; weil der König von allen Anschlägen seiner Feinde unterrichtet war, so machte er alle Anstalten zur Gegenwehr, ließ in Wien anfragen, gegen wen die grossen Kriegesrüstungen gerichtet wären, erhielt aber keine positive Antwort. Auf eine abermalige Anfrage, erfolgte eine zwar zweydeutige Antwort, und eben so auf die dritte. S. 251. Bey dem wirklichen Ausbruche ließ der König die Ursachen, warum er die Waffen ergriffen, durch seine Staatsschriften anzeigen; und weil man Kaiserlicher und Sächsischer Seite leugnete, daß zwischen ihnen und Rußland ein Offensivtractat geschlossen sey, so ließ der König das Archivkabinet in Dresden öffnen, und die Originalien herausnehmen, wovon er die Kopien in Händen hatte, die dar-

auf von dem damaligen Geheimen Legat. Rath von Herzberg in dem bekannten *Memoire raiſonné* abgedruckt worden, woraus die Machinationen dieſer Höfe gegen den König evident ſind. Der König rückte in Sachſen ein, und nahm ſolches in Depot, worüber auf dem Reichstage Himmel und Hölle gegen ihn als einen Reichsfeind erreget ward. Die Vorſtellung, um die Reichsfürſten von Stellung ihres Kontingents zur Reichsarmee abzuhalten, war, Br. Lüneburg, Heſſen, und die Sächſiſchen Herzoge ausgenommen, vergeblich S. 262. Der Einmarſch in Sachſen geſchahe ohne Widerſtand; am 9ten September war der König ſchon in Dreßden; das Lager der ſächſiſchen Armee bey Pirna machte nur 17000 Mann aus, konnte aber doch nicht angegriffen werden, daher es nur eingeſchloſſen ward. Man ſuchte ſächſiſcher Seits durch Vorſchläge von Neutralität u. ſ. w. den König von weitern Vorſchritten abzuhalten u. ſ. w. aber vergeblich, und da der Verſuch des Oeſterreichiſchen Generals Broune, die eingeſchloßnen Sächſiſchen Trouppen zu befreyen, verunglückte, die ſächſiſchen Trouppen ſelbſt durch Hunger abgemattet waren, und keine Ausſicht weiter zur Befreyung vorhanden war, ſo ergaben ſie ſich am 18ten October zu Kriegsgefangene S. 269. Der König war mittlerweil nach Böhmen gegangen, um den General Broune von Pirna abzuhalten, und rückte bis Lobosiz vor, wo es am 1ſten October zum Treffen kam, welches zum Vortheil der Preußen ausfiel S. 273. Doch gieng der König am 20ſten October mit der Armee nach Sachſen zurück, um dort die Winterquartiere zu nehmen. In innern Landesanſtalten wurden in dieſem Jahre alle fremde Stahl- und Eiſenwaaren ſcharf verbothen, weil die Fabriken zu Neuſtadt Eberswalde

walde das Land damit versorgen konnten, auch sollten die preußischen Gold- und Silbermünzen nicht außer Landes geschickt werden. Die Processe der Officiere und Soldaten sollten bis nach geendigtem Kriege ruhen u. s. w. S. 281. Die Feldregimenter erhielten bey jeder Kampagnie 10 Mann Vermehrung, und 4 neue Freybataillons wurden errichtet, auch die Garnison-Regimenter mit 2 Bataillons vermehret, wozu die Recruten größtentheils aus dem Lande genommen sind. Durch die gefangene Sächsische Armee erhielte die Königliche Armee auch einen starken Zuwachs, indem davon 10 Regimenter Infanterie nebst 5 Grenadier Bataillons errichtet wurden, und die Reuterey ward untergesteckt, wozu Sachsen noch 9075 Rekruten liefern mußte. Diese neuen Sächsischen Regimenter wurden in die Preußischen Länder verlegt (obkein diese halfen dem Könige nicht viel, indem sie größtentheils, wie Rec. weiß, desertirten und höchst widerspenstig waren.) Ueberhaupt ward jetzo Sachsen als ein erobertes Land behandelt. S. 287. §. 47 — 56.

Das 1757ste Jahr war in dem langen Kriege das wichtigste und blutigste, wegen der vielen Schlachten, die darin gehalten sind. Auf dem Reichstage ward schon im Jänner durch Mehrheit der Stimmen eine Reichsexecutionsarmee, um den Kurfürsten von Sachsen zum Besitz seiner Länder zu helfen, erkannt, wozu die Stände ihr Kontingent dreyfach stellen, und 30 Römer Monate zum Unterhalt geben sollten. Das Protestiren des Brandenburgischen Gesandten war ohne Wirkung, vielmehr citirte der Reichshofrath die in Königl. Diensten stehenden Fürsten, Grafen u. s. w. bey Strafe der Acht, und den

König

König ſelbſt, wobey aber der Notarius Doct. April, ſo die Citation dem Brandenburgiſchen Geſandten von Plotho einhändigen ſollte, ſehr übel ankam u. ſ. w. S. 300. §. 54. Am 14ten März erklärte der Franzöſiſche Geſandte zu Regensburg, daß der König nebſt der Krone Schweden, als Garants des Weſtphäliſchen Friedens, auf Anſuchen etlicher Reichsſtände, die Garantie in Ausübung bringen würde, und bald darauf warden die Weſtphäliſchen Länder des Königs von Franzöſiſchen Trouppen occupiret. Alle Gegenvorſtellungen des Hrn. von Plotho wären umſonſt, und die Schweden fielen im Herbſt auch in Pommern ein. Rußland brach gleichfalls in Preuſſen unter dem General Apraxin ein, unter dem Vorwand einer alten Verbindung, und als hülfsleiſtende Macht S. 307. Der 58ſte §. giebt von den übrigen Staatsunterhandlungen des Königs mit Frankreich und verſchiednen deutſchen Fürſten, beſonders mit Pfalz, ſo 6000 Mann ſogar zur Franzöſiſchen Armee ſtoßen laſſen, ſtatt daß es ſchuldig war die Weſtphäliſchen Staaten zu garantiren, ausführliche Nachricht. Auch Baiern gab nach der Schlacht von Kollin Hülfsvölker zur Kaiſerl. Armee.

In dem 59ſten §. iſt der ganze Feldzug dieſes 1757ſten Jahres beſchrieben. Im April drang der König mit 3 Diviſionen in Böhmen ein, und der Feldmarſchall Schwerin aus Schleſien eben ſo. Bey Reichenberg geſchahe die erſte Action zum Vortheil der Preußen. Die ganze Oeſterreichiſche Armee zog ſich nach Prag, wohin der König und Schwerin folgten. Der König beſchloß, ehe das Reſervecorps unter dem Daun, die Oeſterreichiſche Macht verſtärken konnte, ſelbige ohngeachtet ihrer ſehr vortheilhaften

ten Stellung anzugreifen, ſo auch mit ſehr glücklichem Erfolge am 6ten May geſchahe. Die Schlacht ſelbſt beſchreibt der 60 §. Wir zeigen nur daraus an, daß der König vorzüglich durch eine Trennung der beyden feindlichen Flügel den Sieg erhalten, der aber auch viele brave Generals und viel Blut gekoſtet hat. Die Schlacht iſt in den Beylagen No. X. XI. und XLIII. genau beſchrieben. Darauf erfolgte die Belagerung von Prag, worin der Prinz Karl mit etlichen 40,000 Mann eingeſchloſſen war. Weil man gegen eine ſo ſtarke Beſatzung keine Laufgräben eröffnen konnte, ſo ward die Stadt blos mit 20 Mörſern, und 35 groben Batterie-Stücken beſchoſſen. Der eine Theil der geſchlagenen Armee hatte ſich mit dem Reſervecorps des Dauns indeſſen vereiniget, und der König fand für nöthig, ſelbiges am 18ten Jun. bey Kollin anzugreifen, damit Prag ſich eher ergeben ſolte, dafern der Sieg für den König ausfallen würde. Allein die Schlacht fiel unglücklich aus, indem gegen des Königs Ordre der Preußiſche rechte Flügel ſich mit dem feindlichen linken eingelaſſen, (wobey man dem Prinz Moritz viel Schuld giebt,) der linke Preußiſche Flügel der Reuterey von dem feindlichen rechten repouſſiret, und durch die feindliche Reuterey auch der linke Preußiſche Flügel in den Rücken und in die Flanke genommen ward. Der Verluſt war groß, der König zog ſich bis Nimburg zurück, und ſahe ſich gezwungen die Belagerung von Prag aufzuheben, und in 2 Kolonnen nach Sachſen zu marſchiren. Dieſe unglückliche Bataille hatte die übelſten Folgen, weil nunmehr Franzoſen, Ruſſen, Schweden u. ſ. w. von allen Seiten in die Preußiſchen Länder einbrachen, die ſo lange nach an den Gränzen geſtanden hatten. (Wenn der König dieſe Schlacht gewon-

gewonnen hätte, ſo würde Prag ſich ergeben, und der ganze Krieg gewiß eine ganz andere Wendung bekommen, wenigſtens würde er wohl nicht 7 Jahre gedauert haben.) Eine ausführliche Nachricht von der Schlacht iſt hier in den Beylagen No. XII. u. XIII. befindlich. Bey dem Rückzuge der Kolonne, die der Prinz von Preußen führte, gieng ein großer Theil der Bagage, 4 Bataillons zu Gabel, und die Pontons, nebſt vielen andern mehr verlohren §. 62. Die andringende Franzöſiſche und Reichsarmee nöthigte den König mit einem Theil der Armee durch Sachſen nach Thüringen zu gehen, und den Herzog von Bevern gegen das Oeſterreichiſche Heer ſtehen zu laſſen, der ſich aber bald nach Schleſien ziehen mußte, weil die Oeſterreicher ſchon darin übel hauſeten §. 63. Schweidnitz ward am 12ten November eingenommen, und der Herzog von Bevern verlohr am 22ſten November nach hartem Widerſtand die Schlacht, die in den Beylagen No. XXIV. XXVI. beſchrieben iſt. Der Herzog ward nachher bey dem Recognoſciren gefangen, und der General Ziethen übernahm das Kommando. Breßlau ward aufgefordert, um die Garniſon dem Könige zu erhalten, capitulirte der Kommendant, und erhielt mit 11 Bataillons freyen Abzug, die aber zur Hälfte deſertirten, weil man alles für verlohren hielte §. 64.

Nach der Schlacht von Roßbach gieng der König durch die Lausnitz nach Schleſien, ein Theil der Armee blieb in Sachſen, um theils die Saale zu decken, theils aber einen Einfall in Böhmen zu thun. Bey Parchwitz ſtieß der General Ziethen zu ihm, und der König langte bey Breßlau an. Am 5ten Decbr. erfocht der König einen ſehr wichtigen Sieg, der

ſeine

seine mißliche Lage, worin er sich damals befand, völlig wiederherstellte. Die Beschreibung ist hier S. 361. und in den Verlagen No. XXIV. XXIX. XXX. Die Folge des Sieges war die Einnahme von Breßlau, worin eine große Anzahl Generals und mit Inbegriff der Kranken und Verwundeten über 16000 Kriegsgefangene gemacht wurden, und außer Schweidnitz die Unterwerfung von ganz Schlesien. §. 66.

In dem 66sten §. ist der Feldzug des Königs gegen die Reichsarmee und die Franzosen, nebst der Schlacht bey Roßbach beschrieben, so eigentlich gleich im Anfange des 66sten §. angebracht werden mußte; aber in Verbindung und schicklicher Einschaltung ist der Verf. kein Meister. Im August hatte sich die Reichsarmee westlich in Franken bey Fürth versammlet, worüber der Prinz von Hildburgshausen das Kommando erhielt, der sich mit den Französischen Trouppen unter dem Prinzen von Soubise vereinigte, um Sachsen zu befreyen. Sie standen bey Eisenach, wie der König aus der Lausnitz anrückte. Nachdem er zwey Korps, um Magdeburg und die Mark zu decken, detachiret hatte, auch um dem Haddick, so Berlin heimgesucht, den Rückweg abzuschneiden, bis Torgau wieder zurückgegangen war, so gieng die vereinigte Armee über die Saale, und setzte sich zwischen der Saale und Unstrut bey S. Micheln ohnweit Weißenfels. Der König bezog am 4ten Nov. ein Lager bey Roßbach, und wie die Feinde Miene machten ihn anzugreifen, so kam er ihnen zuvor, indem er ihre Kolonnen über den Haufen warf, ehe sie sich formiren konnten, und da sie überflügelt wurden, so litten sie ungemein, indem der König nicht allein eine

groſſe Anzahl Gefangene machte, worunter über 250 Officier und 6000 Gemeine waren, ſondern auch etliche 60. Kanonen erbeutete. Nachher ſind noch viele Gefangene gemacht; weil aber der König dem Prinzen von Bevern in Schleſien zu Hülfe eilen mußte, ſo konnte er den Sieg nicht weiter verfolgen. Indeſſen war doch die Reichsarmee völlig zerſtreuet, und die Abſichten auf Sachſen und die Mark vereitelt. §. 66. Beylagen No. XXIII. und XXV.

Die Schweden rückten ungefähr 20,000 Mann ſtark am 21ten Septbr. in das Preußiſche Pommern, ſo von Trouppen ganz entblößet war, ſo, daß die Landſtände freywillig 10 Bataillons Landmiliz in aller Eile anwarben, um nur Stettin zu behalten. Wie aber der General Lehwald aus Preußen anrückte, zogen ſie ſich wieder in ihren Antheil von Pommern zurück §. 67. Die Ruſſen erſchienen im Monat Junius mit 3 Kolonnen in Preußen, und der General Lehwald mußte ſich bis Wehlau zurückziehen, weil er zu ſchwach war. (Alle dieſe feindlichen Trouppen rückten erſtlich nach der verlohrnen Kolliner Schlacht in die Preußiſchen Länder. Wenn ſie gewonnen wäre, würden ſie vermuthlich zurückgeblieben ſeyn.) Demungeachtet hatte er Ordre den Feind anzugreifen, ſolches geſchahe auch am 30ſten Auguſt bey Gr. Jägersdorf anfänglich mit vielem Vortheil, wegen Ueberlegenheit und anderer Zufälle aber mußte man das Feld räumen, und Lehwald zog ſich mit einem Verluſt von 4000 Todten und Verwundeten wieder in ſein altes Lager bey Wehlau zurück, und die Ruſſen giengen auf Veranlaſſung des Grafen Beſtuchew ebenfalls zurück. §. 79.

Der König belagert Olmütz, weil aber der Transport von Ammunition und Proviant vom Feinde weggenom-

genommen ward, ſo mußte auch die Belagerung aufgehoben werden, und der Rückzug gieng durch Böhmen wieder nach Schleſien §. 73. Weil auch indeſſen die Ruſſen aus Preußen in die Neue Mark eingerückt waren, und Küſtrin belagerten, ſo zwang ſolches den König mit einer Armee dahin zu marchiren, um die Ruſſen von weitern Unternehmungen abzuhalten. Sie hatten ganz Preußen im Beſitz, indem die Preußiſchen Trouppen unter dem Lehwald nach Pommern ſich ganz zurückgezogen hatten, weil es nicht geſchützet werden konnte. Wie der König aus Schleſien bey Küſtrin anlangte, hub der Ruſſiſche General Fermor am 24ſten Aug. die Belagerung auf, und rückte in die Ebene bey Zorndorf. Hier griff der König die Ruſſiſche Armee, die an Infanterie weit überlegen, an Kavallerie aber ſchwächer war, unter dem Kanonenfeuer von 80 ſchweren Stücken mit dem größten Muth an, die aber mit eben der Tapferkeit fochte, und zweymal den Angriff repouſſirte, bis endlich der General Seidlitz mit der Kavallerie den Ausſchlag bey dieſem ſehr hartnäckigen Gefechte gab, und die Ruſſiſche Infanterie in völlige Unordnung brachte, ſo daß ſie ſich gegen Abend hinter Zorndorf zurückzog, und die Nacht da ſtehen blieb. Aus Mangel der Herzhaftigkeit haben die Ruſſen die Schlacht nicht verlohren. Indeſſen hatte man Preußiſcher Seits die Ruſſiſche Kriegskaſſe, eine große Anzahl Kanonen, und andere Siegeszeichen nebſt 3000 Gefangenen, worunter viele Generals, erobert, obwohl auch bey den zweymal mißlungenen Angriffen die Preußen verſchiedene Kanonen und auch viele Gefangene verlohren haben. Beylagen No. XLIX. L. und LI. §. 76.

Der König gieng nach Sachſen, und die Ruſſen zogen ſich nach Stargard in Pommern, verſuchten Kolberg zu ihrem Waffen-Platz und der Zufuhr wegen zu erobern, aber vergeblich, gegen ſie blos ein Korps unter dem Grafen von Dohna ſtehen. Der Major von Heyden wehrte ſich in Kolberg herzhaft, ungeachtet er nur 2 Bataillons Landmiliz hätte, und der Graf von Dohna mit 16000 Mann zu ſchwach war, die Belagerung zu entſetzen. Die Ruſſen hoben ſie am 29ſten Octbr. auf, und zogen ſich aus Mangel von Lebensmitteln nach Preußen in die Winterquartiere zurück. §. 77.

Den Feldzug gegen die Schweden beſchreibt der 79ſte §. Er macht den Schweden wenig Ehre, ſie trieben Brandſchatzungen ein, und zogen hin und her. Der General von Dohna hielt ſie beſtändig im Reſpect, und wenn dieſer ſich entfernen mußte, zogen ſich die Ruſſen, ſo kamen ſie wieder zum Vorſchein. Doch litte bey dem, den Schweden fatalen Städtchen Fehrbellin, ein kleines Korps von ihnen einen ſtarken Verluſt. Sie zogen ſich durch Meklenburg nach der Inſel Rügen wieder zurück. Die Reichsarmee, die nach der Roßbacher Schlacht ſehr zuſammengeſchmolzen war, und in Franken mit etlichen Kaiſerl. Regimentern lag, ward von dem General Mayr beunruhiget, und wie ſie nach Böhmen ſich retiriret, heimſuchte der Generallieutenant von Drieſen beſonders das Bambergiſche, und kam mit vieler Beute, beſonders an Zugpferden wieder zurück. Sie fiel hiernächſt mit den Oeſterreichern in Sachſen ein, und der Prinz Heinrich mußte bey Maxen ſein Lager nehmen, um Dreßden näher zu ſeyn. Der König kam von Zorndorf zurück, ſetzte ſich erſt bey Biſchoffswerda,

warda, hernach bey Hochkirchen, um den Weg nach Schlesien offen zu haben, und zog den Prinzen Heinrich an sich. Der Feldmarschall Daun rückte nahe an Dreßden, und versuchte selbiges zu emportiren, allein es mißlung, und weil der König aus Schlesien, wo er die Belagerung von Neiß rückgängig gemacht hatte, zurückkam, so ward Dreßden wieder frey, und Daun gieng nach Böhmen in die Winterquartiere, und die Reichsarmee nach Franken §. 79. Der König nahm bey Hochkirchen sein Lager, um den Daun zu nöthigen, Sachsen zu verlassen, welches auch bald geschahe, indem er auch nahe bey Hochkirchen ein festes Lager bezog, so dem Könige den Weg nach Schlesien versperren sollte. Der König war durch verschiedene abgeschickte Detaschements nur 40000 Mann stark, man hatte Oesterreichischer Seits einen dicken Nebel zum Vortheil, und dicke Waldungen zum Durchmarsch, wo man in der Nacht unvermerkt auf den Preußischen rechten Flügel stieß, der kaum so viel Zeit hatte das Gewehr zu ergreifen. (Die Kroaten sind auf Händen und Füßen mitten ins Lager gekrochen, und haben die Zelter angezündet.) Ungeachtet des Ueberfalls war die Gegenwehr vortrefflich. Auf dem Kirchhofe des Dorfs that der Feldmarschall Keith unglaublichen Widerstand, und nach vielen blutigen Angriffen, wurden die Feinde Meister von Hochkirchen. Der König mußte seinen Rückzug nach Oberschlaß nehmen. Auch der Prinz von Braunschweig blieb nebst dem Feldmarschall Keith auf dem Platz. (Man versichert zuverläßig, daß der König durch einen falschen Spion zu sicher gemacht sey.) Etliche Tage nach dem Ueberfall, gieng der König, nachdem er den Prinzen Heinrich mit einem kleinen Korps an sich gezogen, wider Vermu-

ihm des Feindes doch über Görlitz nach Schleſien, wo bey ſeiner Ankunft, wie ſchon geſagt, ſogleich die Belagerung von Neiß aufgehoben ward. Sobald dieſes geſchehen, gieng der Rückmarſch wieder nach Sachſen, wo unterdeſſen Daun die Stadt Dreßden zu belagern angefangen hatte S. 473. Ehe der König aber noch anlangte, hatte er die Belagerung aufgehoben, und war wieder nach Böhmen gegangen, worauf die abgematteten Trouppen die Winterquartiere bezogen §. 80.

Der 81ſte §. erzählt die Unternehmungen der Franzoſen gegen die Preußiſchen Länder, und die Operationen der alliirten Armee unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Nach der Schlacht bey Roßbach bezogen die Franzoſen die Br. Lüneburgiſchen Länder zu ihrem Winterquartiere, ſie wurden aber ſchon im Monat December bis nach Zelle zurückgetrieben, und im Monat Februar, jagte ſie der Herzog völlig bis an den Rhein zurück. Die Preußiſchen Trouppen, beſonders die ſchwarzen Huſaren, thaten bey der alliirten Armee große Dienſte. Dieſer Umſtand iſt hier unordentlich und zum Theil falſch in dem ganzen §. beſchrieben, der dem Rec. beſſer bekannt iſt. Die Franzoſen verließen die Feſtung Harburg und die Stadt Lüneburg nebſt dem ganzen Strich, und retirirten ſich über die Aller, wo ſie ſich zu Zelle feſtſetzten, indeſſen die alliirte Armee unter dem Herzog Ferdinand in der Gegend der Stadt Uelzen und an der Altmärkiſchen Gränze bis in den Monat Februar cantonirte. Da brach der Herzog in aller Geſchwindigkeit gegen die Weſer auf, die Magazine wurden von Altmärkiſchen Bauern nachgefahren, und wollten die Franzoſen nicht abgeſchnitten

ſeyn,

ſeyn, ſo muſten ſie ſich über Hals und Kopf gänzlich retiriren, alsdann erſt wurden die Braunſchw. Lüneburgiſchen Länder ganz frey von ihnen. Am 11ten April 1758 ſchloß England mit dem Könige von Preußen eine engere Verbindung, und zahlte ihm 4 Millionen um den Krieg mit vereinigten Kräften fortzuſetzen, verſprach auch Engliſche Trouppen zur alliirten Armee zu ſchicken, ſo auch bald nachher erfüllt ward.

Zu der dem Könige angedrohten Reichsacht, verſuchte der Reichshofrath einen neuen Schritt, verfuhr wegen ſeines Ungehorſams gegen ihn in contumaciam, und erklärte ſogar gegen ihn dem Kaiſerl. Hoffiscal. Allein das Corpus Evangel. faßte den Entſchluß, daß, wenn die Achtserklärung nicht nach Vorſchrift der K. Wahlkapitulation, ſondern nach Mehrheit der Stimmen betrieben würde, ſelbige für null und nichtig geachtet werden ſollte, daher ſie nicht zur Wirklichkeit kam §. 82. Gegen die Schwediſche Armee machte der Preußiſche General von Manteufel ſo gute Anſtalten, daß ſie im September das Preuß. Pommern verlaſſen muſte, nachdem er vorher ihre Kriegskaſſe zu Demmin erbeutet, und den Grafen von Putbus dabey gefangen genommen hatte. §. 85.

Das 1759ſte Jahr zeichnet ſich ebenfalls durch viele große Unternehmungen und Schlachten aus. In dem 86. und 87ſten §. wird zuerſt der Feldzug gegen die Ruſſen beſchrieben. Wie ſie aus ihren Winterquartieren in Pohlen aufbrachen, ſo machten ſie Miene Glogau und die Neumark zu occupiren. Der König ſchickte ihnen den Grafen von Dohna, ſo bisher gegen die Schweden geſtanden, nebſt einem andern Korps des Generals von Hülſen aus Sachſen nach Pohlen entgegen, ſo aber bald aus Mangel der Lebensmittel bis nach Pillkallen zurückgehen muſte.

ſe, woſelbſt der Graf Dohna ſich ſetzte, aber nicht vortheilhaft, weil er dadurch von Frankfurt und Krozen abgeſchnitten war. Der König unzufrieden mit ihm, ſchickte den General von Wedel das Kommando zu übernehmen, und ohne Anfrage eine Schlacht zu wagen, die auch gleich am 23ſten Jul. bey Kay erfolgte, aber zum großen Nachtheil der Preußen, die dabey 10,000 Todte, Bleßirte und Verlaufene hatten, und 14 Kanonen verlohren. Die Ruſſiſche Stellung war zu vortheilhaft u. ſ. w.

Nunmehr war die Mark offen, und der General Daun machte Anſtalt die Ruſſen, ſo bereits Frankfurt beſetzt hatten, zu verſtärken. Der König mußte dieſes alſo ſuchen zu verhindern, und das weitere Vorrücken ſelbſt zu hintertreiben. Er gieng nach Mühlroſe, zog noch 2 Korps an ſich, und griff am 12ten Auguſt die Ruſſen zwiſchen Frankfurt und Kunersdorf an. Ihr rechter Flügel ſtand auf einem verſchanzten Berge (der Judenberg genannt) mit vielem Geſchütz. Anfänglich gieng alles gut, man hatte ſchon etliche Ruſſiſche Batterien hinter ſich, und der General Wunſch hatte ſchon Frankfurt beſetzt, allein der Angriff auf dem linken Flügel wurde durch das ſchwere Geſchütz zweymal abgeſchlagen, die Reiterey ward in die Preußiſche Infanterie getrieben, und alles kam in völlige Unordnung, ſo daß man mit vielem Verluſt das Schlachtfeld räumen mußte. (Dieſe Erzählung iſt nicht ganz richtig, indem hauptſächlich die Oeſterreichiſche friſche Kavallerie unter dem Laudon, ſo während der Bataille angekommen, den Ausſchlag gegeben hat.) Der Verluſt an Kanonen und Ammunition u. ſ. w. iſt Preußiſcher Seits ſehr ſtark geweſen, noch mehr an Mannſchaft, der

ſich

ich auf 18000 Mann belaufen hat, doch haben die Ruſſen den Sieg nicht verfolget. §. 87.

Nachdem der König ſich von Berlin mit allen Kriegsbedürfniſſen, die bey Kunersdorf gröſtentheils verlohren waren, wieder verſehen hatte, und die Ruſſen ſich wieder nach der Lauſnitz zogen, folgte der König ihnen zur Seite, und vereitelte ihre Abſicht, ihn von Schleſien abzuſchneiden, indem er ihnen durch forcirte Märſche zuvorkam. Die Ruſſen giengen wieder nach Pohlen in die Winterquartiere, und der König ſchickte ein Hauptkorps unter dem General Hülſen nach Sachſen. Mit dem General Laudon ſchloß man einen Vertrag bis zum 1ſten März 1760. um von beyden Seiten ruhige Winterquartiere zu genieſſen. §. 88. Mit der Oeſterreichiſchen Hauptarmee unter dem Feldmarſchall von Daun iſt in dieſem Feldzuge nichts erhebliches vorgefallen, indem man durch verſchiedene Märſche und Wendungen nur ſuchte dem Feinde Abbruch zu thun, auch die Armeen ſelbſt beſtändig durch verſchiedene kleine Korps vertheilet waren. §. 89. Gegen die Reichsarmee, womit ein Korps Oeſterreicher verbunden, welche zuſammen ihre Hauptabſicht auf Sachſen in dem 1759. Jahre gerichtet hatten, vereitelte der Prinz Heinrich ihre Abſichten, beſonders auch dadurch, daß er faſt alle ihre angelegten Magazine verdorben, wodurch ſie aus Mangel der Subſiſtenz nichts wichtiges unternehmen konnten. Derſelbe fiel auch öfters in Böhmen ein, machte viel Gefangene, und vernichtete die Magazine. Bey Paßberg überfiel er den General Reinhard, machte ihn, 51 Officiers, und 2000 Mann gefangen, und kehrte, ohne Verluſt zurück. Auf gleiche Art ruinirte er die Magazine in Franken von der Reichsarmee. Der General von Meincken

über den General Riedeſel bey Hünnerborn, machte ihn, 30 Officier und 800 Gemeine gefangen ꝛc. §. 90.

Während dem, daß der König alle Trouppen aus Sachſen an ſich gezogen, vor und nach der Bataille bey Kunersdorf, ſo fiel die combinirte Reichsarmee in Sachſen ein, und eroberte bald Leipzig, Torgau und Dreßden. Zur Belagerung des letztern Orts ward ein groſſes Korps Oeſterreicher jenen zugeordnet, ſo daß die Reichsarmee über 30,000 Mann ſtark war. Der Graf von Schmettau, ſo die Stadt beſetzt hatte, und ſchwach genug war, räumte die Neuſtadt, und wehrte ſich ſo lange tapfer, bis er die Nachricht von der verlohrnen Schlacht bey Kunersdorf erfuhr, die ihm alle Hoffnung zum Entſatz benahm. Und weil er auf die Erhaltung einer über 5 Millionen Thaler ſtarken Kriegskaſſe ſehen muſte, ſo kapitulierte er gegen einen ganz freyen Abzug, aber die Kapitulation ward ſchlecht gehalten ꝛc. Der Preußiſche General Wunſch erſchien zum Entſatz, aber etliche Stunden zu ſpät, weil die Kapitulation ſchon geſchloſſen war. (Man warf es dem Grafen vor, daß er nicht noch 24 Stunden mit der Uebergabe gewartet, doch hatte er nach der verlohrnen Schlacht vom Könige die Ordre, daß, weil er ihm nicht ſuccurriren könnte, er in dem Fall, daß er ſich nicht länger halten könne, die Garniſon ꝛc. ſauviren ſolle. §. 91.

Die Erwerbungen der Sächſiſchen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig, ſo die Reichsarmee gemacht hatte, giengen bald wieder verlohren. Der General Wunſch nahm ſie zuſammen mit einem kleinen Korps nach und nach wieder ein, und ſchlug den feindlichen General von S. Andre bey Torgau, erbeutete das ganze Lager nebſt 8 Kanonen, und machte 676 Ge-

efangene. Leipzig ward ohne Weitläuftigkeit ein-
nommen, und die 3 Bataillons mußten ſich als
riegsgefangene ergeben. §. 92. Wie der Feldmar-
hall Daun ſich wieder nach Dreßden zog, be-
mpterte zwar der Prinz Heinrich noch lange ſein La-
r bey Strehlen, ſobald aber jener Anſtalt machte,
n Prinzen von ſeinem Magazin zu Torgau abzu-
)neiden, ſo bezog derſelbe ein vortheilhaftes Lager
y Torgau. Hierauf fielen etliche kleine Scharmü-
l vor, worunter der General Wunſch bey Pretſch
n General von Gemmingen und 1800 Gemein
fangen genommen, und vieles erbeutet hat. Der
önig ſchickte noch mehr Verſtärkung nach Sachſen,
ıd der Feldmarſchall Daun zog ſich nach Dreßden.
Zeil der König den General Fink zwiſchen Dippolds-
alde und Mayen detachirte, um die Zufuhr aus
öhmen abzuſchneiden, und den Rückzug ſelbſt, ſo
ußte der Daun nothwendig dieſes detachirte Korps
ıgreifen, und den Weg nach Böhmen zu eröffnen.
r griff alſo das Finkiſche Korps mit einer ſehr über-
zenen Macht von 50,000 Mann an, und nöthigte
lches, weil es von allen Seiten abgeſchnitten war,
uch zuletzt hat es an Ammunition gefehlet) ſich zu
riegesgefangenen zu ergeben. Ein ſehr großer Ver-
ſt, ſo nebſt dem Generallieutenant Fink, noch aus
Generalmajors, 550 Officiers, (die Anzahl iſt zu
ark,) 71 Kanonen, 4 Paar Pauken, 24 Stan-
rten, und 96 Fahnen beſtand. Die Anzahl der
emeinen iſt nicht angegeben; doch iſt ſie lange
cht ſo ſtark, wie man ſie Oeſterreichiſcher Seits an-
ebt, weil die Regimenter viele Kompagnien deta-
iret, und überhaupt ſchwach waren. Der Poſten
ar zu weit entfernt, daß er aus dem Königl. Lager
ukeniret werden konnte. Dieſen Verluſt erſetzte der

König

König dadurch, daß er von der alliirten Armee ein ansehnliches Korps nach Sachsen kommen ließ. Allein gieng damals unglücklich; auch bey Meißen wurde der General Diede mit 2000 Mann zu Kriegsgefangenen gemacht, die übrigen von seinem Korps waren über die Elbe geschafft. Eine unglückliche Campagne überhaupt §. 93. Die Unternehmungen des Fouquetschen Korps in Schlesien bestanden in Scharmützeln, so größtentheils gut ausgefallen sind §. 94.

In Staatsangelegenheiten des 1759sten Jahrs möchte wohl das Merkwürdigste seyn, daß die Könige von England und Preußen öffentlich bekannt machen ließen, daß sie zu Friedensunterhandlungen geneigt wären. Allein es fand keinen Beyfall; man glaubte noch zuverläßig den König klein zu machen. Der Kaiser erklärte den Entschluß des Corporis Evangelic. wegen der nichtigen Achtserklärung für ungültig, und gieng so weit, daß er alle Verbindlichkeiten, auch sogar die ausgestellten Bambergischen und Würzburgischen Wechsel für null und nichtig aufheben wollte rc. Aber der von Plotho schrieb herzhaft gegen alle die Zudringlichkeiten, zeigte öffentlich das reichssatzungswidrige Verfahren, und die drohende Gefahr für Deutschlands Freyheit u. s. w. §. 96.

Von dem 1760sten Jahre fangen die Nachrichten von dem Schwedischen Heer und dessen Operationen zuerst an. Einige kleine Scharmützel ausgenommen, fiel eben nichts wichtiges vor. Sie suchten sich in der Ukermark fest zu setzen, und nahmen ein Lager bey Prenzlau. Die Preußen waren im Begriff nach erhaltener Verstärkung sie daselbst anzugreifen, weil sie aber unter dem Herzog von Würtemberg eiligst nach Berlin gehen mußten, indem die Russen sich der Stadt näherten, so behielt der General

nerl Beding nur ein schwaches Korps, womit er nur defensiv agiren konnte, doch gingen die Schwedi bald in ihr Pommern zurück. §. 99. Der Feldzug gegen die Russen, besonders gegen den Graf Tottleben geschahe mit abwechselndem Glück. Die Hauptarmee unter dem General Soltikow drohte eine Haupteinnehmung in Schlesien, weil aber der Prinz Heinrich eine Stellung genommen, die sie behinderte, so mußte sie aus Mangel der Fourage wieder nach Pohlen zurückgehen. Nach der Schlacht bey Liegnitz ward der feindliche Plan dahin entworfen, dem Könige in der Kurmark selbst eine starke Diversion zu machen. Verschiedne Korps von Russen und Oesterreichern marschirten dahin, und langten im Anfange Octobers vor Berlin an. Der Herzog von Würtenberg, so Berlin decken sollte, war zu schwach, und am 9ten Octbr. capitulirte die Stadt, die der Feind nach einer starken Brandschatzung, und Ruinirung der Königl. Lustschlösser, Kriegesmagazine, Pulvermühlen u. s. w. am 12ten schon wieder verließ. Indessen hatte doch der Graf von Tottleben gute Mannszucht in der Stadt gehalten. Die Belagerung von Kolberg ward im September von dem General Werner vereitelt, und die Russen streiften nachher nur in diese Gegenden. §. 101. 102. Der Feldzug in Schlesien gegen die Oesterreicher war desto lebhafter, worin sich der Preußische General Fouquet vorzüglich hervor that, doch vertrieb der überlegene Feind ihn endlich von seiner Post bey Landshut, und er ward selbst nebst noch 2 Generals gefangen. Die Festung Glaz, die schlecht vertheidiget ward, eroberte Laudon, Breßlau aber ward vergeblich belagert. Hier hätte der Verf. gleich die Schlacht bey Liegnitz beschreiben sollen, um den Gang des Feldzugs

zu

zu überſehen, aber hier folgt gleich der Feldzug in Sachſen. §. 104.

Der König, ſo bisher in Sachſen, wie Daun auch geſtanden, verſuchte, nachdem das letzte nach Schleſien marchiret, Dreßden wieder zu erobern, allein vergeblich, und zog ſich ebenfalls wieder nach Schleſien, wo nun Laudon weit um ſich gegriffen hatte, und es Mühe koſtete nur bis Liegnitz vorzurücken. Hier ward der König durch die überlegene Macht von allen Seiten eingeſchloſſen, und angegriffen, allein der Sieg fiel glücklich für ihn aus, und weil der Feind nachher ſeine Hauptabſichten wieder auf die Mark richtete, ging er wieder zurück nach Sachſen, und gewann am 3ten Novbr. die Anfangs ſehr mißliche Schlacht bey Torgau, wozu der General Zithen das mehreſte beygetragen hat. Die beyden Hauptarmeen blieben in Sachſen, und weiter fiel in dem Jahre, womit ſich dieſer 2te Theil endiget, nicht viel wichtiges mehr vor. Hierbey ſind XIII. Tafeln von Schlachtordnungen, und über 130 Beylagen, davon viele wichtig, manche aber unerheblich ſind. Die in jedem Jahre geſtorbenen vornehmen Militär- und Civilbediente ſind angezeigt, und von jedem iſt ſein Leben kurz beſchrieben. Für einen künftigen Geſchichtſchreiber ſind hier Materialien geſammlet, und in der Abſicht iſt das Werk brauchbar. Sonſt aber iſt die Geſchichtbeſchreibung an ſich confus, und wegen der Eintheilung nach Feldzügen gegen die Ruſſen, gegen die Schweden ꝛc. wird ein Umſtand zu oft wiederhohlet.

Hk.

Sta-

II.

Statistische Uebersicht der vornehmsten Deutschen und sämmtlichen Europäischen Staaten in Ansehung ihrer Größe, Bevölkerung, ihres Finanz- und Kriegeszustandes mit einem Anhang gleichen Inhalts über den Nordamerikanischen Freystaat. 1786. 1 Alph. 21 Bog. in kl. Fol.

Das Unterscheidende bey diesen Tabellen ist die sorgfältige Anzeige der Quellen, woraus der Hr. Verf. seine Angaben genommen hat. Nur in wenigen Fällen hat er sich eine analogische Schätzung erlaubt. So kann man ja nur selbst bey der Volksmenge in England verfahren, wo sie bey aller Offenheit seiner Konstitution noch ein Geheimniß ist, weil man noch keine wirkliche Volkszählung hat vornehmen können. Häufig stößt man auf Varianten mit Anzeige der Gewährsmänner, welches daher kömmt, weil der sorgfältige Hr. Verf. den ersten Entwurf nach dem Büsching machte, und hernach aus neuern Nachrichten die Abweichungen in ihren Angaben nachtrug, auch manche Lücke ergänzte, wobey er unter andern Hrn. Cromens Werk über die Größe und Bevölkerung der sämmtlichen Staaten sehr fleißig genutzt hat. Uebrigens unterscheiden sich seine Tabellen von den Cromischen doch merklich in der Vollständigkeit. Sie gehen in Absicht des Bevölkerungszustandes mehr ins Detail, zeigen diesen nicht blos von ganzen Ländern und Provinzen, sondern auch von den vornehmsten

sten Städten, besonders in Deutschland an. Außer ihm aber hat er noch bey jedem Lande die besten in der Vorrede genannten Quellen benutzt. Von manchem ansehnlichen Reichslande fehlt indeß die Kenntniß nicht nur ihrer Bevölkerung, sondern auch der Arealgröße und der Einkünfte des Landes. So unwissend ist man z. E. bey Kurtrier und Zweybrücken. Die Einrichtung dieser Tabellen ist folgende.

Im ersten Abschnitte werden die Staaten des deutschen Reichs mit Voransetzung der gesammten Länder der österreichischen Monarchie abgehandelt. Die Stellung dieser Länder ist folgende. Erst die Kurfürstenthümer, meistentheils nach ihrer Größe geordnet, hernach die Herzoglich Pfalz-Zweybrückischen, die Herzoglich Sächsischen, die Fränkischen der Markgrafen von Brandenburg, Herzogl. Braunschweigischen, Mecklenburgischen, Würtembergschen, Hessischen, Badenschen, Gräflich Lippischen, Reussischen und Fürstlich Wernigerödischen Lande, hernach die vornehmsten geistlichen Stifter und die Reichsstädte.

Im 2ten Abschnitte kommen die Staaten von Dännemark, Schweden, Rußland, Polen, Portugal, die Republik Ragusa und das Ottomanische Gebiet nebst zwey Anhängen, davon der erste die Nordamerikanischen Freystaaten und der 2te Geburts- und Sterbelisten von den Europäischen Städten in den Jahren 1780 bis auf 1785. enthält.

Im dritten Abschnitte findet man auf der ersten Tafel eine Rekapitulation des Flächenraums und der Bevölkerung sämmtlicher Reiche und Staaten, auf der zweyten das Größenverhältniß der Europäischen Reiche und Staaten und verschiedener Länder in Absicht auf den Flächeninhalt und dessen Bevölkerung.

Die

Der dritte zeigt die Bevölkerungsſtufen der Europäiſchen Reiche und Staaten, wo die vereinigten Niederlande den erſten Platz, Neapel und Sicilien den 2ten, Italien den 3ten Platz haben. In den erſten nämlich wohnen 4000 Menſchen auf einer Quadratmeile, im 2ten 3243 und im 3ten 2888. Alsdann kommen Sardinien, Frankreich, Deutſchland, Großbrittanien und Irland, Oeſterreich, Preußen, Portugal, Spanien, Polen, das osmanniſche Reich in Europa, Europäiſche Rußland, Schweden und Dänemark. In kleinern Staaten ſind ſie ſo geordnet: 1) Malta, wo die unglaubliche Zahl von 18250 Menſchen auf eine Quadratmeile angeſetzt iſt: 2) die Provinz Holland, die 7840 Menſchen auf einer Quadratmeile hat; 3) die Oeſterreichiſche Lombardey, wo 6840; 4) Genua, wo 4444 auf einer QMeile wohnen u. ſ. w. Die 4te giebt das Größenverhältniß der Europäiſchen Staaten und ihrer vornehmſten Provinzen in Abſicht auf den Flächeninhalt mit deſſen Bevölkerung an: eine überaus lehrreiche Tabelle, wo auf der nebenſtehenden Kolumne die Verhältniſſe der Staaten unter ſich gezeigt werden. Z. B. die Oeſterreichiſchen deutſchen Staaten verhalten ſich zu den Kurbrandenburgſchen, wie $1\frac{7}{8}$ zu 1. Im Buche ſind dieſe Verhältniſſe durch ein kleines Verſehen immer umgekehrt angeſetzt. So verhalten ſich die Kurbrandenburgſchen Lande zu Kurſachſen, nicht wie 5 zu 3, ſondern ungekehrt wie 3 zu 1; Braunſchweig Wolfenbüttel zu Gotha, wie $1\frac{1}{4}$ zu 1; Magdeburg zu Anhalt wie $2\frac{1}{17}$ zu 1. Bey der 5ten Tafel, welche die Bevölkerung der deutſchen Staaten und ihrer vornehmſten Provinzen angiebt, weiß Rec. nicht, warum Meklenburg unter die deutſchen Staaten erſter Größe, Böhmen und Schleſien aber, obſchon noch

andern unter die deutschen Staaten zweyter Größe sind gesetzt worden. Koburg Saalfeld ist nach ihm das volkreichste Land in ganz Deutschland, das nicht weniger als 4250 Menschen auf einer Quadratmeile enthalten soll. Nach demselben kommen die Oesterreichischen Niederlande, Baaden, Tecklenburg und Lingen, Meinungen Koburgschen Antheils, Hanau, Halberstadt u. s. w.

Zuletzt kommen noch Zusätze und Verbesserungen. Zur Probe, wie er die Länder behandelt, wollen wir die Tabelle von Großbrittanien und Irland nehmen. Von den 7 Kolumnen, die gewöhnlich jeder Staat hat, enthält die erste die Besitzungen, die 2te die Größe nach Quadratmeilen, die 3te die Volkszahl, die 4te die Volkszahl auf einer Quadratmeile, die 5te den Finanzzustand, die 6te und 7te aber den Kriegszustand zu Lande und zur See. Großbrittannien und Irland, welches zwischen dem 7ten bis 20sten Grad der Länge, und 50sten bis 62sten Grade der Breite liegt, hat zusammen 6308 Quadratmeilen, 11,800000 Menschen und 1870 auf einer Quadratmeile; England selbst 3382 QMeilen nach Grew im Crome S. 367. 8 Millionen Menschen nach der Schätzung mehrerer hier genannter Schriftsteller und 2366 Einwohner auf jeder QMeile. Schottland 1600 QMeilen (nach dem Büsching) 1300000 Menschen (1784. Price, Knox, Sprengel und Crome. S. 320) und 873 auf einer Quadratmeile. Irland 1326 QMeilen (die Mittelzahl nach Arthur Young) 2500000 Einwohner (eben derselbe) und 1855 auf einer Quadratmeile. (Hr. Howlet, Vicar in Esser, der auch über die Bevölkerung Englands verschiedenes geschrieben, will doch die Men-

schen-

ſchenzahl noch höher anſetzen. Man kann nach ihm gewiß auf 500000 Häuſer, und auf 2 Häuſer 11 Seelen rechnen, welches 2750000 Einwohner für Irland giebt. Indeß geſteht Rec. gern, daß ihm die erſte Angabe zu 2½ Millionen Menſchen doch noch ſicherer vorkömmt.) Bey dem Finanzzuſtande bemerkt er erſt die Staatseinkünfte, welche 1784. 11 bis 12 Millionen Pf. Sterl. betrugen, aber, wenn keine allgemeine Noth eintritt, 1785 nach dem Stat auf 14 Millionen ſteigen werden. Die Staatsausgaben betrugen 13 Millionen Pf. Sterl. nämlich 4 Millionen zu den Staatsbedürfniſſen, und 13 Millionen zur Bezahlung der Intereſſen von der Nationalſchuld. Die Civilliſte beträgt 900000 Pf. Sterl. Das jährliche Einkommen von Großbrittanien rechnet man auf 110 Millionen Pf. Sterl. folglich beträgt die Auflage von 13 Millionen nicht mehr als 12 pro Cent von den Einkünften der Nation. Staatsſchulden waren 1784. 230 Millionen Pf. Sterl, fundirte Staatsſchulden, und 38 Millionen unfundirte. Bis zum 5ten Jan. 1786. ward der Belauf der Nationalſchuld nach einem beglaubten Verzeichniſſe auf 266,725000 Pf. Sterl. angegeben. (Politiſches Journal 1786. S. 31.) Der unglückliche letzte Krieg hatte 110,625519 Pf. Sterl. gekoſtet. (Wendeborn über den Zuſtand ꝛc. 1785. 1r Th. S. 128.) Irlands Staatsausgaben waren 1784. 850000 Pf. Sterl. und die Landeseinkünfte nur 6 Millionen Pf. Sterl. Die Staatsſchulden 1783. 1,919386 Pf. Sterl. und 44000 Annuitäten (Polit. Journ.) Im Jahre 1786 aber 2,281501 Pf. Sterl. Wir übergehen die beyden folgenden Kolumnen, welche den Kriegeszuſtand enthalten, und merken nur, daß nach dieſer allgemeinen Tabelle noch die beſondern über die

einzelnen Länder kommen, wo noch auf 2 Kolumnien angebracht sind: 1) ein Verzeichniß der größeren Städte und daneben 2) die Zahl der Häuser und Einwohner, wo sie bekannt waren. Ueberhaupt wird man nicht leicht einen Umstand, der dem Statistiker wichtig seyn kann, wofern Nachricht davon zu haben war, vermissen, und man kann mit Grunde behaupten, daß diese Tabellen unter den vielen, die seit einiger Zeit herausgekommen sind, durch eine vernünftige Auswahl und sorgfältige Zusammenstellung der hieher gehörigen Sachen sich auf das vortheilhafteste auszeichnen.

P.

III.

Grundsätze der technischen Chemie, entworfen von J. Fr. Gmelin, Prof. zu Göttingen. Halle, bey Gebauer. 1786. in 8. 704 Seiten.

Der große Einfluß der Chemie auf Künste und Handwerke, wodurch die rohen Körper der Natur auf die vortheilhafteste Art benutzet werden können, den man erst zu unserer Zeit recht lebhaft erkannt hat, mußte die akademischen Lehrer unter andern auch veranlassen, die chemischen Grundsätze, auf Gewerbe und Künste des bürgerlichen Lebens angewandt, solchen Personen besonders vorzutragen, die nach ihrer künftigen Bestimmung von solchen Geschäfften gründliche und aufgeklärte Begriffe nöthig haben.

Aus

Aus dem Grunde haben wir seit kurzen schon einige sehr zweckmäßige Lehrbücher von diesem Gegenstande erhalten, nach der Lage, worin sich der Lehrer befunden hat.

Im gegenwärtigen hat der Verf. seinen Vortrag nach den drey Naturreichen eingerichtet; die Mineralien machen darunter den Anfang, und die thierischen Körper den Beschluß. Die Mineralien werden nach der Eintheilung in vier Klassen, als salzigte, erdigte, brennbare und metallische Körper, in Absicht der Anwendung beschrieben. Bey den Gewächsen sind die Produkte, in solche, die blos durch mechanische Mittel, durch mechanische und chemische zugleich, und durch chemische Mittel allein, gewonnen werden, unterschieden worden. Von dem Thierreiche sind die Produkte in solche, die nicht gerade durch chemische Mittel, — die nur zum Theil durch chemische Mittel — und endlich die ganz durch chemische Mittel erlangt werden, eingetheilet. In beyden letzten Reichen sind auch die Mittel angeführt, Gährung und Fäulniß zu verhindern.

Da beym ganzen Vortrage blos auf Künste und Gewerbe gesehen worden, so sind in der Chemie der Salze, womit der Anfang gemacht ist, nur die Bearbeitungen des Kochsalzes, Salpeters, Vitriols, Alauns und Borares, als mineralischen Produkten, beschrieben.

Im ersten Kapitel wird vom Kochsalze gezeigt, wie die Soolen geprüft, das Salz daraus gewonnen, gereinigt, und zu verschiedenen Absichten angewendet werden kann; als zu Mineralalkali, Salzgeist und Glauberſalz. Eben so auch die Benutzung der Mut-

tenlauge zu Kochsalz, Glaubersalz, Bittersalz, Salzgeist, Bittererde und Berlinerblau. Von dem Glaubersalze, das viele unserer deutschen Soolen abliefern, kann aber wohl nicht nach §. 51. allgemein erwiesen werden, daß es schon gebildet darin steckt, indem das meiste nur nach der Zersetzung der Bestandtheile durch starken Frost erst erscheint. Nach §. 55. ist die Gewinnung des Bittersalzes in England unrichtig angegeben, weil solches daselbst lediglich aus der bloßen Mutterlauge des Meerwassers, wie aus andern Salzsoolen, ohne vitriolische Zusätze erlangt wird. Eben so ist beym Salpeter die zweckmäßige Zubereitung der Erde, Gewinnung, Reinigung und Benutzung des Salpeters, und der dabey zurückbleibenden sogenannten Hecklauge, ingleichen die Anwendung des erstern zu Schießpulver und Scheidewasser beschrieben. Auf gleiche Art werden die verschiedenen Vitriole, nach ihrer Bereitungsart, und Anwendung zur Färberey, Destillation der Säure und Malerfarben, ingleichen der Alaun und Borax, beschrieben.

Weiter können wir bey der großen Reichhaltigkeit der abgehandelten Gegenstände, uns nicht auf den Inhalt einlassen. Vollständigkeit und Nachricht von allen hieher gehörigen Materien wird kein Leser vermissen; auch die neuesten Beobachtungen hat der Verf. am rechten Orte benutzt. Mehr brauchen wir zur Empfehlung dieser Schrift nicht anzuführen. Nur noch eine Anmerkung wollen wir zum Vortheil derselben beyfügen. Es ist bekannt genug, wie verschieden gemeiniglich in verschiedenen Ländern allerhand Bearbeitungen, theils aus Unkunde, theils aus lokalen Gründen, angestellet werden, worunter also im-

immer eine besser als die andere ist. Auf diesen Unterschied der Bearbeitungsarten hat der Verf. überall gesehen, und in allen Fällen angegeben, wie in verschiedenen Ländern und Orten mit einer Arbeit verfahren wird. Eine solche Uebersicht ist ungemein lehrreich, und oft zur vollkommenen Erreichung eines Endzwecks sehr beförderlich, jemehr man dabey mit den verschiedenen Wegen zu einerley Zweck bekannt gemacht wird.

Probier- und Schmelzkunst hat der Hr. Verf. deswegen nicht mit in seinen Plan gezogen, weil sie schon längst eigne Wissenschaften ausmachten, und manche Leser, denen das übrige nicht interessirte, diese besonders zu haben, wünschen dürften. Aus diesem Grunde sind solche besonders abgedruckt, und unter doppelten Titeln zu haben. Für diejenigen, welche sie zur technischen Chemie verlangen, führen sie den Titel:

Anhang zur technischen Chemie, welcher die chemischen Grundsätze zur Probier- und Schmelzkunde enthält. 382 S.

Für andere aber, welche diese letztere Schrift allein verlangen, ist sie auch unter dem Titel:

Grundsätze zur Probier- und Schmelzkunde.

besonders zu haben.

Auch hierin sind, nebst dem schon bekannten Guten alle neuere Entdeckungen benutzt, die vorbereitenden Kenntnisse aber, insofern sie nicht unmittelbaren Bezug auf die Gegenstände haben, weggelassen wor-

ben. Das mechaniſche Verfahren iſt hierbey nur kurz berührt, und überhaupt nur blos auf Metallurgie geſehen. Zuerſt ſind die allgemeinen Grundſätze vom Probieren der Metalle, auf dem trocknen und naſſen Wege, und vom Zugutmachen, durch Vorbereiten, Röſten und Schmelzen vorgetragen. Zweytens folgt die Beſchreibung des Verfahrens mit dem Erze eines jeden Metalls insbeſondere, in Abſicht der Probirung im Kleinen und Schmelzung im Großen. Auch hier hat der Hr. Verf. wie bey der techniſchen Chemie auch bemerkt worden iſt, die in verſchiedenen Ländern üblichen Verfahrungsarten bey Ausſchmelzung der Erze angeführet. So findet ſich auch hier das Vorzüglichſte von der in Ungarn neueingeführten Amalgamationsarbeit mit ſilberhaltigen Erzen, aus des Hrn. v Borns Schrift ſchön an ſeinem Orte mit benutzet und beſchrieben.

Zk.

IV.

Chriſtlicher Unterricht von der Religion, als dem einzigen Mittel zur Seligkeit. Berlin, bey Heſſe. 1786. 144 S. 8.

Es läßt ſich nicht wohl abſehen, für welche Claſſe von Leſern der uns unbekannte Verfaſſer dieſes kleine Buch geſchrieben habe. Er ſelbſt erklärt ſich darüber nicht genau, und aus der Ausführung läßt ſichs ſchwerlich muthmaßen. Soll es ein Lehrbuch

für

für den gemeinen Mann seyn, so ist es viel zu methodisch abgefaßt, und enthält hier und da viel zu schwere philosophische Begriffe, als daß man es mit Nutzen darzu brauchen könnte. Man sehe z. B. gleich §. 47. wo der Verf. sagt: „Glückseligkeit bestehet in der anschauenden Erkenntniß der Vollkommenheiten in „Beziehung auf uns. Je deutlicher und anschauender wir uns die höchsten Vollkommenheiten in Beziehung auf uns vorstellen; desto mehr Glückseligkeit genießen wir." Wie viel Vorerkenntnisse werden nicht vorausgesetzt, ehe sich bey dieser Erklärung etwas denken läßt! Die Stelle Joh. XVII, 3. die gleich nachher angeführt wird, um zu beweisen, daß die wichtigste Erkenntniß von Gott uns die höchste Seligkeit geben müsse, weil Gott die Quelle aller möglichen Vollkommenheit sey, gehört vollends nicht hieher, wenn man nicht hineintragen will, was sie nicht enthält. — Sollte aber der V. sein Buch Lesern bestimmt haben, die mehr zum Denken gewöhnt sind, so möchte es zu mager ausgefallen seyn; wenigstens hätte alsdann mehr Genauigkeit im Gebrauch der Beweißstellen, und in der Schrifterklärung überhaupt, bewiesen werden sollen, als öfters geschehen ist. So darf man z. B. die Stellen, wo der Ausdruck, im Namen Jesu beten, vorkömmt, nur nachschlagen, um sogleich einzusehen, daß die vom V. §. 72. gegebene Erklärung dieser Redensart nicht richtig ist. So viel ist indessen gewiß, daß es der Verf. mit der Religion sehr gut meynt. Er verlangt, man müsse unaufhörlich dahin arbeiten, sie wirksam für das Leben zu machen, und wahre Zufriedenheit durch sie auszubreiten. Er hat daher, wie billig, die blos spekulativen Lehren des theologischen Systems ganz weggelassen,

lassen, wie man sich überzeugen kann, wenn man nur dasjenige nachsehen will, was er von der Person Jesu, und vom heil. Geiste sagt. Ob er aber in diesen und andern Lehren nicht allzuviel abgesondert habe, ist eine andere Frage, auf deren Erörterung wir uns hier nicht einlassen können. Er hat übrigens auch die christliche Moral mit in seinen Plan gezogen, und den Kern derselben in der Kürze zusammengefaßt. Am besten hat uns das IXte Kapitel gefallen, welches von der Irreligion, oder von den Sünden überhaupt handelt. Was der Verf. da über jede Art von Sünden sagt, ist sehr richtig, und unmittelbar aus der Erfahrung selbst genommen.

Lkp.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Lehre der heiligen Schrift von der Dreyeinigkeit Gottes. Drittes Stück. Von der Versöhnung Christi, abgefasset von Johann Esaias Silberschlag, Königl. Preußis. Oberconsistorialrathe. Berlin, 1786. Im Verlag der Realschulbuchhandlung. 236 S. in 8.

Wenn der vornehme Gönner, der den Verf. zu den vorigen Stücken aufgefordert hatte, ihn nicht so oft auch um diß dritte gemahnt hätte, so würde die Welt noch länger darauf haben warten müssen. Aber sein dringendes Verlangen bewog Hrn. S. zum Schreiben über eine Lehre, die, wie er sich ausdrückt, „von so wichtigem und weitläuftigem Umfange ist, daß sie nichts weniger, als das ganze menschliche Geschlecht umspannet, und die ganze Bibel durchwurzelt.“ (Eine eigene, neue, aber ganz undeutsche Phraseologie!) Er ist in seinem Gewissen überzeugt, daß die von Christo gestiftete Versöhnung der Menschen mit Gott, nach der heiligen Schrift, nicht anders, als eine an der Sünderstelle der unendlichen Gottheit geleistete vollgültige Genugthuung, gedacht und gelehrt werden müsse, und daß uns das Geheimniß der Dreyeinigkeit Gottes eben um deswillen geoffenbaret worden, damit wir helles Licht darüber bekommen, weil die eine Lehre ohne die andere nicht völlig eingesehen werden könne. Da nun in alten und neuern Zeiten schon so viel Dogmatiker, Polemiker und Asceten über diese Lehre geschrieben haben, und ein Gelehrter von Hrn. S. Range sich, seinem vornehmen Gönner zu gefallen, doch noch entschloß, von neuem eine Abhandlung darüber zu schreiben, so war Rec.

voll

voll großer Erwartung, etwas recht entscheidendes und fasslich klar entscheidendes in dieser Schrift darüber zu lesen. Ich muß aber wohl gestehen, daß ich mich sehr in meiner Erwartung betrogen habe. Es sind völlig die nämlichen alten Schulsophismen, die der V. zum Beweise seiner Lehrsätze anbringt, und wenn gleich Witz- und Rednerkunst genug an ihrer Aufstutzung verschwendet ist, so haben sie doch an innerer Stärke und Ueberzeugungskraft für einen denkenden Leser, der sich durch keinen ihm in die Augen gestreuten Staub blenden läßt, nichts dadurch gewinnen können. Mit aller Achtung gegen des Verf. bekannte ausgebreitete Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften sey es gesagt, Hr. S. ist bey theologischen Untersuchungen, wo es auf freyen philosophischen Geist, auf einen durch biblische Sprachkenntniß genährten und erweckten Schriftauslegungsgeist ankommt, außer seinem eigentlichen Fach; daher wird er, wenn er gleich anderswo mit seinen Gaben glänzt, hier nie etwas Beträchtliches, geschweige Großes und Außerordentliches leisten. Es ist auch an dieser kleinen Schrift unverkennbar, wie der Verf. ganz mit den alten, ihm geläufigen und aus dem in frühern Jahren erlernten theologischen System entlehnten Begriffen von einem durch die Sünden der Menschen beleidigten Gott, dem dafür eine seinem unendlichen Wesen proportionirte unendliche Genugthuung, durch einen mit unendlicher Gottheitkraft versehenen Stellvertreter, geleistet werden müsse, wenn er den Sünder begnadigen soll, ausgeht, und wie er den Sinn, den die angeführten biblischen Stellen nach seinem System haben müssen, nicht nach gesunden Auslegungsregeln aus ihnen herausholt, sondern in sie hineinerklärt. Auf die Weise kann auch die päpstliche Kirche alle ihre Lehrsätze aus der Bibel ad oculum usque beweisen. Mir ist bey Lesung der Silberschlagischen Schrift sehr oft eingefallen, was Hr. Prof. Eberhard in seiner neuen Apologie des Sokrates I. Th. S. 127. schreibt:

„Ueber den Artikel der Genugthuung ist die Schrift bey „weitem nicht so entscheidend und so umständlich, als die theologischen Systeme. Dieses Schicksal, durch willkührliche Zusätze erweitert zu werden, mußte er zwar mit vielen andern „Artikeln gemein haben; aber was hiebey die Schriftlehre „noch weit mehrerer Mißdeutungen fähig machte, waren die „mannigfaltigen Tropen, worunter diese Lehre in der Schrift „gleichsam vergraben liegt. Man kann leicht urtheilen, daß

„ein

„ein hartnäckischer Witz der Ausleger und der Systemmacher, in „den Zeiten der Dunkelheit, worinn unser theologisches Lehr„gebäude gröstentheils ist aufgeführt worden, ohne die Hülfs„mittel einer reinen Philosophie, ohne Geschmack und ohne „Kenntniß der Geschichte des menschlichen Verstandes, ein „schönes Feld werde gehabt haben, aus diesen Redfiguren, ein „feines Gewebe von Lehrsätzen herauszuspinnen. Vergleichungen, typische Vorstellungen, bildliche Ausdrücke, eigentlich verstanden, oder über ihren Vergleichungspunkt ausgedehnt, haben uns Lehrmeynungen gegeben, die sich gegen „alle Grundsätze des guten Geschmacks, der Weltweisheit „und bessern Sprachkenntniß, noch lange erhalten haben.“

Hätte Hr. Eberhard in prophetischem Geist auf Hrn. S. Abhandlungen gedeutet, und zehen Jahr vor der Existenz des Buchs hier eine Recension davon machen wollen: so hätte sie nicht treffender ausfallen können. Man sollte schwören, sie wäre itzt hinterher erst davon gemacht; so passend, so charakteristisch ist sie.

Billigermaßen könnte man von einem Gottesgelehrten, der itzt noch über die vikarische Genugthuung Christi etwas Neues, Besseres und Ueberzeugenderes, als wir bisher gehabt haben, schreiben will, verlangen, daß er das alles gelesen und wohl geprüft habe, was Hr. Prof. Eberhard in obgedachter Apologie mit so viel Gründlichkeit und philosophischem Scharfsinn dawider vorgetragen hat. Aber man merkt nicht, daß das von Hrn. S. geschehen sey, noch weniger, daß er die mindeste Rücksicht darauf sollte genommen haben, da doch jener scharfsinnige Gelehrte es klar genug gemacht hat, wie sehr gewisse, bey der vikarischen Satisfaction zum Grunde gelegten Vorstellungen, sowohl mit reinen, selbst biblischen und christlichen Begriffen von der Gottheit, als mit der durch die Genugthuung abgezweckten moralisch möglichen Besserung des in Christo abgestraft seyn sollenden sündigenden Subjectes, in geradem Widerspruch stehen. Ich will mit dem V. über die Sache selbst nicht umständlich aus allen dahin gehörigen Gründen disputiren, denn dabey käme nichts heraus, sondern mich auf dasjenige beziehen, was mehrmahls in der A. D. Bibl. über den streitigen Lehrbegriff verhandelt worden, namentlich auf meine eigene Recension der Seilerschen Abhandlung über den Versöhnungstod Jesu Christi (XXXVIII. 2. und XLII. 2.) und das, was neulich ein ande-

anderer Rec. (LXXII. 1. 36—46.) mit ſo viel Wahrheit und Gründlichkeit darüber geſagt hat. Nur den grellen, lauter Sieg über ſeine Gegner verkündigenden Ton, in welchem Hr. S. ſo oft mit ihnen, als mit Leuten von ſchwachem Kopf und böſem Herzen, die die Wahrheit der bibliſchen Lehre nicht ſehen konnten, oder ſehen wollten, zu ſprechen ſich angewöhnt hat; die dreiſten, bald bitter, bald ſpöttiſch vorgetragenen Verdammungen, die er ſich gegen diſſentirende Gottesgelehrte, welche doch auch die heilige Schrift mit Verſtand zu leſen wiſſen, und Jeſum in ſeinem, dem Menſchen zu gut übernommenem Leiden und Tode ſo innig, als er, verehren, nach väterlicher Weiſe erlaubt, kann ich ihm nicht hingehen laſſen. Unbefangene Leſer mögen ſelbſt urtheilen, ob ein ehrlicher Recenſent, deſſen Sache es nicht iſt, überall gegen angeſehene Schriftſteller oder vornehme Gönner Verbeugungen zu machen, zu ſolchem Großthun und Verketzern ſchweigen kann. Im I. Abſchnitt iſt die Frage: Was lehret uns Gottes Wort vom letzten Zweck des Leidens und Sterbens Jeſu. Den V. in allen ſeinen ſo genannten Schriftbeweiſen für die an Chriſto eigentlich von Gott vollzogene Abſtrafung aller Welt Sünder und Sünderinnen Schritt vor Schritt zu folgen, und ihre zum Theil gar große Schwäche aufzudecken, dazu müßte man ein eigenes Buch ſchreiben, und das bin ich nicht Willens. Alſo nur wenige Proben von der überwiegenden Stärke der Beweiskraft, die Hr. S. auf tropiſche Ausdrücke der Propheten und Apoſtel legt, und von ſeiner Art, die Bibel über den Artikel von der Genugthuung auszulegen. — In dem Spruch des Jeſaias: Fürwahr, er trug unſere Krankheit ꝛc. ſoll das Wörtchen fürwahr „den Staub „aller Aftermeynungen von dieſer göttlichen Urkunde weg„blaſen, und der Geiſt der Weiſſagung ſehr helle zum voraus „geſehen haben, was die Menſchen ſich vor (für) falſche Be„griffe von dieſer furchtbar großen Weltbegebenheit machen — „was wir Denker (wie fein der fromme Mann mit unter „ſpottet!) davon denken würden.“ S. 3. (Alſo haben die Propheten des A. T. wohl ſchon alle die verſchiedenen Geſtalten, welche das theologiſche Syſtem von einem Jahrtauſend zum andern annehmen würde, alle die Spitzfindigkeiten, welche orthodoxe und heterodoxe Dogmatiker, Polemiker, Exegeten in den Zeiten des neuen Teſtaments, von Jahrhundert zu Jahrhundert auf die Bahn bringen würden, auch die Meynungen der heutigen Deiſten, Arianer und Socinianer, ohne

Zweifel

Zweifel sogar jedes einzelnen von der sogenannten Rechtgläubigkeit abweichenden Schriftstellers Privatvorstellung über die Lehre von der Versöhnung Christi, sehr klar vorhergesehen. Das heißt dann doch wahrlich ihr empfangenes Divinationsvermögen bis zum Erstaunen weit ausdehnen. Noch mehr. Wann die Worte des Jesaias: „Die Strafe liegt auf ihm — „durch seine Wunden sind wir geheilet, durch seine Wunden ist uns die vorige Gesundheit der Seele, und unsere ewige Glückseligkeit wieder hergestellt worden:“ wenn diese Worte von Christo gelten, sagt der Verf., „welches wohl kein „ächter Schriftausleger leugnen wird: „so ist der Nebel socinianisch gesinnter Meynungen lange nicht trübe genug, „daß nicht die Wahrheit: das Leiden, die Wunden und der „Tod Jesu ist eine für uns übernommene Strafe unserer Sünde, wie eine strahlende Sonne durchscheinen sollte.“ Zugegeben, daß der Prophet hier den Messias Gottes in Gedanken gehabt, und auf keinen andern, als auf ihn damit hingedeutet habe, so sehe ich doch das hellstrahlende Sonnenlicht, worinn sich hier die Lehre von der vikarischen Genugthuung Christi jedem offenen Auge darstellen soll, wahrlich auf keine Weise. Da Christus unverschuldet von Uebelthätern als ein Uebelthäter behandelt wurde; da die Sünden seines verblendeten Volks schuld waren, daß er so geplagt und gemartert wurde, da seine freywillige Aufopferung im Tode den Zweck hatte, die Sünden der Menschen wegzunehmen, sie von dem Verderben und dem Dienst der Sünde zu erlösen, (welches, wie Hr. S. zugestehen wird, doch alles ganz klare, vom Nebel socinianischer Meynungen völlig unverdunkelte biblische Vorstellungen sind,) so läßt sich doch, zumal in der Dichtersprache, worinn Jesaias sang, auch ohne dabey an eine stellvertretende Abstrafung des Sünders in der Person Christi, wie es das theologische System haben will, zu denken, in einem guten richtigen Sinn, und für jedermann verständlich genug sagen: Christus trug der Menschen Sünden; ihn traf, auf ihm lag die Strafe der Sünde; er, der Gerechte, litte für die Ungerechten; er litte und starb um der Menschen Sünde willen; durch seine Wunden sind wir geheilet, durch ihn, der sich uns zu gut hat Wunden schlagen lassen, sind wir von der Krankheit der Seele, von der Sünde, genesen, gesund, hier und auch ewig glücklich worden. Dieß ist und bleibt unumstößliche Wahrheit. Welcher noch so trübe Nebel socinianischer Meynungen hätte

sie

ſie je verdunkeln können? Nur geſtehe ich, daß wie das in der Natur ſtrahlende Sonnenlicht dann doch um ein gut Theil heller ins Auge leuchtet, als die vom Hrn. S. aus jenen Redensarten gezogene nothwendige Schlußfolge: die ſündigen Menſchen müſſen in dem gemarterten Chriſtus für die verletzten Majeſtätsrechte Gottes von dieſem wirklich abgeſtraft worden ſeyn, wenn jene Redensarten einen richtigen Sinn haben ſollen. Im Gegentheil, wer den Verſuch macht, ſich die Idee von einem an der Sünder Stelle abgeſtraften unſchuldigen Chriſtus nur einigermaßen klar und deutlich zu denken, der wird dieſelbe in ſo trübe Nebel eingehüllet finden, daß mehr als eine ſtrahlende Sonne würde erfordert werden, dieſe Nebel zu zerſtreuen. — So verhält ſich die Sache, wenn Jeſaias von Chriſto redet. Sollte nun vollends der Prophet, wie es einigen nicht unvernünftigen Auslegern vorgekommen iſt, eine andere, zu ſeiner Zeit lebende merkwürdige Perſon, in Gedanken gehabt haben; ſollte er ſein dichteriſches Lied damals geſungen haben, als Hiskias, dem ſein unſittliches, laſterhaftes, zum unwürdigen Götzendienſt ſich immer hinneigendes Volk ſo viel Noth und Kummer gemacht hatte, der bey ſeinem unermüdeten Streben, ächte Gottesverehrung und Sittlichkeit unter demſelben wieder herzuſtellen, ſeine Seele und ſeinen Leib ſo zerarbeitet hatte, daß er in eine tödtliche, abſcheuliche Krankheit darüber fiel, von derſelben durch Gottes mächtige Hülfe geneſen war, und nachher noch funfzehn Jahr glücklich regierte: ſo würde das 53ſte Kap. des Jeſaias ungezwungen eine ganz andere Auslegung leiden, und der daraus genommene bibliſche Beweisgrund für die vertretende Genugthuung Chriſti auf einmal ganz wegfallen. Der Verf. meynet zwar S. 8. „er könne zur Bekräftigung „ſeines Lehrſatzes noch Stellen aus Moſe, den Pſalmen und „den übrigen Propheten anführen;“ verſchweigt ſie uns dann aber doch, welches auch recht gut iſt, denn ich fürchte, die Auslegung derſelben zu dieſem Behuf würde ſehr gezwungen ausgefallen ſeyn.

Hr. S. geht alſo gleich zum neuen Teſtament über, und da findet er dann in den eigenen Zeugniſſen Jeſu, ſoll ich ſagen, zu ſeinem Glück oder Unglück? nur das einzige Wort Chriſti, womit er bey der Abendmahlseinſetzung den Kelch darreicht: das iſt mein Blut, welches vergoſſen wird für viele zur Vergebung der Sünden. „Wer „die

„die Todesstrafe übernimmt, schließt er S. p. damit, Miſſe„thäter von dem Urtheil des Blutrichters befreyet werden „können, der vergießt sein Blut zur Vergebung der Sünden. „Wären diese Worte dunkel, so schickten sie sich nicht zum „Testament des großen Mittlers neuen Bundes. In Testa„menten führt man keine verblümte Sprache.“ Freylich wohl, der Sterbende muß seinen letzten Willen, den man ein Testament nennet, nicht verblümt, sondern bestimmt und deutlich abfassen. Aber wer heißt uns denn hier bey dem griechischen διαθηκη, wofür Luther in seiner Uebersetzung das Wort Testament gewählt hat, an das Vermächtniß, an den letzten Willen eines Sterbenden denken? **Mein Blut des Bundes**, (nach dem **Matthäus**) oder **Kelch des neuen Bundes in meinem Blut**, d. i. den mein Blut bestätiget, (nach dem **Lucas**) hätte **Luther** hier, wie in vielen andern Stellen, wo διαθηκη **Bund**, nicht Testament heißt, das αιμα της καινης διαθηκης, oder το ποτηριον, η καινη διαθηκη εν τω αιματι μου, übersetzen sollen. Und dann erklären sich die Worte Christi nach dem Grundtext, welche gar keine Testamentsformel sind, oder seyn sollten, in Beziehung auf 2 Mos. 24, 8. wo Moses das Volk mit dem **Blut des Bundes** besprengt, auf eine sehr einfache Art, daß man wohl sieht, ihr ganz simpler Sinn sey der: Christus wolle mit der nahe bevorstehenden Vergießung seines Bluts alle bisherigen Sühnopfer für die Sünden der Menschen aufheben, und dadurch den **neuen Bund**, die neue Haushaltung **der Gnade**, welche dem Sünder ohne blutige Opfer von Gott wiederfahren sollte, bekräftigen; ihm seine volle Gültigkeit geben. Wenn nun die Worte Christi, ich vergieße mein Blut für viele **zur Vergebung der Sünden**, so viel heißen, als zur **Aufhebung aller Sündopfer**, deren es nach erfolgtem Tode des großen Mittlers des neuen Bundes, wie der Brief an die Hebräer lehrt, nicht mehr bedarf, wie läßt sich denn das Dogma von der Stellvertretung Christi auf irgend eine bündige Art daraus beweisen? Und Hr. S. wird doch denen, welche Jesu Worte so verstehen, wohl nicht vorwerfen können, daß sie an ihrer Auslegung künstelten? Diejenigen, welche dabey an eine für **Missethäter** zu **übernehmende Todesstrafe** denken, **damit diese vom Urtheil des Blutrichters befreyet werden**; welche, um Luthers Uebersetzung willen, mit den Worten Christi eine unverblümte juristische Testamentsformel gesagt wissen wollen, die

künſteln weit mehr an ſeiner einfachen, nach jüdiſchem Sprachgebrauch und jüdiſchen Vorſtellungsarten ſo ganz verſtändlichen Rede. Doch dies möchte man ihnen noch hingehen laſſen, wenn ſie nur die anderen Leute, welche ihre vorgefaßten Ideen aus dem Syſtem nicht in den griechiſchen Text hineintragen, auf keine ſo ſehr harte Art verdammten. Aber man höre das Anathema, das Hr. S. über ſie ausſpricht: „Diejenigen, die mit ihren Verdrehungen der heiligſten Worte (Iſt das Verdrehung der Bibel, wenn man eine Stelle aus der andern erklärt? ein Wort, eine Redensart, wie Blut des Bundes, beym Matthäus und Lucas in dem Sinne nimmt, in welchem man es beym Moſes genommen findet? Ich dächte vielmehr, daraus, daß man es anders macht, müßten hundert Verdrehungen der Bibel entſtehen) „Chriſto widerſprechen, mögen ſich auf eine ſchwere, „ja ganz unmögliche Verantwortung vor ſeinem Richter„ſtuhl gefaßt machen.“ Es ſteht ſchwer zu begreifen, wie ſich ein Menſch, geſchweige ein proteſtantiſcher Chriſt, ein Lehrer in der proteſtantiſchen Kirche, (denn daß ein katholiſcher Prieſter ſeinen Mitchriſten ſo ohne Umſtände an Gottes Statt verdammt, iſt nichts ungewöhnliches) wär er auch mit der Autorität eines heiligen Apoſtels, der er doch nicht iſt, verſehen, erdreiſten kann, diſſentirenden Chriſten und Gottesgelehrten ihre ewige Seligkeit ſo entſcheidend abzuſprechen, und das noch dazu, um der deutſchen Ueberſetzung und des Sinnes dreyer griechiſcher Wörter ἐκχυννόμενον und εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν willen. Auf die letztern, auf das zur Vergebung der Sünden, muß bey dem Einſetzungsworten Jeſu nicht einmal etwas weſentliches ankommen, denn Matthäus iſt der einzige evangeliſche Geſchichtſchreiber, der uns meldet, daß ſie Chriſtus bey Darreichung des Kelches geſprochen habe. Nicht Marcus, nicht Lucas (denn Johannes erzählt bekanntermaßen gar nichts von Stiftung des Abendmahls) nicht Paulus, der das, was er ſchreibt, vom Herrn empfangen zu haben verſichert, thut ihrer Erwähnung. Alle laſſen ſie aus. Ich will hier nicht unterſuchen, woher dieſer, doch in der That merkwürdige Umſtand, kommen mag. Wenn die Autorität des einzigen Matthäus gleich hinreichend iſt, den Zuſatz: zur Vergebung der Sünden, als von Chriſto geredet, anzunehmen, ſo kann ich mich doch nicht überzeugen, daß ohne denſelben etwas weſentlich nothwendiges an der Rede Chriſti fehle, weil ſonſt die übrigen drey Zeugen

Jeſu

Jesu gerade auf dies wesentlich nothwendige nicht müßten geachtet, und uns die Worte Christi verstümmelt müßten überliefert haben, welches doch Hr. S., mit mir, auf diese vom heiligen Geist getriebene heilige Männer Gottes wohl nimmermehr wird kommen lassen. Man muß es sich gefallen lassen, daß Hr. S. den ersten und Hauptbeweis für das verkehrte Dogma, den er aus dem selbst eigenen Zeugnisse Christi führen will, auf ein Paar Worte bauet, wobey mancher zweifelhaft werden möchte, ob Christus sie wirklich geredet habe, weil nur ein Zeuge sie meldet, und drey, viere davon schweigen; auf ein Paar Worte, welche in der Glaubwürdigkeit von Stiftung des heil. Abendmals und in dem zweckmäßigen Gebrauch desselben, sie stehen da, oder nicht, nichts ändern; auf ein Paar Worte, die allen Christen der ersten Zeit, welche nicht gerade das Evangelium des Matthäus gelesen hatten, sondern etwa blos aus dem Markus, Lucas und Paulus von ihrem Christenthum unterrichtet seyn mochten, auch sicherlich den sämmtlichen Christen zu Korinth, die Paulus ihrer mit dem Abendmahl getriebenen unverantwortlichen Misbräuche wegen, so ernstlich straft, völlig unbekannt waren, indem er ihrer mit keiner Sylbe in seinem Briefe erwähnt hatte; dies alles, sage ich, läßt man sich gefallen, so sonderbar es auch an sich ist, weil es einem jeden Schriftsteller frey stehet, ob er gute oder schlechte, starke oder schwache Gründe für seine im Publikum behauptete Meynungen wählen will. Allein, daß Hr. S. an die von ihm als ächt angegebene Auslegung zweyer Worte Christi, mit denen wenigstens zwey Drittheile der ersten Bekenner des Evangeliums Zeitlebens unbekannt blieben, und ohne welche sie, weil selbige weder durch Markus, noch Lucas, noch Johannes, noch Paulus schriftliche Ueberlieferung je zu ihrer Kenntniß gekommen waren, dennoch von Herzen an Jesum glaubten, christlich und fromm lebten, auch zur Förderung ihres Glaubens und Christenthums öfters das heilige Abendmahl andachtsvoll hielten, und als Bekenner Jesu oder gar Märtyrer des Evangeliums froh und selig starben, daß der V. daran die ewige Seligkeit der Menschen, die künftige Freudigkeit vor Christi Richterstuhl bindet; daß er den Widersprechern seiner doch nur menschlichen Auslegung jener Worte, als vom Himmel herab, sagt: „Sie möchten sich auf eine schwere, „ja ganz unmögliche Verantwortung vor diesem Richter„stuhl gefaßt machen", das, dünkt mich, geht zu weit,

das ist eine unerhörte Anmaßung, die an einem Papisten nicht befremden kann, aber an einem protestantischen Gottesgelehrten höchlich befremden muß. Wie? Unmöglich soll es seyn, das vermeinte Widersprechen gegen eine Kirchenerklärung zweyer Worte aus dem Matthäus zu verantworten? Schwere Strafe und Verdammniß in jener Welt soll der Erfolg davon seyn? Lese ich auch recht? Steht es wirklich da in Hrn. S. Buche? Ja, wirklich! Nun so ist es, aufs gelindeste davon zu urtheilen, doch wahrlich zu unbedachtsam und zu übereilend von dem Verf. geredet, als daß man nicht jeden Leser, und ihn selbst aufmerksam darauf machen sollte. Ist denn Widersprechen gegen menschliche Auslegungen der Bibel eine Todsünde, so strafbar als das Widersprechen gegen Gottes unmittelbaren Ausspruch? Hat Hr. S. oder irgend ein Mensch, in die Urtheile des Allsehenden über der Menschen Glauben und Gewissen hineingeschauet? Weiß er so bestimmt, was von ihrem Widersprechen gegen die Schriftserklärungen einzelner Theologen vor Gott zu verantworten möglich oder unmöglich ist? Hat jemand eine außerordentliche Offenbarung darüber vom Himmel erhalten, warum Matthäus unserm Heiland bey Stiftung des Abendmahls zwey Worte sagen läßt, welche die übrigen Evangelisten und Apostel ihn nicht sagen lassen? eine außerordentliche Offenbarung darüber empfangen, daß die Menschen, die den Matthäus gelesen, und auf jene Worte an die kirchliche Satisfaction Christi geglaubt haben, vor dessen Richterstuhl bestehen, die übrigen aber, welche ohne ihre Schuld durch den Markus, Lucas, Johannes und Paulus nichts von jenen Worten erfahren, also die gedachte Genugthuung des Heilandes nicht daraus gläubig erkannt haben, vor selbigem verworfen werden sollen? und unmöglich anders, als schwer gestraft, ja völlig verworfen werden können und müssen? Und ist Hrn. S. diese Offenbarung geworden? — Der V. berechtiget den Rec. dergleichen Fragen an ihn zu thun. Kann er sie nicht beantworten, verwickelt er sich mit seinem dreisten Verdammungsurtheil über viel ehrliche Christen des ersten und jetzigen Jahrhunderts, ja der ganzen Zwischenzeit, in unauflösliche Schwierigkeiten, so ist dies eine Folge davon, daß er in der Hitze seiner lebhaften Einbildungskraft ohne Bedacht und Ueberlegung Worte niederschrieb, deren Grund oder Ungrund er erst mit etwas kälterer Vernunft hätte prüfen sollen. Mehr als Uebereilung will ich ihm dabey nicht zur

Last

Lest lugen, weil ich gern glauben möchte, sein Herz sey völlig schuldlos. Aber er mag mirs auch nicht verargen, daß ich ihm seine vorrücke. Die Sache ist zu wichtig, als daß man so leicht darüber wegschlüpfen könnte. Ein jeder Gottesgelehrte muß die Freyheit haben zu sagen, wie er das verstehe, was er in der Bibel von Christo und seinen Aposteln geredet und geschrieben lieset. Aber es steht nicht sein, den bey Gott zu verklagen, der seine guten Gründe hat, warum er es anders versteht. Was soll aus der protestantischen Theologie endlich werden, wenn Widerspruch gegen menschliche Schrifterklärungen, die einer dem andern nachbetet, für Widerspruch gegen Gott selbst ausgegeben wird, bey der man sich nun auf schwere, ja unmögliche Verantwortung vor seinem Richterstuhl gefaßt machen könne? Da schlägt man uns ja mit der Zeit ganz wieder in die alten Fesseln des geistlichen Despotismus, in welche viele unserer einsichtsvollen Väter, auf die erste Aeußerung einer ungewöhnlichen Interpretation der Bibel, ängstlich zurückgeschreckt wurden. Oder wollen wir wol eine Infallibilität vornehmer Kirchenlehrer einführen? Dafür behüte uns Gott! Nein, solchen Theologen, sie mögen seyn wer sie wollen, welche ihre Lehrsätze und Schrifterklärungen auf gut papistisch für so untrüglich ausgeben, daß schwere Verantwortung vor Gott den drohe, der ihnen nicht beypflichtet; solchen Theologen, die gleich mit Verketzern und Verdammen der Dissentirenden fertig sind, denen muß man widersprechen, das ist Gewissenspflicht für jeden protestantischen Gelehrten, denn sonst kömmt der Geist des Pabstthums, der immer allein über den Glauben und das Gewissen der Leute herrschen will, unausbleiblich ganz wieder unter uns auf. Doch genug hievon!

Hr. S. mag sich selbst wohl nicht getrauet haben, aus irgend einer andern Rede Jesu, deren dieser so viele an seine Schüler und das Volk gehalten hat, das Dogma von der an ihm vollzogenen Abstrafung der verschuldeten Sünder in dem göttlichen Gerichte zu beweisen, sonst hätte er sich ohnfehlbar darauf berufen. Aber desto klärere Zeugnisse davon glaubt er in den Briefen des Petrus, Johannes und Paulus zu finden. Man weiß aus den dogmatischen und polemischen Schriften unserer Vorfahren, wie verschroben die Auslegungen der auch von dem Verf. wieder aufgewärmten apostolischen Sprüche ausfallen müssen, wenn die Lehrsätze

daraus gefolgert werden sollen, welche der Anhänger des gangbaren theologischen Systems daraus herleiten will. Und so wird man sie denn auch hier sammt und sonders finden. Ich bewundere nichts mehr, als die Zuversicht und unerschütterliche Festigkeit der Ueberzeugung, mit welcher der Heilige Apostel Petrus 1 Br. II, 24. Johannes den Täufer Joh. I, 26. 29. Johannes, den Apostel 1 Br. I, 7. und Paulus Röm. III, 25. 2 Kor. V, 18—21. und an vielen andern Stellen, als ewige ausgemachte Wahrheit sagen läßt: „Christus habe belastet von (mit) den Missethaten der Welt „das Kreuz bestiegen, um wie ein auf das brennende Holz „des Altars aufgelegtes und dargebrachtes Sündopfer für un„sere Sünden zu büßen." (S. 10.) Dem Verf. geht dieser Sinn so ganz natürlich aus den Worten der Apostel hervor, daß er nicht begreifen kann, wie irgend ein gelehrter oder ungelehrter Wahrheit liebender Bibelleser einen andern Sinn darin finden könne. Er scheint nicht allein auf die bildliche jüdische Opfersprache, welche die Apostel als ehemalige Juden an Judenchristen in ihren Briefen so oft reden, gar keine Rücksicht nehmen, sondern auch überall keine tropische Vorstellungen und Redensarten der heiligen Schriftsteller kennen, von keiner Regel für den Ausleger, der sie dem heutigen Leser verständlich machen will, etwas wissen zu wollen; denn man findet auch nicht bey einer einzigen Stelle, die geringste Spur, daß er als Dogmatiker die uneigentlichen Ausdrücke der Apostel auf eigentliche Wahrheit zurückleitet, sondern er läßt es immer bey jenen bewenden, und legt ihnen den Sinn unter, den das System der Schultheologie mit sich bringt. Damit dies herauskomme, bedeutet ihm die Präposition für (ὑπὲρ) allemal schlechterdings anstatt. Wenn also die Apostel sagen: Christus ist für uns gestorben, da wir noch Sünder waren; er ist für Gottlose gestorben; so fragt Hr. S. „kann demnach der Tod Christi wohl etwas anders seyn, als „ein Versöhnungstod? (S. 17.) d. i. ihm eine an der Sünder Stelle erlittene Strafe, wodurch die Sünde abgebüßt ist? Und ich frage jeden Unbefangenen, ob das Vorwörtchen für diesen Begriff nothwendig in sich fasse? Was würde man von einem Lehrer der griechischen Sprache wohl sagen, der seine Schüler das ὑπὲρ immer anstatt übersetzen ließe? — „Ganz besonders deutlich und umständlich," soll sich Paulus, „über die Art und Weise erklären, wie die Weltsünden „durch Christum geheiligt und Gott versöhnt worden, 2 Cor.

„V,

V. 18 — 21. (V. 17.) Aber es iſt ein ganz unverzeihlicher Witzwurf, den der Exeget in dieſe an ſich ſo deutliche und verſtändliche Stelle durch ſeine Auslegungskunſt hineinbringt. Anſtatt in ihrer ſimpeln Einfalt, wie ſie da ſtehe, für des Volkes Faſſungskraft zu reden, zwinget ſie gerade wider daſſelbe. Man bekommt erſt durch dieſe ganze Vorſtellung des Apoſtels den richtigen eigentlichen Begriff von der Verſöhnung, die Gott durch Chriſtum geſtiftet hat. Die Schultheologen verwirren immer durch ihre dogmatiſchen Gloſſen und Terminologien, was die Apoſtel in ihrer Sprache ſo ganz einfach vortragen. Wenn Paulus die Lehre von der Verſöhnung anderswo für Judenchriſten in allegoriſche Bilder, die von Opfern und Opfermieſtern hergenommen ſind, einkleidet, ſo redet er hier gerade ohne alle Figuren in eigentlichen Ausdrücken davon. Gott, ſagt er, hat uns, hat die Welt durch Chriſtum verſöhnt mit ihm ſelbſten, nicht ſich mit der Welt, denn er war nie den Menſchen Feind; brauchte nicht erſt das Opfer ſeines heiligen Sohnes, um mit ihnen ausgeſöhnt zu werden, bedurfte nicht erſt eines Bürgen, der die Schuld, ſo ſie durch Sünde auf ſich geladen hatten, mit einem blutigen Tode bezahlte, damit er die Sünder begnadigen, ihnen ihre Schuld nachſehen könne. Gott war in oder mit Chriſto (denn es ſtehen oben παρ' ἑαυτῷ und ἐν ἑαυτῷ iſt gleichviel) führte durch ihn das Werk aus, und verſöhnte die Welt mit ſich. Nun aber heißt jemanden mit ſich verſöhnen (καταλλάσσειν πρός τινα) nach deutſchem und griechiſchem Sprachgebrauch in Ewigkeit nichts anders, als jemanden die Abneigung, die feindſelige Geſinnung, die er ſonſt gegen uns hatte, benehmen, und machen, daß er uns wieder mit Liebe, Freundſchaft und Achtung zugethan werde. Und ſo iſt es denn auch ganz klar, was Paulus mit dem: Gott verſöhnte die Welt mit ſich durch Chriſtum, ſagen will, nehmlich er ſuchte die ſündigenden, verlohrnen Menſchen, die von ihm abgewandt waren, die ſich vor allen ſeinen Vaterliebe gegen ſie, feindſelig und ungehorſam gegen ihn bewieſen hatten, durch Chriſtum zur Liebe, zum Wohlwollen und zum Gehorſam gegen ihn wieder zu gewinnen, ſie als folgſame Kinder wieder zugethan zu machen, und damit Vergebung der Sünde für vormalige Sünden, ſo nicht davon zurückkehrten, ließ er durch dieſen großen Mittler, ſeinen Sohn und Bevollmächtigten, völlige Begnadigung, völlige Vergebung der Sünden ihnen ankündigen. Die Art und Weiſe, wie Gott die Welt

nicht ihm ſelber vorſtehen habe, wird ſo beſtimmt, als möglich, durch den Zuſatz des Apoſtels erklärt: er rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu. Und da bei Chriſtus, den Gott ſendete, widerrechtlich und unſchuldiger Weiſe, als ob er ein Miſſethäter geweſen wäre, von ſeinem Volk getödtet wurden, ſo trug Gott den Apoſteln des Herrn das Amt auf, das von ihm angefangene Werk fortzuſetzen, und ans ihrem Munde, an ihrer Stelle Verſöhnung zu predigen, doch, durch allen gedachter Bedeutung des Worts betrachtet, ihren Menſchen ferner von Seiten Gottes, deſſen gnädige Bereitwilligkeit zum Verzeihen anzukündigen, und von ihnen Gottes ſie zur Gegenliebe und zum willigen Gehorſam gegen einen ſo gütigen Vater anzunehmen. Dies thaten auch die Apoſtel. Sie hatten an Chriſtus Statt: Laſſet euch verſöhnen mit Gott! Dies kann doch, um bey einerley beſtimmten Begriff des Worts zu bleiben, wieder nichts anders heißen, als: Laſſet eure bisherige feindſelige, widerſpenſtige Geſinnung gegen Gott fahren, nehmet ſeine dargebotene Gnade an, und werdet ihm folgſam, wie Kinder ihrem Vater. Denn dazu iſt der Zweck geweſen, warum es Gott über ſeinen heiligen Sohn, der von keiner Sünde wußte, der ganz rein und unſchuldig war, zugelaſſen hat, daß er uns zu gut als ein Sünder behandelt, als ein Miſſethäter hingerichtet wurde, damit wir durch ihn gerechte, oder begnadigte und rechtſchaffene Kinder des Höchſten würden. So, dächte ich, würde jeder auch ungelehrte, gemeine Leſer, wenn er des griechiſchen Textes kundig wäre und von den Lehrſätzen der theologiſchen Schule nie etwas gehört hätte, den Apoſtel verſtehen. Schon berühmte, ſogar mralte Schriftausleger, z. B. Theodorus, (wiewohl Hr. S. den nicht für rechtgläubig wird gelten laſſen, weil er von der Arminianiſchen Parthey war) beynahe im eilften Jahrhundert Theophylactus, ja ſogar Kirchenväter, unter andern Chryſoſtomus, haben dieſe Stelle eben ſo erklärt. — Wir wollen nur einmal den ſchalgleichen Kommentar des Verf. dagegen halten. „Gott war in „Chriſto. Seine Weltverſöhnung war ein Werk Gottes. „Das war ſo gewiß, wie niemand leugnet. Nur hüte „Weltverſöhnung, und Gottesverſöhnung, oder eine „Gott verſöhnende Aufopferung Chriſti, wie ſie H. S. „genannt wird, ganz zweyerley, und es iſt nicht gut, daß Hr. S. in der Folge immer eins mit der andern verwechſelt, willkührlich eins für die andere ſubſtituirt, da die Apoſtel doch die

Kön-

ſündige Natur, und wenn Gott versöhnen durch den Tod ſeines Sohnes, aber niemals (Gott iſt versöhnt.) Wie bezeugen konnte Paulus ſagen: „und versöhnte die Welt „mit ihm ſelber.“ Deutlicher kann wohl dies ewig zu preiſende Werk Gottes nicht beſchrieben werden. Alles ganz göttlich.“ (Welcher Chriſt hat je daran gezweifelt?) Nun weiter: „und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu, ſo „nichts als nöthig von dem Schuldner Bezahlung fordert, „wenn ſein Bürge in der Auslöſung begriffen iſt.“ (Dies iſt nun bloß Zuſatz des Analegers zum Text, der nicht gemacht werden ſollte. Paulus veranlaßt hier mit nichts den Gedanken einer geſuchenen Schuldenbezahlung, oder eines Bürgen, der in der Auslöſung der Schuldner begriffen iſt. Vielmehr läßt Gott durch Chriſtum und deſſen Nachfolger bekannt machen, daß er der Welt aus freyer Gnade, ohne geleiſtete Bezahlung die vorige Schuld erlaſſen wolle, damit die Sünder, welche ſich von ihm getrennt haben, wieder mit ihm in Liebe vereinigt, wie ihm verſöhnt werden.) „Warum der Welt ihre Sünden nicht zugerechnet, „wenn denn? (Wenndenn! Sie ſollten nach Gottes freyer Gnade keine zugerechnet werden.) „Von wem fordere nun „der Allerheiligſte und Allergerechteſte Genugthuung?“ (Von keinem, weil er ſie nicht verlangt, ihrer auch nicht bedarf, da das ſündigende Subjekt durch das begangene Unrecht nicht wieder gut machen kann, und es an ſich unmöglich iſt, um ſich wider alle Gerechtigkeit und Billigkeit ſtreitet, die individuellen Verſchuldungen deſſelben auf ein fremdes ganz unſchuldiges Subject zu legen.) Aber da ſteht es ja, ſagt der Kommentator, V. 21: „Denn Gott hat den, der „von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht.“ Ein größerer Nachdruck, den hier Paulus ſeiner „Vorſtellung gebe, iſt nicht zu erdenken. Er, Chriſtus „Jeſus, der hohe Adamah des menſchlichen Geſchlechts, „ward in ſeiner Unſchuld für uns zur Sünde gemacht.“ Paulus perſonifizire in Chriſto die Sünde. (Nicht doch! Er braucht nur nach einer ſehr gewöhnlichen Redart das Abſtractum pro Concretum, Sünde für Sünder, wie herrlich Gerechtigkeit für Gerechte. Man ſpricht alle Tage ſo.) Gott macht die Boshaftige zu Schanden, und hebt die Unſchuld empor. Alles verſteht nicht, daß die Boshaftige und Unſchuldige damit gemeint ſey?) „und „will damit ſagen: Gott rechnete unſerm Mittler die Sünde

„ſey vollkommen gut, und fordere eine ſtrafgerechte Zu„rechtweiſung von ihm, als ob er die Sünde ſelbſt wäre. „Die Folge davon war eben dieſelbe, die auf einen jeden ge„laſſenen Bürgſchaft erfolgt: auf daß wir würden die „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. (Gerechtigkeit, d. i. Gerechte Gottes, heißt es im Grundtext.) „So wie in „Chriſto die Sünde, ſo wird in uns die Gerechtigkeit perſo„nificirt, den hohen Grund der Zurechnung der durch den „Mittler erworbenen Gerechtigkeit anzudeuten, und wie „ſo gar nichts gegen dieſe Loszuſprechung von Schuld und „Strafe eingewandt werden könne.“ Allegen die Loſſprechung ſelbſt, welche ſo troſtvoll für den einzigen Sünder iſt, kann niemand etwas einzuwenden haben; einer wider die Erklärung der Art und Weiſe, wie dieſelbe von Gott durch Chriſtum geſchehen ſey, welche nicht in der heil. Schrift beſtimmt worden, und die gleichwohl einige Theologen, als ob ſie im Rath der Gottheit geſeſſen hätten, und alle Geheimniſſe derſelben wüßten, zu beſtimmen ſich unterfangen, giebt es ſehr gegründete Einwendungen von Leuten, welche auch die Bibel verſtehen. „Da Chriſtus, der Herr, unſere „Gerechtigkeit durch ſeinen Mittlerdod geworden. Alle „machen auf Gottes weiſe Verfügung, ihn zur Sünde und „er uns zur Gerechtigkeit; der Bürge und der Schuldner „wurden am Verſöhnungstage Gottes im göttlichen Gerichte „gewechſelt.“ (Lieber Gott! was findet der gelehrte Mann alles im Texte, wovon der heil. Schriftſteller nicht eine Sylbe ſagt. Alle dieſe aus ſeiner eigenen Einbildungskraft ausgeſponnenen und dem Apoſtel untergeſchobenen Ideen, von Verwechſelung eines Bürgen mit dem Schuldner am Verſöhnungstage Jeſu, ſieht er ſo klar wie das Hell ſtrahlende Sonnenlicht, und andere Leute, deren Auge doch auch kein Eulenauge iſt, können es nicht ſehen, ſo gern ſie wollten. Den vornehmen Gönner, für den der Verf. ſchreibt, und an deſſen redlichem Chriſtenthum wir gar nicht zweifeln, kann Hr. S. leicht überreden, daß dieſe Ideen in dem Text lägen, denn die vornehmen, wie die nicht vornehmen Leute, ſind, bey aller noch ſo redlichen Liebe zu Jeſu und ſeinem göttlichen Evangelium, nicht allemal fähig zu prüfen, ob ſich auch ſo verhalte. Sie trauen es einem angeſehenen Gottesgelehrten auf ſein Wort zu, aber unſer einem muß eben dieſer Gottesgelehrte es doch nicht zumuthen, daß man es auf ſein Wort, als vom Paulus im Namen Gottes geredet, annehme.)

„Die

„Die vollständigen sind von Jesu freywillig übernommene „Entrichtung unserer Schuldenlast, und deren Folge, die „stellvertretende Strafe, das blutige Opfer soll nicht be„zweifelt, verdreht, verheimlichet werden. (Nein! das soll „sie auch nicht) „sondern Gott hat unter uns aufgerichtet „das Wort von der Versöhnung ꝛc. Seine Herolde „prangen mit dem gnadenvollen Auftrage: So sind wir „nun Botheschafter an Christus Statt ꝛc. (Ganz recht! „Christus war der erste Bothschafter der göttlichen Gnade „gegen die Sünder. Die Apostel traten an seine Stelle.) „Was für einen Ernst Gottes erblicken wir in diesem apostolischen Vortrage, uns zum Genuß dieser so weislich, so „gnadenvoll veranstalteten Versöhnung Gottes (Falsch! Versöhnung der Menschen mit Gott, steht im Text) „zu „verhelfen. Der göttliche Versöhnungsprediger erschöpft den „ganzen Nachdruck der menschlichen Sprache, um diese Bevollmächtigung Gottes uns wichtig zu machen, damit es „uns ja nicht an Zuversicht und Freudigkeit fehle, die ihre „Sünden ernstlich bereuenden Sünder vom Tyrannen Jesse „hinzuführen, und daselbst von Gott begnadigen zu lassen.“ (Ja wohl ist diese Bevollmächtigung sehr wichtig. Welcher christliche Lehrer sollte nicht die durch Christum bekannt gemachte Gnade Gottes gegen reuige Sünder mit Zuversicht und Freudigkeit predigen? Er würde ja eine wesentliche Lehre des Christenthums verschweigen, wenn er es nicht thäte. Das hinführen des Sünders zum Kreuze Christi, um daselbst begnadiget zu werden, kann doch aber in eigentliche, unsinnliche Ausdrücke übersetzt keinen andern verständlichen Sinn haben, als den: dem reuigen Sünder die trostvolle Bothschaft des der Welt zu gut gekreuzigten Christus ans Herz legen.) „Freylich, der auf seine Tugenden stolze Pharisäer, kann durch dieses Medelbur nicht hindurchgehen. Die Pforte ist zu enge — der Weg zu schmal.“ (Das ist nun wieder so eine grämmelnde Sticheley, unter der viel hämische Kiehlsinnigkeit versteckt liegt. Also, wer sich die durch Christum gestiftete Versöhnung der Menschen mit Gott nicht so, wie der V. vorstellt, in seinen Ideen nicht darüber denkt, an seinen Kommentar über den Paulus, den ich hier beleuchtet habe, nicht demüthig glaubt, der ist ein stolzer Pharisäer, ein Heuchler, ein bey äußerlicher Werkheiligkeit im Herzen grundböser, verkehrter Mensch? Wie doch das Wissen, das allein Meister der Schrift seyn wollen,

welches sich mancher Christ und Lehrer in der Kirche anmaßt, so gar leicht aufblähet, und lieblos im Urtheilen macht. Mir fällt dabey der schöne Spruch des Apostels ein: Wer bist du, daß du einen andern Knecht richtest? „Aber „der gedemüthigte Geist, das geängstete und zerschlagene Herz, „Ps. LIII. 19. findet hier keinen Widerstand, sondern viel„mehr Trost und Seelenruhe, Friede und Leben." (Das denke ich auch. Welches aufrichtige Gemüth, das sich seiner Verschuldung unter großer Aengstlichkeit bewußt ist, sollte nicht in der durch Christum ihm dargebotenen verzeihenden Gnade Gottes Ruhe und Friede für das Gewissen suchen. Die wird aber auch ein jeder bestimmte Herz ohne alle Spitzfindigkeiten der gelehrten Dogmatik, und ohne viel weitschweifige Künsteleyen der Exegese in dem Evangelio Jesu von selbst finden. Wehe dem Christenvolk, wenn es nicht eher Trost in Jesu findet, als bis es die Erklärungen der systematischen Theologen von der Versöhnungslehre gelernt hat!)

Der Verf. läßt die, die sein Buch etwa mit Prüfung lesen wollen, gar nicht zum Besinnen kommen, sondern sie werden Schlag auf Schlag in die Ideen hineingeschreckt, welche Hr. S. für die einzigen untrüglichen hält. Nimm sie an, oder du bist ein Feind Christi. Dieß ist allemal die Alternative. Ein drittes giebt es nicht dazwischen. Unmittelbar darauf, nachdem den Gegnern ihr pharisäischer Stolz vorgerückt worden, heißt es S. 341: „Wir wollen die übrigen „Schriftstellen von der an unserer Sache übernommenen Be„desstrafe des Erlösers nach der Reihe folgen lassen, damit „man doch wenigstens sieht, was für ein Heer göttlicher „Aussprüche sich den Feinden des Kreuzes Christi ent„gegenstelle, (die Apostel nannten nur diejenigen Feinde des Kreuzes Christi, welche leugneten, daß der am Kreuz gestorbene Jesus von Nazareth der Christus oder Messias Gottes sey, und gegen seine Lehre und Bekenner feindselige Gesinnungen hegten. Heut zu Tage ist gewissen Theologen alles Feind Christi, was nicht zu ihrer Schule gehört, oder ihre Schulsprache redet. Ob das billig und vernünftig sey, mag sich jeder selbst sagen;) „und die alle zuvor aus der Bi„bel weggekritisiert, wegexegesiert und wegvernünftelt „werden müssen, ehe der Sieg auf ihre Seite fallen kann." (der Verf. scheint sehr übel berichtet zu seyn. Die Stellen, die er anführt, sind keinem Menschen im Wege. Sie können

und

und sollen alle stehen bleiben. Nur weg mit der dogmatischen Brille, durch welche sie gelesen werden! wer sie mit offenen Augen lieset, darf keine Sylbe wegkritisiren, wegexegisiren und wegvernünfteln. Man bittet sich nur aus, daß kein Ausleger etwas hineinkritisire, hineinexegisire und hineinvernünftele, was nicht da steht. Mehr verlangen wir nicht. Und den Fehler des Hineinexegisirens und Hineinvernünftelns in den Text hat sich der Verf. so angewöhnt, daß wir ihn desselben in jeder Zeile zeihen könnten.) Wo steht Gal. I. 3. 4. daß Christus an der Sünder Stelle abgestraft worden? Wo steht Gal. III. 13. „daß der vom Gesetz „über uns ausgesprochene Fluch an Christo, da er am Kreuze „hieng, vollzogen worden?“ Paulus ist froh darüber, daß der harte Fluch, den das Ceremonialgesetz dem Juden, der es im geringsten übertritt, ankündiget, auf den Christen nicht hafte. Er preiset den Herrn Christum dafür, daß er großmüthig genug gewesen sey, eine in den Augen der Juden vermaledeite Todesart zu leiden, damit er seine Gläubigen von diesem Fluch erlösete, sie von aller Verbindlichkeit zu einem so harten, nur Fluch androhenden Gesetz, frey machte. Und sein Ausleger kritisirt, exegesirt und vernünftelt ihm ein theologisches Dogma der spätern Zeit in seinen Spruch hinein, wozu auch nicht die entfernteste Veranlassung in den Worten des Apostels liegt — Doch ich will mich nicht länger dabey aufhalten. Die gegebenen Proben von des V. Art zu exegisiren, zeigen zur Gnüge, wie er in der That Ursache hätte, den hohen, siegrufenden Ton, in dem er so wegwerfend von andern Exegeten und deren Auslegung der h. Schrift spricht, etwas herunter zu stimmen. „Bey jeder andern Erklärung und Meynung vom Kreuzestode Jesu, durch die (von ihm angezogene) Zeugnisse der Schrift hindurchgeführt, „soll man allemal einer Klippe begegnen, woran unsre künstlichen Erfindungen Schiffbruch leiden. (S. 30.)“ (Hohe Worte menschlicher Weisheit! Ist doch nichts in der Welt erkünstelter, als was er selbst aus diesen Zeugnissen herausbringt. Wer dieß zu sehen und zu fühlen keinen Sinn hat, mit dem ist auch weiter nicht darüber zu disputiren.)

Nur noch etwas von den folgenden Abschnitten des Buchs, welche dem ersten ganz ähnlich sind. Der IIte enthält eine Betrachtung über die Sünde, welche durch den Kreuzestod Jesu versöhnt, und deren Strafe durch unsern Mitt-

ler

ler und Heiland geilgt worden. Was der heil. Vater Augustin von der Erbsünde und wirklichen Sünde lehrte, das lehrt Hr. S. auch, und nach seiner Ueberzeugung alles aus der Bibel. „Die ganze Menschenwelt, sagt er S. 45, „ist vor Gott nicht anders anzusehen, als ein Planet voll „Fluch und Todes würdiger Sünder. Entsetzlicher Anblick! „Und gleichwohl habe ich nichts gesagt, als was Gott uns in „seinem Worte eröffnet hat.“ (Daß doch immer alles Gottes Wort seyn soll, was Menschen als schulgerechte Dogmatiker aus der Bibel herausbringen!) Wer in unsern seit mehr als hundert Jahren gangbaren Lehr- und Andachtsbüchern belesen ist, findet hier alles wiederholt, und aus den gewöhnlichen Sprüchen nach hergebrachter Erklärung bewiesen; daher dem Verf. denn auch leider der Beweis, „daß Gott die Welt „nicht anders als einen Planeten voll Gottes-, des Schöpfers, Lästerer betrachten könne,“ sehr leicht wird. (S. 111.) Bey einiger Menschenkenntniß fällt es zwar jedem ins Auge, daß nicht bey jeder Sünde, die ein Mensch begeht, allemal Haß gegen Gott, böser Vorsatz ihn zu beleidigen, rebellischer feindseliger Sinn gegen ihn, zum Grunde liege, daß die meisten Menschen aus Irrthum, Unbedachtsamkeit, Leichtsinn, in der Hitze irgend eines Affekts, welches sie freylich nicht entschuldiget, unrecht thun. Aber nach der Kenntniß, die sich der V. zum Theil aus sehr misverstandenen Schriftstellen, von der menschlichen Natur erworben hat, soll der Mensch schon als ein unsinniger Feind und Rebelle Gottes gebohren seyn. (S. 44.) Und so nach ist denn nichts gutes, sondern lauter fluchwürdiges an ihm. Man kennt schon aus der Geogenie des Verfassers die Art, Verdorbenheit der Menschen sehr fürchterlich zu beschreiben. Aber ganz neu ist die Berechnung, die er hier anstellt, und das Gewicht der Sündenlast, welche Jesus getragen hat, zu bestimmen. „Wenn man, „schreibt er, S. 52, nach der Meynung der mehresten Theo„risten, die Anzahl der zugleich lebenden Menschen auf vier „bis fünf tausend Millionen ansetzt, (in der Geogenie nahm er 8000 Millionen an, und hat doch, vielleicht auf die Erinnerung der A. D. Bibl. so viel heruntergelassen,) „und alle „Jahrhunderte drey solche Menschengeschlechter den Schau„platz der Welt betreten läßt, so gehen innerhalb sechstausend „Jahren acht bis neunmal hundert tausend Millionen Men„schen hervor, von welchen die Schrift spricht: Sie sind all„zumal Sünder. Um sich von der gesammten Masse ihrer

„Sün-

„Sünden einen Begriff zu machen, vervielfältige man die „Anzahl der Sünder, nicht eben mit den zehntausend Pfunden, die der Rechnunghaltende König auf der ersten Seite „fand, (Woher mag Hr. S. das wissen? Matth. XVIII. 23. ꝛc. nach der Parabel Jesu,) „sondern nur mit tausend. „Ich freue mich, diese entsetzliche Zahl herzusetzen; eine Zahl, „die man wohl schreiben; aber schwerlich in ihrer ungeheuren „Größe denken kann. Großer Gott! wie unendlich deine „Langmuth, deine Barmherzigkeit! wie gar tief! — Eben „so groß, großer Erlöser, Lamm Gottes! war deine Last, die „Weltsünde, die du einst trugst.“ (Sie wog nur 4000 Millionen zugleich lebender Menschen, und jedes Jahrhundert drey Generationen angenommen, nach einem Zeitraum von 6000 Jahren, und tausend Pfund Sünden auf den Mann gerechnet, schon 720 Billionen Pfund. Rechnet man 5000 Millionen zugleich lebender Menschen, so kommen 900 Billionen Pfund heraus. Mich soll wundern, ob unsere Dogmatiker sich künftig, wenn sie die Schwere der von Christo getragenen Schuldenlast angeben wollen, nicht mehr mit einem unbestimmten Gewicht begnügen, sondern diese vom Hrn. S. ausgerechnete bestimmte Schwere derselben praeter propter anzunehmen sich werden gefallen lassen; denn ganz accurat läßt sie sich freylich in keinem Fall berechnen; oder ob die Verständigen darunter sagen werden: Es sey mit der ganzen Berechnung der menschlichen Sünden nach Pfundgewichten, welches Christus getragen haben soll, höchst seltsames, kindisches Spielwerk.) „Man wird fragen,“ fahrt der Verf. fort, „wie kann eine Quaal von einem Tage, ein Tod von „einem einzigen Mittler, diesem so vielfach, ja fast unendlich „chenial verdienten Tod das Gleichgewicht halten? Ich muß „es gestehen, antwortet er, daß dieser Gedanke mich ehedem „lange beunruhiget hat, dem ich mit weiter nichts begegnen „konnte, als mit der Auferstehung des Mittlers, durch welche Gott der ganzen Welt thätig bestätigt hat: Er sey versöhnt. Αυτος ἱλασμος.“ (Dieß kann er nie bestätigt haben, oder haben bestätigen wollen; sonst hätte Paulus ihm gerade zu widersprochen, da er nicht sagt: Gott sey versöhnt, sondern die Welt sey ihm durch Christum versöhnt worden. Was wird wohl ein theologischer Untersucher, der so unterschiedene Begriffe, als diese sind, unaufhörlich mit einander verwechselt, auf dem Pfade der Wahrheit für gewisse Schritte thun? Und wenn er dann doch allein die Wahrheit durch und durch

erforsche

erforſcht und gerroffen zu haben ſich einbildet; wenn er ſich deſſen mit Verkleinerung aller übrigen Wahrheitsforſcher noch dazu hoch rühmt, kann man dazu wohl ſtillſchweigen?) Ich würde gar nicht fertig werden, wenn ich nur den zwanzigſten Theil von den Sätzen und überſpannten Ideen, wogegen ein verſtändiges Kind dem Verf. Zweifel und Einwendungen machen kann, anmerken wollte. Alſo eile ich zum III. Abſchn. von der ſtellvertretenden Genugthuung Chriſti, oder *de ſatisfactione vicaria*, wo der Verf. ausführlich zeigen will: „daß zwiſchen den Verſöhnungsleiden Chriſti und der „Sünde der Welt nicht nur ein vollkommenes Gleichge„wicht, ſondern auch in der That ein großes Uebergewicht „anzutreffen ſey.“ Zwar ſtreht er ſelbſt ein, die Frage: „Wie das Leiden und der Tod eines einzigen Mittlers eine „vollwichtige Bezahlung für eine Welt voller Sünden, de„ren jede den Tod verdient hat, angeſehen werden könne?“ gehöre unter die vorwitzigen; „es könne uns genug ſeyn, „wenn Gott ſelbſt betheure, er ſey verſöhnt, (wieder falſch! Nicht er, ſondern die Welt, ſey ihm verſöhnt, ſprechen die Apoſtel,) „und die Vergebung aller Sünden allen Menſchen, „ſo huldreich als ernſtlich anbietet.“ (S. 68.) Der Schuldige wird ſeines Gefängniſſes entlaſſen, ſagt Hr. S. ganz recht. Ihm wird ſeine verlohrne Würde und Glückſeligkeit wieder eingeräumt. Hat der nöthig, alle einzelne, im Gerichte ſeinetwegen vorgegangene Verhandlungen durchzuſehen, „und zu fragen: ob der Richter und ſein Bürge alles gehörig „nach den Geſetzen der Gerechtigkeit abgemacht haben? Kömmt „ihm dieſer Vorwitz zu? Schickt er ſich für ihn? für nie„mand weniger, als für den Sünder?“ (S. 69.) (So dürfte ja dieſe Unterſuchung ohne Schaden unterbleiben, da ſie doch nur unnützen Zank unter Chriſten gebährt.) „Aber „nein!“ antwortet hierauf der Verf., „da der Vorhang, der „vor dem Heiligthum hieng, bey dem Tode Jeſu zerriſſen iſt, „und die heilige Schrift uns ſo viel Licht anzündet, als „wir bedürfen, in das Innere des Allerheiligſten hin„ein zu ſchauen, und den daſelbſt aufgeſtellten Gnadenſtuhl „mit allen Freuden des Glaubens zu bewundern: ſo „iſt es auf unſerer Seite Pflicht, durch einen ſo vollſtändi„gen Bericht der Offenbarung Gottes die Augen unſers Ge„müths aufklären zu laſſen, zumal da dieſer Lehre in den „neuern Zeiten ſo oft widerſprochen wird, und manche „ſich verleiten laſſen, zu verkennen den Koſten, der ſie

„er-

„erkauft hat mit seinem Blute; darüber denn Christus „auch bey unserm Zeitalter der Eckstein bleibt, den die „Baulente verwerfen, an welchem aber der Glaube wah„rer Verehrer Jesu sich aufrichtet und fest stehet.“ Verba, praeterea nihil, möchte der Rec. hier wohl sagen. Gott vergebe dem Verf. die Sünde, daß er abermals von denen, die seinen Ideen von der Versöhnung der Menschen mit Gott durch Christum nicht beytreten, eine so gehässige Vorstellung macht. Ist es denn gar nicht möglich, daß Hr. S. nach seiner Ueberzeugung schreibt und lehrt, ohne zugleich den als einen Unchristen und falschen Lehrer anzuschwärzen, der eben so gewiß einer andern überzeugt ist? Läßt sich denn ohne den Glauben an die von Theologen aufgebrachte vikarische Genugthuung Christi, keine wahre Verehrung desselben, kein an sein Evangelium festklebender, trostvoller Glaube denken? Anerkennt, verehrts man denn den Herrn, der uns unsere Glückseligkeit erkauft hat mit seinem Blute, wenn man nicht das dogmatische System der Gottesgelehrten unterschreibt? Widerspricht man der trostvollen Lehre von der Versöhnung, wenn man menschlichen Einfällen und Satzungen darüber widerspricht? Ich bin mir meiner innigen Verehrung Jesu im Herzen bewußt. Ich finde in ihm meine beste Weisheit und meine beste Beruhigung. Er soll es ewig seyn, an den mein Glaube sich aufrichtet und festhält. Aber ich fühle auch tief in meiner Seele das Beleidigende und Unbillige des Sekteneifers, und bedaure nichts mehr, als wenn ich zum großen Schaden des thätigen Christenthums, Männer, die Christum verehren, und es mit dieser Predigt gut meynen mögen, aus bloßem Sekteneifer über wohldenkende Christen, seyn es Lehrer oder Laien, lieblose Urtheile fällen höre. Man disputirt ja aus Gründen gegen ihre Dogmatik; bringt aber ihren Glauben nicht in Verachtung, ihre christliche Frömmigkeit nicht in Verdacht. Sollte uns denn nicht von ihrer Seite ein gleiches widerfahren können? Zum letztenmal sey hier die sektirische Verketzerungssucht, davon sich der Verf. schwerlich, nach diesem Buche zu urtheilen, reinigen kann, gerügt. — Ich hätte aber wohl noch außerdem ein Wörtchen über die aus seiner Schrift S. oben ausgezogenen gesalbten Worte zu sagen. Verzeihe es mir der wegen anderer Wissenschaften berühmte Mann, wenn ich ihm deutsch heraus erkläre: Es ist nicht an dem, daß die heilige Schrift über das Innere der vikarischen Genugthuung, über die Art, wie der Richter und den

Wege des Schuldigen alles gehörig nach den Gesetzen der Gerechtigkeit abgemacht haben, so viel Licht anzündet, als er vorgiebt. Unter den Auslegern der Bibel sind darüber freylich weitläuftige Verhandlungen vorgegangen. Man lese nur die von ihnen zusammengeschriebenen Acten davon nach, so wird man finden, wie sie gar sehr im Dunkeln tappen; wie sie hier ein Wort und da ein Wort in der Bibel zusammensuchen, und dann die Stelle und jene Stelle drehen und wenden müssen, damit der Sinn, den sie suchen, herauskomme; wie sie sich sogar mit falschen Lesarten helfen, und einen Paulus von Gottesversöhnung mit Menschen müssen sprechen lassen, wenn buchstäblich von Menschenversöhnung mit Gott die Rede ist. Wo stünde denn im irgend einem Ort im neuen Testament der vollständige Bericht von demjenigen, was zwischen Gott, dem Vater, als Richter, und Gott, dem Sohn, als Bürgen des schuldigen Sünders gesetzmäßig abgemacht worden, auf den sich Hr. S. beruft? Daß Gott den umkehrenden, ihm versöhnten Sünder begnadigen wolle, darüber giebt das Evangelium Jesu volles Licht. Diese trostvolle Wahrheit verbürgt uns der Opfertod des großen Mittlers. Und so ist er uns unter einem Bilde, das Paulus wählte, was den Juden der Gnadenstuhl war. Hieran aber habe ich völlig genug, um ihn und seine Liebe, nach welcher er sich für die Sünder aufopferte, mit allen Freuden des Glaubens zu bewundern. Ich bin der Gefangene, nach Hrn. S. Gleichniß, dem der Kerker geöffnet ist, und der herausgeht in seine glückliche Freyheit, ohne von den Verhandlungen, die seinetwegen im Gericht vorgegangen sind, etwas zu wissen, oder wissen zu können und zu wollen, weil die heilige Schrift ein tiefes Stillschweigen darüber beobachtet, und mir nur blos meine durch Christum vermittelte Befreyung ankündigt. Aber ich will den sehen, der mich von inniger Verehrung meines Mittlers, und von der ihm lebenslang schuldigen Dankbarkeit abbringen soll. Diese Erklärung glaubte ich über des Verf. Rede thun zu müssen.

Uebrigens zeige ich nur kürzlich an, daß der ganze dritte Abschnitt der Silberschlägischen Schrift nicht sowohl in sein ächt philosophischen Lehrton, der sich zu einer didaktischen Untersuchung der Theorie von der Versöhnungslehre, worauf bestimmte Begriffe und Ausdrücke so viel; auf Deklamation

und

und Wortkrämer aber gar nichts ankömmt, geschickt hätte, sondern vielmehr ganz in der ascetischen Sprache für Gläubige, welchen mit der Stellvertretung Christi die ganze Frucht der Erlösung und des Todes Jesu verlohren zu seyn dünkt, zu ihrer Erbauung geschrieben sey. Da es in den Plan des Verf. gehörte, das Gleichgewicht zwischen den Sünden der Welt und den Versöhnungsleiden Christi, wodurch er eine vollständige Bezahlung dafür leistete, zu beweisen: so führte er den, der Sünder Stelle vertretenden Jesum, Stufe für Stufe, durch die auf einander folgende Leidensscenen, von Gethsemane an, bis auf Golgatha, hindurch, und will aufmerksam darauf machen, wie zwischen Richter und Bürgen alles nach den Gesetzen der Gerechtigkeit gehörig abgemacht worden. Mit jedem Leidensgrade, deren er mehrere annimmt, zahlte dieser eine Schuldpost ab, bis zuletzt die ganze Summe getilgt war, und der Richter nichts mehr zu fordern hatte. Zuweilen verfällt denn der Verf. dabey auch, seiner Hypothese zu Liebe, auf ganz besondere Deutungen einzelner kleinen Umstände. Z. B. bey dem dreymaligen Gebet Christi in Gethsemane, sagt er S. 88. „der Dreye„einige war von der Welt zum Zorn gereizt, (Die Vorstellung von dem erzürnten Richter, der den Bürgen im Zorn strafte, herrscht durchs Ganze,) „und dreyfach war dieser „Kelch. Jesus kam zum drittenmal zu seinen Jüngern ꝛc.“ Diese Bemerkung, daß Christi dreymaliges Beten in Gethsemane auf die göttliche Dreyeinigkeit eine Beziehung habe, nimmt mir ganz neu vor. Die, „daß sogar der Ort, wo die „Flamme des göttlichen Zorns gelöscht wurde, mit demjenigen übereinkommen mußte, wo sie angezündet worden; in„dem die Wahlstadt von beyden ein Garten war, (S. 85.)“ ist alt. — Die Leidensgeschichte Jesu in den einfachen Erzählungen, wie wir sie bey den Evangelisten lesen, ist an sich schon voll rührender interessanter Auftritte für das Herz eines guten moralischen Menschen. Wenn nun vollends ein emphatischer Redner von Hrn. S. Talenten darüber zu schreiben hat, und dann beym Schreiben seiner feurigen Einbildungskraft freyen Lauf läßt, so kann man sich leicht vorstellen, welche glühende Funken sie überall speyet, und wie der Mann da ganz in seinem Elemente ist. Mit einem zuströmenden Fluß von pathetischen Worten zaubert er den Leuten hohe idealische Bilder vors Auge, die sie in Erstaunen setzen; aber mehr blendenden äußerlichen Glanz, als innerliche Wahrheit haben,

und erdichtete Umſtände zu den Erzählungen der Evangelien hinzu, als ob es wirkliche Facta wären. Leſer, die ihren Verſtand gern Herr über die Einbildungskraft bleiben laſſen, damit ſie nicht zu hoch fliege, und aus der Geſchichte keine Erdichtung gemacht haben wollen, werden ſich bey dem Vortrage des Verf., ſo voller Würde und Pathos er an vielen Stellen iſt, öfters fragen müſſen: Iſt denn dem auch wirklich ſo, was hier mit ſolcher Zudringlichkeit und poſitiven Gewißheit geſagt wird? Ich habe in der That oft die große Dichtungsgabe des Hrn. S. dabey bewundert, und ein poetiſches Gemälde von der Leidensgeſchichte Chriſti, das in ſeinen lebhaften Farben vieler Augen entzücken wird, einen zweyten Klopſtock über den Meſſias, zu leſen geglaubt. Proben davon zu geben, verſtattet der Raum nicht.

Ich merke an deſſen ſtatt nur noch zu S. 104 den Umſtand an, daß der Verf. dort die unendliche, höchſte Gottheit Chriſti, ohne welche das Syſtem von deſſen vollgültiger Genugthuung keine Haltung hätte, beyläufig aus der irrigen Deutung beweiſet, welche die Juden von ſeiner Rede Joh. X. 30—36 machten. Jeſus ſagt ihnen ganz deutlich, warum er ſich Gottes Sohn, der mit dem Vater einer ſey, nenne; „Er proteſtirt gegen den unrichtigen, falſchen Sinn, den ſie ſeinen Worten beylegten, gegen die Gotteslaſterung, deren man ihn deshalb beſchuldigte; er bezeugt, daß er ſich damit nicht ſelbſt zum Gott, nicht ſeinem Vater gleich mache. Und doch ſoll die irrige Auslegung der Juden von den Worten Chriſti, als ob ſie richtig wäre, ſtatt finden; doch ſoll aus dem dort erzählten Vorgange klar erhellen, daß die Kaiphas Frage an Chriſtum: Biſt du der Sohn Gottes, des Hochgelobten? ſo zu verſtehen ſey: Biſt du der wahrhaftige Gott? „biſt du in eben dem Verſtande Gott, in „welchem einer von Menſchen Menſch iſt? Dieſer Sinn darf „uns nicht befremden, ſagt Hr. S. — Die Stimme vieler Juden erkläre Joh. X. 33. die Frage des Kaiphas.“ Weil nun Chriſtus deſſen Frage bejahete, ſo ſoll der Beweis ſeiner höchſten, unendlichen Gottheit unumſtößlich ſeyn. Aber, um des Himmels willen, die Juden erklärten ja Chriſti von ihm ſelbſt gebrauchten Worte falſch, und der Herr wieß ſie v. 34—36 zurecht. Wie kann denn ihre Stimme nun gelten? Soll denn der wahre Ausleger ſeiner eigenen Worte, Chriſtus ſelbſt, zurückſtehen, und ſollen die falſchen Ausleger derſelben,

die

ist Zeit, hier darum den Vorzug haben, weil es darauf ankömmt, an jenen Worten, nach ihrer Deutung, ein Zeugniß für die höchste Gottheit Christi zu haben, um aus dieser dann weiter die Vollgültigkeit seiner vertretenden Genugthuung für die Sünder erweisen zu können? Wahrlich dieser von Hrn. S. selbst unbemerkte Verstoß gegen Christi eigene Erklärung seiner Worte ist zu groß, als daß ich ihn hier unangezeigt lassen könnte.

Der IVte Abschnitt handelt von der Theilnehmung und Zueignung der Versöhnung Christi. Hierüber stimme ich dem Verf. in der Hauptsache von Herzen bey. So wie er es beschreibt, müssen Menschen gesinnt werden und sich fühlen, wenn sie der göttlichen Begnadigung empfänglich und mit einem Apostel in der Wahrheit von sich sagen wollen: Wir sind Gotte versöhnt durch den Tod seines Sohnes. Und so wäre ich denn am Ende, was die praktische Anwendung der Versöhnungslehre zur Heiligung und Gewissensberuhigung der Menschen anbetrifft, mit dem Hrn. S. gänzlich eines Sinnes, weil selbige, nach meiner Einsicht und Erfahrung, mit der systemmäßigen vikarischen Genugthuung auf keine Weise weder steht noch fällt. Damit ich aber nicht bey ihm in den Verdacht komme, als wäre ich auch einer von denen, die das Blut des Neuen Testamentes unwerth achten und den Herrn verleugnen, der sie erkauft hat, so bitte ich den Verf. inständig, die ehrliche Erklärung nachzulesen, die ich in der Bibliothek XXXVIII. B. 4. St. S. 367—369 ehedem gegen den Hrn. D. Seiler that. Meine Gesinnung ist über diesen Artikel noch unverändert eben dieselbe.

Br.

1) Sendschreiben der vereinigten Religionslehrer an die Christenheit betreffend die Wiedervereinigung derselben. Zweyte Auflage. Leipzig, in Commission bey dem Correspondenten der Gelehrten. 32 S. in 8. 1785.

2) Aussichten der Seele. Ein Lied in Prosa, von *Masius*, Corresp. der Gelehrten zu Leip-

zig, Leipzig, auf Kosten des Verfaſſers. 1785. 118 S. 8.

3) Sendſchreiben an die katholiſchen Glaubensgenoſſen von M. N. Maſius, Correſpondent der Gelehrten auf der Academie der Wiſſenſchaften zu Leipzig. Gedruckt auf Koſten deſſelben. 1785. 67 S. 8.

4) Der Evangeliſche Gemeindenbothe. Erſter Jahrgang. 2 Quartale. Leipzig, bey Maſius. 424 S. 8. 1784.

5) Der Gemeindenbothe. Zweyter Jahrgang. 4 Quartale. Halle in Sachſen. 1785. 2 Alph. 4 Bogen.

6) Neueſte Beyträge zur Predigerbibliothek. 1ſter Jahrgang. 1ſtes Packet. Cöthen, in der Glandenbergſchen Buchhandlung und in Commiſſion bey M. Maſius, Agent in Leipzig. 1786. 182 S. 8.

7) Das Buch der Vereinigung, oder Anweiſung zur Glückſeligkeit für edle Menſchen. I. Buch, für Lehre und Erbauung. II. Buch, für den Staat und das bürgerliche Leben. III. Buch, für die kleinere Jugend. IV. Buch, für die größere Jugend. Auf eigene Veranſtaltung und Mitarbeit zum Druck befördert von Gottfried Lebrecht Maſius, der Weltweisheit Doctor. Leipzig. 602 S. 1785.

8) Religionsſchreiben an alle Proteſtanten, und an die anders als ſie geſinnten Gegner und Recenſenten des Vereinigungsbuchs, mit einer Preißaufgabe

gabe von 12000 Rthlr. No. I. Leipzig, im Maſſuſſiſchen Verlage. 1786. 39 S. 8.

9) Anticatholicismus, oder vertheidigter Verwahrungsweg wider das hauptſächlich durch den Naturalismus anfangende geheime Pabſtthum, in vertrauten Briefen an ſeine Freunde in und außer dem Freymäurerorden, als nothwendige Beylage zum Vereinigungsbuche, auf Veranlaſſung hoher Evangeliſcher Obrigkeit herausgegeben von G. L. Maſſius, der Weltweisheit Doctore, Fürſtl. Rath, Secretair, Agenten der auswärtigen Gelehrten auf der Univerſität Leipzig und des Churſächſiſchen Miniſteriums Candidaten. Cöthen, Glandenberg ꝛc. 1787. 208 S. 8.

Unwillen, Mitleiden und Eckel waren abwechſelnd die Empfindungen, welche die Lektüre dieſer Scharteken in uns erregte. Auf der einen Seite lernten wir da einen Menſchen kennen, der, ohne nöthige Wiſſenſchaft, ohne reifes Urtheil und Ueberlegung, ohne Anſtand und Klugheit von Religionsmaterien zu ſchreiben, ja gar ſein Zeitalter zu reformiren, und einen übel angelegten Entwurf der Religionsvereinigung ausführen zu wollen, unternahm, der dabey eitler Rodomontaden und grober Lügen ſich ſchuldig machte, und bey ſeinen Schreibereyen und Projekten auf weiter nichts, als auf Geldſchneiderey, ſein Abſehen richtete; auf der andern Seite war es uns wahrſcheinlich, daß dieſer Schriftſteller ein verirrter und verführter Jüngling ſeyn müſſe, welchen ſeine zu einer gewiſſen Andächteley geneigte Laune, verbunden mit Armuth im Kopf und im Beutel, in die Verſuchung und Gefahr geſtürzt habe, ſich von einem Schlaukopf, oder von Schlauköpfen unter der Verheißung ſchöner Ausſichten, misbrauchen zu laſſen, und welcher endlich ſo tief in Verblendung gefallen ſey, daß er vielleicht ſelbſt nicht einſehen, wie unehrlich er handele, und ſich aus der Verwirrung, in die er gerathen, wieder loswickeln könnten; es war aber endlich in allen dieſen Schriften alles, Sachen und Vortrag, ſo elend, ſo widerlich

und armſelig, ſo kunſtſchändlich, ſchmutzig und niedrig, ſo gemeinſinnig und pöbelhaft, daß wir mehr als einmal gewünſcht haben, den ganzen Kram nicht wieder anzuſehen.

Es würde ſich auch der Mühe nicht verlohnen, von allen dieſen Schwärmereyen in unſerer Bibliothek zu referiren, zumal da die ganze Komödie, die der V. einige Jahre hindurch geſpielt hat, zu Ende gegangen zu ſeyn ſcheint, und ſeine Schriften bereits den Weg nicht nur ins große Reich der Makulatur, welchen man ihnen verſprechen mußte, gegangen ſind, ſondern weil ihm auch von dem Churfl. geheimen Conſilium in Dresden die fernere Verſpiegirung, daß er ein Agente einer unbekannten Geſellſchaft ſey, verboten worden. Weil aber doch Maſius eine Zeitlang in verſchiedenen Gegenden durch ſeinen Vereinigungsunfug viel Redens von ſich gemacht hat, ſo müſſen wir noch die kleine Lücke, die wir bisher in der Geſchichte der neueſten theologiſchen und Kirchenlitteratur gelaſſen haben, (eben weil wir ſo ungern daran giengen, ihn zu leſen) ausfüllen. Beyläufig mag auch dieſer Streben einen neuen Beweis abgeben, wie wenig aufgeklärt es noch faſt allenthalben ausſehen müſſe, indem er wirklich viele Gönner und Freunde gefunden, und dann auch, wie gar gewöhnlich der Zuſtand eines Menſchen ſey, der mit einigen dunkeln Gefühlen von Religioſität, und mit einer wüſten und übelgeordneten Lektüre, unter ungünſtigen Glücksumſtänden, ſich berufen glaubt, nach großen Dingen zu ſtreben, ungeſchickt iſt, ſein Brod auf dem ordentlichen Wege zu verdienen, und verleitet wird, Fürwitz zu treiben.

Von ihm ſelbſt und ſeinen erſten hemotiſchen Schwärmereyen und Unternehmungen ſagen wir hier nichts weiter. Davon iſt ſchon in unſerer Bibliothek (LXIV. B. 2. St. S. 298. ff.) umſtändlich geredet worden. Daß er nicht ganz aus eignem Triebe oder nur von ungefähr darauf gekommen, das iſt wohl gewiß. Wer eigentlich die unbekannte Leute geweſen, welche dieſen Meeſe zum Religionsvereiniger machten, ſey dahingeſtellt. In den gerichtlichen Unterſuchungen, die über ihn angeſtellt ſind, iſt darüber nichts ausgemacht. Er ſelbſt hat vorgeben wollen, daß ſein eignes Vorgeben von einer geheimen Geſellſchaft eine lächerliche Großprahlerey ſey. Nun ſpricht auch Meeſe nicht mehr davon; nun will er ſelbſt vorgeben, daß es eine freywillige Unternehmung geweſen, ſich zum Agenten einer Religionsvereinigungsgeſellſchaft aufgeworfen zu haben. Aber iſt es denn nicht ſchändlich, das

Publi-

Publikum so zu belügen. Sehr viel Comedianten hat Mr. Meese immer gehabt. Es ist freylich glaublich, daß die Katholiken, auch in Sachsen, dem Dinge sehr gern zugesehen haben; aber diese Sache ward zu früh helle beleuchtet. Sie zerfiel in sich selbst, und zergieng in nichts; so viel Lärm auch davon war gemacht worden. Jetzt nun wendet sich M. Meese von einer Religionsvereinigung zu einer Selbstvertheidigung wider böse Gerüchte, und zum niederträchtigen Schimpfen auf die neuere Reformatoren, seynsollende Naturalisten, u. s. w. Sollte einmal M. Meese insoweit zu Verstande kommen, sollte er einsehen, wie schlecht sein ganzes Verfahren sey, welches er dann aufgegeben hätte, so würden wir schon einige Hoffnung schöpfen, daß ihm noch geholfen werden könnte.

Die kurze Thorheit ist die beste.

Das Sendschreiben Nr. 1, hebt an mit einer Beschreibung der großen Gefahr und Noth, in welcher, bey den intoleranten Grundsätzen der Römischen Kirche und bey der Arglist und Macht der Jesuiten, die Protestantische Kirche zu unsern Zeiten sich befinde. Sonderbar genug, daß die vereinigten Religionslehrer, von der Katholischen, Reformirten und Lutherischen Parthey, von diesem Punkte ausgehen; wollen sie mit dieser Beschreibung etwa die Gunst und das Zutrauen einfältiger Protestanten an sich ziehen? Anders ists wohl nicht! denn sonst hätte der Concipient vergessen, daß er seinen Prinzipalen solche Besorgnisse zugeeignet, mit welchen ganz gewiß keine wirklich existirende Gesellschaft den Vorschlag einer allgemeinen Religionsvereinigung einleiten wird, weil sie vielmehr Unwillen und Mistrauen, als Geneigtheit zum Frieden erwecken werden? Man erwäge aber den Uebergang von jenen Intimidationen der Protestanten zu dem Anschlage der Vereinigung. Aber, so wie Gott immer höret und wacht, und die, welche ihm vertrauen, in seinen Schutz nimmt, so können wir auch mit den größten Freuden bezeugen, daß er im Gegentheil alle Anstalten getroffen hat, diesen ganzen Anschlag (die Protestanten zur Rückkehr zu zwingen) zu vernichten. Wir wollen ihnen (den Papisten) zuvorkommen, aber ganz anders, als sie es denken und die Hand zur ewigen Versöhnung bieten. Der wahre Grund des Vorschlages ist also ungefähr der: weil nun einmal die

Rückkehr der Protestanten zur Katholischen Kirche unwiderstreiblich ist, so ist es in alle Wege rathsam, dahin zu sehen, daß sie nur nicht mit einer furchtbaren Gewaltthätigkeit geschehe; man muß dieser zuvorkommen, und von selbst die Hände bieten, ehe sie von der mächtigen Parthey gebunden werden. Auf welche Seite die Vorschläge zu Versöhnung sich hinneigen, und welches Geistes sie seyn werden, ist aus dieser Einleitung schon ziemlich bemerkbar.

Die Vorschläge selbst gehen in der Hauptsache darauf hinaus, daß ein neues Vereinigungsbuch gemacht und von der ganzen Christenheit angenommen werde. Die vereinigten Religionslehrer, oder vielmehr ihr Sprecher, Masius, thut sich viel darauf zu gut, dies einzige Mittel der Wiedervereinigung ausgefunden zu haben. Dreymal gepriesen und ewig gedankt, ruft er aus, sey die Vorsehung, die uns Weisheit gegeben hat, ein Mittel zu finden, durch welches die grosse Vereinigung endlich auf einem sehr guten und göttlichen Wege bewirkt werden kann. Er muß wohl sehr unwissend in der Geschichte seyn, oder seine Principalen müssen sich sehr unwissend stellen, wenn sie nicht wissen, wie vielen Menschen solche Weisheit schon gegeben ist, dies dem ersten Anschein nach sehr natürliche, dem Erfolg nach immer sehr unnütz und schädlich befundene Mittel auszusinnen; M. Meese muß wohl von Henoticis, formulis concordiae, formulis consensus, von Interims, und andern solchen Ausgeburten einer gutmeynenden Einfalt oder intoleranten Herrschbegierde, nie gehört haben, auch nicht gehört haben, wie schlecht es allezeit mit solchen Formeln ablief, und wie sie allezeit den Frieden und die Vertraulichkeit der Dissentirenden noch mehr störten, als förderten. Nun, und dies neue Religionsvereinigungsbuch wird von dem Pabst selbst gebilligt, von vielen Bischöfen und katholischen Lehrern, von vielen Religionslehrern in der Christenheit (in welcher?) zu ihrer Regel und Richtschnur angenommen, und von den christlichen Fürsten in Europa selbst zu einem allgemeinen Lehrbuche bestätiget, und in ihren Staaten einzuführen befohlen werden. — und alsdenn? wird die Vereinigung gestiftet seyn. Ueber das Wie einer solchen Einführung des Buchs läßt sich der phantastische Lehrer gar nicht aus; es soll nur eingeführt seyn.

Und

und wer sich dagegen auflehnen, das Buch nicht genehmigen und unterschreiben wird, soll kein Christ, noch weniger ein Lehrer seyn können, soll ausgerottet und abgesetzt werden. Daß der Papst, Bischöfe und katholische Lehrer es billigen, es unterschreiben, die übrigen (vermuthlich Protestantischen) Religionslehrer darauf das Buch simpliciter annehmen sollen, giebt wieder deutlich zu erkennen, bey welcher Parthey der Repräsentant der unsichtbaren Gesellschaft den meisten Beyfall suche, und man kann schon darum schließen, woher der Vorschlag komme.

Diese ganze, in einem feyerlich frömmelnden Ton abgefaßte, mit vielen Seufzern und Gebet, ja mit Betheurungen und Schwüren ausgezierte Epistel an die ganze Christenheit löset sich endlich in — eine Pränumerationsausschreibung auf. Die vereinigten Lehrer der Religion Christus verweisen die ganze Christenheit, Fürsten und Regenten, Lehrer in der Ferne und in der Nähe, an ihren Commissionaire, Herrn M. Masius, „dem sie sich selbst schuldig sind, und den sie eidlich verpflichtet haben, niemanden, er sey auch wer er wolle, von Obrigkeits wegen oder nicht von Obrigkeits wegen, ihre Namen, so lange er lebt, zu entdecken.“ (Entweder sehr dumm, oder doch äußerst unverschämt, daß Masius eine solche bedenkliche Conföderation, sie sey erlogen oder nicht, bekannt zu machen wagt.) Dieser M. Masius also nimmt die Gelder ein, die entweder für das Vereinigungsbuch vorausbezahlt, oder von freygebigen Seelen zur Unterstützung des wilden Vorhabens, einige tausend Exemplare in verschiedenen Ländern der Christenheit auszustreuen, werden geschenkt werden.

Nr. 2. ist ein ohne Plan und Erfindung, aus Visionen der Apokalypse, aus Harveyischen, Klopstockischen und Lavaterischen Phrasen zusammengestoppeltes Geschreibe. Aber gerade von der Art, wie es bey den häufigen jetzt existirenden Millionen im Lande und andern frömmelnden Partheyen, am meisten zu gefallen pflegt. Der Verf. nennt es einen vernünftigen Wannegesang, mit Pomp und Pracht der Erfindung ausgefüllet, von einer Sache, die noch nicht gesungen sey. Wenn er erst älter wird, vorausgesetzt, daß er auch am Verstande zunimmt, wird er seinem Geisteskinde einen andern Namen geben. Dann schämt er

sich

ſich auch vielleicht der jugendlichen Selbſtgefälligkeit, und des beleidigenden geiſtlichen Hochmuths, mit dem er überall von ſich geſprochen hat. Dafür ihn aber bald wieder die Luſt anwandeln zu dichten, ſo laſſe er wenigſtens zuvor die eckelhaften Sprachſchnitzer aus ſeinen Probeſtücken von einem geübten Freunde wegſchaffen; dahin rechnet wir z. E. die entſagende Zufriedenheit und Ruhe (für unſägliche) die anſchauende Herrlichkeit (für anſchauliche) — hinaufgöttern, — ſich der Freyheit anmaſſen, des Nachſchlags entgegen eilen, unendbares Leben ꝛc. — Doch allem Anſehen nach kommen wir mit dieſen, und andern wohlgemeinten Erinnerungen, die wir noch beyfügen möchten, um einige Jahre zu ſpät. Hr. M. iſt zu früh aus der Schule gekommen, und in der Schule der gebildeten Welt iſt er noch gar nicht geweſen; ſonſt würde er ſich wohl bedacht haben, ſeinen Träumen eine ſo poſſierlich prächtige Dedication an die ſämmtlichen Fürſten und Regenten des Chriſtlichen Europens, Majeſtäten und Durchlauchtigkeiten vorzuſetzen, und ſeine Broſchüre, die wir wiſſen, wirklich an nicht wenig Höfe einzuſenden. Eine ſolche Verwegenheit machte wohl, ihrer Seltenheit wegen, einiges Aufſehen; aber Hr. M. wird, wenn er erſt ausgebrauſet, und ausgeträumt hat, inne werden, daß man auf dieſem Wege weder ſich ſelbſt, noch einer guten Sache Vortheil verſchaffe, und daß man über ſolche Schritte in der vernünftigen Welt nur lache.

Das Sendſchreiben Nr. 3. hat dieſer zudringliche Menſch nicht, wie er ſich zu ſagen erfrecht, nicht in ſeinem Namen, nicht blos im Namen der vereinigten Religionslehrer, ſondern hauptſächlich im Namen der Proteſtanten geſchrieben. Wo mag auch nur der einzige ächte Proteſtant ſeyn, der ihm Vollmacht gegeben haben könnte, ein ſo albernes Schreiben an die Katholiſche Chriſtenheit abzufaſſen? Vermuthlich iſt er eben ſo dazu gekommen, Sekretär der Proteſtantiſchen Kirche zu werden, als Correſpondent der Gelehrten, zu welcher Charge, wie er ſelbſt ſagt, er ſich, mit Vollmachten verſehen, freywillig erboten und aufgeworfen hat. Und was hat er denn der Katholiſchen Kirche zu ſagen? In der Hauptſache nichts mehr, als daß er wohl wünſchte, Brüderſchaft mit ihr zu machen, und insbeſondere recht viele Pränumeranten zum Vereinigungskuche zu finden. Dabey erzählt er ihr vieles von ſich

ſelbſt

ſelbſt, von ſeinen Schriften, von ſeinen Reiſen, und 340 Predigten, von einem gewiſſen Groſſinger, den er einen Exjeſuiten nennt, der darauf ſinne, Römiſcher Papſt zu werden, und von D. Bahrdt vor, den Groſſinger zum Cardinal machen wollte: er offenbart manches, was ihm dieſe beyden Männer im Vertrauen entweder entdeckt oder aufgebunden haben ſollen, und behauptet auch hierin den Charakter der Unverſchämtheit, der aus allen ſeinen Büchern ſo beleidigend hervorblickt. Aber was läßt ſich unverſchämters denken, als die Nachricht, welche er von einer dem Römiſchen Papſt angetragenen Correſpondenz ertheilet, nicht ohne Unwillen, daß daraus nichts geworden iſt. Er ſagt: Es nimmt mich wunder, daß man im Papſtthum alles mit Stillſchweigen übergehet, was jetzt vorgeht. Ich habe z. E. ſchon zweymal an Papſt Pius geſchrieben, und der letzte Brief iſt gewiß, ungezweifelt gewiß, bey ihm eingetroffen. Das erſtemal bat ich um eine kirchliche Nachricht aus dem Römiſchen Kirchenarchiv, (wenn das wahr iſt, ſo iſt es ein Beweis von der ungezogenſten und indiſcreteſten Grobheit.) Das andertemal ſandte ich dieſem Biſchofe die Ausſichten der Seele. Der Brief, den M. dieſem Geſchenk beygefügt haben will, iſt in einem ſehr vertraulichen Tone abgefaßt. Er hebt an: Mein Fürſt, Auch du, verzeihe, daß ich die Sprache der Dichter rede, auch du gehörſt zu den Regenten ꝛc. Aber noch beſſer: Wenn du einen andern Himmel erwarten dürfteſt, als ich, oder ich einen andern, als du, ſo hätte entweder ich oder du nicht die Religion Chriſtus; itzt entſcheide! — Ich bin nicht Luther, nicht Calvin; (die größte Wahrheit, die er je geſchrieben hat) ſtolzer würde ich auf dieſem Zeitpunkte ſeyn, wenn ich Pius wäre, und denſelben zu Rathe nehmen. (Nonſenſe.) — Was ſoll die Trennung zur Schande der Chriſtenheit? Sind wir nicht eines Heilands Erlöſte? Gehen wir nicht in einen Himmel? Kannſt du das leugnen? — Theile mir deine erhabnen Geſinnungen mit, und es wird ſichs zur Pflicht machen, Dir Gehorſam zu leiſten, Dein Diener M. Maſius. Soll man darüber lachen, oder ſich ärgern? Um die Ungeſchliffenheit noch weiter zu treiben, ſetzt M. hinzu: Clemens der vierzehnte hätte mir auf dieſen Brief ſehr angenehm geantwortet, aber man hat ſchon anderswärts

mären und in öffentlichen Journalen bemerket gewesen, daß dieser Bischof alles mit Stillschweigen übergehe. Er mache sich von Clemens sehr angenehme Gedanken, würde sich aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch bey ihm getäuscht haben. Der päbstliche Hof geht nicht so geradezu. Daß ers so übel nimmt, und mit so vieler Bitterkeit ahndet, vom Papst nicht Antwort erhalten zu haben, dient zum Beweise, wie viel ihm darauf ankomme, mit vernehmen Herren zu thun zu haben. Denn so viel Verstand trauen wir ihm wohl zu, daß er begreifen würde, es könne der Papst zu der vorgeschlagenen heilsamen Vereinigung nichts beytragen. Was wollte er denn mit ihm verhandeln? Was sollte die ausgebliebene angenehme Antwort ausrichten?

Nr. 4. 5. und 6. sind nach einerley Plan, nehmlich nach gar keinem eingerichtet; ein Gemengsel von Aufsätzen aller Art, Briefen, Erzählungen u. s. w. über Dinge, die nur irgend mit dem Vornehmen des Verf. in Beziehung stehen. Die meisten zielen auf Empfehlung des Vereinigungswerks ab, oder sollen vorzüglich zur Vertheidigung seines Urhebers dienen, der auch hier mehrmals in der dritten Person von sich selbst viel rühmliches erzählen läßt. Aber man kann auch nicht läugnen, daß er für die Mannichfaltigkeit seiner Blätter gar sehr gesorgt habe; bald giebt er Zeitungsnachrichten, bald probate Mittel wider die Hünerangen, bald ein geistliches Lied, bald eine Liebesgeschichte u. s. w. — Das Erheblichste in diesem Schwall von Schreibereyen ist die aus dem Geistl. Departement des Königs von Preußen erfolgte Erklärung über M. Masius Unionsvorschläge, (s. Jahrg. 9s Quart. S. 131.) welche mit der größten Mäßigung und Schonung die Nichtswürdigkeit dieser Vorschläge ins Licht stellt, und welche Masius durch seine unterthänigste Abhelfung, auch nicht in einem einzigen Punkte, beantwortet hat. Um auch hier eine Probe von der Unverschämtheit des apostolischen Agenten zu geben, bemerken wir, daß er am Ende seiner Abhelfung dem Könige zumuthet, das Vereinigungsbuch dem neuen Gesetzbuche, in Beziehung auf die darin vorkommenden Gesetze an die Seite zu stellen, und dabey versichert, daß dieses auf jenes und jenes auf dieses große Beziehung haben werde. — Einen guten Theil des auf diese Journale freylich immer unnöthig verbrauchten Papiers füllen die Nachrichten aus, welche

Masius

Masius von seinem ehemaligen Freunde Grossinger, und den Differenzen ertheilt, in welche er mit ihm verwickelt gewesen ist. Die Sache selbst interessirt das Publikum gar nicht, und das ungesittete, niedrige Benehmen der beyden Leute gegen einander ist ärgerlich anzusehen.

Wir kommen nun auf das Hauptbuch Nr. 7. um deswillen alles dies Geschrey von M. Masius erhoben ist. Wir wollen suchen, den Ausdruck des Unwillens, welches die Durchlesung desselben in uns erregt hat, hier besonders durch eine mitleidige Erinnerung an die Verstandsschwäche und Unwissenheit des Verf. zu mäßigen. Aber in der That ist es doch ein so ganz erbärmlich verunglücktes Ding, daß selbst die betrogne Erwartung kaum den üblen Eindruck verstärken kann, den es schon an sich, und ohne mit solchem Aufstand angekündigt und angepriesen zu seyn, verursacht. Er hat es nämlich Kronprinzen und Erbprinzen in einer Epistel voll elender Gallimathias dedicirt, weil er geglaubt, es ihnen aus allerley grossen und zur Verantwortung vor ihnen hinreichenden Motiven nicht allein zu Füßen legen, sondern auch unterthänigst zueignen zu müssen; und weil der Herr durch seinen Apostel Johannes im voraus verkündigt hat, daß zehn Fürsten oder Könige seine Geliebten und Auserkohrnen wenden, und daß er durch sie der Hure und des Thiers ein gänzlich Ende machen wolle, welche Zeit nun nicht mehr weit ist, u. s. w. Wir würden einen Bogen voll solchen Unsinns mehr abschreiben können, wenn es noch nöthig wäre, unser allgemeines Urtheil vor unsern Lesern zu rechtfertigen. Denn was jemals ein flacher Verstand, bey einem hohen Grade von Einbildung oder vielmehr geistlichem Dünkel, von fanatischen Erwartungen gemißleitet, von Beurtheilungskraft verlassen, ohne Hülfe der Wissenschaft, auch ohne Hülfe eines Freundes und Rathgebers, rohes, nüchternes, ungeschlachtes hat auch sprechen oder niederschreiben können, das findet man hier beysammen. Wir haben bey diesem Buche noch mehr für den Verf. zu besorgen angefangen, weil wir finden, daß er sich mit der großen Hure und mit den Thieren, dem ersten und dem zweyten, in der Apokalypse, so viel zu schaffen macht. Er ist beständig damit auf dem Plane, und wenn er sich mit ihnen auch nicht herumtummelt und mit andern Dingen zu thun hat, so sieht mans ihm doch an, daß er abwesend ist

und erdichtet Umstände zu den Erzählungen der Evangelisten hinzu, als ob es wirkliche Facta wären. Leser, die ihren Verstand gern Herr über die Einbildungskraft bleiben lassen, damit sie nicht zu hoch fliege, und aus der Geschichte keine Erdichtung gemacht haben wollen, werden sich bey dem Vortrage des Verf., so voller Würde und Pathos er an vielen Stellen ist, öfters fragen müssen: Ist denn dem auch wirklich so, was hier mit solcher Zudringlichkeit und positiven Gewißheit gesagt wird? Ich habe in der That oft die große Dichtungsgabe des Hrn. S. dabey bewundert, und ein poetisches Gemälde von der Leidensgeschichte Christi, das in seinen lebhaften Farben vieler Augen entzücken wird, einen zweyten Klopstock über den Messias, zu lesen geglaubt. Proben davon zu geben, verstattet der Raum nicht.

Ich merke an dessen statt nur noch zu S. 104 den Umstand an, daß der Verf. dort die unendliche, höchste Gottheit Christi, ohne welche das System von dessen vollgültiger Genugthuung keine Haltung hätte, beyläufig aus der einzigen Deutung beweiset, welche die Juden von seiner Rede Joh. X. 30—36 machten. Jesus sagt ihnen ganz deutlich, warum er sich Gottes Sohn, der mit dem Vater einer sey, nenne; „Er protestirt gegen den unrichtigen, falschen Sinn, den sie seinen Worten beylegten, gegen die Gotteslästerung, deren man ihn deshalb beschuldigte; er bezeugt, daß er sich damit nicht selbst zum Gott, nicht seinem Vater gleich mache. Und doch soll die irrige Auslegung der Juden von den Worten Christi, als ob sie richtig wäre, statt finden; doch soll aus dem dort erzählten Vorgange klar erhellen, daß die Kaiphas Frage an Christum: Bist du der Sohn Gottes, des Hochgelobten? so zu verstehen sey: Bist du der wahrhaftige Gott? „bist du in eben dem Verstande Gott, in welchem einer von Menschen Mensch ist? Dieser Sinn darf „uns nicht befremden, sagt Hr. S. — Die Stimme vieler Juden erklärt Joh. X. 33. die Frage des Kaiphas.“ Weil nun Christus dessen Frage bejahete, so soll der Beweis seiner höchsten, unendlichen Gottheit unumstößlich seyn. Aber, um des Himmels willen, die Juden erklärten ja Christi von ihm selbst gebrauchten Worte falsch, und der Herr wieß sie v. 34—36 zurecht. Wie kann denn ihre Stimme nun gelten? Soll denn der wahre Ausleger seiner eigenen Worte, Christus selbst, zurückstehen, und sollen die falschen Ausleger derselben,

die

an Juden, hier darum den Vorzug haben, weil es darauf ankömmt, an jenen Worten, nach ihrer Deutung, ein Zeugniß für die höchste Gottheit Christi zu haben, um aus dieser dann wieder die Vollgültigkeit seiner vertretenden Genugthuung für die Sünder erweisen zu können? Wahrlich dieser von Hrn. S. selbst unbemerkte Verstoß gegen Christi eigene Erklärung seiner Worte ist zu groß, als daß ich ihn hier unangezeigt lassen könnte.

Der IVte Abschnitt handelt von der Theilnehmung und Zueignung der Versöhnung Christi. Hierüber stimme ich dem Verf. in der Hauptsache von Herzen bey. So wie er es beschreibt, müssen Menschen gesinnt werden und sich fühlen, wenn sie der göttlichen Begnadigung empfänglich und mit einem Apostel in der Wahrheit von sich sagen wollen: Wir sind Gotte versöhnt durch den Tod seines Sohnes. Und so wäre ich denn am Ende, was die praktische Anwendung der Versöhnungslehre zur Heiligung und Gewissensberuhigung der Menschen anbetrifft, mit dem Hrn. S. gänzlich eines Sinnes, weil selbige, nach meiner Einsicht und Erfahrung, mit der systemmäßigen vikarischen Genugthuung auf keine Weise weder steht noch fällt. Damit ich aber nicht bey ihm in den Verdacht komme, als wäre ich auch einer von denen, die das Blut des Neuen Testamentes unwerth achten und den Herrn verleugnen, der sie erkauft hat, so bitte ich den Verf. inständig, die ehrliche Erklärung nachzulesen, die ich in der Bibliothek XXXVIII. B. 2. St. S. 367—369 ehedem gegen den Hrn. D. Seiler that. Meine Gesinnung ist über diesen Artikel noch unverändert eben dieselbe.

Br.

1) Sendschreiben der vereinigten Religionslehrer an die Christenheit betreffend die Wiedervereinigung derselben. Zweyte Auflage. Leipzig, in Commission bey dem Correspondenten der Gelehrten. 32 S. in 8. 1785.

2) Aussichten der Seele. Ein Lied in Prosa, von *Masius*, Corresp. der Gelehrten zu Leip-

zig, Leipzig, auf Koſten des Verfaſſers. 1785. 118 S. 8.

3) Sendſchreiben an die katholiſchen Glaubensgenoſſen von M. N. Maſius, Correſpondent der Gelehrten auf der Academie der Wiſſenſchaften zu Leipzig. Gedruckt auf Koſten deſſelben. 1785. 67 S. 8.

4) Der Evangeliſche Gemeindenbothe. Erſter Jahrgang. 2 Quartale. Leipzig, bey Maſius. 424 S. 8. 1784.

5) Der Gemeindenbothe. Zweyter Jahrgang. 4 Quartale. Halle in Sachſen. 1785. 2 Alph. 4 Bogen.

6) Neueſte Beyträge zur Predigerbibliothek. 1ſter Jahrgang. 1ſtes Packet. Cöthen, in der Glandenbergſchen Buchhandlung und in Commiſſion bey M. Maſius, Agent in Leipzig. 1786. 182 S. 8.

7) Das Buch der Vereinigung, oder Anweiſung zur Glückſeligkeit für edle Menſchen. I. Buch, für Lehre und Erbauung. II. Buch, für den Staat und das bürgerliche Leben. III. Buch, für die kleinere Jugend. IV. Buch, für die größere Jugend. Auf eigene Veranſtaltung und Mitarbeit zum Druck befördert von Gottfried Lebrecht Maſius, der Weltweisheit Doctor. Leipzig. 602 S. 1785.

8) Religionsſchreiben an alle Proteſtanten, und an die anders als ſie geſinnten Gegner und Recenſenten des Vereinigungsbuchs, mit einer Preißaufgabe

gabe von 12000 Rthlr. No. I. Leipzig, im Masiussischen Verlage. 1786. 39 S. 8.

9) Anticatholicismus, oder vertheidigter Verwahrungsweg wider das hauptsächlich durch den Naturalismus anfangende geheime Pabstthum, in vertrauten Briefen an seine Freunde in und außer dem Freymäurerorden, als nothwendige Beylage zum Vereinigungsbuche, auf Veranlassung hoher Evangelischer Obrigkeit herausgegeben von G. L. Mastius, der Weltweisheit Doctore, Fürstl. Rath, Secretair, Agenten der auswärtigen Gelehrten auf der Universität Leipzig und des Churfächsischen Ministeriums Candidaten. Cöthen, Glandenberg ꝛc. 1787. 208 S. 8.

Unwillen, Mitleiden und Eckel waren abwechselnd die Empfindungen, welche die Lektüre dieser Scharteken in uns erregte. Auf der einen Seite lernten wir da einen Menschen kennen, der, ohne nöthige Wissenschaft, ohne reifes Urtheil und Ueberlegung, ohne Anstand und Klugheit von Religionsmaterien zu schreiben, ja gar sein Zeitalter zu reformiren, und einen übel angelegten Entwurf der Religionsvereinigung ausführen zu wollen, unternahm, der dabey eitler Rodomontaden und grober Lügen sich schuldig machte, und bey seinen Schreibereyen und Projekten auf weiter nichts, als auf Geldschneiderey, sein Absehen richtete; auf der anderu Seite war es uns wahrscheinlich, daß dieser Schriftsteller ein verirrter und verführter Jüngling seyn müsse, welchen seine zu einer gewissen Andächteley geneigte Laune, verbunden mit Armuth im Kopf und im Beutel, in die Versuchung und Gefahr gestürzt habe, sich von einem Schlauköpf, oder von Schlaaköpfen unter der Verheißung schöner Aussichten, misbrauchen zu lassen, und welcher endlich so tief in Verblendung gefallen sey, daß er vielleicht selbst nicht einsehen, wie unehrlich er handele, und sich aus der Verwirrung, in die er gerathen, wieder loswickeln können; es war aber endlich in allen diesen Schriften alles, Sachen und Vortrag, so elend, so widerlich

und armſelig, ſo hunſchäckig, ſchmälſtig und niedrig, ſo gemeinſinnig und pöbelhaft, daß wir mehr als einmal gefaßt waren, den ganzen Kram nicht wieder anzuſehen.

Es würde ſich auch der Mühe nicht verlohnen, von allen dieſen Schreibereyen in unſerer Bibliothek zu referiren, zumal da die ganze Komödie, die der V. einige Jahre hindurch geſpielt hat, zu Ende gegangen zu ſeyn ſcheint, und ſeine Schriften bereits den Weg nicht nur ins große Reich der Makulatur, welchen man ihnen verſprechen mußte, gegangen ſind, ſondern weil ihm auch von dem Churfl. geheimen Conſilium in Dreßden die fernere Verſpiegelung, daß er ein Agente einer unbekannten Geſellſchaft ſey, verboten worden. Weil aber doch Maſius eine Zeitlang in verſchiedenen Gegenden durch ſeinen Vereinigungsunfug viel Redens von ſich gemacht hat, ſo müſſen wir noch die kleine Lücke, die wir bisher in der Geſchichte der neueſten theologiſchen und Kirchenlitteratur gelaſſen haben, (eben weil wir ſo ungern daran giengen, ihn zu leſen) ausfüllen. Beyläufig mag auch dieſer Stribent einen neuen Beweis abgeben, wie wenig aufgeklärt es noch faſt allenthalben ausſehen müſſe, indem er wirklich viele Gönner und Freunde gefunden, und dann auch, wie gefährlich der Zuſtand eines Menſchen ſey, der mit einigen unreifen Gefühlen von Religioſität, und mit einer wüſten und übelgeordneten Lektüre, unter ungünſtigen Glücksumſtänden, ſich berufen glaubt, nach großen Dingen zu ſtreben, ungeſchickt iſt, ſein Brod auf dem ordentlichen Wege zu verdienen, und verleitet wird, Fürwitz zu treiben.

Von ihm ſelbſt und ſeinen erſten henotiſchen Schwärmereyen und Unternehmungen ſagen wir hier nichts weiter. Davon iſt ſchon in unſerer Bibliothek (LXIV. B. 2. St. S. 298. ff.) umſtändlich geredet worden. Daß er nicht ganz aus eignem Triebe oder nur von ungefähr darauf gekommen, das iſt wohl gewiß. Wer eigentlich die unbekannte Leute geweſen, welche dieſen Meeſe zum Religionsvereiniger machten, ſey dahingeſtellt. In den gerichtlichen Unterſuchungen, die über ihn angeſtellt ſind, iſt darüber nichts ausgemacht. Er ſelbſt hat vorgeben wollen, daß ſein eignes Vorgeben von einer geheimen Geſellſchaft eine lächerliche Großprahlerey ſey. Nun ſpricht auch Meeſe nicht mehr davon; nun will er ſelbſt vorgeben, daß es eine freywillige Unternehmung geweſen, ſich zum Agenten einer Religionsvereinigungsgeſellſchaft aufgeworfen zu haben. Aber iſt es denn nicht ſchändlich, das

Publi-

Publikum so zu belügen. Sehr viel Connexionen hat M. Meese immer gehabt. Es ist freylich glaublich, daß die Katholiken, auch in Sachsen, dem Dinge sehr gern zugesehen haben; aber diese Sache ward zu früh helle beleuchtet. Sie zerfiel in sich selbst, und zergieng in nichts; so viel Lärm auch davon war gemacht worden. Jetzt nun wendet sich M. Meese von einer Religionsvereinigung zu einer Selbstvertheidigung wider böse Gerüchte, und zum niederträchtigen Schimpfen auf die neuere Reformatoren, seynsollende Naturalisten, u. s. w. Sollte einmal M. Meese insoweit zu Verstande kommen, sollte er einsehen, wie schlecht sein ganzes Verfahren sey, welches er dann aufgegeben hätte, so würden wir schon einige Hoffnung schöpfen, daß ihm noch geholfen werden könnte.

Die kurze Thorheit ist die beste.

Das Sendschreiben Nr. 1, hebt an mit einer Beschreibung der großen Gefahr und Noth, in welcher, bey den intoleranten Grundsätzen der Römischen Kirche und bey der Arglist und Macht der Jesuiten, die Protestantische Kirche zu unsern Zeiten sich befinde. Sonderbar genug, daß die vereinigten Religionslehrer, von der Katholischen, Reformirten und Lutherischen Parthey, von diesem Punkte ausgehen; wollen sie mit dieser Beschreibung etwa die Gunst und das Zutrauen einfältiger Protestanten an sich ziehen? Anders ists wohl nicht! denn sonst hätte der Concipient vergessen, daß er seinen Prinzipalen solche Besorgnisse zugeeignet, mit welchen ganz gewiß keine wirklich existirende Gesellschaft den Vorschlag einer allgemeinen Religionsvereinigung einleiten wird, weil sie vielmehr Unwillen und Mistrauen, als Geneigtheit zum Frieden erwecken werden? Man erwäge aber den Uebergang von jenen Intimidationen der Protestanten zu dem Anschlage der Vereinigung. Aber, so wie Gott immer hütet und wacht, und die, welche ihm vertrauen, in seinen Schutz nimmt, so können wir auch mit den größten Freuden bezeugen, daß er im Gegentheil alle Anstalten getroffen hat, diesen ganzen Anschlag (die Protestanten zur Rückkehr zu zwingen) zu vernichten. Wir wollen ihnen (den Papisten) zuvorkommen, aber ganz anders, als sie es denken und die Hand zur ewigen Versöhnung bieten. Der wahre Grund des Vorschlages ist also ungefähr der: weil nun einmal die

Rückkehr der Protestanten zur Katholischen Kirche unwiderstreiblich ist, so ist es in alle Wege rathsam, dahin zu sehen, daß sie nur nicht mit einer furchtbaren Gewaltthätigkeit geschehe; man muß dieser zuvorkommen, und von selbst die Hände bieten, ehe sie von der mächtigen Parthey gebunden werden. Auf welche Seite die Vorschläge zu Versöhnung sich hinneigen, und welches Geistes sie seyn werden, ist aus dieser Einleitung schon ziemlich bemerkbar.

Die Vorschläge selbst gehen in der Hauptsache darauf hinaus, daß ein neues Vereinigungsbuch gemacht und von der ganzen Christenheit angenommen werde. Die vereinigten Religionslehrer, oder vielmehr ihr Sprecher, Masius, thut sich viel darauf zu gut, dies einzige Mittel der Wiedervereinigung ausgefunden zu haben. Dreymal gepriesen und ewig gedankt, ruft er aus, sey die Vorsehung, die uns Weisheit gegeben hat, ein Mittel zu finden, durch welches die grosse Vereinigung endlich auf einem sehr guten und göttlichen Wege bewirkt werden kann. Er muß wohl sehr unwissend in der Geschichte seyn, oder seine Principalen müssen sich sehr unwissend stellen, wenn sie nicht wissen, wie vielen Menschen solche Weisheit schon gegeben ist, dies dem ersten Anschein nach sehr natürliche, dem Erfolg nach immer sehr unnütz und schädlich befundene Mittel auszusinnen; M. Meese muß wohl von Henoticis, formulis concordiae, formulis consensus, von Interims, und andern solchen Ausgeburten einer gutmeynenden Einfalt oder intoleranten Herrschbegierde, nie gehört haben, auch nicht gehört haben, wie schlecht es allezeit mit solchen Formeln ablief, und wie sie allezeit den Frieden und die Vertraulichkeit der Dissentirenden noch mehr störten, als förderten. Nun, und dies neue Religionsvereinigungsbuch wird von dem Pabst selbst gebilligt, von vielen Bischöfen und katholischen Lehrern, von vielen Religionslehrern in der Christenheit (in welcher?) zu ihrer Regel und Richtschnur angenommen, und von den christlichen Fürsten in Europa selbst zu einem allgemeinen Lehrbuche bestätiget, und in ihren Staaten einzuführen befohlen werden. — und alsdenn? wird die Vereinigung gestiftet seyn. Ueber das Wie einer solchen Einführung des Buchs läßt sich der phantastische Lehrer gar nicht aus; es soll nur eingeführt seyn.

Und

Und wer sich dagegen auflehnen, das Buch nicht genehmigen und unterschreiben wird, soll kein Christ, noch weniger ein Lehrer seyn können, soll ausgerottet und abgesetzt werden. Daß der Papst, Bischöfe und katholische Lehrer es billigen, es unterschreiben, die übrigen (vermuthlich Protestantischen) Religionslehrer darauf das Buch simpliciter annehmen sollen, giebt wieder deutlich zu erkennen, bey welcher Parthey der Repräsentant der unsichtbaren Gesellschaft am meisten Beyfall suche, und man kann schon daraus schließen, woher der Vorschlag komme.

Diese ganze, in einem feyerlich frömmelnden Ton abgefaßte, mit vielen Seufzern und Gebet, ja mit Betheurungen und Schwüren ausgezierte Epistel an die ganze Christenheit löset sich endlich in — eine Pränumerationsausschreibung auf. Die vereinigten Lehrer der Religion Christus verweisen die ganze Christenheit, Fürsten und Regenten, Lehrer in der Ferne und in der Nähe, an ihren Commissionaire, Herrn M. Masius, „dem sie sich selbst schuldig sind, und den sie eidlich verpflichtet haben, niemanden, er sey auch wer er wolle, von Obrigkeits wegen oder nicht von Obrigkeits wegen, ihre Namen, so lange er lebt, zu entdecken.“ (Entweder sehr dumm, oder doch äußerst unverschämt, daß Masius eine solche bedenkliche Conföderation, sie sey erlogen oder nicht, bekannt zu machen wagt.) Dieser M. Masius also nimmt die Gelder ein, die entweder für das Vereinigungsbuch vorausbezahlt, oder von freygebigen Seelen zur Unterstützung des milden Vorhabens, einige tausend Exemplare in verschiedenen Ländern der Christenheit auszustreuen, werden geschenkt werden.

Nr. 2. ist ein ohne Plan und Erfindung, aus Visionen der Apokalypse, aus Hervеyischen, Klopstockischen und Lavaterischen Phrasen zusammengestoppeltes Geschreibe. Aber gerade von der Art, wie es bey den häufigen jetzt existirenden Mysterien im Lande und andern frömmelnden Partheyen, am meisten zu gefallen pflegt. Der Verf. nennt es einen vernünftigen Wonnegesang, mit Pomp und Pracht der Erfindung ausgefüllet, von einer Sache, die noch nicht gesungen sey. Wenn er erst älter wird, vorausgesetzt, daß er auch am Verstande zunimmt, wird er seinem Geisteskinde einen andern Namen geben. Dann schämt er

sich

ſich auch vielleicht der jugendlichen Selbſtgefälligkeit, und der beleidigenden geiſtlichen Hochmuths, mit dem er überall von ſich geſprochen hat. Dafür ihn aber bald wieder die Luſt anwandeln zu dichten, ſo laſſe er wenigſtens zuvor die eckelhaften Sprachſchnitzer aus ſeinen Prabeſtücken von einem gutdenkenden Freunde wegſchaffen; dahin rechnet wir z. E. die anhangende Zufriedenheit und Ruhe (für anſtändliche) die anſchauende Herrlichkeit (für anſchauliche) — hinaufgötzern, — ſich der Freyheit anmaſſen, das Nachſchlags entgegen eilen, unendbares Leben ꝛc. — Doch allem Anſehen nach kommen wir mit dieſen, und andern wohlgemeinten Erinnerungen, die wir noch beyfügen möchten, um einige Jahre zu ſpät. Hr. M. iſt zu früh aus der Schule gekommen, und in der Schule der gebildeten Welt iſt er noch gar nicht geweſen; ſonſt würde er ſich wohl bedacht haben, ſeinen Träumen eine ſo poſſierlich prächtige Dedication an die ſämmtlichen Fürſten und Regenten des Chriſtlichen Europens, Majeſtäten und Durchlauchtigkeiten vorzuſetzen, und ſeine Broſchüre, wie wir wiſſen, wirklich an nicht wenig Höfe einzuſenden. Eine ſolche Verwegenheit macht wohl, ihrer Seltenheit wegen, einiges Aufſehen; aber Hr. M. wird, wenn er erſt ausgebrauſet, und ausgeträumt hat, inne werden, daß man auf dieſem Wege weder ſich ſelbſt, noch einer guten Sache Vortheil verſchafft, und daß man über ſolche Schritte in der vernünftigen Welt nur lache.

Das Sendſchreiben Nr. 3. hat dieſer zudringliche Menſch nicht, wie er ſich zu ſagen erſtrecht, nicht in ſeinem Namen, nicht blos im Namen der vereinigten Religionslehrer, ſondern hauptſächlich im Namen der Proteſtanten geſchrieben. Wo mag auch nur der einzige ächte Proteſtant ſeyn, der ihm Vollmacht gegeben haben könnte, ein ſo albernes Schreiben an die Katholiſche Chriſtenheit abzufaſſen? Vermuthlich iſt er eben ſo dazu gekommen, Sekretär der Proteſtantiſchen Kirche zu werden, als Correſpondent der Gelehrten, zu welcher Charge, wie er ſelbſt ſagt, er ſich, mit Vollmachten verſehen, freywillig erboten und aufgeworfen hat. Und was hat er denn der Katholiſchen Kirche zu ſagen? In der Hauptſache nichts mehr, als daß er wohl wünſchte, Bruderſchaft mit ihr zu machen, und insbeſondere recht viele Pränumeranten zum Vereinigungsbuche zu finden. Dabey erzählt er ihr vieles von ſich

ſelbſt

stoßt; von seinen Schriften, von seinen Reisen, und 340 Predigten, von einem gewissen Grossinger, den er einen Erzjesuiten nennt, der darauf sinne, Römischer Papst zu werden, und von D. Bahrdt vor, den Grossinger zum Cardinal machen wollte; er offenbart manches, was ihm diese beyden Männer im Vertrauen entweder entdeckt oder aufgebunden haben sollen, und behauptet auch hierin den Charakter der Unverschämtheit, der aus allen seinen Büchern so beleidigend hervorblickt. Aber was läßt sich unverschämteres denken, als die Nachricht, welche er von einer dem Römischen Papst angetragenen Correspondenz ertheilet, nicht ohne Unwillen, daß daraus nichts geworden ist. Er sagt: Es nimmt mich wunder, daß man im Papstthum alles mit Stillschweigen übergehet, was jetzt vorgeht. Ich habe S. E. schon zweymal an Papst Pius geschrieben, und der letzte Brief ist gewiß, ungezweifelt gewiß, bey ihm eingetroffen. Das erstemal bat ich um eine kirchliche Nachricht aus dem Römischen Kirchenarchiv, (wenn das wahr ist, so ist es ein Beweis von der ungezogensten und indiscretesten Grobheit.) Das andremal sandte ich diesem Bischofe die Aussichten der Seele. Der Brief, den M. diesem Geschenk beygefügt haben will, ist in einem sehr vertraulichen Tone abgefaßt. Er hebt an: Mein Fürst, auch du, verzeihe, daß ich die Sprache der Dichter rede, auch du gehörst zu den Regenten ꝛc. Aber noch besser: Wenn du einen andern Himmel erwarten dürftest, als ich, oder ich einen andern, als du, so hätte entweder ich oder du nicht die Religion Christus; itzt entscheide! — Ich bin nicht Luther, nicht Calvin; (die größte Wahrheit, die er je geschrieben hat) stolzer würde ich auf diesem Zeitpunkte seyn, wenn ich Pius wäre, und denselben zu Rathe nehmen. (Nonsense.) — Was soll die Trennung zur Schande der Christenheit? Sind wir nicht eines Heilands Erlöste? Gehen wir nicht in einen Himmel? Kannst du das leugnen? — Theile mir deine erhabnen Gesinnungen mit, und es wird sich zur Pflicht machen, Dir Gehorsam zu leisten, Dein Diener M. Masius. Soll man darüber lachen, oder sich ärgern? Um die Ungeschliffenheit noch weiter zu treiben, setzt M. hinzu: Clemens der vierzehnte hätte mir auf diesen Brief sehr angenehm geantwortet, aber man hat schon anderwärts

mäßig und in öffentlichen Journalen deutlich gesagt, daß dieser Bischof alles mit Stillschweigen übergehe. Er mache sich von Clemens sehr angenehme Gedanken, würde sich aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch bey ihm getäuscht haben. Der päbstliche Hof geht nicht so geradezu. Daß ers so übel nimmt, und mit so vieler Bitterkeit ahndet, vom Papst nicht Antwort erhalten zu haben, dient zum Beweise, wie viel ihm darauf ankomme, mit vernehmen Herren zu thun zu haben. Denn so viel Verstand trauen wir ihm wohl zu, daß er begreifen würde, es könne der Papst zu der vorgeschlagenen heilsamen Vereinigung nichts beytragen. Was wollte er denn mit ihm verhandeln? Was sollte die ausgebliebene angenehme Antwort ausrichten?

Nr. 4. 5. und 6. sind nach einerley Plan, nehmlich nach gar keinem eingerichtet; ein Gemengsel von Aufsätzen aller Art, Briefen, Erzählungen u. s. w. über Dinge, die nur irgend mit dem Vornehmen des Verf. in Beziehung stehen. Die meisten zielen auf Empfehlung des Vereinigungswerks ab, oder sollen vorzüglich zur Vertheidigung seines Urhebers dienen, der auch hier mehrmals in der dritten Person von sich selbst viel rühmliches erzählen läßt. Aber man kann auch nicht läugnen, daß er für die Mannichfaltigkeit seiner Blätter gar sehr gesorgt habe; bald giebt er Zeitungsnachrichten, bald probate Mittel wider die Hühneraugen, bald ein geistliches Lied, bald eine Liebesgeschichte u. s. w. — Das Erheblichste in diesem Schwall von Schreibereyen ist die aus dem Geistl. Departement des Königs von Preußen erfolgte Erklärung über Mr. Masius Unionsvorschläge, (1ter Jahrg. 9s Quart. S. 131.) welche mit der größten Mäßigung und Schonung die Nichtswürdigkeit dieser Vorschläge ins Licht stellt, und welche Masius durch seine unterthänigste Abhelfung, auch nicht in einem einzigen Punkte, beantwortet hat. Um auch hier eine Probe von der Unverschämtheit des apostolischen Agenten zu geben, bemerken wir, daß er am Ende seiner Abhelfung dem Könige zumuthet, das Vereinigungsbuch dem neuen Gesetzbuche, in Beziehung auf die darin vorkommenden Gesetze an die Seite zu stellen, und dabey versichert, daß dieses auf jenes und jenes auf dieses große Beziehung haben werde. — Einen guten Theil des auf diese Journale freylich immer unnütz verbrauchten Papiers füllen die Nachrichten aus, welche

Masius

Anstoß von seinem ehemaligen Freunde Grossinger, und den Differenzen ertheilt, in welche er mit ihm verwickelt gewesen ist. Die Sache selbst interessirt das Publikum gar nicht, und das ungesittete, niedrige Benehmen der beyden Leute gegen einander ist ärgerlich anzusehen.

Wir kommen nun auf das Hauptbuch Nr. 7. um des willen alles dies Geschrey von M. Masius erhoben ist. Wir wollen suchen, den Ausdruck des Unwillens, welches die Durchlesung desselben in uns erregt hat, hier besonders durch eine mitleidige Erinnerung an die Verstandsschwäche und Unwissenheit des Verf. zu mäßigen. Aber in der That ist es doch ein so ganz erbärmlich verunglücktes Ding, daß selbst die betrogne Erwartung kaum den üblen Eindruck verstärken kann, den es schon an sich, und ohne mit solchem Aufstand angekündigt und angepriesen zu seyn, verursacht. Er hat es einigen Kronprinzen und Erbprinzen in einer Epistel voll elenden Gallimathias dedicirt, weil er geglaubt, es ihnen aus allerley großen und zur Verantwortung vor ihnen hinabsehenden Motiven nicht allein zu Füßen legen, sondern auch unterthänigst zueignen zu müssen; und weil der Herr durch seinen Apostel Johannes im voraus verkündigt hat, daß zehn Fürsten oder Könige seine Geliebten und Ansterkohrnen werden, und daß er durch sie der Hure und des Thiers ein gänzlich Ende machen wolle, welche Zeit nun nichts mehr weiß ist, u. s. w. Wir würden einen Bogen voll solchen Unsinns mehr abschreiben können, wenn es noch nöthig wäre, unser allgemeines Urtheil vor unsern Lesern zu rechtfertigen. Denn was jemals ein flacher Verstand, bey einem hohen Grade von Einbildung oder vielmehr geistlichem Dünkel, von fanatischen Erwartungen geleitet, von Beurtheilungskraft verlassen, ohne Hülfe der Wissenschaft, auch ohne Hülfe eines Freundes und Rathgebers, fades, nüchternes, ungeschlachtes hat auch sprechen oder niederschreiben können, das findet man hier beysammen. Wir haben bey diesem Buche noch mehr für den Verf. zu besorgen angefangen, weil wir finden, daß er sich mit der großen Hure und mit den Thieren, dem ersten und dem zweyten, in der Apokalypse, so viel zu schaffen macht. Er ist beständig damit auf dem Plane, und wenn er sich mit ihnen auch nicht herumtummelt und mit andern Dingen zu thun hat, so sieht mans ihm doch an, daß er abwesend ist

und an die große Hure, und an die Thiere, und an die guten Hörner oder verwandte Lieblinge seiner Phantasie denkt. Auch haben wir ihm abgemerkt, daß er eine ganz besondere Vorliebe gegen die Evangelische Brüdergemeine affektirt; sie wird bey einer Vergleichung der verschiedenen Konfessionen, gleich der Katholischen, Lutherischen und Reformirten, als eine besondere Kirche, angesetzt, und in allen Stücken mit Beyfall beehrt; Spangenbergs Bücher stehen, (nebst Silberschlags, Bengels, Cruſius, Burschers, Reykopfs u. a. Büchern) mit in dem Verzeichniß der Schriften, die so, wie die apostolischen Kirchenväter, an der Lehre und geschriebenen Worte des N. T. wörtlich ausdrücklich gebliebene sind. Wir besorgen nicht, daß sich die Brüder zu Herrnhut, vermöge ihrer bekannten Bedächtigkeit, von dem Religionsvagabunden Masius zu ihrem Schaden werden berücken lassen; auch glauben wir, daß einige der von ihm belobten Schriftsteller die Ehre gern verbeten hätten, ihre Schriften in Gesellschaft mit den seinigen, und als in Verbindung mit ihnen stehend, — so wagt er davon zu sprechen — aufgeführt zu sehen: allein zur Vollständigkeit des Begriffs, welche man sich von dem Geiste des apostolischen Religionsvereinigers, und von seinem System selbst zu machen hat, durften wir diese Anmerkung nicht zurückbehalten. Der Punkt der großen Vereinigung, die er treffen will, ist, soviel jetzt muß sehen, daß man sich künftig, mit Verleugnung aller Philosophie über das Christenthum, alles gemeinen Forschens über den Inhalt der Bibel, aller Gebrauchs der Geschichte und Kritik in ihrer Auslegung, an den vohen Buchstaben der Bibel, besonders des N. T. vom ersten Kapitel Matthäi bis zum letzten der Apokalypse, und zwar nach der hergebrachten Uebersetzung, halte, dogmatische Sätze, die Christus und die Apostel ausgesprochen oder niedergeschrieben haben, mit schlichtem Glauben annehme und auswendig lerne, und alle Dunkelheiten darin unaufgeklärt, alle Geheimnisse unbezweifelt lasse. Denn nach diesem Gesetz ist der ganze Entwurf der apostolischen Kirchenlehre, wie er in diesem Buch enthalten, eingerichtet. Wenn sonst der Verf. dabey mit einiger Ueberlegung und nach irgend einem Grundsatze verfahren ist, so muß er dieser, obgleich dunkel von ihm gedachten und nirgends recht klar ausgedrückten Regel gefolgt seyn. Aus ihr läßt sich Ursprung und Bildung

dung des Geistes und Körpers seiner Anweisung erklären. Aber eben diese Regel, die dem apostolischen Christen eine Verstörung der edelsten Gabe Gottes, der Vernunft, zur Pflicht macht, und die seine Ueberzeugungen unter das Joch eines blinden undenkenden Glaubens an unverständliche oder vieldeutige Sprüche zurückbringt, ist sie nicht eben das Gesetz, welches zu allen Zeiten der leidigen Gewissenstyranney unter Christen den Weg gebahnt hat? Er sage, was er wolle, zu seiner Rechtfertigung wider den Vorwurf der Anhängigkeit an katholische Proselytenmacher; hier eben zeigt er, daß er, ohne es in seiner tiefen Verblendung selbst einzusehen, ein dem Geiste des Katholicismus sehr willkommenes Rüstzeug der Erweiterung des unseligen Reichs der Dummheit und des blinden Glaubens sey, in welchem dieser Geist am glücklichsten sein Wesen treiben kann. Wenn der Geist der Untersuchung allgemeiner wird, wird die Hierarchie ihr Ansehen nothwendig mehr verlieren, je mehr man ihre vernunftwidrigen Forderungen überlegt und auseinandersetzt, je mehr man den wahren Geist der Bibel studirt, und erkennet, daß die Anmaßungen der Hierarchie in Gottes Wort nicht gegründet, sondern vielmehr dem Geiste Christi gerade zuwider sind. Sobald aber die Christen bloß an den Worten hängen sollen, werden sie in Unthätigkeit und Dummheit verfallen, welche der Hierarchie Spielraum lassen, ihre Anmaßungen weiter durchzusetzen, und dem Menschen einen Ring in die Nase zu legen, woran sie dieselben leiten kann.

Ueber die Einrichtung des Buchs, oder über einzelne Theile desselben, lohnt sich's der Mühe nicht, viel zu sagen. Das Leidlichste darinn (da alles andere so gar elend ist,) ist noch der Entwurf vom Katechismus, der fast die Hälfte des Ganzen ausmacht; aber derjenige Dorfschulmeister müßte wohl äußerst verdüstert seyn, der nicht in Luthers beyden Katechismen mehr Verstand, mehr Saft und Kraft finden könnte, als in diesem Meeßischen — doch, wir sehen es ein, daß eine solche Vergleichung für Luthers Namen und Verdienst allzu entehrend ist. Wir wollten nur so viel sagen, daß unter allen Büchern dieser Art, die uns vorgekommen, keines zu seiner Absicht, der Jugend Religionsbegriffe einzuflößen, ungeschickter sey, als diese Anweisung zur Glückseligkeit.

Das Religionsschreiben (was soll das heißen?) Nr. 2. ist in herzlicher Erbitterung auf die Recensenten geschrieben.

welche bey unſern ſo aufgeklärten Zeiten durch ihre Urtheile von der Religionsvereinigungsgeſellſchaft und ihrem Agenten zu Leipzig eine ſo groſſe Einfalt an den Tag gelegt haben. Er nennt es aber auch Bosheit und Schmähſucht, daß man gegen ihn und ſeine unſichtbare Rotte den Verdacht der Unehrlichkeit erregt hat, und meynt, weil er den Recenſenten keine Louisd'ors geſchickt, und Niemand gute Worte gegeben habe, ſo habe das Vereinigungswerk auch keinen Beyfall erhalten. Der Menſch ſchäumt vor kindiſcher Bosheit, und ſchüttet Geifer und Galle aus, ohne eine andere Urſache ſeines Gewinns, als weil er vorausſieht, daß ihm ſein elendes Handwerk werde gelegt werden; und eben dieſer Menſch will ſich doch die Miene eines ſanften und ächten Jüngers Jeſu geben. Von der Preißfrage von 12,000 Rthlr. und dem ausgeſetzten Preiſe ſagen wir nichts; es iſt über dieſe Sache, welche, auch wenn es Ernſt damit wäre, wenn M. Meef. über 12,000 Rthlr. ſo wie über 2000 Groſchen disponiren könnte, die ſeltſamſte Lächerlichkeit abgäbe, ſchon genug gelacht.

Die letzte Schrift Nr. 9. iſt nun vollends das Kind des ekelhafteſten Unwillens eines verzweifelten Hungerleiders und gedemüthigten Phantaſten. Es iſt, wie er beweiſen will, nichts anders, als baare Gotteslästerung, daß man ihn für einen ſchwärmeriſchen Menſchen hält; ja, Leute, die das thun, ſeyn des öffentlichen Schutzes nicht werth, und müſſen als verrückte Köpfe, in Verwahrung genommen werden; die unglaubliche Furcht der Theologen vor Beelzebub, dem Oberſten der Teufel, der jetzt in allen Recenſenten ſein Weſen treibe, habe ſie blödſichtig gemacht, u. ſ. w. Das unerträglichſte Gewäſch von dummdreiſter Frechheit, alberner affektirter Demuth, geiſtlichem Stolze, und wütender Rachbegierde zuſammengebracht! Daß er die Beſchuldigung des Katholicismus umkehrt, und ſeinen Gegnern zurückgiebt, dieſer ſo ganz ungereimte Einfall iſt nicht einmal ſein, ſondern iſt von dem ſchwachen alten Demarees in Deſſau, der doch etwas ſagen wollte, und nichts zu ſagen wußte, wie es ſcheint, zuerſt gebraucht worden, und Jacobi, Lavater, und das Syſtem der Weltbürgerrepublik haben dieſe läppiſche Legende, welche ihre Widerlegung mit ſich führt, auch mit groſſem Eifer fortgepflanzt. Das einzige war uns lieb, in dieſer Scharteke zu finden, daß

der Verf. schon in seiner Kindheit die Apokalypse gern gelesen habe, und seitdem höher Offenbarungen gewürdiget worden sey. Der beste Aufschluß, den er uns über die Geschichte seiner Thorheiten geben konnte. Denn, wenn man hinzunimmt, was er selbst nicht undeutlich gesteht, und auf allen Seiten seiner Schriften durch Thatsachen zu erkennen giebt, daß er an der Aufklärung seines Verstandes nicht gearbeitet, nichts gelernt, nicht ordentlich studirt habe, so kann man sich's wohl erklären, wie aus dem kleinen Meese, der gern die Apokalypse las, ein solcher Mastus geworden ist. Es wäre immer noch besser, wenn sein Unwesen bloß von unordentlichem Lesen dunkler Bücher, und von Blähungen und dickem Blute, welche in schwärmerischen Köpfen gewöhnlich Offenbarungen hervorbringen, herrühren sollte, als wenn es aus andern Gründen entspringe; denn alsdenn ist's noch möglich, daß ihm durch den gehörigen Gebrauch von Nieswurz oder asa foetida, der Körper könnte gereinigt werden, und wenn er alsdenn von seiner hohen Einbildungskraft herabsteigt, und anstatt Lesung der Apokalypse, sich auf Rechnen, Schönschreiben, und einige andere im menschlichen Leben nöthige und nützliche Dinge befleißigt, vielleicht noch in irgend einem kleinen Zirkel des gemeinen Wesens nützlich, und zu irgend einem kleinen Aemtchen tüchtig werden könnte.

Höchstnöthige Warnung an Alle, sowohl protestantische, als katholische Christen, von dem grundverderblichen Religionsplane der sogenannten vereinigten Religionslehrer sich bestmöglichst zu hüten. Aus aufrichtigsten Absichten gemacht von Aloysius Merz, der Gottesgelahrheit Doktor, und des hohen Domstifts zu Augsburg ordinari Prediger. Cum facultate Ordinariatus Augustani. Augsburg 1785. 8. 120 Seiten.

Das oben Nr. 1. recensirte Mastianische Sendschreiben hat den Unwillen des P. Merz aufs höchste gebracht; er ist aber in seinem heiligen Grimm so blind, daß er glaubt, es werde mit der Religionsvereinigung, die da vorgeschlagen wird, auf nichts anders abgezielt, als auf die Einführung

des purſten Indifferentismus. Herr Merz und Herr Meeſe ſind gar zu weit aus einander, und wir noch viel weiter von ihnen, als daß wir uns ins Mittel legen, und Frieden ſtiften, oder auf einer von beyden Seiten mehr Wahrheit und Recht finden könnten, als auf der andern. Wir wollen ſie nur ihrer eigenen Queerköpfigkeit überlaſſen. Ihr Streit iſt gerade wie das Duell von zween Blinden, die voll Eifers die Degen zogen; aber unglücklicherweiſe nicht gegen einander überſtanden, daher der eine nach Oſten, der andere nach Süden ſtiche. Wir wollen aber doch einige der merkwürdigſten Stellen aus der Merziſchen Schrift hervorziehen, um zu zeigen, daß der Verf. noch immer — P. Merz ſey, und daß man ſich ſehr gröblich irre, wenn von Katholiſcher Seite her Anträge zum Frieden und zur Vereinigung geſchehen. P. Merz, der wenigſtens kein heimlicher Gleißner iſt, ſondern der ſeinen katholiſchen Feuereifer gerade vom Herzen wegſpricht, kann es uns am beſten und nachdrücklichſten ſagen, wie wir die freundlichern Stimmen aufzunehmen haben, die hie uns da aus ſeiner Kirche oder aus dem Honigmunde ihrer verkappten und unverkappten Emiſſarien erſchallen und uns einladen, hereinzukommen. Eben darum iſt uns dieſer Mann viel lieber, als ſeine ſanftſchleichende Brüder P. Sailer, P. Schwarzhueber, P. Wieſt, u. a. Er belehrt uns alſo ganz trocken, daß der Anſchlag der Römiſchen Kirche, die Proteſtanten zurückzubringen, ſeit zweyhundert Jahren immer derſelbe ſey, und noch feſt ſtehe; denn es ſey die Pflicht der Nachfolger des h. Petrus, die irrenden Schaafe wieder in den wahren Schafſtall Chriſti zu führen, und ſie mit ihrem rechtmäßigen, von den Apoſteln abſtammenden Hirten zu vereinigen. Dieß gerade, mit der beſtändigen Praxis der katholiſchen Kirche ſo genau übereinſtimmende Eingeſtändniß möchten ſich doch ſo viele gutmüthige und leichtgläubige Leute unter den Proteſtanten ſorgfältig merken, und endlich einſehen, daß die Gefahr noch nicht überwunden iſt, Glaubens- und Gewiſſensfreyheit wieder einzubüßen, und ſo lange, als noch nicht ein Pabſtthum, ſondern überhaupt katholiſche (allgemeine) Hierarchie von irgend einer Art in der Welt iſt, nie überwunden wird. Denn das iſt die zu hundertmalen in dieſer Warnung von P. Merz wiederholte erſte und wichtigſte charakteriſtiſche Lehre jener Kirche: „Wer mit dem von Chriſto verordneten Oberhirten nicht vereiniget iſt, kann auch mit Chriſto ſelbſt

nicht

nicht vereiniget seyn," es ist also eine Wirkung wahrer Liebe, wenn der oberste sichtbare Hirt den irrenden und verlornen Schaafen nachgeht, sie aufsucht, und in den wahren Schaafstall zurückträgt.

Auch diesen Ausspruch halten wir aller Betrachtung würdig, weil er eben so sehr im Geiste der katholischen Kirche gesagt, als für diejenigen Protestanten lehrreich ist, die sich noch einen Augenblick besinnen, alle Unionsvorschläge, die in was immer für einem Tone geschehen, als Versuche der Zurückbringung in den Schaafstall der alleinseeligmachenden Kirche zu verwerfen; diesen: Wenn Friede und Einigkeit zwischen den katholischen und protestantischen Christen gestiftet werden soll, so kann diese ohne Einwilligung des Statthalters Christi unmöglich zu Stande kommen; es wäre nur ein einseitiger Friedensschluß, der schon für sich selbsten ungültig ist, und zwar um so mehr, weil die Friedenspräliminarien von solchen Männern gemacht sind, die weder Beruf noch Vollmacht haben, sondern sich selbsten eigenmächtig zu Friedensstifter aufgeworfen haben. — Und daß nicht die mindeste Hoffnung sey, daß Vereinigungsversuche eine Abstellung der katholischen Irrthümer mit sich bringen werden, sagt er eben so dürr heraus: Es ist unmöglich, es ist wider den wesentlichen Charakter der katholischen Kirche, eine Lehre als eine falsche zu verwerfen, die sie einmal als eine dogmatische vorgetragen hat; ehe wird Himmel und Erde vergehen, als daß dieß geschehe; so wenig Christus sich eine von ihm geoffenbarte Wahrheit kann abmarkten lassen, eben so wenig kann dieß die Kirche thun. So stehen demnach alle die schrift- und vernunftwidrigen Lehren, welche die Herrschbegierde der Priester, die Habsucht und Dummheit der Mönche, die Unterthänigkeit der Scholastiker gegen den Papst und seine Diener ersonnen, und auf die Bahn gebracht hat, so stehen dieselben denn alle unerschütterlich fest! Anbetung der Heiligen, Brodverwandlung und Gottheit der Hostie, Fegfeuer, Ablaß, Ohrenbeichte, ewige Verdammniß aller Unkatholischen, Wunderwerke und Teufelsbeschwörung — alles bleibt, und muß bleiben, wenn auch der Himmel einfiele. Schöne Hoffnungen also, mit welchen ihr euch täuscht, verblendete Schwachgläubige, die ihr Nachgeben und

Aufklärung bey Leuten erwartet, welche wegen des allerersten Grundsatzes ihres Systems weder in irgend einem Punkte nachgeben, noch aufgeklärter werden können! Verschiedene Meynungen kann eben diese Kirche an ihren Kindern auch schlechterdings nicht dulden; „denn so eine Despons, die voller Runzeln, voller Flecken und Mackel ist, die sich zur Zufluchtsstatt aller Sektirer, zur Schwindgrube gröster Irrthümer macht, kann der göttliche und weiseste Stifter des Christenthums unmöglich für die seine erkennen, die er gewählt hat, die ist nach den Aussprüchen der göttlichen Bücher selbst eine einzige, eine ganz reine und unbefleckte.

Uebrigens wirft dennoch P. Merz die Vereinigung nicht so weit weg, daß er darum nicht noch einige Rückkehr der Protestanten zu dieser Despons hoffen sollte. Denn, sagt er, die Katholiken bekennen doch alles, was die Religionslehrer (M. Meese) von einem apostolischen Christen fodern; es wären doch auch die Vorältern der heutigen Protestanten durch mehr als tausend Jahre mit der katholischen Kirche vereiniget; alle, die vor drittehalb Jahrhunderten in den Himmel kommen sind, kamen als katholische Christen darein; auch nach erfolgter Trennung haben sich Fürsten, Churfürsten, Könige und Königinnen, andere unzählige Personen vom ersten Range, ganze Gemeinen, Städte und Länder, mit der katholischen Kirche wieder vereiniget, weil sie sahen, daß man ihre Lehren verunstaltet, und die Leute durch Trugschlüsse und falsche Vorspiegelungen irre gemacht habe: warum soll's denn ewig unmöglich seyn, was wirklich schon so oft geschehen ist? Sobald die protestantischen Gelehrten das katholische Glaubenssystem, ihre Glaubenslehre und derselben Gründe in ihrer wahren Gestalt vorstellen, sobald sie die Misbräuche, welche die katholische Kirche selbst verwirft, von der Glaubenslehre unterscheiden werden, sobald wird Vereinigung nicht nur möglich, sondern leicht seyn. Da stimmt er nun einmal in die gemeine verrätherische Sprache mit ein, nach welcher zwar wohl Misbräuche, aber keine Irrthümer in der katholischen Kirche zu finden sind. Unter Misbräuchen verstehen die katholischen Theologen nichts

weiter,

weiter, als gewisse, in dem äußerlichen Kirchenwesen, im Regiment und in der Disciplin der Clerisey, oder in dem Ritual des Gottesdiensts durch die Länge der Zeit, oder durch die Einfalt des gemeinen Volks eingerissene und nachgegebene Unordnungen, welche, ganz unbeschadet der Lehre selbst, und aller Gebräuche des Gottesdiensts, wieder abgestellt werden können. In diesen Kleinigkeiten und Nebensachen also kann und will die katholische Kirche nachgeben, wenn wir uns wieder bey ihr einfinden; sie läßt indessen weislich nicht zu, daß sich jemand bestimmter darüber erkläre, was das namentlich für Mißbräuche sind, welche sie selbst verwirft, damit durch die Unbestimmtheit des Worts, und durch die Dunkelheit der Idee die Protestanten verleitet werden zu glauben, die katholische Kirche werde noch wohl einen vernünftigern Lehrbegriff, einen schriftmäßigern Gottesdienst, und eine, dem wahren Wohl der Menschheit angemessenere äußerliche Verfassung, annehmen; woran doch in Ewigkeit nicht zu denken ist, so lange der Lehrsatz feststeht, daß diese Kirche nicht irren kann, und nicht geirret hat. Ja selbst, wenn es über wirkliche Mißbräuche oder Einrichtungen und Gesetze, die ohne Schaden der wesentlichen Lehre des Päpstthums zur Sprache und zu Vorschlägen der Wiederabschaffung herstehen kann, ist dennoch nichts geschehen, sondern alles beym Alten geblieben, wie jedel weiß der z. E. nur die Geschichte der auf der Trienter Synode uns sonst so ernstlich und nachdrücklich geschehenen Vorschläge und Unterhandlungen über die Priesterehe und über den Kelch im Abendmahl inne hat.

Die allergrößlichste Stelle in dieser Schrift ist, wo der Verf. die Unmöglichkeit mehrerer, als einer, seligmachenden Religion leugnet, weil das Gegentheil anzunehmen, den Absichten des göttlichen Stifters des Christenthums, den Aussprüchen der göttlichen Bücher, den apostolischen Symbolen, der Gesinnung der apostolischen Kirche gänzlich und offenbar zuwider sey; bey diesem Beweise aber nützt er, wie die Jesuiten vor jeher gethan haben, sehr listig das menschliche und menschenfreundliche Eingeständniß der Protestanten, daß auch ein Katholischer selig werden könne, und folgert hieraus, daß es also der sicherste Weg sey, seines Heils nicht zu verfehlen, wenn man sich zu derjenigen Lehre halte, für deren Sicherheit beyde sprechen.

Anander so widerste Partreyen Bürge stehen; mithin der vernünftigste Entschluß, katholisch zu werden, weil davon eine unendliche glückselige Ewigkeit abhänge. Wir Katholiken, fügt er darauf hinzu, werden und können dieß von der protestantischen und allen unkatholischen Kirchen niemals sagen; nämlich aus förmlichen Sektirern, das ist, welche aus angemaßter, überwindlicher und strafbarer Unwissenheit, oder gar vorsätzlich in ihrer unkatholischen und unapostolischen Religion leben und sterben, und sich nicht vor ihrem Ende mit der wahren Kirche vereinigen, wird keiner, gar keiner selig; aus den Erwachsenen, die auch unüberwindlich, oder nur materialisch irren, werden, hauptsächlich weil die protestantischen Herren Pastoren wegen Abgang wahrer Bischöfe und wahrer Priesterweihe keine Gewalt haben, von Sünden loszusprechen zu können, viele das Reich Gottes nicht erwerben können. Wohl trauriger Gedanken!

Das ist nun zwar, wie alles, was P. Merz sagt, so herzlich dumm und unbegreiflich toll geredet, daß man dabey nicht umhin kann, an die derbe Charakterzeichnung zu denken, die Zimmermann vom P. Merz hingeworfen hat; (des heil. Röm. Reichs Erzgenerealdummkopf, Pius des VI. geliebter Sohn,) allein, man vergesse nur nicht, daß hier nicht P. Merz allein rede; man bilde sich nicht ein, daß diese Sprache von der katholischen Kirche verworfen, aber auch nur von dem vernünftigsten Theile ihrer Theologen verabscheuet werde; so wie hier P. Merz dekretirt, so spricht die Kirche, ihren Grundlehren ganz gemäß, ganz konsequent, so wird und muß sie auch sprechen, so lange sie ihren ersten und höchsten Grundsatz vom Ansehn der Kirche festhält. Die süßesten Worte, die man seit einiger Zeit den Protestanten zu geben affektirt, können an diesem wesentlichen katholischen Lehrsatz nichts hindern. Wir wünschten, daß unter andern Hr. Lavater, der sich von verschiedenen seiner katholischen Freunde so süß hat in den Schlaf singen lassen, dieß ein wenig bedächte. Sein Busenfreund, P. Sailer, dem er so viel reinevangelischen Geist zuschreibt, mag nur auf sein Gewissen und recht ernstlich befragt werden, ob er diese Aeußerung des P. Merz mißbillige, ob er anderer Meynung sey. Er wird freylich sehr um den Brey herumgehen, er wird der Frage auszuweichen suchen.

Aber

Aber so lange P. Sailer ein Katholik, und noch mehr ein katholischer Theologe ist, so wird sein reinevangelischer Sinn, so gut, wie der reinevangelische Sinn des P. Merz, dahin gehen, daß Lavater, und wir alle, ewig verdammt sind, so lange wir uns nicht mit der vermeynten alleinseligmachenden Kirche wieder vereinigen.

An den Religionsvereiniger M. N. Masius in Leipzig von F***. Halle, gedruckt bey Hendel. 1785. 69 Seiten.

Es scheint ein fleißiger Zuhörer des Hrn. D. Semlers, oder doch ein fleißiger Leser seiner Schriften zu seyn, der hier redet. Er spricht daher vieles von der unendlichen Anwendbarkeit der geistlichen Begriffe, von der Privatreligion, von freyen moralischen Einsichten u. dgl. er entlehnt sogar Lieblingsformen der Reden, unbestimmte Ausdrücke und Dunkelheiten im Vortrage von seinem Originale. Er sagt manchen guten Gedanken, und Masius könnte viel von ihm lernen; aber er spricht auch zu sichtbar gesucht, und affektirt in der Manier seines großen Lehrers, als daß er gefallen könnte. Justinian für Justin schreiben, und Gerhard Cato, als eine Person ansehen, verräth auch noch einen ungeübten Studenten. Es sind uns mehr Spuren von einer etwa nachgeschriebenen Semlerischen Vorlesung vorgekommen, die wohl eigentlich den M. Masius nicht angieng, die aber Hr. F*** mit Kopf und Schwanz versah, und in dieser Gestalt ausgehen ließ. —

Wir sind übrigens sehr wohl damit zufrieden, daß die Masiade nicht viele Schriftsteller in Thätigkeit versetzt hat. Es bedurfte hier keiner Prüfungen und Widerlegungen. Das ganze Amt der Kritik würde auch, bey solchen Erscheinungen in der Republik der Gelehrten, nichts anders seyn dürfen, als Stillschweigen und Verachtung; wenn nicht solche Leute wie Weese und die ihn brauchten, sicherer als man glaubt, bey einer Menge von Lesern zu würken im Stande wären.

Ut.

Unterſuchung einiger neuern Zweifel über die Aufrichtigkeit und Göttlichkeit Moſis und Seiner Begebenheiten. Von D. Johann Balthaſar Lüderwald. Helmſtädt, bey Kühnlin. 1782. 248 S. in gr. 8.

Inſofern, als in dieſem Buch wirklich viel geſammelt iſt, was über die Moſaiſchen Schriften von Zweiflern geſagt und von Andersdenkenden darauf geantwortet worden, hat es ſeinen Nutzen; und es wird in dieſer Rückſicht manchem brauchbar ſeyn. Nur als förmliche Widerlegung aller Zweifel, die bisher aufgeworfen worden ſind, möchte es heut zu Tage wenige beruhigen. Der Verf. (in deſſen Hochachtung für Moſen wir von ganzem Herzen einſtimmen) geht noch zu ſehr die breite Heerſtraße der Theologen, behauptet zu viel, was weder zu behaupten nöthig iſt, noch ſich behaupten läßt, und thut dadurch ſelbſt ſeiner guten Sache Schaden.

Die Hauptunterſuchungen des Verf. betreffen folgende Punkte: 1) Ob die Geſchichte Moſis und des Volks Iſrael in der That ſoviel wirklich Wunderbares und von Gott in ſtrenger Bedeutung Genommenes enthalte, als man darin gemeiniglich zu finden glaubt? 2) Ob nicht die Sammler der Geſetze und Geſchichte Moſis, die alles in ſeine itzige Form gebracht haben, nach ihrem Privaturtheil und der herrſchenden Volksmeynung vieles aufs Wunderbare gezogen; aus Religion Gott mehr ins Spiel gebracht, als es Moſis Abſicht geweſen? Und kann 3) Moſes nicht, ſeiner Redlichkeit unbeſchadet, dazu weislich geſchwiegen haben, wenn ein rohes Volk, das er zum Gehorſam gegen Gott bringen wollte, natürliche Erfolge Gott unmittelbar zuſchrieb? Konnte er nicht ihm bewußte vorfallende Naturbegebenheiten darzu nutzen, dieſem Volk Furcht und Folgſamkeit gegen den wahren Gott, der aller dieſer, ſo wie ihrer eigenen Begebenheiten Herr und Urheber ſey, tiefer einzuprägen? 4) Haben aber nicht die neuern Theologen durch die in der Syſtemſprache willkührlich beſtimmten Begriffe von Wunder und Eingebung vieles für wahre Wunder und Wirkungen der Allmacht gedeutet, was entweder nur jenem rohen Volke wunderbar und göttlich hieß, oder in der Sprache jener Urzeit blos einfältiger frommer Ausdruck der Volksmeynung war, daß die Vorſehung Gottes

den

den Lauf der Begebenheiten zu ihrem Besten gelenkt, ihre Schicksale selbst gefügt, und die Entwickelung derselben geordnet habe? 5) Ist dieses nicht das Mittel, wodurch man viele Schwierigkeiten in den Büchern Mosis am haldigsten und glücklichsten heben kann?

Diese Fragen beantwortet der Verf. meist im Sinn der ältern Theologen — alle anders als sie Recensent beantworten würde; dies hindert ihn aber nicht, seiner guten Absicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Hz.

Der Dorfpfarrer. Berlin, bey Rellstab. 1785. 67 S. in 8.

Die Lage des Dorfpfarrers hat die besten Quellen menschlicher Glückseligkeit, und läßt sie am ungehindertsten fließen. Dies ist der Hauptgedanke in dieser kleinen Schrift, die ausser den Gelehrten auch noch Viele mit Vergnügen lesen würden, wenn der Stil hin und wieder etwas fließender, und der Vortrag an manchen Stellen weniger abstract wäre. Dies könnte er seyn, ohne von seiner Bedrungenheit zu verlieren.

Das Gegenstück zum Dorfpfarrer ist:

Die Dorfschule. Ebendaselbst. 50 Seiten in 8. und von eben dem Verfasser Müller, (welches vielleicht Herr Professor Müller in Berlin ist.)

Die Briefform schicke sich freylich gut zu solchen Schriftchen, wo im populären Ton und unsystematisch nützliche Wahrheiten vorgetragen werden sollen, aber der Ton, worin Hr. M. an seine Dame schreibt, ist zu gesucht-galant, und sticht sonderbar gegen die ernsthafte Materie ab, die den eigentlichen Inhalt des Briefes ausmacht, und worüber viel Gutes gut gesagt ist, nur freylich zu kurz für einen, den die Sache interessirt.

Hz.

Verſuch einer neuen Ausſicht über die moſaiſche Geſchichte vom Falle der erſten Menſchen. An des Herrn Abts Jeruſalem Hochwürden. Gotha, bey Ettinger. 1785. 110 S. 8.

Der Verf. dieſes Sendſchreibens gehört nicht zu den Eiferern, die in der bekannten Erklärung, womit der Hr. Abt Jeruſalem die Erzählung Moſis vom Falle der erſten Menſchen wider unbeantwortliche Einwürfe und ſeichte Spöttereyen zu retten geſucht hat, eine gefährliche Neuerung zu finden und ihr beliebtes altes Syſtem mit Ungeſtüm dagegen vertheidigen zu müſſen glauben. Er iſt ein Mann, der eben ſo viel Beſcheidenheit als Wahrheitsliebe blicken läßt. Mit Vergnügen haben wir in dieſer kleinen Schrift hin und wieder Gedanken gefunden, die eine weitere Prüfung verdienen, ob wir gleich geſtehen, daß ſie uns in der Hauptſache nicht befriedigt hat.

Nach der Meynung des Verf. iſt die Erzählung Moſis buchſtäblich als wirkliche Geſchichte zu nehmen. Um den Schwierigkeiten zu begegnen, die ihm hier aufſtoßen mußten, ſucht er erſt die gewöhnlichen hohen Begriffe von der ſittlichen Vollkommenheit der erſten Menſchen herabzuſtimmen, wobey er einige Stellen des Neuen Teſtaments überaus glücklich erläutert. Den Fall ſelbſt erzählt er auf folgende Art: Ein böſer Geiſt habe eine Schlange nach dem Aufenthalte der Menſchen hingetrieben. Dies ihnen noch unbekannte Thier habe auf dem Baume, deſſen Frucht ihnen zu genießen verboten war, die Aufmerkſamkeit der Eva auf ſich gezogen und ſie anzureden geſchienen. Eigentlich aber habe der unſichtbare Dämon ſo etwa nach Art der Bauchredner geſprochen, und die Eva überredet, nicht nur ſelbſt zu eſſen, ſondern auch den Mann dazu zu vermögen. Durch den Genuß der verbotenen Frucht ſey in beyden eine heftige, bisher noch ungekannte Begierde nach ehelichem Umgange erregt worden und auf ihre Geſchlechtstheile eine ſolche Wirkung erfolgt, daß ſie vor einander erröthet wären und das Unanſtändige ihrer Blöße gefühlt hätten. Gott habe darauf die Strafe des Ungehorſams über ſie ausgeſprochen; aber nur ſcheinbare Strafe, nur Mittel, das er als Edukator gebraucht, ihnen theils nur ihre eigentliche Lebensart anzuweiſen, theils ſie mit der Arbeit und dem Tode, ihrer Naturbeſtimmung, zufriedener zu machen;

und

und theils sie vor Schlangen und andern schädlichen Dingen zu warnen.

Wir würden uns über diese kleine Schrift zu weit verbreiten müssen, wenn wir uns in eine nähere Beurtheilung der Ideen des Verf. (die nicht neu sind) einlassen wollten. Unsere Leser mögen selbst prüfen, und entscheiden, ob sich diese Hypothese erweisen oder vertheidigen läßt.

Dg.

Pauli Brief an die Hebräer. Versuch zu einer Uebersetzung aller Schriften des Neuen Bundes. Frankfurt und Leipzig, bey Schmidt. 1788. in 8. 4 Bogen.

Da der Verf. nach dieser Probe zu wissen verlangt, ob er sich an die Uebersetzung der sämmtlichen Schriften des N. T. wagen dürfe, so halten wir es für unsere Schuldigkeit, ihm dieß aufrichtig zu widerrathen, wenn anders nur unser wohlgemeynter Rath nicht schon zu spät kömmt. Wir bezeugen ihm gern, daß er Kenntnisse und Eifer im Nachforschen verräth. Aber er vergleiche diese seine Uebersetzung, und besonders Ausdruck und Sprache mit der von Morus, und frage sich dann unpartheyisch, ob wir ihm nicht gut gerathen haben. Die Belege zu unserm Urtheile können wir uns durch diesen Vorschlag ersparen.

Dj.

Josephs und seiner Väter Leben, zur Förderung einer heitern Frömmigkeit und der häuslichen Glückseligkeit für Bibelfreunde in Predigten entworfen von Johann Daniel Gotthilf Weilern, erstem Diakon der evangelischen Barfüßergemeinde allhier. Viertes und des zweyten Theils erstes Bändchen. Augsburg, bey Stage. 1785. gr. 8. 13 Bog.

Ebendesselben fünftes und des zweyten Theils zweytes Bändchen. 15 Bog.

Der

Der Verf. hat nicht Urſache ſeinem Recenſenten für die gute Beurtheilung ſeiner Predigten über die Geſchichte der alten Väter zu danken. Er hat ſie verdienet, und verdienet ſie aufs neue durch die Fortſetzung dieſer Predigten im vierten und fünften Bändchen. Seine Gedanken ſind gründlich und lehrreich, ſein Vortrag iſt deutlich, vorſichtig und nachdrücklich, und ſeine Predigten ſind die beſten, die wir über dieſe Materie haben. Das vierte Bändchen gehet an vom erſten Buch Moſis 38ſten Kapitel, und endiget ſich mit dem 41ſten Kapitel. Das 5te Bändchen gehet vom 42ſten Kapitel bis zum 46ſten. Die Themata ſind ſchön gewählt und verdienten hergeſetzet zu werden, wenn wir nicht des Raums ſchonten.

In der Vorrede zum 4ten Bändchen vertheidiget der V. den Gebrauch des Alten Teſtaments für Chriſten; denſelben werden wir nie leugnen, wenn wir nur viele Chriſten hätten, welche die Bücher des Alten Teſtaments verſtünden, und ihre Geſchichte recht anwenden könnten. Wenn ſie ein Mann, wie Weiler, ihnen erkläret, denn ſind ſie freylich ſehr brauchbar und nützlich.

Briefe zur Bildung des Landpredigers. Hof, in der Vierlingſchen Buchhandlung. 1785. gr. 8. 1 Alph. 5 Bog.

Es wird ein Briefwechſel fingiret, zwiſchen einem Prediger und einem Kandidaten, der eine Pfarre bekommt, und welchem der Prediger zur Führung ſeines Amts Anleitung giebt. Dieſe Briefe ſind ein lehrreicher und angenehmer Beytrag zur Paſtoraltheologie; und wir können ſie Kandidaten und jungen Predigern mit Recht empfehlen. Der Verfaſſer zeiget ſich als einen klugen, gewiſſenhaften und ſichern Führer.

Beym Krankenbeſuch S. 113. wünſchten wir, daß der V. die wichtige Sache deutlicher entwickelt hätte. Der Prediger fraget den Kranken: glaubt Ihr ſelig zu werden? Der Kranke antwortet: ich habe Niemanden etwas zu leide gethan, und, ſo viel mir möglich war, ehrbar und chriſtlich gelebt. Dieſe Antwort misfällt dem Verf., wie aber wenn ſie der Wahrheit gemäß und ein Beweis ſeines Glaubens wäre? Sagt nicht Jakobus im 2ten Kapitel im 18ten Verſe: zeige mir

mir deinen Glauben mit deinen Werken? Dies muß der Prediger liebreich untersuchen. Wenn der Verf. auf die neuen Streitigkeiten kömmt, scheint er bey dem alten System unsrer Kirche feste zu halten, aber er siehet in der That tiefer in die Wahrheit hinein als diejenigen zu thun pflegen, welche nicht selbst denken. Er urtheilet allezeit vorsichtig und tolerant. Im 66sten Briefe giebt er dem Herrn N. N. der manches an unsern Kirchen und am Gottesdienst theils mit Recht, theils mit Unrecht tadelt, zu viel nach. Man muß unpartheyisch einem Jeden recht geben, so viel er Recht hat; aber durch zu vieles Nachgeben verletzet man die Wahrheit, man stärket die Irrenden in ihrem Irrthum und macht die Stolzen noch übermüthiger. Was hindert eine schöne Decke des Altars und des Taufsteins ein gutes Herz, das nicht kömmt zu tadeln, sondern die Lehre des demüthigen Heilandes zu hören?

Rf.

Prüfung einiger theils falschen, theils mißverstandenen Grundsätze und Lebensregeln in Religionssachen. Auszüge aus Predigten. Winterthur. 1785. 7 Bog. in kl. 8.

Wenn es um Lebensregeln und Grundsätze zu thun ist, die jedermann weiß und jedermann glaubt, nach welchen sich der Jüngling und der Greis, der Gelehrte und der Ungelehrte, der Fürst und der Tagelöhner richten, und diese Grundsätze und Lebensregeln sind falsch, oder nur halb wahr, so ist der Schade, der daraus entstehet, unermeßlich groß. Von dieser Art sind die Grundsätze und Lebensregeln, welche der Verf. wie er in der Vorrede sagt, hier gerüft hat. Es sind derselben dreyzehn.

Die Art, wie der Verf. dabey verfährt, ist freylich die natürlichste. Er zeigt insgemein zuerst, in wie fern der Grundsatz richtig oder worauf er anwendbar sey, und hernach in wie fern er mißverstanden oder falsch angewandt werden könne. Man kann wohl nicht leugnen, daß seine Bemühung sehr nützlich sey, zumal da er die Gabe hat, die Sachen sehr gut auseinander zu setzen, und dabey den gemeinen Mann, worauf es doch bey seinem Unternehmen vorzüglich abgezwecke

in

zu ſeyn ſcheint, durch allerley Gleichniſſe faßlich zu werden. Indeſſen ſtehet es dahin, ob der groſſe Hauſe der Menſchen auch bey aller Herablaſſung des Verf. ihm in ſeinem Ideengange werde folgen können. Uebrigens muß man einen jeden Verſuch der Art mit Dank annehmen, wenn er auch nicht ſo gut als der gegenwärtige ausfallen ſollte, indem faſt nichts ſchwerer iſt, als die Aufmerkſamkeit der Menſchen bey ſolchen Gegenſtänden feſtzuhalten, dazu ſie nicht gewöhnt ſind.

P.

2. Rechtsgelahrheit.

Dr. Carl Fried. Häberlin's ꝛc. ausführliche Nachrichten von den bey der allgemeinen R. Verſammlung und den höchſten R. Gerichten erſcheinenden Schriften. Siebendes Stück. Erlangen, bey Walther. Von S. 472—706. 1786. 8.

In fortlaufenden Zahlen enthält dies Stück folgende Artikel. XXVI. Inhalt der von dem K. und R. Kammergerichte über den Vollzug des R. Schluſſes von 1775. an die R. Verſammlung gelangten Kollegialberichte, nach gewiſſen Klaſſen in tabellariſche Form gebracht. XXVII. Freymüthige Beurtheilung eines unpartheyiſchen Publiciſten über die vorliegende Frage: ob Kaiſ. M. befugt ſey, in Proceßſachen von dem K. und R. Kammergerichte die Akta und Protokolle abzufordern? Regensburg. 1786. XXVIII. Ueber das Einwilligungsrecht deutſcher Unterthanen in Landesveräußerungen. Von A. Fr. H. Poſſe, B. R. D. in Göttingen. 1786. XXIX. Bemerkungen bey Gelegenheit des neueſten Fürſtenbundes. Berlin und Leipzig. 1786. XXX. Kurzgefaßte Berichtigung deſſen, was von dem bey E. H. K. R. Hofrath zu Wien angebrachten Reſtitutionsgeſuch des Naſſau-Siegenſchen Prätendenten in verſchiedenen öffentlichen Blättern angegeben worden iſt. XXXI. Kurze Darſtellung des über die Vergebung der Probſtey zu Hanſinne ausgebrochenen Rechtsſtreits ꝛc. 1786. XXXII. Fragmente über das neuere deutſche

deutsche und ältere, besonders römische Postwesen. Frankfurt und Leipzig. 1786. 8. XXXIII. Ueber deutsches Staatsinteresse, Ländertausch und das Schutzbündniß deutscher Fürsten — von D. C. G. Rössig. Leipzig. 1786. 8.

Nn.

Grundriß zur Vorlesung übers Naturrecht von Christoph Hüffer, öffentlichem Lehrer desselben zu Münster in Westphalen. Münster, bey Aschendorff. 1785. 10½ Bog. 4.

Wie der Titel angiebt, ein Plan zur vollständigen Abhandlung des Naturrechts, und in gedrängten Aphorismen die ersten Grundzüge dieser Wissenschaft. Ohne uns auf den eigentlichen Inhalt selbst einzulassen, bemerken wir nur, in Ansehung der Form, worauf es hier vorzüglich ankömmt, daß die Anlage und der Gang des Systems größtentheils mit dem Höpfnerschen Lehrbuche übereinstimme. Inzwischen ist es sehr zweckmäßig, daß der Verfasser vor der eigentlichen Abhandlung des Naturrechts eine geschichtliche Darstellung der allmählichen Fortschritte menschlicher Verhältnisse und Geschäfte in seinen Plan mit aufnimmt. Wiederum aber können wir es auch nicht billigen, wenn er das Recht des menschlichen Gesetzgebers seine Vorschriften geltend zu machen, ingleichen das ganze Strafrecht, sammt dem Begriffe und Zwecke der Strafen, in eine Unterabtheilung der allgemeinen praktischen Philosophie bringt. Unstreitig hätte diese Materie erst in der Folge bey Abhandlung der Majestätsrechte, insbesondere der gesetzgebenden Gewalt, vorkommen müssen, allwo gegenwärtig das Strafrecht gleichsam nur beyläufig angeführt ist, mit dem Zusatze: „Siehe oben praktische Philosophie“ welches in der That ungemein befremdet. Die Schreibart des Verfassers könnte reiner seyn, z. B. Präperzliche Natur des Menschen, Keinmann statt Niemand, u. dgl. m.

Versuch einer juristisch-logisch-statistischen Abhandlung über die Fragen: a) ob der bisher in dem Lehnrechte üblich gewesene Sprachgebrauch des

Dominii directi und utilis richtig, und die hiemit verknüpfte Begriffe in den Geſetzen gegründet ſeyn, oder nicht? b) Ob den Bergwerksverwandten an ihren Bergwerken ein ſogenanntes Dominium utile oder was ſonſten für ein Recht, und welche vorzügliche Befugniſſe dem Landes- und Oberſten Bergherrn der Verleihung ungeachtet zuſtehen? Von D. F. C. Maehler, Bergrichter des Clev-Moers-Märkiſchen Bergs-Amts Collegii zu Wetter. Hagen, gedruckt bey der Wittwe Voigt. 8. 111 S. 1785.

Die erſte Frage entſcheidet der Verfaſſer dahin, daß das Dominium utile, welches man dem Vaſallen beyzulegen pflegt, weder in den Geſetzen gegründet, noch überhaupt der Sache angemeſſen ſey, ſondern daß die Befugniß des Lehnmannes zu den dinglichen Rechten gehöre, welche Jemand in einer fremden Sache haben kann, und daß mithin das eigentliche Dominium dem Lehnherrn gebühre; dem Vaſallen hingegen blos die unumſchränkte Nutznießung nach Lehnrechten zuſtehe. Der Verf. ſucht dieſes einentheils daher zu beweiſen, weil die geſammten einzelnen Rechte des Vaſallen in keinem Betrachte einen weſentlichen Charakter des Eigenthums enthalten; und andertheils beruft er ſich auf die ausdrückliche Beſtimmung der Geſetze II. F. 23. proprietas quidem penes dantem remanet, uſusfructus vero ad accipientem tranſit. Es iſt zwar von Buri und andern Lehrern des Lehnrechts die Sache bereits eben ſo vorgetragen, jedoch muß man dem Verfaſſer die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſelbſt ſeinen Gegenſtand gründlich überdacht, und in ein helleres Licht geſetzt habe. Die zweyte Frage wird nach einer kurzen Entwickelung des Bergregals ſowohl überhaupt, als auch beſonders in Anſehung der Weſtphäliſchen Provinzen des Königs, dahin entſchieden, daß, obgleich ein jeder Bergwerksverwandter ſein Recht durch Belehnung vom Landesherrn erhalte, dennoch die Bergwerke weder als Lehn, noch auch als Erbzinsgüter behandelt werden können, ſondern, daß den Gewerken eigentlich ein Dominium plenum an den Bergwerken zuſtehe, und nur die Ausübung der Eigenthumsrechte

rechte durch Polizeygesetze beschränkt sey. Recenf. kann aber den Gründen, worauf d. r Verf. seine Meynung stützet, nicht beypflichten. Denn die ganze Art der Bergwerksverleihung, so wie sie der Verfasser zugiebt, streitet mit dem Begriff eines völligen Eigenthums, und sind es gleich keine eigentlichen Lehne; so hat doch der Verf. die Aehnlichkeit mit den Erbzinsgüthern dadurch noch nicht entfernt, wenn er einwendet, daß die Bergwerke sich abbauen, nicht alle Jahre, wie Gras und Buschholz wieder wachsen, auch nicht durch Dünger gebessert werden können. Denn alles dieses könnte man auch von Häusern sagen, bey denen doch allerdings eine Emphyteusis statt findet. Horn iur. feud. Cap. 9. §. 23. hat die Sache so bündig zergliedert, daß die Argumente des Verf. dagegen nicht auslangen. S. 105. heißt es: „Man kennt „bey Bergwerken keine Felonium concurbitationis, denn „auf den weitläuftigen Bergwerksrevieren nehmen es die „Revierbediente so genau nicht; ein Lehnmann hingegen „muß sich bey Verkauf des Lehns alles Concurbitirens enthalten.“ Dieser Einfall ist freylich nicht sehr passend; übrigens ist aber das eigentliche Wort cucurbitare hier wohl nur durch Druckfehler zweymal in concurbitare verwandelt.

Freymüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Obristlieutenants Szekely, von einem Freunde der Wahrheit. 1786. 24 Seiten in 8.

Szekely ward wegen eines Defekts in der ihm anvertrauten Kasse gefänglich eingezogen, und Kriegsrecht über ihn gehalten. Hiebey hat sich zwar ein baarer Abgang von 97000 Gulden verossenbaret, zur Entschuldigung des Szekely wird aber angeführt, daß er, selbst im Rechnungswesen ganz unerfahren, sich lediglich auf den verstorbenen Rechnungsführer Lackner verlassen, und demselben die Kassenschlüssel auf immer anvertraut habe; daß aber die Niederträchtigkeit dieses Lackners, und seine übermäßige Verschwendung durch Bekräftigung des ganzen Gardekorps außer Zweifel gesetzt, folglich Szekely unter diesen Umständen zwar der äußersten, mithin sehr strafbaren Nachläßigkeit, jedoch keiner vorsetzlichen Veruntreuung schuldig und überwiesen sey. Das Kriegsrecht verur-

verurtheilte ihn zu einem 6jährigen Festungsarrest. Der Hofkriegsrath aber, dem die Sache zur Revision übergeben werden mußte, verstärkte diese Strafe zu einer achtjährigen Gefangenschaft, worauf der Vorfall dem Kaiser einberichtet ward. Durch Se. Majestät allerhöchste Resolution ist aber auch diese schon erhöhete Strafe anderweitig dahin geschärft worden, „daß Szekely ohne weiters zu kassiren, und drey „Tage nach einander täglich zwey Stunden mit angehängtem „Zettel: ungetreuer Beamter, auf der Schandbühne zu „stehen, darnächst aber einen vierjährigen Arrest auszuhalten „habe.“ — Man hat zwar, wie hier bemerkt wird, dem Kaiser dringend vorgestellet, daß diese Strafe dem Verbrechen nicht angemessen sey; allein der Erfolg war Josephs Antwort: „ein jeder ungetreuer Beamter kann eben so, wie „Szekely sagen, er wisse nicht, wo das Geld hingekommen, „wenn er es auch selbst gestohlen. Sobald das Geld fehlt, „so darf dem Angeschuldigten nicht bewiesen werden, daß er „es veruntreuet, sondern ihm liegt ob, zu beweisen, daß er „es nicht gestohlen habe. Kann er dies nicht darthun: So „bleibt er ein Dieb. Es ist also die Sentenz ohne weiters „an Szekely zu vollziehen.“ — Gegen dieses Verfahren des Kaisers tritt der Verf. gegenwärtiger Bemerkungen auf; jedoch in einem Tone, wobey die dem Monarchen schuldige Ehrfurcht nur zu sehr aus den Augen gesetzt worden, und mit eben der verächtlichen Zügellosigkeit, welche mehrere Wiener Schriftsteller sich bereits vorlängst gegen andere gekrönte Häupter erlaubt haben. Beyspiele hievon anzuführen, enthalten wir uns billig. Was sich in gegenwärtiger Angelegenheit mit einigem Scheine erinnern läßt, das hätte der Verf. in dem ruhigen Tone der prüfenden Vernunft vortragen können, welches unstreitig mehrern Eindruck gemacht haben würde; wiewohl doch einentheils das unpartheyische Publikum, ohne Verletzung der verhandelten Actenstücke immer noch gegen die Mehrheit der angeführten Entschuldigungsgründe sehr mistrauisch bleiben dürfte, und anderntheils bey der Strenge des Kaisers gegen ungetreue Beamte, ohne Rücksicht auf Stand und Würde derselben, unstreitig das besondere Verhältniß in Betrachtung kömmt, daß durch die Gelindigkeit der vorigen Regierung, welche zumal von den großen und vornehmern Beamten nur zu sehr gemisbraucht worden, das Uebel dergestalt eingerissen sey, daß gegenwärtig strenge und harte Behandlung, als ein nothwendiges Gegenmittel erfordert

bert werde. In wiefern aber in jedem konkreten Falle dieſes Mittel zur Anwendung zu bringen ſey, iſt natürlich nach den dabey eintretenden Umſtänden, der Gerechtigkeit gemäß, zu beſtimmen; und da möchten dann freylich wohl bey der gegenwärtigen Angelegenheit die Bedenklichkeiten eintreten, daß doch Szekely nicht blos bey dem Ableugnen der vorſetzlichen Veruntrauung, noch bey der alleinigen Angabe: er wiſſe nicht, wo das Geld hingekommen, ſtehen geblieben; ſondern daß er die Art und Weiſe angegeben habe, wie der Defect zwar durch ſeine Vernachläßigung, jedoch ohne ſeinen Vorſatz entſtanden ſey; daß, aller Vermuthung nach, die erſten Richter dieſe Angaben nicht ohne Wahrſcheinlichkeit befunden, und deshalb nur auf einen zeitlichen Arreſt erkannt haben; daß es ferner ſehr mißlich ſey, wenn der Monarch zumal in Sachen dieſer Art, wo er gewiſſermaßen ſelbſt Parthey iſt, einen Richter abgeben, noch mislicher, wenn er die von der Juſtiz erkannte Strafen ſchärfen will. Man ſehe Montesquieu Geiſt der Geſetze VI. 5.

Dl.

Practiſches Handbuch für Beamte, Advocaten, Procuratoren und alle, die ſich der Gerichtspraxi widmen wollen. München, bey Lentner. 1786. in 8. 329 S. ohne 2½ Bogen Titel, Vorrede und Regiſter.

Ein Bayeriſches Produkt, dem wir nicht allen Nutzen abſprechen wollen, der ſich aber nur auf Bayern einſchränket. Und auch in dieſer Rückſicht iſt das Buch ziemlich unbeſtimmt und unvollſtändig. Ein Fremder kann es höchſtens als einen obwohl höchſtunzureichenden Beytrag zur Bayeriſchen Gerichts- und Gerichtsſtilkenntniß anſehen.

Em.

Friedrich Heinrich Maximilian Kerſten, der Philoſophie und der Rechte Doctor, Rechtsconſulenten zu Dresden — practiſche Abhandlung von der geſetzlichen Erbfolge, dem Heergeräthe, und der,

Gerade. Altenburg. 1786. (Ohne das Regiſter) 283 S. in 8.

Da wir die erſte Ausgabe dieſer Abhandlung bereits (XXXIV. B. 2tes St. S. 447.) angezeigt, dorten unſere Meynung davon angeführt, und mit Beweiſen belegt haben, welche gröſtentheils auch in dieſer neuen Ausgabe noch zu finden ſind, ſo enthalten wir uns einer weitern Beurtheilung. Die Vermehrungen ſind, wie die Seitenzahl ſchon zu erkennen giebt, beträchtlich, (denn die erſte Ausgabe hatte 98 S. in 4.) Beſonders iſt auch viel neuere Literatur nachgeholt. Der neue Vorbericht enthält eine Abhandlung über die Frage: ob die Aufhebung der ſtatutariſchen Verordnungen einem Lande angemeſſener ſeyn, als deren Beybehaltung? welche der V. bejahend entſcheidet. Wir haben nichts wider dieſe Entſcheidung des Verf. einzuwenden, und würden noch den wichtigen Grund beyſetzen, weil die vielen ſtatutariſchen Rechte unzählich viele Streitigkeiten über die Frage veranlaſſen: welches Geſetz in jedem vorkommenden Fall anzuwenden ſeye. Nur hätten wir gewünſcht, daß der V. mehr Schonung und Vorſicht gegen die Gemeinden, welche eigene Statuten und damit oft koſtbare Rechte verbunden haben, empfohlen hätte.

Analecta juris criminalis, cura *Iohannis Friderici Plitt* iunctim edita. Hanov. 1786. 504 Seiten in 8.

Eine Sammlung von Abhandlungen zu dem peinlichen Recht, wie ſie in andern Theilen der Rechtsgelehrſamkeit unter den Namen theſaurus, und kürzlich in dem Lehenrecht von Zepernick unter dem Namen Analecta gemacht worden; wobey dem Herausgeber kein anderes Verdienſt, als daß er eine gute Auswahl zu treffen wiſſe, zugeſtanden werden kann. Die in dieſem Band enthaltenen Abhandlungen ſind 1) Schloſſer, de uſu gladii in ſuppliciis apud Romanos. 2) Malblanc de poenis ab effectibus defenſionis naturalis etiam in ſtatu civili probe diſtinguendis. 3) Kortholt, de juſtitia et prudentia poenarum in ſanctione poenali noviſſima utriusque circuli Rhenani. 4) Beſeke, de homicidio ex vitae taedio ad oppetendam mortem commiſſo non mortis poena ſed per-

perpetuis carceribus puniendo. 5) Schott de furto ex neceſſitate commiſſo. 6) Salomo de homicidio caſuali. 7) Haus de legislatoria poenas ſtatuendi poteſtate. 8) Wagner, de ſupplicio parricidarum. 9) Mylius de parricida coeco. 10) Hombergk zu Vach, de diuerſa indole proceſſus inquiſitorii et accuſatorii, und 11) Kreſſ. de variis iurisdictionis criminalis in Germania generibus. Die erſte dieſer Abhandl. hat von ihrem Verf. ſelbſt Verbeſſerungen und Zuſätze erhalten. In der Vorrede des Herausgebers wird über den Gebrauch der Karoliniſchen Halsgerichtsordnung, und die neuen Verbeſſerungen des peinlichen Rechts ſchwadronirt.

Im.

De mutatione iurium et principiorum iuris ex hodierna tolerantia religionum orta, quaedam diſſerit, et ſimul continuationem tertiam obſervationum hiſtorico-iuridicarum circa mutationes iurium ex lapſu temporis ortas, ad excitandam civium academicorum pietatem per inſtantes dies feſtos pentecoſtales exhibet academiae Roſtochienſis nunc Rector D. *Walt. Vinc. Wieſe*. Roſtochii, 1786. 3 Bog. in 4.

Wir haben zwar die drey vorhergehenden Abhandlungen des Verf. nicht zu Geſicht bekommen; aber die gegenwärtige hat uns auch gar keine Begierde darnach eingeflößt. Ein elenderer juriſtiſchhiſtoriſcher Schnickſchack kömmt wohl ſelten in Gelegenheitsſchriften zum Vorſchein. Und wenn man gleich bey dieſen eben keine Meiſterſtücke zu erwarten gewohnt iſt: ſo ſollte doch, was ein Rector einer Univerſität ſchreibt, nicht ſo ganz unter aller Critik ſeyn. Das ganze Ding iſt eine äuſſerſt übertriebene Lobpreiſung unſers Zeitalters, verſchiedener guten Verordnungen in verſchiedenen Ländern, und beſonders der Reformation in geiſtlichen Sachen, welche der Kaiſer in ſeinen Ländern vorgenommen hat, wobey denn auch verſchiedene dahin gehörige, längſt bekannte Veränderungen in andern Ländern ausposaunt werden. Statt vieler Beyſpiele

nur eine Probe, wovon unſere Leſer hoffentlich ſatt haben werden: „Quo magis autem hi reformatores (Lutherus, Calvinus, etc.) potentia deſtituti fuerunt externa, et nihilo ſecius tantos in reformando fecerunt progreſſus, eo maiores ſperandi ſunt fructus a reformatoribus hodiernis tantis non ſolum ob amplitudinem territorii, imperio ipſorum ſubditi, ſed etiam ob militum copiam et ob ingenii ſapientiam, auctoritate et fiducia praeditis, ut eorum ad exemplum multi iam ſe formarint imperantes, et reliqui iam in eo ſint, ut veſtigia ipſorum premant. Quid inde aliter ſperandum quam plenaria ſuperſtitionis, quae adhuc ſupereſt, exſtirpatio, cererorumque tam antiquitatis inveteratae, quam auctoritatis nimiae praeiudiciorum explosio?“ Von ganz ähnlicher Art iſt das Ganze. Uebrigens bedarf es wohl kaum noch der Bemerkung, daß der lateiniſche Styl des Verf. eben ſo erbärmlich iſt, als ſein deutſcher, dem ſchon einer unſerer Herren Collegen ehemals das Urtheil geſprochen hat. Am beſten wäre ihm daher gerathen, wenn er ſich ferner mit der Schriftſtellerey gar nicht befaßte, und ſolche andern überließe.

N.

Ueber die franzöſiſche Criminalgeſetze, und Geſchichte des inquirirten Parlementsrathes, Herrn von Vocance. Nebſt Aufforderung an die Helvetiſchen Freyſtaaten, die Folter abzuſchaffen. Bern, im Halleriſchen Verlage, 1786. 8. 237 S.

Dieſe Schrift kam, nach dem Vorberichte des Ueberſetzers, im Jahr 1781, zu Genf, unter dem Titel: Reflexions ſur nos loix, à l'occaſion d'un événement important, heraus, und hat den Parlementsadvocaten, Herrn von Servan, zum Verfaſſer. Obgleich ſchon in eben dem Jahre eine deutſche Ueberſetzung davon erſchien; ſo iſt ſie doch, nach der Verſicherung dieſes Vorberichts, ſo wenig bekannt geworden, daß die gegenwärtige, bey der Wichtigkeit der Schrift, nicht überflüßig ſeyn konnte. Die Veranlaſſung derſelben war eine, im Jahr 1780 in Dauphiné, auf dem Guthe und in dem Hauſe des Herrn von Vocance, geweſenen Parlementsrathes zu Grenoble, vorgefallene Vergiftung, die der Zufall bewirkte,

und

und warüber Hr. von Vocance in Inquisition, und von der Justiz zu Vienne große Mißhandlungen erdulden mußte, ob er gleich nach einer am Schlusse befindlichen Nachricht, doch endlich von dem Parlement zu Grenoble für unschuldig erklärt worden ist. Der Vorfall ist kurz gefaßt in der A. D. B. LIV. B. 1stes Stück*) vorgetragen, wo die erste Auflage dieser Uebersetzung angezeigt ist. Der Verf. übernimmt es hier, nicht bloß den Herrn v. V. zu vertheidigen, und das Unzureichende der Anzeigen, aus welchem man ihm den Proceß machte — und die freylich zu einem solchen Verfahren gar einen sehr ungerechten oder sehr unverständigen Richter veranlassen konnten — zu zeigen, sondern auch hauptsächlich über einige Theile der Franz. Criminalgesetzgebung allgemeine Untersuchungen anzustellen. Sie betreffen die voreilige Verhaftung und die gefängliche Haft überhaupt: die moralische Gewißheit in Rücksicht auf die peinlichen Gesetze: die in den Franz. Criminalgerichten übliche Verdammungsformel: auf weiteren Bericht, (plus amplement informé,) die Franz. Gesetze über die Vergiftungen, und unter der Aufschrift: Gedanken über einige Beziehungen der Rechtsgelehrsamkeit auf die politische Gesetze, das unstatthafte Ansehen, welches (auch in Frankreich) vorhergegangnen Richtersprüchen (praeiudiciis) von den Gesetzen beygelegt wird, und über die daher entstehende Willkühr der Richter. — Der Verf. hat überall eine gute Sache zu vertheidigen, und er vertheidigt sie mit praktischer Sachkenntniß und philosophischer Gründlichkeit, so wie mit einer Lebhaftigkeit und Stärke des Ausdrucks, die seinem Herzen Ehre macht. In seinen Behauptungen über die Unzulänglichkeit der Beweise durch Zeugen, scheint er Recensenten ein wenig zu weit zu gehen. Auch ist sein System über das Verhältniß zwischen Polizey- und Criminalgesetzen, und zwischen gesetzgebender und ausübender Gewalt, nicht ganz philosophisch richtig; ob es gleich in den Hauptideen eine gründliche Einsicht in die Natur der Sache verräth, und bessere Bestimmungen giebt, als Viele, und selbst der Verf. des Esprit des loix, vor ihm gethan haben. Die Sprache des Verfassers ist reich an lebhaften (zuweilen falschen und zu sehr gesuchten) Bildern und nachdrücklichen Wendungen, die der Schrift mehr das Ansehen einer einseitigen Vertheidigung,

*) In dieser Anzeige steht durch einen unangenehmen Druckfehler stets Vocanon für Vocance.

als einer unpartheyischen Untersuchung geben, und zuweilen der Deutlichkeit der Demonstration schaden. Doch verleitet ihn seine Wärme hin und wieder zu Deklamationen, und sein Witz hat eine gewisse männliche Würde, die den ernsthaften Gegenstand gefälliger macht, ohne ihn herabzuwürdigen. Folgendes sey zum Beschluß eine Probe seiner Art sich auszudrücken: (S. 103.) „Itzt will ich mit dem Meissel noch ei„nige Schläge auf den Block unserer peinlichen Gesetzgebung „versuchen: Glücklich der Künstler, der die ganze Statue un„ter seinen Händen wird hervorgehen sehen; Vorzüglich glück„lich wäre es, wenn die Menschen das Bild einer beschützen„den Gottheit in allen ihren Zügen erkennten; aber noch tau„sendmal glücklicher, wenn die Wohlthätigkeit eines Monar„chen seine Arbeit, wie ein Gott das Werk des Prometheus, „belebte.“ Die angehängte Aufforderung an die Helvetische Freystaaten, die Folter abzuschaffen, thut doch wohl Kayser Carl V. Unrecht, wenn sie ihn als den Urheber dieses barbarischen und vernunftwidrigen Mittels, die Verbrechen zu entdecken, darzustellen sucht. Die Halsgerichtsordnung beweist, in den hieher gehörigen Stellen, nur den rohen Geist jener Zeiten, und nicht die tyrannischen Grundsätze des Kaisers. Er bestätigte einen Gebrauch, den Andre nicht abschaffen.

Fu.

1) **Bordelle sind in Wien nothwendig; Herr Hofrath von Sonnenfels mag dagegen auf seinem Katheder predigen was er will. 1786. 31 S. 8.**

2) **Ueber die Zulässigkeit der Schrankenhäuser, oder sogenannten Bordelle. — Der Mensch muß so lange die Schleichwege suchen, bis er die rechte Bahn findet. Kant — 1 Bog. 8.**

Beyde Schriften wiederholen im Ganzen bloß die bekannten Gründe, derentwegen man, zumal in großen Städten, die Bordelle zulässig und rathsam hält.

N. 1. geht besonders die Einwürfe des Herrn von Sonnenfels dagegen durch. Freylich sind diese Einwürfe seichte genug, und zu ihrer Widerlegung genügte just so ein Schriftsteller

Heller, wie ihn die gegenwärtige Brochüre verräth. Beyde Herren erlauben ſich übrigens in Anſehung Berlins einige Ausfälle, die unter aller Kritik ſind, und wobey ſich beſonders der Verf. dieſer Schrift durch die unverſchämteſte Niederträchtigkeit auszeichnet. N. 2. verbindet mit einer allgemeinen Vertheidigung der Bordelle verſchiedene Vorſchläge zur zweckmäßigen Einrichtung derſelben, in Anſehung der Sicherheit, Ordnung und Reinlichkeit. Man ſchaffe ſich gute Hauspächter an, und halte durch ſtrenge Ordnung auf ihre Pflichten. — Man beſtimme die Freyſtunden und das Eintrittsgeld, daß ſie keine offene Bäder oder ſtetige Zwickmühlen werden. — Man beſchäfftige die Weibsbilder mit einer geſunden und klaſſenmäßigen Arbeit, z. B. die grobe Gattung laſſe man Hemden und Küttel für die Soldaten machen, und Kamaſchen ſtricken, den feinern Theil Unterricht im Zeichnen geben. (Dieſe Schule würde der Sittlichkeit der Lehrlinge ungemein beförderlich ſeyn!) Man halte auf Geſundheit, und laſſe keine Ungeſunde über ſie kommen. (Leicht geſagt; aber gewiß das Schwerſte in der Ausführung.) Am Schluſſe iſt ein Grundriß ſolcher Schrankenhäuſer angehängt, worinn die Weibsperſonen nach einer gewiſſen Taxe, von 4½ Gulden bis zu ½ Fl. in ſechs verſchiedene Claſſen rangiret ſind.

Di.

Materialien und Beyträge zur Geſchichte, den Rechten und deren Literatur. — Von D. Carl Heinrich Häberlin. ꝛc. Erlangen, bey Palm 1786. Drittes Stück.

I. Urkunden, a) eine Vereinigung verſchiedner Sächſiſcher und Weſtphäliſcher Fürſten, Grafen und Herren, vom Jahr 1519 betreffend, wie ſie ſich zur Zeit gemeinen Friedens und Unfriedens gegen einander verhalten wollen. b) Erinnerungszeddel über ferneren Vertrag und Ordnung der Weſtphäliſchen Bundesverwandten unter ſich. c) Urkunde der ſämmtlichen Harziſchen und Weſtphäliſchen Bundesverwandten, kraft deren ſie den Graf Edzerd von Oſtfriesland in ihre Einigung aufnehmen. II. Beyträge zur Geſchichte des Hexenweſens in Weſtphalen im vorigen Jahrhundert. Sie beſtehen in Reſponſis von theologiſchen und juriſtiſchen Fakultäten, in Bittſchrif-

ſchriften, Inquiſitionsprotokollen und gerichtlichen Schreiben. III. Unterſuchung der Frage: Wie und wenn die vier alte weltliche Erzämter des H. R. Reichs den in der goldnen Bulle beſtätigten hohen Churhäuſern erblich geworden ſind? In Betreff des Urſprungs derſelben, tritt der Verf. Wagenſeil's und Grebel's Meynung bey, nach welcher die Erzämter ſchon an den Höfen der griechiſchen Kaiſer gebräuchlich geweſen, und von da an den Hof der Fränkiſchen Könige, und ſo weiter von dort zu uns nach Deutſchland gekommen ſeyn ſollen. Was die Erblichkeit derſelben betrifft, ſo glaubt er mit Mascov, daß ſolche zugleich mit den 4 großen deutſchen Herzogthümern, mit welchen ſie von jeher verknüpft geweſen, erblich geworden wären. Und da ſie es alſo ſchon zuvor geweſen, ehe ſie an diejenigen Familien, welche ſie jetzt bekleiden, gekommen, ſo macht der Verf. den Schluß, daß ſogleich mit der Erhaltung derſelben auch das Recht der Erblichkeit auf dieſe Familien gekommen ſey. IV. Schlüſſe des Pleni cameralis über die zur Beförderung der Extrajudicialgeſchäffte a Referentibus beſchehene Vorträge und Vorſchläge. V. Abſchrift des von dem K. Gericht an des Kayſers Majeſtät erſtatteten Collegialberichts. Endlich VI. Abſchrift eines die landſchaftlichen Rechte und Verfaſſung im Fürſtenthum Bayreuth betreffenden Berichts.

Ob.

3. Arzneygelahrheit.

Medicinisches Wochenblatt für Aerzte, Wundärzte und Apotheker. Herausgegeben von D. Johann Jacob Reichard, fortgesetzt von D. Joh. Valentin Müller. Sechster Jahrgang vom Jahr 1785. Frankfurt, 1785. 848 S. in 8.

Dieß Inſtitut erhält ſich immer noch bey ſeinem bekannten Werth, und ſeine Fortſetzung bleibt dem praktiſchen Arzte ſehr intereſſant. Auch dieſer Jahrgang enthält manche ſchöne Originalbeobachtung und Betrachtung, deren Anzeige gegenwärtig

zig mitgetheilt wird. St. 2. D. Mahr, von Ausſprung eines Kindes im Geſicht, dem nach vorgängigem Vomitiv und Laxativ der Huxhamiſche Spießglaswein täglich viermal zu 4 bis 5 Tropfen gegeben, nebſt einem Getränk von gekochten Quecken und Süßholz, bald abhalf. St. 4. Eine Beobachtung vom Krampf, der abwechſelnd, und faſt nach Willkühr des Kranken, bald die Wade, bald die Zunge befiel. Die Bewegung des Fußes verſcheuchte ihn aus der Wade, und verſetzte ihn nach der Zunge. Ruhe des Beins lockte ihn wieder von der Zunge nach der Wade. St. 5. D. Golz heilte eine Verdrehung des Mundes durch Elektriſiren. Man hatte Urſache eine rheumatiſche Schärfe zu vermuthen; allein die dagegen gebrauchten Mittel waren ohne Nutzen. St. 6. die Abhandlung über den Kindermord, als eine Seelenkrankheit vom Herausgeber der W. B. in St. 10. 19. feſtgeſetzt, verdient mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden. St. 9. Hrn. D. Roths Anmerkungen über die Verletzungen der Eingeweide von Würmern, muß jeder praktiſche Arzt wohl beherzigen. Sie betreffen die Rettung der Kranken, welche vom anhaltenden Reiz der Würmer in einem Theile der Därme Entzündung bekommen, und leicht durch den Brand getödtet werden, dergleichen tragiſche Beyſpiele nicht ſelten ſind. Den erſten Grad dieſer Krankheit bezeichnet eine ſchmerzhafte Geſchwulſt in der einen oder andern Seite des Unterleibes, vornehmlich in den Weichen, der für einen eingeklemmten Bruch gehalten werden könnte. Fleißiges warmes Einreiben einer Salbe aus 1 Theile Ochſengalle und 2 Theilen Steinöl und der Gebrauch von Wurmmitteln, heilt ihn, wenn noch keine Entzündung eingetreten iſt. Die Gegenwart der Entzündung nebſt zugehörigem Fieber, beſtimmt den zweyten Grad, erfordert nebſt jenen äußerlichen Mitteln, die antiphlogiſtiſche Heilart, und nach gehobener Entzündung Wurmmittel. Oeffnet ſich die Geſchwulſt, nachdem die Entzündung in Eiterung und Brand übergegangen iſt; ſo kommen ſtinkender Eiter, Koth und lebendige Spulwürmer heraus. Ein Dekokt von Peerſaat und etwas China, äußerlich und innerlich gebraucht, hat ſehr gut geholfen. Der Herr D. belegt dieß mit Beobachtungen. Als einen Beytrag zu dieſer Materie erzählt Hr. Hochſtetter im 43 St. ein Beyſpiel von fürchterlicher Verwüſtung der Därme, durch Würmer veranlaßt. St. 11. zum Beweis, daß die Erfahrung in der Arzneywiſſenſchaft mehr zu erkennen giebt, als man in der ausgeſuchteſten Theorie immer träu-

erkannt kann, lesen wir hier von einer ungemein glücklichen Heilung durch den Absud des Brennkrauts. Die Krankheit bestand in einem heftigen allgemeinen Gliederschmerz, welcher plötzlich entstanden war, und gleich einem remittirenden Fieber gegen Abend sich heftiger einstellte, mit Entkräftung, Schlaflosigkeit, Unlust zum Essen, Bangigkeit, Spannungen, Ohnmachten und krampfichten Puls und Harn begleitet war. Der Kranke zehrte schleunig ab, nachdem er mehrere Monathe diese Pein ertragen hatte. Spießglanzmittel schienen anfangs etwas zu leisten; da aber a iuuantibus die Indikationen nicht geleitet wurden, und die Zufälle dem zweyten Arzte den Kopf verwirrten, so wurden Queckſilberarzneyen angewandt, und der Kranke dadurch fast zu Grunde gerichtet. Sie löseten die Blutmasse so auf, daß bey Gelegenheit des Speichelabflusses Geschwüre am Zahnfleisch, in der Nase, welche auch richtig eingebüßt werden mußte, und Knochenschmerzen entstanden. Diese Zufälle vermehrten das vorige Uebel um ein Großes — Kurz 15 Monathe lang war nun der Kranke gepeinigt, als Hr. D. M. anfieng, ihm täglich zweymal 6 Loth Brennkrautsabsud (aus 3 Quent. des Krauts im Wasser bis 1½ Pf. eingekocht) zu geben, und schon den dritten Tag Wirkung fand. Vom vierten Tage an wurde täglich dreymal jene Gabe genommen, und dadurch in 5 Wochen der Kranke hergestellt. Diese Arzney wirkte auf den Harn, welcher vom dritten Tage an, bis zum Schluß der Kur, häufig, dick und schwärzlich abgieng. St. 12. Beschreibung der äußern Gestalt einer weiblichen Misgeburt, deren genaue Untersuchung, leider! nicht verstattet wurde. Statt der Nase saß ein nach Verhältniß großes männliches Glied an dem Ort der Nasenwurzel fest, hieng frey herab, und bedeckte einen Augapfel, worinn zwey distinkte Cornea's, Pupillen und Regenbogenhäute waren. Die gewöhnlichen Augenhöhlen fehlten. St. 18. Beobachtung über mehrere anhaltende Krankheiten des Harnsystems in einem Subjekt von Vollblütigkeit, welche durch Aderlassen, schwachen Absud der Schaafgarbe, von Lysimachia purpurea täglich zweymal ½ Quent. in Wein genommen, und äußerliche Umschläge vom goulardischen Wasser in 5 Wochen geheilt wurden, nachdem sie schon bis in das 3te Jahr gedauert hatten. St. 23. Tödtliche Wirkung des Aderlasses bey einer Krankheit im Pfortadersystem. St. 26. Eine zerplatzte Niere fand man nach der Zergliederung eines Menschen in der linken Seite, der

vorher

ausser Thieren darauf gefallen war, und an der Galle eine sehr harte Geschwulst seit der Zeit hatte. Schade, wenn bey solchen anatomischen Beobachtungen nicht mehr für pathologische Semiotik gesorgt wird! wie wenig nützen jene ohne diese! St. 28. erzählt Hr. D. Schwind zum Lobe des Weilbacher Wassers, daß er durch dessen Hülfe nebst der Rinde einen sonst unheilbaren Schwindsüchtigen kurz vor den Pforten der Ewigkeit wieder umgerufen, und unter die lebenden Gesunden zurückgebracht habe. Der Erzählung nach befand sich wirklich der Kranke tief im dritten Stadium der Krankheit. Er war von Mittelalter, und hatte die Abzehrung als Folge einer durch Erhitzung entstandenen andern Krankheit. D. Mann befreyete einen Erwachsenen durch die Russerschen Mittel, einen Knaben durch eine Gabe Gummigutt mit Wermuthsalz, und ein zweytes Kind durch Harnkrautwurzel vom Bandwurm. St. 29. 30. 31. werden 15 medicinische Beobachtungen nach der Reihe geliefert. In der Vorerinnerung hält der Verf. verschiedene sonst gewöhnliche Momente der Aufmerksamkeit unwerth, z. B. die Stärke des Durstes, die Menge des Stuhlgangs, die Dauer der nächtlichen Ruhe. Indessen kann man auch hier auf zwey Seiten das Ziel überschreiten. Bey allen Ausleerungen, dünkt uns, müsse man sich immer um die Menge derselben bekümmern, weil das Uebermaaß schwächt, und das Gegentheil hiervon wenig nützt. Daher scheint es bey der Ruhr nicht genug zu seyn, daß man die Beschaffenheit der Oeffnungen erfrage, sondern die Menge derselben muß zur Kenntniß der Krankheit, und nicht selten zur Richtung der Kurmethode zugleich, in Betracht kommen. Ist's doch wohl nicht gleich viel, wie viel Blut durch künstliche oder natürliche Aderöffnung weggeht; sollte es denn wohl einerley seyn, ob viel oder weniger Wasser aus dem Leibe fließt? Zwar kann man sich helfen, und den Effect der Ausleerungen aus dem Puls beobachten, wenn man etwa nicht Lust hat, sich von der ganzen Ursach zu belehren. Aber wie, wenn der Arzt abwesend von Leyen schriftlich berichtigt seyn will, und jenen die Beurtheilung des Pulses nicht anmuthen seyn kann; soll er denn auch nicht nach diesen den Unkundigen auffallender Umständen fragen? u. s. w. Auch hält der Verf. nichts von der Beobachtung an Barometer und Thermometre, weil außer Hippokrates und Celsus, denen nur die Instrumente fehlten, Sydenham und Swieten nichts davon gedachten, und doch die Heilsamkeit der Jahrszeiten und

Witte-

Witterung anmerken. — Gleichwohl beweiset diese Nachläſſigkeit nicht, daß es unrecht ſey, die Schwere und Leichtigkeit, die Wärme und Kälte, Trockniß und Feuchtigkeit der Luft in ihren Graden und Veränderungen, ferner die Miſchung derſelben in Abſicht ihrer Reinigkeit ſo genau als möglich zu wiſſen. Dergleichen wichtige Umſtände kann aber kein Menſch an ſich durch bloßen ſinnlichen Eindruck genau genug erfahren, da niemand alle Tage in einem gleichen Grad der Geſundheit und Empfindlichkeit ſich befindet, noch ſo unveränderlich ſeyn kann, wie die lebloſen, empfindungsloſen Inſtrumente, welcher man zu dieſen Unterſuchungen ſich bedient. Mer. giebt zu, daß ohne die genaueſte Bemerkung dieſer Umſtände der Arzt die Wirkungen der Witterung beobachten könne; aber die Urſachen dieſer Wirkungen würden uns ohne dieſe Inſtrumente ewig unbekannt bleiben. Und wenn wir ſchon dadurch nicht weit geführt ſind; ſo liegt die Schuld an der Vernachläſſigung dieſer Hülfsmittel mehr, als an deren überflüßigem Gebrauch. Wenn der Verf. in ſeiner Beſchreibung des Aufenthalts ſagt, die Luft ſey rein; aber rauh; woher beweiſet er das? Er ſah und fühlte es. Ein ſolches Auge wünſch ich mir auch, das reine Luft von der unreinen zu unterſcheiden weiß. Oft aber habe ich in meinen Flaſchen die reinſte und unreinſte Luft geſehen; aber wahrlich, die eine ſah aus, wie die andere. Die ganze Luftchemie giebt den Luftarten, ſo lange keine Veränderung in ihnen vorgeht, überall das Zeugniß, daß ſie im Anſehen ſich gleich ſind. Das Sehen alſo entſcheidet, mit Erlaubniß, gar nichts; aber der Eudiometer. Die Rauhigkeit fühlte er. Vielleicht war er der Luft nicht gewohnt, und darum ſeine Haut gegen ſie empfindlich. Die Gewohnten werden die Luft nicht rauh gefunden haben. Das Thermometer hätte hier doch nur entſcheiden können, zu Beſtätigung oder Widerlegung des einen Theils. Alſo läßt der Verf. wegen der Luft den Leſer in Zweifel, ob er gleich ſah und fühlte. Vom Waſſer in der Gegend verſichert der Verf., die Brunnen ſind reine, helle Quellen. Daraus kann man aber nur ſchließen, daß nichts unaufgelöſetes eingemiſcht iſt; ob es aber hart oder weiches Waſſer ſey, was für auflösbare, auf die Geſundheit mitwirkende Salze darinn ſind, darüber ſcheinen auch nicht einmal die hippokratiſchen Verſuche angeſtellt zu ſeyn, geſchweige die bergmannſchen. Aber vielleicht verlangt man auch wohl zu viel, wenn das Waſſer alſo ſollte unterſucht werden? Freylich ſey denn,

der

der alles durch gute Augen entscheiden zu können glaubt, muß man damit nicht kommen. Andre untersuchen von selbst. — Die Witterung ist übrigens nach Hippokratischer Art gut beschrieben. Die Beobachtungen selbst betreffen einzelne Kranken, und sind, einige Provinzialwörter abgerechnet, verständlich vorgetragen. Der erste Kranke hatte ein mit Entzündung der Lunge begleitetes Gallfieber. Er wurde zweymal zur Ader gelassen, mit verdünnenden antiphlogistischen mit Essig versetzten Arzneyen versehen, bekam faulen Stuhlgang und Schweiß, nachher Brechmittel. Die letzten Zufälle waren Schwämmchen im Munde und Geschwulst der Füße. — Der zweete Kranke litt an einer reinen Lungenentzündung, welche durch Blasenpflaster besiegt wurde, da die gewöhnliche Heilart nicht hinreichte, und aus gestörter Krise die Krankheit wieder kam. Der dritte an einem Stickfluß von versetzter chronischer Entzündung der Augen, welcher nach versuchten Auflösungsmitteln durch die Wirkung des Brechweinsteins gehoben, und die alte Krankheit wieder zum Vorschein gebracht wurde. Der vierte an einem plötzlich entstandenen Leibschmerz, mit heftigen Durchfall und Fieber, welches wiederholtes Aderlassen nothwendig machte. Die Ruhrwurzel und einwickelnde Tränke mit Mohnsaft besiegten die Krankheit. Der fünfte an einer vernachlässigten Ruhr mit Abzehrung und heftigem Fieber, blieb bey Aderlaß, Abführungsmitteln, schleimigten und kühlenden Arzneyen unheilbar. Der sechste an einer durch starke Aderlässe glücklich geheilten Brustentzündung, ein 60jähriger Armer. Der siebente an einem gallichten Seitenstich mit starkem Fieber und den gewöhnlichen Zeichen gallichter Crudität en. Nach zweymaligem Aderlaß, einem erweichenden Umschlag, wurde durch einen auflösenden Trank die Galle durch den Stuhl häufig ausgeleert. Der Kranke genas mit Geschwulst der Beine, welche durch eröffnende und harntreibende Arzneyen gehoben wurde. Der achte an eben dem Uebel, bekam bey gleicher Behandlung zuletzt Geschwulst. Der neunte am forcirten rothen und weißen Friesel, welches durch Abführungen und kühles Verhalten geheilt wurde. Der zehnte an Cacherie und Ermattung von unnöthigen Aderlassen; abführende Auflösungsmittel, stärkende und krampflindernde Arzneyen thaten die erwünschten Dienste, nachdem der Patientin eine Menge geflocktes Blut mit dem Stuhl abgegangen war. Der eilfte am vollgestopften Darmkanal und Magen, welchem Clystiere von Molken, er-

dreichender Trank und gelinde Abführung wohl bekam. Der zwölfte ein Hektischer an einer Brustkrankheit, welcher antiphlogistisch behandelt und glücklich geheilet wurde. Ein Abfud von Salbey und Pappelblättern stellte ihn in 3 Wochen völlig her. Der dreyzehnte am hitzigen Seitenstechen, welches, antiphlogistisch behandelt, gelinder wurde, und da die Kranke das Uebrige durch Schwitzen vertreiben wollte, in ein weißes entzündetes Friesel ausartete. Man ließ zur Ader, empfahl dünne Speisen, ein kühles Regimen und abführende Arzneyen mit dem besten Erfolg. Der vierzehnte an einem offenbaren Gallenfieber mit Brustschmerzen. Ohngeachtet das Aderlaß schon zweymal ohne Nutzen unternommen war; so wurden doch, weil die Kranke kaum noch athmen konnte, noch 12 Unzen Blut weggelassen, und verdünnende, abführende Arzney gegeben, welche einigen Nutzen leistete. Und abermals wurden 16 Unzen Blut noch abgelassen, wobey der eigentliche Unrath weggebrochen wurde, worauf die Besserung merklich zunahm. Zuletzt bey noch bleibenden Zeichen der Galle wurde ein Brechmittel gegeben, dessen Wirkung mehr that, als alle vorherigen Aderlässe. Der funfzehnte an einer chronischen Nervenkrankheit von innerm Gram, welche durch angenehme Zerstreuung, eröffnende und krampfwidrige Mittel überwunden wurde. — Der Leser kann hieraus den Werth dieser Beobachtungen beurtheilen. Rec. hat sich allerdings über das viele Blutabzapfen gewundert, und über den späten Gebrauch der Brechmittel in Fällen, wo sie früher indizirt waren. Was mag der Verf. wohl gegen Stollens ächte Kurart haben, daß er sie nicht anwendet? oder kannte er sie nicht? Jetzt wenigstens wird er sie kennen und anwenden, in so fern er noch Verbesserung der Begriffe fähig ist, wie einem jeden Praktiker, der sie bedarf, zu wünschen ist, wenn er in St. 34. 35. des Hrn. Herausgebers des M. W. B. Bemerkungen über den gehörigen Gebrauch verschiedener Arzneymittel, und zwar 1) über Brechmittel, gelesen haben wird. — Ein Aufsatz, der keines Recensenten Lob bedarf; ganz Wahrheit ist, und von alten und jungen Praktikern auswendig gelernt zu werden verdient, die noch nicht recht wissen, den rechten Weg zu wandeln. Möchte der Hr. Verf. durch Fortsetzung dieser Arbeit fortfahren, seine Wochenschrift zu verädlen, und den guten Gedanken, eine allgemeine Therapie nach diesem Plane dem medicinischen Publicum zu schenken, bald ausführen! Zu diesen Bemerkungen

giebt Hr. HR. Schweickhard im 43 St. bestätigende Anmerkungen, dergleichen jeder vernünftige unbefangener Arzt aus seiner Erfahrung auch wird liefern können. St. 35. D. Müllers Geschichte einiger Inokulationen, wobey sich ein Rothlauf einfand, ohngeachtet die Impfwunden mit kaltem Wasser gewaschen worden. Bloß an der Wunde kommende Blattern sichern nicht gegen die Ansteckung, wenn schon auch die Wunde das fontanellenartige Ansehen dabey bekömmt. Hrn. Prof. Medorers Methode, den tollen Hundsbiß zu kurieren. Die Wunde wird mit verdünnter, nicht mehr ätzender Seifensiederlauge täglich ausgewaschen; bey Ausbruch der Krankheit der Gebissene in gleicher Lauge gebadet. Dabey sind andre in- und äußerliche Mittel entbehrlich. — Der Himmel gebe, daß sie sich bestätigt! St. 36. D. Schwind von der Wirkung des Rheingauer oder Werker Stahlwassers in Nervenkrankheiten. — Eine einzige unvollständige, wenig beweisende Beobachtung, woraus weder die Bestandtheile des Wassers, noch die Ursache der Krankheit, noch die Beschaffenheit der fehlgeschlagenen Mittel, noch die Ursache der Genesung erhellet. Von ganz anderm Gewichte ist die gleich folgende Beobachtung des Hrn. Hochstetters über eine Krankheit, welche mit sehr vielen Speckbeulen an beyden Schenkeln begleitet war, und in eine tödliche Auszehrung übergieng. Der ungeschickten Behandlung des ersten Wundarztes kann wohl mit Recht das traurige Ende zugeschrieben werden. S. 37. preiset Hr. D. Schwind das Oberlahnsteiner Mineralwasser in verschiedenen Fällen, und versichert, daß Hr. Schlippe den Gehalt examinirt habe. Wir müssen seinen Worten glauben, ob uns gleich mehr damit gedient gewesen wäre, zu erfahren, wie Hr. Schlippe das Wasser gefunden hätte. Denn es giebt mehr Wasser in der Welt, wovon eben so viel, als hier, gesagt und eben so wenig erwiesen ist. S. 39. 40. Praktisches Examen der Ehestandskandidaten, gut geschrieben; wird aber hoffentlich Aerzte nicht belehren sollen. St. 40. Anmerkungen über die Bereitung der Weinsteinkrystalle. — Große und grünliche Krystallen sind in kupfernen Gefäßen bereitet, halten Kupfer, und sind schädlich. — Große und weiße Krystallen enthalten vielen Weinsteinselenit, weniger freye Säure, und kommen durch die dritte Krystallisation zum Vorschein. — Unansehnliche, saure, sehr auflösbare Krystallen fallen bey der zweyten Krystallisation in hölzernen Gefäßen, und sind die brauchbarsten,

Zu Wertheim werden ſie auf die rechte Art zubereitet. St. 41. Hr. Höpfners Bemerkung einer beſondern ſchädlichen Beſchaffenheit der Säfte, die bey den Menſchen ſeit dem Genuß des Fleiſches kranker Thiere, bald ſchwarze Blattern, bald ſchwarze Beulen, bald Karbunkeln, bald andre, weniger ſchreckliche äußerliche Uebel, bald bösartige und Peteſchenfieber, hervorbrachte, und andern Krankheiten ungewöhnliche Zufälle zuzog, ſo daß auch z. B. die dem Anſehen nach Geſundeſten bey der leichteſten Verwundung mit roſenartiger Geſchwulſt und ſtarker Entzündung befallen wurden. Der Verf. vermuthet daher nicht ohne Grund, daß aus gleicher Urſache eben ſolche ungewöhnliche Ereigniſſe bey Impfwunden zutreffen können, wovon im 35ſten Stück die Rede war. — D. Schwinds chirurgiſche Beobachtung. Ein eingeklemmter Bruch ließ ſich nicht reponiren, und wurde glücklich operirt. Wer Schmuckers Beobachtungen kennt, wird ſich an dieſer nicht ergötzen, weil ſie gar nichts neues, nichts lehrreiches enthält, und ſehr mager abgefaßt iſt. Der Wundarzt, Dr. Dihl, erhält großes Lob; aber der Verf. vergißt zu ſagen, wodurch ers verdient? was er mehr that, als jeder Wundarzt thun ſoll? Sollte es übrigens der V. wohl recht gemacht haben, wenn er gleich nach der Operation mit Fieberrindenextract die innerliche Kur anfieng? Aus ſeiner Erzählung kann man dieß nicht beurtheilen. St. 42 theilt D. Auer ſechs Beobachtungen mit, welche gar lehrreich ſind. Die erſte handelt von einem durch Chinarinde, Mineralſäure und kalte Umſchläge um den ganzen Körper geheilten pemphigus, wo die Fäulniß der Säfte ſehr hoch geſtiegen war; ohne jedoch einen Fieberpuls zu erregen. Die Gelegenheitsurſache hiezu ſcheint Froſt und ſchnelle Erwärmung geweſen zu ſeyn; die zwote von der guten Wirkung des Eichelkaffee in Atrophie der Kinder, wo die beſten Auflöſungsmittel fruchtlos waren; die dritte von einer leicht zu verkennenden Wurmkrankheit, welche tägliche Perioden machte; die vierte von ungemein abzehrendem ſtinkendem Schweiß mit Mattigkeit, von faulgallichten Unreinigkeiten, welche mit ihrem Gefolge durch Brech- und Laxiermittel vertrieben wurden; die fünfte von einem krampfhaften Verhalten des Harns, durch Mohnſaftmittel und erweichende äußerliche Mittel gänzlich gehoben; die letzte von Geſchwüren am Bein, welche mit der Unreinigkeit des Magens in ungemeiner Verbindung ſtanden. — D. Schwind medizinische Beobachtung. — Soll

es dem heilenden Arzte zum Nachtheil, oder als eine Seltenheit angemerkt seyn, daß ein Melancholischer gestorben ist? Weiter wenigstens wird mit vielen Worten anders nichts gesagt. Der Verf. scheint auch hier die Aufklärung nicht zu seinem Augenmerk genommen zu haben. St. 48. Eine vortreffliche Kur, welche an einem gichtischen Körper durch den Gesundbrunnen zu Wiesbaden verrichtet ist, von D. Mahr. Es folgt darauf eine Erzählung von schädlichem Rath eines eigensinnigen Arztes, der einem von Trunkenheit Schlagflüssigen gegen die Vorstellung eines vernünftigen Arztes Blut abzapfen ließ, und tödtete. — Billig sollte der Name solches blutdürstigen Ignoranten nicht verschwiegen werden. — O, daß doch jeder Staat einem Schandpfahl hätte, wo solche privilegirte, nebst andern, nicht privilegirten Würgengeln, öffentlich zur Schau stehen müßten! Kein Land ist frey von solchen Plagen. St. 49. Schmerzhafte Nasenkrankheit, erregt von einem Wurm, der durch eingeschnupfte Merkurialsolution getödtet zum Vorschein kam. St. 50. D. Ruer medicinische Beobachtung von einer tödlichen Ischurie. Bey dieser Gelegenheit wird gezeigt, daß Home diese Krankheit nicht so der Wahrheit getreu, als Selle beschrieben hat; daß aber der Verf. bey einer Frau die Beschaffenheit der Blase durch den After, und nicht durch die Mutterscheide untersucht hat, bleibt uns räthselhaft. St. 52. Rettungsmittel, für jene, so durch Dampf oder Dünste betäubt oder getödtet zu seyn scheinen, vom Hrn. Leydecker, ist eine Sammlung vernünftiger Vorschläge, welche alle Menschen wissen müßten, übrigens aus andern Quellen Aerzten schon bekannt seyn werden. — Da in dieser Wochenschrift so viele nützliche Aufsätze geliefert werden; so wird der Leser zwar durch sie entschädigt, wenn er auch dann und wann etwas Unwichtiges findet. Denn man weiß wohl, daß Sammlev zuweilen etwas wider Willen aufnehmen müssen, in der Hoffnung, daß das so Aufgenommene der schwere Anfang zu bessern Abhandlungen seyn werde; allein daß elende Zänkereyen, welche gar dem Zwecke dieser Wochenschrift nicht angemessen sind, hier nützlichern Sachen den Platz nehmen, bemerkt man mit Unwillen. Wollen die Herren sich schelten; so können sie doch nicht verlangen, daß das Publikum Druck und Verlag bezahlen soll. Im Uebrigen wird jeder verständige Leser die Fortsetzung dieses Instituts, wie Rec., sehr wünschen.

Dw.

Die Aerzte, ein medicinisches Wochenblatt. Zweyter Theil, welcher die Nummern von 26 bis 52 enthält. Hamburg und Lübeck. 1785. in 4. mit fortlaufender Seitenzahl von 201 — 412.

Des ersten Theils geschahe in dieser Bibl. Bd. 66. St. 2. S. 405. Erwähnung. Als vornehmster Mitarbeiter an diesem Blatte macht sich nunmehr Hr. B. Levison kenntlich, von dessen anderweitigen Schriften, und ihrem auch hier unverkennbarem Charakter, ein anderer Recensent in der A. d. B. Bd. 53. Nachricht gab. Ohne alles und jedes verbürgen oder gut heißen zu wollen, glaube ich in den Aufsätzen von Krankheiten und Zufällen, denen das Frauenzimmer in der Schwangerschaft, vor und nach der Entbindung ausgesetzt ist, und den Verhaltungsregeln dabey; in den Abhandlungen über specifische Arzneyen und über die goldne Ader, über die Mittel täglich Erleichterung zu haben, und über das Verhalten bey erfrornen Gliedern, im Ganzen doch viel Wahres und Zweckmäßiges, auch Unschädliches gefunden zu haben. Nicht so in den Blättern, wo die Rede ist von Erbkrankheiten, von der Entstehung ansteckender Materien, vom Mutterkorn und der Kriebelkrankheit, (etwa Ursache, worauf unter andern auch die oft dabey befindlichen Würmer deuten, in den ersten Wegen liege, wohin sie meist vom schlechten Brod gebracht werde, und wobey das Mutterkorn unschuldig sey) und von noch einigen andern Gegenständen, die für den Nichtarzt nicht populär und interessant, für den Kenner nicht gründlich und vollständig genug, und überhaupt gegen einen Theil des Vorhergegangenen merklich abstechend, vorgetragen sind. — Ich würde hiemit die Anzeige dieser Wochenschrift, die künftig unter dem Titel, Gesundheitszeitung herauskommen soll, endigen, wenn ich nicht noch zuvor den Unfug rügen müßte, den ein oder mehrere ihrer Verfasser, gegen ihr im ersten Theile geschriebenes Versprechen, mit gewissen Arzneyen zu treiben anfangen, die aus England, als woselbst sie nur allein ächt und gerecht zu haben seyn sollen, verschrieben; aus Gründen, die kein Unbefangener wichtig genug finden wird, ohne ihre Bestandtheile, nicht einmal im Allgemeinen, namhaft zu machen angepriesen, und auf eine Art empfohlen werden, die man über-

überhaupt genommen nicht billigen kann, obwohl auch noch in unsern Tagen ein wahrhaft grosser, philosophischer Arzt sich ähnlicher Sünden schuldig machte.

Mmr.

Tos. Lieutaud historia anatomico-medica edit. *Aut. Portal* recudi iam nunc curauit — et Supplementis locupletauit *I. C. T. Schlegel. Vol. I.* Longosaliſſae, apud Zolling. 1784. 36 Bog. 8.

Man kennt den schätzbaren Werth und die geringen Mängel dieses Werkes schon genug. Es verdient in der Büchersammlung eines jeden rechtlichen Arztes neben Bonnet's und Morgagni's aufgestellt zu werden, und sollte billig in den Händen eines jeden vernünftigen Arztes seyn, dem daran gelegen ist, auch die verborgensten Ursachen der Krankheiten zu erforschen, durch deren Kenntniß allein die gründliche Heilung geleitet wird. Aus diesem Grunde ist allezeit ein nöthiger Vorrath von Exemplaren dieses Werks zu dessen Beurtheilung unter die Belehrung suchenden Anfänger in der praktischen Heilkunst sehr erforderlich, und man muß deshalb den Herausgeber danken, daß er durch Veranstaltung dieser neuen Edition für diese Bedürfniß gesorgt hat. Die Lieutaudische Arbeit hat keine Veränderung erlitten, auch sind Portals Anmerkungen und Register beybehalten, aber diese Ausgabe kömmt in einer andern Form zum Vorschein, nemlich in 3 Oktavbänden, denen noch ein 4ter nachgeschickt werden soll, welcher eine von dem Herausgeber gemachte Sammlung von verschiednen Aerzten seit 1787. hin und wieder herausgegebner Beobachtungen enthalten wird, welche die pathologische Zergliederung verbunden mit der Zeichenlehre, betreffen. Das ganze Werk erhält hiedurch ohnstreitig den höchsten Grad der Vollständigkeit und wird noch mehr ein Hauptbuch. Wir wünschen dem Herausgeber Muße genug mit der nöthigen Auswahl die wichtigen Wahrnehmungen zu sammlen, da seine Absicht einen größern Nutzen verspricht, als Lieutaud zu leisten gesucht hat. Denn wahr bleibt es immerhin, daß dieser große Zergliederer den Zeichen der Krank-

Heilen, wovon man ihre verſtreckte Urſache hätte abnehmen können, zu wenige Aufmerkſamkeit gewidmet hat.

Id.

Benjamin Moſeley's, der Arzneykunſt Doktors, Abhandlung von den Eigenſchaften und Wirkungen des Coffees. Aus dem Engliſchen überſetzt. Lübeck, bey Donatius. 1786. 4 Bog. 8.

In einer achtzehn Seitenlangen Vorrede (welche deutſche Leſer noch weniger als das Buch ſelber intereſſiren wird, und alſo füglich unüberſetzt hätte bleiben mögen) berechnet der Werf. weitläuftig den großen Nutzen, welchen der Anbau des Kaffees Großbritannien jährlich gewähret. In der Abhandlung ſelber zeigt er ſich als ein warmer Lobredner dieſes, urſprünglich morgenländiſchen Getränkes; welches jetzt leider in den mehreſten Gegenden Deutſchlands ſchon ſo allgemein eingeführt iſt, und durch ſeinen übermäßigen Genuß, dem Magen und Beutel des begüterten Bürgers ſowohl, als des Mittelſtandes in hohem Grade nachtheilig wird. Obgleich es wahr ſeyn mag, daß das Coffeetrinken in England noch nicht ſo weit getrieben iſt, und wir den mäßigen Genuß auch für manchen heilſam glauben, ſo iſt Recenſent dennoch überzeugt, daß dieſe ſo allgemeine und ſo weit getriebne Anprieſung des Koffeetrinkens von vielen Seiten ſchädlich werden kann. —

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ward der Coffee unter den Türken, durch eine Reiſe des Mufti bekannt. Auch in England hatte die Einführung dieſes Getränkes unter Carl II. dieſelbe Schwierigkeit als unter Mahomet. Man hielt es für einen Anlas zu geſellſchaftlichen Zuſammenkünften und Berauſchungen, und ließ die Coffeehäuſer, als Pflanzſchulen des Aufruhrs verſchließen. Im Jahre 1718. fiengen die Holländer in Suriname, 1727. die Franzoſen in Martinique, und 1728. in Jamaica die Engländer an, Coffee mit großem Vortheil zu bauen. — Beym Verſenden nehmen die Coffeebohnen von den andern Frachtgütern gerne einen fremden unangenehmen Geruch an. Die Franzoſen ſind aufmerkſamer hierauf als die Engländer. Dem gebrannten Waizen, Erbſen, Cichorien- und Roggencoffee, durch welchen man den wah-

stoffen zu verfälschen und zu verdrängen gesucht hat, fehlt doch das seine eigenthümliche Oel desselben, welches durchs Brennen empyrevmatisch wird. Nur bis auf einen gewissen Grad muß man dieses Brennen fortsetzen, und den gebrannten sorgfältig gegen die Luft verwahren. — Der Genuß dieses wohlthätigen Getränks, sagt der Verf., heilet die Engbrüstigkeit, Bleichsucht, stellt die monatliche Reinigung der Weiber her, bewahrt vor Steinschmerzen und Podagra, erleichtert den Ausbruch der Pocken, verhütet die schlimmen Folgen des starken Studirens und langen Wachens, und ist, mit Milch vermischt, auch in der Schwindsucht das beste balsamische Nahrungsmittel. Zu Gewährsmännern seiner Behauptung führt Hr. M. den großen Harvey und Fothergill an, welche dieses Getränks sich vielfältig bedienten; und Sir J. Floyer, welcher vom siebenzehnten bis ins achtzigste Jahr seines Alters mit der Engbrüstigkeit geplagt war, wurde nur gegen das Ende seines Lebens durch den Caffe davon befreyet. Baco sagt, der Kaffee stärke den Kopf und befördre die Verdauung. — Den Morgenländern ist das Trinken des Coffees auch darum so nothwendig und angenehm, weil er das sicherste Verbesserungsmittel des Mohnsafts ist, welcher sie gegen die üblen Folgen desselben in Sicherheit stellt, und die Berauschten ihre Wirkungen heilet. In einer Note bemerkt unser Verf. daß der Mohnsaft gegen die Luftseuche schon von den Alten gebraucht sey. Cornelius, de luis venereae curat. Willis Pharmacevt. rat. pr. 1. St. Pauli, de papavere, u. a. führt er als Zeugen an. (Vermuthlich haben also die neuern Aerzte, welche die Entdeckung dieses antivenerischen Mittels einem Zufall und ihrer Erfindung zuschreiben, die angeführten Stellen dieser Alten übersehen.) — Daß diese Blätter in England mit großer Begierde gelesen sind, sehen wir unter andern auch daraus, weil diese zweyte Auflage der Originals der ersten so bald gefolgt ist.

Jeannet des Longrois, Doktor Regens der medizinischen Fakultät (medicinischen Facultät) zu Paris, ordentlichen Lehrers der Wundarzneykunst, von der Lungensucht u. s. w. Nach der dritten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, in der

Weygandiſchen Buchhandlung. 1785. 119 Seiten in 8.

Eine Diſpoſition zur Lungenſucht bewog den Verfaſſer dieſe Krankheit mit doppelter Aufmerkſamkeit zu beobachten, und (leider ſehr kränklich) zu beſchreiben. — In einem alltäglichen Ton giebt er uns die Urſachen, Kennzeichen, den Fortgang und ſeine Art nach der Schwindſucht an, doch ohne auf Vollſtändigkeit zu ſehen, und ohne, auch nur eine einzige, dem Pathologen oder dem praktiſchen Arzte neue und wichtige Wahrheit zu ſagen. — Wir Deutſche hätten alſo dieſe Brochüre ſehr füglich ihrer Mutterſprache allein überlaſſen können. — Die Ueberſetzung iſt voll von Gallicismen.

Dr.

Wilhelm Chamberlain praktiſche Abhandlung von den Kräften des Nizolobium oder der Kuhkräze, ingleichen der Kohlpalmenrinde wider die Würmer. Altenburg, bey Richter. 1786. 84 S. 8.

Der Verfaſſer hat in Jamaica practiſiret. Die Neger ſind außerordentlich mit Würmern geplagt. Die indianiſchen warmtreibenden Mittel haben vor allen europäiſchen den Vorzug, beſonders Ricinusöl. Der Spigelia Anthelmia ſey aber doch nicht recht zu trauen. Kohlbaum (Geoffrea inermis) hingegen, welches hier genau beſchrieben wird, von guter Würkung. Queckſilber ſey für die Neger ein wahres Gift, ſo wie es überhaupt in warmen Ländern ſparſam gegeben werden müſſe. (Eine Warnung, die bey des Verf. Landesleuten deſto beſſer angebracht iſt und nothwendiger wird, da ſie das Queckſilber faſt bey allen Krankheiten gebrauchen.) Er gebrauche jezt kein anderes Mittel, als das, wovon ſeine Schrift handelt, ein Schootengewächs, (deſſen auch Macbride und Duncans medicin. Commentarien erwähnen) Cowhage, Cowitch, Dolichos pruſ. Linn. Es wird nur der haarigte Theil, der auf den Schooten wächſt, gebraucht. Durch dieſe kleinen Stacheln, die man auch von den Fingern nicht gut wieder los wird, und ein ſtarkes Jucken erregen, würke es ganz mechaniſch auf die Würmer. Auch außerdem menſchlichen Körper die Würmer nur damit beſtreut, ſey dieſe

Wür-

Würkung sehr sicherbar. (Welcher wie Citronensaamen.) Deswegen helfe auch kein Absud davon. Um diese Stacheln einzuwickeln, und das Mittel erst sicher in den Magen zu bringen, müsse man es mit Honig zur Lattwerge machen. Aber diese Arzney zuzubereiten, sey auch schon mühsam; die beste Art wird hier angegeben. Einzelne Krankengeschichte. Das Mittel verspricht allerdings Nutzen, wenn es nur erst in den deutschen Apotheken officinell ist, und die Abhandlung verdiente diese gute Uebersetzung. Ueber die Entstehung der Würmer muß man nun freylich des Verfassers Urtheil nicht hören.

Wt.

Medicinisch-praktische Bibliothek von C. F. Michaelis, Hofrath, Leibarzt und Professor zu Cassel. Ersten Bandes, erstes, zweytes und drittes Stück. Göttingen. 1785. 1786. 400 S. 8. mit drey Kupfern.

Da es sich mit der Erscheinung des vierten Stücks, welches den ersten Band beschliessen soll, länger verzieht als wir anfänglich dachten, so dürfen wir eine kurze Anzeige der ersten Stücke nicht länger zurückhalten, um so weniger, da man der A. B. B. den Vorwurf macht, daß sie gleich einer bejahrten Matrone meist etwas langsam einhergehe. — Der Zweck des Verf. ist „vollständiger kritischer Auszug, der alles Eigne „Selbstgedachte aus jedem neuen Buche aushebt, und in gedrungener Kürze vorträgt, also das Buch selbst dem praktischen Arzte (wenn er nur das Bekannte seiner Wissenschaft „weiß) entbehrlich macht.“ — Wie das bey jedem Buche, selbst aus der blos praktischen Arzneykunde, als worauf sich Hr. M. allein einschränkt, ehemlich aber auch nur rathsam sey, begreifen wir nicht recht. Gewisse Bücher, dünkt uns, können nicht ohne Verlust der Substanz, andere dürfen nicht skeletirt werden, wenn der Geist, der in ihnen weht, den Leser erwärmen, oder auch nur von ihm richtig erkannt werden soll. Zudem möchte Einem Manne das Geschäfft der Concentration manchesmal sehr lästig, wo nicht unmöglich, und manchem Verfasser es etwas auffallen, seine Bögen in Blätter verwandelt zu sehen. — Außer den Auszügen aus dreyßig, meist

meiſt ausländiſchen Büchern, hat Hr. M. jedem Stücke einige eigene Aufſätze beygefügt, die das Werk allerdings heben, und von denen die über den Croup, über den Tetanus in Nordamerika, und die Verſuche mit dem Kupfer-ſalmiak in der Epilepſie die ausführlichſten ſind. Wir nehmen auch dieſe blos, theils weil das Vehiculum, mit welchem ſie erſchienen ſind, ihnen ohnehin Leſer verſchaffen wird, theils auch, damit wir nicht unſerer ſeits Belege zu der jüngſt einmal geſchehenen Aeußerung liefern, als gleiche die A. L. Z. einem paraphernaliſirtem Meſſenverzeichniſſe.

Kbp.

M. Underwood's Abhandlung von den Geſchwüren an den Füßen u. ſ. w. Aus dem Engliſchen überſetzt. Leipzig, bey Weygand. 1786. 294 Seiten in 8.

Das Original erſchien zu London im Jahre 1783. unter dem Titel A Treatiſe upon Ulcers of the Legs, und wurde bald darauf vom Hrn. Lefebure ins Franzöſiſche überſetzt. Der Ueberſetzer bediente ſich des Originals, nutzte aber die Anmerkungen des Hrn. Lefebure und einen Anhang, Eſtens Abhandlung nämlich über die Fußgeſchwüre; und auf dieſe Art liefert uns hier derſelbe ein ſehr leſenswerthes und nützliches Buch, dem er auch hin und wieder Bemerkungen einflicht.

Der Verf. bringt die Fußgeſchwüre überhaupt in zwey Claſſen. Zur erſten gehören, die mit Geſchwulſt und Härte des Gliedes verbunden ſind, und die wahren freſſenden gehören zur zweyten. Entzündung und Schmerz, den beyden Hauptſymptomen, ſetzt er erweichende Bähungen und Breyumſchläge, die er unmittelbar aufs Geſchwür legt, entgegen; ſollten die Zufälle aber einen anhaltenden Gebrauch dieſer erweichenden Mittel erfordern, dann will er ſie mit Dleymittel verbunden haben. Aderläſſe und Abführungsmittel müſſen dabey nicht verſäumt werden, auch leiſtet der Schierling und Mohnſaft, beſonders der erſtere, gute Dienſte. Um das Geſchwür zu reinigen und einen hinlänglichen Ausfluß guartigen Eiters zu bewirken, räth der Verf. den häufigen Gebrauch des rothen Präzipitats, dem alsdann Digeſtive folgen müſſen; auch findet er das Reiben des kranken Gliedes beſonders wirkſam,

ganz

Ganz vorzüglich aber empfiehlt er das feste Anlegen einer Binde von feinen englischen Flannel, und Bewegung des Gliedes durchs Gehen. Außerordentliche Verhärtungen und Knoten hebt ein Stück Wachstaffet (oilsil-silk) am geschwindesten. Zum innern Gebrauch, versichert der Verf., geht über die Vortrefflichkeit der Chinarinde nichts; man müßte dann eine Auflösung vom blauen Vitriol nehmen. Dies Mittel soll die besondere Kraft haben, die verlohren gegangene Spannkraft des Magens wieder herzustellen. Hier verfällt der Verf. wieder in einen Fehler, den er sehr oft begeht, er ist meistens sehr weitschweifig, wo er nur ganz kurz seyn dürfte, kurz und unbestimmt aber oft gerade da, wo eine genaue und bestimmte Erklärung so höchst nöthig wäre, wie dies der Fall hier beym Anrathen des blauen Vitriols gewiß ist. Bey einem solchen Medicamente, womit dann doch wahrlich nicht zu spaßen ist, sollte wohl die Gabe genau bestimmt seyn. — Mit Sicherheit wird dies Mittel gereicht, wenn man täglich einen Gran davon mit zwey Unzen Wasser auflöset, und dem Kranken nach Befinden alle Stunden oder alle zwey Stunden einen Theelöffel voll nehmen läßt. Grüner bis zur Weiße calcinirter Vitriol, mit Brunnenwasser aufgelöset, soll das sicherste Mittel zur völligen Ausheilung seyn. Dieser Abhandlung hat der Uebersetzer noch einige Bemerkungen über die Behandlung der scrophulösen Geschwülste, der Milchabscesse und der wunden Brustwarzen der Säugenden beygefügt.

Pgr.

Tissots Entwürfe einer Verbesserung der Lehrart in der Arzneywissenschaft, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Joseph Everel. Wien, bey Gräffer. 1785.

Die Humaniora, besonders die lateinische Sprache, sind nöthig, weil sie die Sprache der Gelehrten ist, und die besten Werke in derselben geschrieben sind, die sonst ein Arzt nicht lesen kann. Ueberhaupt wäre es gut, wenn alle gelehrte Abhandlungen in lateinischer Sprache geschrieben wären, auf diese Art würde sich mancher die Erlernung lebender fremder Sprachen ersparen. Auf Universitäten sollten auch alle

Vor-

Vorlesungen lateinisch gehalten werden; dieses würde mehrere Fremde herbeyziehen.

S. 13. Jünglingen, deren Verstandeskräfte durch keine Humaniora gebildet werden, soll man den Zutritt zu den medicinischen Studien nicht erleichtern, wofern man sie selbst nicht unglücklich machen, und die wichtigsten Aemter mit Unköpfen besetzen will.

S. 14. Das Studieren in der Vaterstadt, und wohlfeile Universitäten verwirft er. Der allzuwohlfeile Aufenthalt auf Universitäten entzieht dem Acker- und Weinbau viele Menschen; rohe Menschen bekleiden nun die wichtigsten Aemter und verdrängen fähige Köpfe, die ihrem Amt Ehre gemacht hätten u. s. w.

S. 17. Glaube er, daß sieben Lehrer zu den Vorlesungen in der Arzneykunst hinlänglich wären.

S. 22. In Ansehung der Anatomie behauptet er, daß jährlich ein weiblicher Körper zergliedert werden sollte; und eben so jährlich ein neugebohrnes Kind, das in oder nach der Geburt gestorben ist, bevor die charakteristischen Verschiedenheiten zwischen dem Körper eines Kindes und eines Erwachsenen verlöschen. Ohne diese anatomische Kenntnisse wird der praktische Arzt von den Krankheiten der Frauenzimmer und Kinder keine richtigen Begriffe erlangen.

S. 24. Rühmt er das anatomische Theater zu Padua als ein Muster.

S. 25. Die Anatomie, weil sie den Wundärzten unentbehrlich ist, soll in der Landessprache vorgetragen werden.

S. 28—29. Auf das Diktiren hält er nichts, ausgenommen bey der Litterärgeschichte.

S. 33. Die auf einigen Universitäten doch selbst verderbliche Gewohnheit, daß die Professoren von einem Lehramt zum andern übergehen, ist der Arzneywissenschaft äußerst nachtheilig.

S. 38. Der Lehrer der Botanik muß sich vorzüglich auf die Theorie und die officinellen Pflanzen einschränken.

S. 49. Ein wichtiger Gegenstand der so nothwendigen Diätetik, ist der Einfluß des Klimas auf die Entwicklung der Geistreskräfte, auf die Sitten und Gebräuche der Nationen. Die Anfangsgründe dieser Lehre sollte sich jeder anwendende Arzt, schon auf der Universität bekannt gemacht haben.

S. 68. Auf die Methode die Arzneyen nach einem botanischen System vorzutragen, hält er (und dieses noch unter

der

rer Meynung mit Recht) nichts, und glaubt, daß Ammons Werk über die Arzneymittel ein weit nützlicheres Handbuch ſey, wann es nicht nach dieſer Ordnung entworfen wäre.

S. 50. Chirurgie muß in der Landesſprache gelehrt werden, damit Wundärzte dieſen Vorleſungen beywohnen können.

S. 53. Wann die Partheylichkeit den geringſten Einfluß auf irgend eine Lehranſtalt hat, wenn nicht die gute Sache ſelbſt und ſtrenge Billigkeitsliebe, die Triebfedern ſind, wann der allzerſtöhrende Deſpatismus nur den mindeſten Eingriff wagt, wann wahrer Verdienſt, auszeichnende Fähigkeiten des Zöglings keine geltende Anſprüche auf Belohnungen ſind, ſo gehen die herrlichſten Anſtalten bey allem Schein von innerer Dauerhaftigkeit mit ſchnellen Schritten ihrem Untergang entgegen.

Die guten Vorſchriften in Anſehung der Krankenbeſuche, und was hiebey der Lehrer und Schüler zu beobachten hat, nicht weniger den Aufſatz über die Bildung der Landwundärzte müſſen wir der Kürze wegen dem Leſer ſelbſt überlaſſen.

Ez.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Choice of the beſt poetical Pieces of the moſt eminent Engliſh Poets. Publiſhed, by *Joſeph Retzer. Vol. IV.* Vienna, printed for Hoerling. 1786. 21 Bog. 8.

Dieſer vierte Band verdient mit den drey vorhergehenden gleiches Lob der zweckmäßigen und mit Geſchmack getroffenen Auswahl engliſcher Gedichte von verſchiedner Gattung, unter welchen ſelbſt manche minder bekannte und in ihrer Art doch ſchätzbare Stücke vorkommen, wodurch dieſe Blumenleſe nicht blos für den Liebhaber, ſondern auch für den vertrautern Kenner engliſcher Literatur empfehlungswürdig wird. Dahin gehört die gleich zu Anfange dieſes Bandes ſtehende Ode an die brittiſche Nation von Dr. Lowth; das Gemälde des

häuslichen Ritterlebens von Miß Hannah More; Bleyon und Hyneth, von Mistreß Robinson, u. a. m. Schade, daß auch dießmal der Druck etwas unkorrekt ausgefallen ist!

Gr.

Zehen Satyren, nebst drey Anhängen; von Friedr. Just. Riedel, K. K. Rath. Erster Band. Wien, bey Kurzbeck. 1785. 424 S. 8.

Friedr. Just Riedel Satyren. Zweyter Band. Ebend. 1786. 488 S. 8.

Friedr. Just Riedel philosophische Schriften. Dritter Band. Ebend. 1786. 315 S. 8.

Bey der Anzeige dieser gesammelten kleinern Schriften des nun verstorbenen Raths Riedel können wir desto kürzer seyn, da sie, so viel wir wissen, alle schon entweder einzeln, oder in Sammlungen unter verschiedenen Aufschriften gedruckt, und größtentheils schon bey ihrer ersten Erscheinung in dieser Bibliothek angezeigt sind. Unter den klassischen Schriftstellern Deutschlands hat sich der Verf. freylich keinen Rang erworben; zu den bessern aber verdient er immer noch gezählt zu werden, weil ihm viel gute Anlage, ein leichter und fruchtbarer Witz, und einiges Interesse des Vortrages gewiß nicht abzusprechen ist. Vielleicht wären diese Talente weit glücklicher und zweckmäßiger ausgebildet worden, wenn sie sich nicht zu früh und unreif in der Klotzischen Schule entwickelt hätten.

Der erste Band der Satyren enthält folgende Stücke: I. Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere, nebst einer Einleitung zu ihrer Redekunst. II. Eines Kunstrichters Abhandlung von Wortspielen. III. Das Mährchen von dem Hute, nebst vielen Ausschweifungen. IV. Neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung. V. Umständlicher Beweis, daß im heil. Röm. Reich viele Narren sind. VI. Commentatio historico-critica de Autosatyricis, oder von Leuten, die sich ihre Satyre selbst machen. VII. Skribleriana. VIII. Erster Anhang: demüthiges Bittschreiben an die Herren Journalisten. IX. Zweyter Anhang: Register der Schriftsteller, deren man sich bey Verfertigung dieses Buchs bedienet. X. Lies Hesse; d. i. Anzeige der vornehmsten Druckfehler, nebst einer

nicht Einleitung zur Schulmeisterey. — Alles dieses findet man schon in des Verf. Sieben Satyren, nebst drey Anhängen, die zu Jena 1765. 8. gedruckt wurden.

Im zweyten Bande stehen: Der Trappenschütze, ein komisches Heldengedicht, in drey Gesängen. (Es ist schon 1765 zuerst gedruckt, und der Held Jacobi ist, so viel wir wissen, noch am Leben.) Aber viele damals bekannte Beziehungen sind nun längst vergessen.) Die kranke Freundschaft, ein Lustspiel in Einem Aufzuge; äußerst mittelmäßig. Briefe das der Dritte; ehedem schon einzeln gedruckt. Vorlesungen. Gedanken über Gedanken, über den letzten Tumult, von einem Schutzverwandten. Der sich selbst entlarvende Schutzverwandte. Joh. Mich. Reißers, Oberpfarrhauptmanns zu Erfurt, Vertheidigung seiner Unschuld. Eben dieser Vertheidigung zweytes Buch. Meine Gedanken über den Zinngießer O. — Memorial der hier lebenden Hunde, wegen der jetzigen Theurung. Ohnmaßgeblicher Vorschlag zum Pflastern der Armuth, wider den Brodmangel. Widerlegung dieses Zinngießerischen Vorschlags. Eigenlos stinkt, ein Drama in Einem Aufzuge. — Die Schriften über den Kornmangel wurden zu Erfurt 1771. zuerst gedruckt und haben jetzt wenig Interesse mehr.

Der dritte Band endlich liefert die philosophischen Abhandlungen: Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Ueber Lessings Laokoon. Ueber Mendelssohns Phädon. Fragen über die Selbsterkenntniß. Ueber die Laune. Vom Lächerlichen und Belachenswerthen. Vom Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren. Schicklichkeit, Anstand, Würde und Tugend. Ueber das Genie und über den Geschmack. (Diese letzten fünf Aufsätze hat man, vermuthlich um den Band voll zu machen, aus Riedels bekanntestem Buche, seiner Theorie der schönen Künste, genommen.) Philanthropischer Erziehungsplan. Geschichte der Schulmäßigkeit.

Lettere Brandeburghesi, che servono di Continuazione alle Vicende della Letteratura. *Quinderno Primo* e preliminare, che comprende il Viaggio Germanico. Berlino. Appresso Giov. Fed. Unger. 1786. 4 Bog. gr. 8.

Brandenburgische Briefe, welche der Geschichte der Literatur zur Fortsetzung dienen. Erstes Heft, als Einleitung, die deutsche Reise enthaltend. Aus dem Italiänischen des Herrn Abts Denina, übersetzt von August Rode, mit Anmerkungen von einem Berliner. Berlin, bey Mylius. 1786. 126 S. 8.

Es ist uns angenehm, diese Briefe zugleich mit einer berichtigenden deutschen Uebersetzung anzeigen zu können, da das Original nicht in den Buchhandel gekommen ist, und eine Uebersetzung der kürzeste Weg war, das Mangelhafte, Unbestimmte oder Unrichtige ihres Inhalts zu bemerken und zu verbessern. Von der Seite sind diese Briefe allerdings schon merkwürdig, weil sie, wie der Herausgeber sagt, uns zeigen, wie ein Ausländer von Gelehrsamkeit und Geist unsre Städte, Sitten und Literatur beurtheilt. Auch ist die ältere Rücksicht auf Italien, und die Vergleichung unsrer Einrichtungen, unserer Gelehrten, ihrer Schriften u. s. f. mit den italiänischen, ganz lehrreich und angenehm. Im Ganzen aber sind doch diese Briefe in einem ziemlich flüchtigen, für zum Druck bestimmte Briefe wenigstens zu flüchtigen und überhinfahrenden Tone geschrieben; und manche von den so häufig gemachten Parallelen möchten wohl, bey schärferer Untersuchung, nichts weniger als zutreffend seyn.

Der sehr wohlgerathenen Uebersetzung des Herrn Rode hat ein Ungenannter einige sehr lesenswürdige Anmerkungen beygefügt. Manche kleine Berichtigung hat er sogleich, ohne sie anzuzeigen, in den Text geschoben, einige Zusätze in Klammern eingerückt, kürzere Noten unter den Text gesetzt, und die ausführlichern hinter jedem Briefe folgen lassen. Einige dieser berichtigenden Zusätze betreffen nicht blos das, was Hr. Denina falsch hörte oder sah, sondern auch was er nach seiner Denkart anders beurtheilte. Vornehmlich betreffen sie einige auffallende Aeußerungen über den Katholicismus, denen hier S. 42 ff. und S. 72 ff. sehr nöthige und nützliche Erinnerungen entgegengesetzt werden, dergleichen auch schon im August 1786. der Berliner Monatsschrift gemacht wurden. Von diesen letztern hat der Herausgeber auch hier Gebrauch gemacht. Manche literarische Unrichtigkeiten sind indessen doch unbe-

unberichtigt stehen geblieben. So wird z. B. S. 76. gesagt: die Eschenburgische Uebersetzung des Shakspeare sey in Prosa, und die Wielandische in Versen. — Der jüngere Stephanie muß doch wohl älter als zwanzig Jahre seyn, und die Maxime, die über ihn S. 82. hinzugesetzt wird, daß, wer so jung drey oder vier Bände herausgegeben habe, etwas Großes verspreche, leidet nur allzuviel Einschränkung. — Die Uebersetzung der Staatsrevolutionen von Italien unsers Verf. ist allerdings von eben dem Dr. Volkmann, der die Reisenachrichten von Italien herausgegeben hat; worüber S. 88. gezweifelt wird. —

Geschichte der komischen Literatur; von Carl Friedrich Flögel, Professor in Liegnitz. Dritter Band. Mit einer Kupfertafel. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1786. 1 Alph. 15 Bog. gr. 8.

Mit diesem Bande endigt der Verf. die Geschichte der Satire, und geht zuvörderst die deutschen Satirenschreiber chronologisch durch, wobey er vorläufig über die satirische Laune unsrer Nation, und über die Nachtgesänge oder sogenannten Mondlieder der alten Deutschen einige kurze Erinnerungen vorausschickt. Unter den ältern deutschen Satiristen giebt es unstreitig manche, die viel Aufmerksamkeit verdienen. Desto rühmlicher ist der mühsame, und gewiß oft sehr wenig belohnende Fleiß, mit welchem der Verf die Literatur vieler schätzbarer Schriften gesammelt hat. Was er besonders über den Reinicke Fuchs, über Sebastian Brant, Erasmus Alberus, Thomas Murner, Fischart, u. a. sagt, ist weit vollständiger und ausgeführter, als die bisher darüber gegebenen Erörterungen. Hie und da vertrügen einige Artikel noch Zusätze, deren eine Arbeit von so mannichfaltigen Beyträgnissen immer noch empfänglich bleiben muß. Auch hätten wir hier, wie bey den vorigen Theilen, oft mehr Umständlichkeit, oft hingegen auch mehr Kürze gewünscht. Diese letzte besonders in Ansehung des Vortrages, der nicht selten weitschweifig und beschwerlich wird. Auf die deutschen folgen im siebenzehnten Abschnitte die niederländischen Satirenschreiber, und auch unter ihnen manche merkwürdige; z. B. Erasmus, Lipsius, Montanus, Heinsius, Mandeville, und die

beyden Burmänner. Zuletzt noch einige, obwohl nicht sehr umständliche Notizen von russischen, dänischen, schwedischen, polnischen und ungarischen Satirenschreibern.

Der Geist Shakespeare's; von Heinrich Ehrenfried Warnekros, Rektor zu Greifswald. Erster Theil. Greifswald und Leipzig, in Commission bey Haugs Wittwe. 1786. 15 Bog. 8.

An Chrestomathien aus dem Shakspeare fehlt es den Engländern nicht; und auch in Deutschland ist der Gedanke, die besten Stellen aus diesem Dichter auszuziehen, nicht neu, sondern schon von Hrn. Wieland im Merkur, und von mehrern ausgeführt. Man kennt das Gute und Mangelhafte solcher Auszüge zu sehr, um es hier erst aus einander zu setzen. Man weiß, wie wenig sie dazu dienen, den Geist und die eigentliche Manier eines Schriftstellers kennen zu lernen, und bey dramatischen Dichtern ist das doppelt der Fall; denn sie lernt man nicht anders als durch Darlegung und Prüfung des ganzen Schauspiels und seiner Oekonomie, richtig kennen und würdigen. Gemeiniglich fallen die Auszieher auf lehrreiche Stellen, Sentenzen, Gemeinplätze, u. dgl. die freylich ihr Gutes und Nützliches haben, und den Dichter, aus dem sie genommen wurden, von Seiten seines richtigen moralischen Gefühls empfehlen können; aber wie einseitig bleibt diese Empfehlung! Und das ist nun auch hier der Fall. Shakspeare hat, wie man weiß, der Stellen viele, die durch den scharfsichtigen Blick, die treffende Beobachtung, den feinen oder nachdruckvollen Sinn, durch die bedeutenden Winke, die darin liegen, jedem Leser auffallen müssen, und des öftern Wiederlesens, des Auszeichnens, des Auswendiglernens würdig sind. Aber wer diese Stellen sammelt, der hat damit noch lange nicht Shakspeare's Geist gesondert und abgezogen. Dieser wird erst in dem Zusammenhange, woraus man die Stelle riß, recht sichtbar und groß. Hr. W. scheint indeß dieß eingesehen, und daher oft ganze vorzüglich schöne Scenen ausgehoben zu haben; wiewohl auch hier noch zu viel Einzelnheit bleibt; denn die Shakspearischen Stücke sind zusammenhängender, sind mehr Ein Ganzes, als man gemeiniglich glaubt. Uebrigens sind die Auszüge sämmtlich aus

der

der Eſchenburgiſchen Ueberſetzung genommen, der Hr. M. das Zeugniß giebt, daß er ſie, bey häufiger Vergleichung mit dem Original, ungeachtet ſo vieler nichtiger Kritiken, die ſie hat ausſtehen müſſen, im Ganzen betrachtet vortrefflich gefunden habe.

Fr.

Herkules traveſtirt in ſechs Büchern. Wien. 1786. 165 S. 8.

Unſers Wiſſens hat noch kein Dichter die Thaten des Herkules beſungen; der Verf. muß alſo einen ganz eigenen Begriff mit dem Traveſtiren verbinden, und überhaupt Poſſenreißerey darunter verſtehen, die auf das robuſteſte Zwerchfell calculirt iſt. Seit langer Zeit iſt uns kein ſo mächtiges Kraftgenie vor die Augen gekommen, und wenn einmal Fuhrleute, Schiffer, u. dgl. handfeſte Leute Luſt bekommen ſollten, auch Gedichte zu leſen, und aus allen Leibeskräften darüber zu wiehern, was anders kann ſie wohl beſſer unterhalten und begeiſtern, als des V. Herkules? Die grauſigen Fehden mit dem Stier und der Hydra, die ſaftige Beſchreibung des Ochſenſtalls, die Herkuliſchen Wunderthaten beym Freſſen und Saufen und bey der Omphale, das alles kann nur von der gröbſten Claſſe der Menſchen mitgefühlt werden! Wer ſollte wohl glauben, daß ein ſolches poetiſches Ungeheuer noch im Jahr 1786. in der größten Stadt des heil. Röm. Reichs, in einer Stadt, wo wirklich Dichter ſind, welche die Kunſt der feinen Perſiflage verſtehen, gedruckt und wohl gar geleſen werden konnte! Zur Probe wollen wir doch den Anfang herſetzen.

Erſtes Buch.

Antecedentia, concomitantia, et ſubſequentia, oder Herkules vor, in und nach der Geburt.

Will von dem ſtarken Herkules
Ein Helden-Karmen ſingen,
Und ſeinen Lauf, gelingt mir es,
In feine Reimlein bringen.
Drum leih' Aeol mir einen Wind,

Den großen Ritter vorn und hinte
Par Force auszuposaunen.

Dann will ich singen, was die Kraft
Allmächtig überwindet,
Bis Geist, und Trieb, und Lebenssaft
Mit Fleisch, und Mark verschwindet,
Wenn, wie von der Tarantel Stich,
Das ilustrirte Leben sich
Im Tanz mit Weibern flechet.

Das merkwürdigste an dieser Spartete ist, daß der Verf. überall die gröbsten Anspielungen auf seine Kirche macht; so vergleicht er die Säuberung des Ochsenstalls mit der Kirchenreform, die Hydra mit dem Pabst, und auch der Cardinal Migazzi hat die Ehre, in der Gestalt eines rothköpfigten Krebses, als Abgesandter des Dreykopfes oder der Hydra, gegen den Herkules aufzutreten. Wen er unter dem saubern Herkules verstehe, läßt sich wohl errathen. Wir können uns nicht enthalten, Wundershalber noch einige Strophen anzuführen. So heißt es S. 26.

Träg stand der pestialsche Teich
Schon manche hundert Jahre,
Der vollgestopften Dummheit gleich,
Die heilige Tiare
Zog aus der Pfütze reichen Zoll,
Und mühte sich, sie immer wohl
Beym Alten zu serviren.

Die Spinnen thaten ihren Dienst,
Die Schleyer dick zu weben,
Und die Vernunft beym Selbstgewinnst
Vom Sattel auszuheben.
Die waren priesterlich bemüht,
Ihr Oberhaupt zu schmücken mit
Infallibilitäten.

Und wollte je ein Patriot
Sie brauchbar reformiren,
So krochen Schlange, Natter, Krott *)
Her-

*) Krott; nach österreichischer Aussprache, eine Kröte.

Hervor zu refutiren.
Der Baſiliske funkelte
Mit ſeinem Blitz und ſchleuderte
Verderbenvolle Blitze.

Noch ſoll ein zweyter Band nachfolgen.

Pf.

Luſtſpiele von J. H. Jünger. Dritter Theil. Leipzig, bey Dyk. 1786. 20 Bog. 8.

Dieſer Theil enthält zwey Luſtſpiele; Verſtand und Leichtſinn, in fünf Aufzügen, und den doppelten Liebhaber, nach dem Engliſchen double Gallant von Cibber, begleitet von einer Vorrede, welche einige nicht zu verwerfende dramatiſche Bemerkungen enthält. Der Plan des erſten Stücks iſt, ſo wie die Bearbeitung der darin vorkommenden Characteꝛe eben nicht neu, und nicht ſehr überraſchend. Die Baroninn iſt wie aus les dangers du monde von Mad. de Genlis gezirkt und die übrigen Perſonen ſind nicht weniger von unſrer Bekanntſchaft; aber doch iſt das Stück gar nicht ſchlecht und wird ſich auf dem Theater ausnehmen, wenn gleich hie und da die Behandlung ein wenig feiner ſeyn könnte. Wilhelmine nennt ihren Geliebten im Scherz einen Schäker, welches doch ein etwas pöbelhaftes Wort iſt, und daß der Baron, der ſonſt nicht an Witz fehlt, den unbekannten Freyherrn ſogleich zum Vertrauten ſeiner häuslichen Leiden macht, und ein beſſeres Gegenwort ſeiner Frau grob begegnet, das iſt nicht weniger misfällig.

Das zweyte Stück iſt äuſſerſt ſchlecht und plump gerathen: Karl von Frankenſtein iſt ein ſehr inconſequenter Menſch; alle Characteꝛe ſind ſchlecht bearbeitet; die beyden Aerzte ſpielen gar abſcheuliche Rollen; aber wozu iſt jedes Wort über dies Stück zu viel geſagt.

Yr.

Wallenſtein, ein Schauſpiel von G. F. von Halem. Göttingen, bey Dieterich. 1786. 8 Bogen in 8vo.

Dieß Schauſpiel iſt in der That nicht übel gerathen. Der Plan iſt gut angelegt, nicht unverſtändig eingetheilt, nicht ohne Geſchmack und Kenntniß bearbeitet, die Sprache und der Dialog ſind ziemlich rein und geſchmeidig; aber doch ſind die mehreſten Charakters ein wenig zu leicht aufgetragen; die Handlung, ohne eben ſchläfrig zu gehen, reißt nicht hin; es überraſcht uns nichts, und die Entwickelung iſt matt. Dennoch aber verdient ein ſolches Stück, das einen Verfaſſer von geſunder Ueberlegung verräth, (wenn auch nicht ganz hoher Genius und außerordentliche Fantaſie ihm die Feder führen,) immer mehr Beyfall, als die Mißgeburten unſrer ſchwindelnden Kraftmänner, die zu intereſſiren und zu rühren glauben, wenn ſie Verwickelung oder vielmehr Verwirrung auf Verwirrung, Gräuel auf Gräuel, Begebenheiten auf Begebenheiten häufen, und ſtatt wirklicher Menſchen uns Ungeheuer und Carrikaturen darſtellen.

G.

Muſenalmanach oder poetiſche Blumenleſe für das Jahr 1787. Leipzig, im Schwickertſchen Verlag. 192 Seiten in 16mo, nebſt einem Bogen Muſik.

Bey der immer mehr zunehmenden Eilfertigkeit unſerer aufgehenden Dichter, ihre Geburten in die Welt zu ſchicken, bey der großen Anzahl poetiſcher Blumenleſen und der beſtehenden ſtolzen Zurückziehung der bewährten Dichter, können die Sammler mit Recht auf eine nachſichtsvolle Beurtheilung Anſpruch machen, geſetzt auch, daß ſie die Erwartungen des durch ſo viel Meiſterſtücke verwöhnten Publikums nicht völlig befriedigten. In dieſer Hinſicht haben uns manche Stücke von Carnall, Stöpel, Schouwart, Bennhold, nicht übel gefallen. Dagegen hätte S. 28 das Lied zum Zechen nach dem Lateiniſchen, wovon Bürgers launigte Ueberſetzung bekannt iſt, nebſt S. 41, die gewiſſenhafte Frau, wegbleiben können. Die Epigrammen von Tarnsberg wollen Recenſenten ebenfalls nicht gefallen, trotz dem S. 99. unſinnlichen ſeltſamen Beweiſe für ihre Güte:

Der

Der Epigrammatist und seiner Leser einer.

Leser. Ihr kleiner Vers ein Sinngedicht?
Ja nun! — Doch, ich versteh' ihn nicht.
Epigrammat. Das ist mir lieb; denn dieß Ihr Nicht
Beweist: er sey ein Sinngedicht.

Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1786. Herausgegeben von J. F. Ratschky und A. Blumauer. Wien, bey Wucherer. 156 S. 12mo.

Die Namen Ayrenger, Gabriele v. Baumberg, Blumauer, Grazbammer, Haschka, Leon, Mastalier, Pranmeister, Ratschky, Retzer, Scottenfels, u. a. hinlänglich hinlänglich für den Vollgehalt dieser schönen Sammlung: Aechtes attisches Salz, jovialische Laune, feiner Witz und feuriges Empfindungen, gewähren dem Leser die stärkste Unterhaltung, und fast jedes Blatt ist mit dem Stempel der Kritik und der Grazien bezeichnet. Nur hätte Neomf. aus dem sonst so schönen und launigten Gedichte an die Langeweile, S. 91 die Zeilen

„Die göttlichste von allen Gaben,
„Die Ruhe, kann Gott selbst nicht haben,
„Wenn er sie nicht durch dich (die Langeweile) erhält.“

ungenannt, da sie wirklich einen schalen und widrigen Gedanken enthalten.

Wir heben nichts aus, was uns vorzüglich gefallen hätte, weil wir sonst zu viel ausheben müßten, weil das Büchlein ohnehin schon in den Händen der Kenner ist, und weil, wer das Ganze nicht lesen will, auch kein Bruchstück zu schätzen verdient.

Oh.

5. Schöne Künste.

Malerey.

Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts. Herausgegeben von Johann Georg Meuſel. Neun und zwanzigſter Heft. Erfurt, 1785. 4 B. gr. 8.

Enthält: 1) die ſechſte Fortſetzung artiſtiſcher Bemerkungen auf einer Reiſe durch einige Gegenden des fränkiſchen Kreiſes. Dießmal über Kunſtſammlungen in Anſpach, und von den Lebensumſtänden der beyden dortigen Hofmaler, Ackermann und Schwabenda. 2) Ueber den Einfluß der Künſte auf Geiſt, Sitten und Bildung der Nation, von Joſeph Friedrich Engelſchall. Ein ſehr gut geſchriebener und vollkommen durchdachter Aufſatz, der manche bekannte, aber überhaupt wenig beherzigte Vortheile der ſchönen Künſte entwickelt und empfiehlt. 3) Johann Georg Nispel. Ein Beytrag zur Künſtlergeſchichte. Er war Verfertiger der bekannten Weltmaſchine in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien. Eine ähnliche befindet ſich, nach der Anmerkung des Herausgebers, in der Univerſitätsbibliothek zu Würzburg. 4) Verzeichniß der bisher herausgekommenen Kupferſtiche nach Gemälden der kurfürſtl. Gallerie zu Düſſeldorf, unter dem dortigen Galleriedirektor, Herrn Prof. Brouillot ſelbſt, aufgeſetzt. 5) Nachricht von einem jungen Kunſtgenie in Stuttgard, Marcus Koch, aus Tyrol, der in einem Alter von 12 bis 14 Jahren die ſeltenſten und glücklichſten Anlagen zum großen Maler verräth. 6) Nachtrag einiger Beyſpiele von maleriſcher Täuſchung, zu einem im 21ſten Heft befindlichen Aufſatz über dieſen Gegenſtand. 7) Nachricht von den neuen Arbeiten des Herrn von Mechel in Baſel. 8) Königl. Preußiſche allgemeine Verordnung, daß in den ſämmtlichen Staaten die akademiſchen Künſtler gegen Jedermanns Eingriffe geſchützet, und Niemand ein von ihnen verfertigtes, von der Akademie anerkanntes Kunſtwerk ohne ihr Vorwiſſen nachahmen ſoll. 9) Ueber Bauſens ſchönes Bildniß, Peters des Großen. — Das Uebrige ſind Anzeigen, Anfragen und vermiſchte Nachrichten.

Ueber Flügel und geflügelte Gottheiten. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst von Carl Ludwig Junker. Frankfurt und Leipzig, bey Mayer, 1786. 4 B. 8.

Zu den symbolischen Vorstellungen, wodurch der Künstler das Attribut, das besondere, seiner allgemeinen Idee für sinnliche Darstellung faßlich und deutlich machen konnte, gehörten unstreitig auch Flügel. Sie mußten überhaupt das besondere Abzeichen der Bewegung seyn; durch sie mußte sich der Künstler eine besondre, ihm schicklich Subjekt sich gedachte, Geschwindigkeit erklären, durch sie den Beobachter an diese vorausgesetzte Geschwindigkeit erinnern wollen. Bey den Etruskern hatte fast jede Gottheit Flügel; bey den Griechen war dieß Attribut eingeschränkter. So wurden bey jenen Jupiter, Pluto, Venus, Psyche, die Siegsgöttin, die Gorgonen, die Genien des Todes und des Schlafs mit Flügeln gebildet. Auch bloßen Bedeutungen gaben die Alten diese Vorstellungsart; z. B. Pferden, Wagen, u. s. f. Gewöhnlich; aber nicht immer, wurden die Flügel auf den Achseln angelegt; man findet sie auch, als Ausnahmen, an andern Theilen; am Kopf, an den Füßen, an den Hüften. Sie erklären sich durch sich selbst, wenn sie Attribute eines Wesens sind, das entweder seiner Natur und Bestimmung, oder seiner jedesmaligen besondern Situation nach, schnell fliehen, und schnell fliehen muß. Aber nicht allein zur symbolischen Vorstellung der Geschwindigkeit überhaupt brauchte der Artist seine Flügel. Sie waren noch aus einem andern Gesichtspunkte Bedürfniß für ihn; nämlich, nicht nur seine Gottheiten oft in einer Luft schweben zu lassen, sondern auch dieß Schweben zugleich für das Auge zu erklären. Der heilige Künstler wußte gut, als der Grieche, durch Flügel an den Begriff der Geschwindigkeit erinnern, oder das Schweben seiner Körper dadurch erklären. Aber so lange diese Flügel der Gottheit nur in der imaginativen Idee des Dichters blühen, sind sie nichts anders, als ein Symbol der mystischen Unsichtbarkeit, des besondern Schutzes, der besondern, sonnenvollen Gottnahheit, Gottwirksamkeit. Aus eben dem Grunde, aus welchem der alte Künstler seine Gottheiten beflügelte, beflügelt der heutige Künstler seine Engel. Ueberhaupt aber sind Flügel an den Figuren eben so wenig absolut noth-

[illegible], als [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] weil [illegible] jene nicht immer schweben, nicht nöthig, und allein durch den Begriff ihrer Geschwindigkeit angezeichnet, und auch sehr oft ohne Flügel kenntlich sind. Daß man hieran nicht immer gedacht habe, wird von dem Verf. durch verschiedene Beyspiele gezeigt. Zuletzt macht er noch einige Erinnerungen über [illegible] Anstand, in welch eigentlich nur das gehört, was hier nur geschieht, allenfalls den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit geschehen kann. Folglich nur entweder bloße Lufterscheinungen, oder mythologische Subjekte, bey denen sich gefügte Gaukeleyen anbringen lassen, oder Engel. Dieß ist kürzlich der Inhalt einer mit Einsicht und Bescheidenheit geschriebenen, und dadurch unterhaltenden Abhandlung.

Die Kunst, geschwind und mit wenig Mühe eine Stickerin zu werden. Durch vorgemahlte Originalzeichnungen in Kupfern erläutert. Drittes Bändchen. Berlin, bey Unger, 1780. 47 B. Text, in 8.

Zu diesem dritten Theile hat der Verf. ganz neue, dem jetzigen Modegeschmack gemäße Zeichnungen erfunden, und zwar zu Bouquets, Schuhen, Westen, Mannskleidern, Arbeitsbeuteln, Deshabille's, Negligé's und Circassienen. Dann auch noch zu Damenskleidern oder Roben und ihren Garnirungen, ferner, zu seidenen Pompadours, Fächern, Tüchern und Schürzen von Flor und Gaze. Beschreibungen hiezu sowohl, als von der seidenen Stickerey, liefert der beygefügte Text, der zugleich die Anleitung zur Zusammensetzung einiger chemischen Farben weiter fortführt, und diese ganze Anweisung beschließt.

Des Herrn Leonhard von Vinci praktisches Werk von der Malerey — — — aus dem Italiänischen übersetzt, von Johann Georg Böhm dem ältern, Maler in Dresden. Neue, mit dem Leben des Verf. vermehrte Auflage, mit Kupfern. Nürnberg,

berg, in der Weigel- und Schneiderischen Kunst- und Buchhandlung. 1786. 1 Alph. 4 B. 4.

Sowohl der Verfasser dieses Werks, als das Werk selbst, sind längst allen Kunstkennern rühmlichst bekannt; jener als sehr durchgedachter Künstler und gründlicher Beurtheiler seiner Kunst, und dieses als eine der brauchbarsten und lehrreichsten Anweisungen zur Malerey. Das Original erschien erst länger als hundert Jahre nach des Verf. Tode; und bey der Handschrift, nach welcher es im Jahr 1651 zuerst abgedruckt wurde, waren die dazu gehörigen Zeichnungen von Poussin's Hand, denen Corbard zu Paris noch verschiedne andre beyfügte. Jener ersten Ausgabe wurden des bekannten Leo Baptista Alberti drey Bücher von der Malerey angehängt; und zu gleicher Zeit erschien eine französische Uebersetzung von de Chambray; die aber im Jahr 1716 von de Chazmois verbessert, und in einer wohlfeilern Ausgabe geliefert wurde, bey der sich auch das Leben des Verf. befand. Nach dieser mit dem Italiänischen Original verglichnen französischen Ausgabe arbeitete der ältere Böhm seine schon im Jahr 1724 zu Nürnberg in dem Weigelschen Verlage gedruckte deutsche Uebersetzung aus, die man itzt neu aufgelegt, und mit dem vom P. Mazenta geschriebenen Leben des da Vinci vermehrt hat. Sonderbar ist es freylich, daß man in der Vorrede den sel. Böhm noch als Uebersetzer selbst reden läßt, und ihm nun Anpreisungen dieses Werks, die aus neuern Schriften, die er nicht mehr erlebt hat, als von ihm angeführt, in die Feder legt. Recens. hat die ältere Ausgabe nicht zur Hand, und kann also nicht beurtheilen, ob und in wiefern die Schreibart des Buchs in dieser neuen Auflage geändert und verbessert ist. Daß sie aber noch gar vieler Aenderungen und Verbesserungen bedurft hätte, fällt nur allzu bald in die Augen.

Schriften und Urtheile, welche bey letzter Ausstellung der Gemälde über des Herrn Professor Schenau verfertigtes Altarstück zum Vorschein gekommen. Dresden, im Jahr 1786. 10½ B. in 8.

Die Veranlassung zu dieser Fehde im Reiche der Kunst gab ein in dieser Sammlung gleich zuerst abgedrucktes Schreiben

Die Dresdner hier angezeigte Gemälde des Hrn. Prof. Schenau, vom Hrn. v. T., worinn dieß Gemälde, dessen Subjekt Christus in der Auferstehung vor Engeln und Menschen ist, und wozu der Künstler die Hauptideen aus dem eilften Gesange der Messiade nahm, mit sehr lebhafter Wärme gepriesen wird. Hierauf erschien eine Antwort, die das zweyte Stück dieser Sammlung ausmacht, von einem Ungenannten, worinn dem Verf. jenes Sendschreibens eine zu große Uebertreibung seines Lobes und eine zu große Empfindsamkeit ziemlich nachdrücklich und bitter vorgeworfen wird. Hierauf erschien ein Bogen mit der Aufschrift: Ueber das Gemälde, die Auferstehung Christi vom Hrn. Prof. Schenau, und über die darüber zum Vorschein gekommenen Streitschriften; von Heinrich Keller, mit dem Motto: „Friede sey mit euch!“ Hier wird der Künstler abermals, sowohl seiner übrigen Verdienste, als dieses Gemäldes wegen, sehr gelobt, und dem V. der Antwort Künstlerneid vorgeworfen. Noch außerdem eine Beleuchtung der Antwort auf das Sendschreiben aus Dresden u. s. f. gleichfalls zur Vertheidigung des Hrn. Prof. Sch. und seines Altarblattes, und zur ziemlich derben Abfertigung des Verf. der Antwort. Für eben diese Parthey schrieb noch ein Dritter: An den Verfasser der Antwort, u. s. f. mit dem Motto: „Zeuch zuvor den Balken aus deinem Aug' u. s. w.“ Wider die beyden vorhergehenden Broschüren erschien nun eine Abfertigung für Hrn. Heinrich Keller; nebst einigen schicken Sächelchen für den Verfasser der Beleuchtung, worinn die Vorwürfe des Künstlerneides abgelehnt, und die Vertheidiger des Schenauischen Gemäldes eines durchgängigen Mangels an richter Kunstkenntniß angeklagt werden. — Nun wieder: Ein Paar Worte zum Beschluß gegen die wider mich erschienene sogenannte Abfertigung, von H. Keller; worinn dieser es verbittet, für einen besoldeten Hülfsknappen, der Gegenparthey gehalten zu werden, und die vorige Schrift stellenweise widerlegt. — Endlich noch: Die Dresdner Gemäldekritik, Fragment einer Comödie. Ein ziemlich unbedeutendes Gerede, worinn das Gemälde gepriesen, und der Künstler wegen seines großmüthigen Stillschweigens zu allen den Recensionen beglückwünscht wird. — Non nostrum est, tantas componere lites!

Fr.

6. Roma-

6. Romane.

Gargantua und Pantagruel; umgearbeitet nach Rabelais und Fiſchart, von Dv. Eckſtein. Hamburg, bey Hoffmann, 1785. 228 S. in 8. — — — Zweyter Band; ebend. 1786. 395 S. in 8.

Schon vor zwölf Jahren erſchien zu Nürnberg, bey Riſpe, eine damals von uns angezeigte Ankündigung und Probe einer neuen Ausgabe mit Anmerkungen, von D. Johann Fiſcharts Ueberſetzung des Gargantua von Rabelais. Es blieb aber bey der daſigen gelieferten Probe des erſten Buchs, und es war begreiflich, daß ein neuer Abdruck des ohnedem nicht ſo gar ſeltnen deutſchen Rabelais von Fiſchart durch die beygefügten Sprachbemerkungen nur Gelehrte intereſſiren würde; für die leſende Welt überhaupt aber eine ziemlich gleichgültige Sache bleiben mußte. Glücklicher und auf ein größeres Publikum angelegter iſt die Idee des witzigen Schriftſtellers, der hier unter dem angenommenen Namen Dv. Eckſtein eine Umarbeitung ſowohl des Rabelais ſelbſt, als ſeines ältern launigen Ueberſetzers liefert; welcher letztere jedoch nur den Gargantua überſetzt, oder vielmehr nach ſeiner Art umgekleidet hat. Mit gleicher, und faſt noch größerer Freyheit, verfuhr der Verf. der gegenwärtigen Umkleidung; und dadurch beförderte er die allgemeine Unterhaltung um ſo mehr, je treffender und ergiebiger ſeine Laune der komiſcher Darſtellung iſt. Auch dadurch gewinnt dieſer Roman viel Anziehendes, daß der Verf. zum öftern zu komiſchen Anſpielungen auf unſere heutige Pädagogik, Schriftſtellerey u. dgl. und treffend ſatiriſchen Schilderungen derſelben Gelegenheit genommen hat. Für die Deutlichkeit dieſer Anſpielungen iſt hinlänglich geſorgt; und nicht ſelten kommen unvermuthete Schilderungen vor. Wer errath z. B. nicht ſogleich, wer der ſeltſame Schöngeiſt und Umkäufer *Chriſtikus* ſey, der von Peru nach Wien kam, mit Pantagruelen in Reimen und Prosa um die Wette zu reiſen? Ueberhaupt geben Pantagruels geſchickte Verſuche auf ſeinen deutſchen Reiſen dem Verf. zu mehrern

chen

den Gedichte freymüthige Portraitirungen Anlaß. Man lese z. B. was B. II. S. 66 über Meißner, und S. 67 über Schiller gesagt wird. Viel Schnurriges ist auch in manchen eingemischten Versen, vornehmlich in Klausens längerm komischen Gedichte, genannt die Luftfahrt der Schatten, oder der Thurm zu Babel und Elbin.

Br.

Wunderbare Reisen, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen, aus dem Englischen übersetzt. London, 1786. 174 S. in 8 mit Kupfern.

Eine Sammlung von Lügen, die von dem Baron M. lange erzählt sind; zum Theil aber von dem unbekannten Verf. dieser elenden Schrift, wohl selbst erfunden seyn mögen. Sein Windhund läuft die Beine so weit ab, bis ein Taxhund aus ihm wird. Ein Kutscher läßt in seinem Bart das englische Wappen graviren. Aus dem Himmel kömmt eine Stimme: hol' mich der Teufel Münchhausen, die gute Handlung soll dir vergolten werden. Sein Ueberrock wird von einem tollen Hunde gebissen, und wird wüthend, u. dgl. m. Die Uebersetzung ist überaus schlecht, und die ganze Schrift unausstehlich gedehnt. Wer nichts, wie den Eulenspiegel gelesen hat, mag vielleicht Unterhaltung darinn finden, und wenn dieß ist, werden neue Auflagen und Nachdrücke davon erscheinen.

Adolph von Schönthal, eine Geschichte dieses Jahrzehnts. Halle, bey Heller. 1787. 150 Seiten in 8.

Der Verf. dieses Romans scheint ein Student zu seyn, denn es durchaus an Geschmack und guten Sitten fehlt. Frauenzimmer, die sich über die gelben ledernen Hosen und blanken Stiefeln der Studenten unterhalten, sind die Heldinnen dieß Romans. Mit Verwunderung hat Rezens. diese 150 Seiten gelesen, und keinen guten Gedanken darinn gefunden; aber wohl tausend Gedankenlosigkeiten. Ein Glück ist es, daß solche

Schrif-

Oberflächlichkeit die guten Sitten und den Geschmack nicht verderben, weil sie wohl nicht viel gelesen werden.

Fz.

Aglais oder gesammlete Bruchstücke der Schwärmerey aus wahren Menschengeschichten. Von dem Hofrath von Eckartshausen. München, 1786. bey Franz. 374 S. 8.

Schreint ein Pendant zu Salzmanns Geschichte des menschlichen Elends zu seyn; doch mit dem Unterschiede, daß man es dem Aglais, oder vielmehr dem Verfasser, ansieht, er will den Menschen so tief herabwürdigen, als er nur kann; Salzmann hingegen sucht zwar die menschlichen Schwachheiten, Irrthümer und Laster sorgfältig genug auf; aber nur aus der guten Absicht, die Menschen zu belehren, zu bessern und glücklicher zu machen. Der Verfasser hat gar wenig Menschenkenntniß. Er beurtheilt den Menschen immer zu einseitig, nach einzelnen Handlungen und Situationen, und wählt dazu immer die gefährlichsten. Unerzehlich oft ist es, daß er seinen schwachen Aglais zu dem großen Buche der Menschheit Noten machen läßt; die oft ganz ganz aber im Munde eines Unerfahrnen, auf dem Lande erzogenen Jünglings desto unnatürlicher sind. Er läßt ihn über Tugend und Laster, über Sitten und Gebräuche der großen Welt, und besonders über das Hofleben mit einer Verwegenheit raisonniren, als wenn er eine gluse, aber unglückliche Rolle am Hofe gespielt hätte. Daher stellt er meistens gute, und aus Grundsätzen tugendhafte Menschen vor; meistentheils sind seine Leute schwache, von jedem Winde bewegte Thoren, oder Böswichter, oder Misanthropen, die alle Schandflecken, die freylich auf dieser Erde einzeln in der Menschheit zerstreut liegen, mit aller Indiscretion auf den kleinen Bezirk einer Stadt concentriren, und die Einwohner derselben zu Ungeheuern machen. München scheint der Schauplatz dieser großen Begebnisse zu seyn, und wenn das ist, warum sind keine Priester auf der Bühne? Dieß ist einer der auffallendsten Mängel dieses Buchs, sobald von menschlichem Elend und menschlicher höchster Verderbtheit darin die Rede seyn soll. Aber der Vers. mag gute

Aussichten haben, es mit den Geistlichen, besonders mit einem gewissen mächtigen Orden, nicht verderben zu wollen.

Aglais, der Held, thut, weil er gut seyn soll — nichts. Er kommt vom Land in die Hauptstadt und scheint in der ersten Hälfte des Buchs selbst nicht zu wissen, was er da will. Hin und wieder findet sich endlich eine Spur, daß er wohl gern ein Amt haben möchte, ohne doch zu sagen, wozu er wohl tauglich und brauchbar wäre. Daher hudelt ihn jeder, und er weiß sich nicht anders an den Menschen zu rächen, als daß er sie fast ohne Unterschied in seinem geheimen Tagebuche brandmarkt. Er bekömmt endlich eine Einnehmerstelle auf dem Lande, verliebt sich noch vor seiner Abreise in eine artige Coquette, verspricht ihr und wartet 9 Monate lang (als Einnehmer!) auf die Erlaubniß des Hofs. Unterdeß zeigt sich dem Mädchen ein häßlicher, aber reicher Dummkopf, sie verabschiedet Aglais und verspricht sich an diesen. Auf diese Nachricht eilt er nach der Stadt, um sie auf andere Gedanken zu bringen und wird verlacht. Seine Wuth verwandelt sich in ein hitziges Fieber, er muß in der Stadt bleiben, wird der heimlichen Flucht beschuldigt, und ungeachtet der besten Ordnung in seiner Kasse und in seinen Büchern, kassirt. Kurz darauf stirbt er, nicht sowohl vor Schmerz über den Verlust seiner Ehre und seines Amts, als aus Ungeduld und Rache gegen sein unwürdiges Mädchen.

Die Episoden, welche nebst seinen Bemerkungen den größten Theil des Buchs ausmachen, sind eben so unwahrscheinlich und ohne alle Verwickelung als seine eigene Geschichte. Der Verf. schreibt viel, alles abentheuerlich und weitschweifig. Er ahmt sichtlich nach, und zeigt wenig eigenes Talent. Er sollte das wenige, was er hat, nicht zu Schwarzmalereyen mißbrauchen, welche den Menschen mehr aufklären, noch glücklich machen.

Dz.

Scenen aus dem Leben Karls und seiner Freunde. Eine Erzählung in Briefen. Von der Verfasserinn der Geschichte Friederikens. Zweyter Theil. Dresden, bey Hilscher. 1786. 15½ Bogen in 8vo.

Dieser zweyte Theil, mit welchem zu unsrer Freude der äußerst langweilige Roman sich endigt, ist vollkommen seines ältern Bruders würdig. Abentheuerliche Begebenheiten, unerwartete Todesfälle, häufige Ohnmachten, aus welchen die Leute jedoch immer wieder durch stärkende Mittel erweckt werden, und dergleichen Zeugs mehr, das alles folgt dann so ganz geschmacklos auf einander gedrängt, ohne Aufwand von Seelenkenntniß und gesunder Philosophie. Und von Seiten des moralischen Werths dies Buch betrachtet, so ist es Rec. mit Recht anstößig, (und das um so mehr, wenn es ein Frauenzimmer zur Verfasserin hat) daß darin der Bruder Heinrich Gelegenheit zu Karls vertrautem Umgange mit seiner ehemaligen geliebten, jetzt verheyratheten Emilie giebt; daß Dieser auch die Gelegenheit nicht ungenutzt läßt, und daß am Ende, nach vollzogenem Ehebruche, worüber die beyden Verliebten sich weiter keine große Vorwürfe machen, der Ehemann den Hals brechen muß, um sein untreues Weib, indeß in einen vornehmen Grafen transformirten Karl, für Belohnung ihrer Tugend, glücklich heyrathen zu lassen. Was die Schreibart betrifft, so ist dieselbe auch sehr unrein. So steht unter andern statt Schilderung, Schildery; statt Auszehrung, Verzehrung, und statt Freund der pöbelhafte Ausdruck Spezial.

Kr.

Felix von Freudenfels, eine Geschichte menschlicher Freuden und Leiden, von F. T. Thilo. Erster Theil. Leipzig, bey Schneider. 1787. 336 S. in 8vo.

Ueber diesen Roman können die Stimmen nicht getheilt seyn. Der Verf. hat alle Eigenschaften eines langweiligen Schriftstellers: sein Ton ist so skizzenmäßig, alltäglich und abgenutzt, daß Rec. gewiß keine Beyspiele davon geben würde, wenn nicht der A. erklärt hätte, daß er alle Kritik ohne Gründe verachte. Ein Fräulein schreibt nicht, edle Kerls, das Seinige durch die Gurgel jagen, etwas ausgattern u. dgl. m. Der Hauptcharakter ist ein mattes, unnatürliches und sehr plauderhaftes Geschöpf. Er hält eine lange Unterredung, mit einem Vagabonden, der ihm eine bekannte orientalische Ge-

ſchichte von der Vorſehung als ganz neu erzählt, wovon die Quelle nicht angezeigt iſt; Rec. hat ſie ſchon in ſeiner Jugend in der Acarra Philologica geleſen. S. 134. ſpricht ein Holzhacker über ſein Glück, wie ein ſolcher Menſch niemals raiſonnirt. S. 149. ſchreibt ein junger Menſch von 17 Jahren über die Kunſt, wie das Herz eines Mädchens zu erobern iſt, ein Compendium. Der zwanzigſte Brief iſt beſonders unangenehm zu leſen; das Gedicht ſoll wahrſcheinlich ein Beyſpiel von ſchlechten Verſen ſeyn, wir leſen ſonſt auch recht gern gute Gedichte.

S. 208. zeigt der A. viele Rednertalente, er ſcheint im Zuſammenfügen der Scheltworte eine große Fertigkeit zu haben, ſie ſind gegen die A. d. B. gerichtet. Der Verf. will zeigen, was Critik iſt. Er ſagt, ſie ſey eine Belehrung der Autoren durch Gründe. Nach unſerer Meynung iſt die Critik nicht blos für Autoren, um aber den Verf. ſo gut wie möglich zu belehren, überlaſſen wir die ſchwere Aufgabe, wozu ſie weiter dient, ſeinem eigenen Nachdenken, um ſeinen Verſtand daran zu ſchärfen. Wir wollten dem A. wohl anrathen, daß er in einer geraumen Zeit nichts wieder ſchreibe, und blos darauf gedächte, wie er ſeinen Geſchmack und ſeine Sitten verbeſſern könnte.

Apl.

7. Weltweisheit.

Denkwürdigkeiten aus der philoſophiſchen Welt, herausgegeben von Carl Adolph Cäſar, Profeſſor der Philoſophie auf der Univerſität zu Leipzig. Viertes Quartal. Leipzig, in der Müllerſchen Buchhandlung. 1785.

Denkwürdigkeiten aus der philoſophiſchen Welt, herausgegeben von C. A. Cäſar, Prof. der Phil. zu Leipzig. Leipzig, in der Müllerſchen Buchhandlung. Dritter Band. 1786.

Wir

Wir haben die drey vorhergehenden Stücke oder Quartale dieser Schrift bereits angezeigt, obgleich durch ein Versehen die Anzeige des zweyten und dritten Stücks eher abgedruckt worden, als die Anzeige des ersten, (jener nemlich im 68sten und dieses im 69sten Bande unserer Bibliothek.) Man wird sich also daraus von der Einrichtung und Absicht dieser periodischen Schrift unterrichten, und diese Einrichtung ist auch in dem vierten Quartal, womit 2 Bände beschlossen werden, noch beybehalten worden. Hingegen in dem dritten Bande hat der Herausgeber eine andere Einrichtung getroffen; er läßt nemlich die erste Abtheilung, die aus Recensionen oder vielmehr aus ausführlichen Auszügen neuer philosophischer Werke bestand, ganz weg, und theilt nur einige theils von ihm selbst, theils von andern verfertigte Aufsätze mit, und anstatt, wie vorher jährlich 4 Stücke zu liefern, wird er künftig zu jeder Oster- und Michaelmesse einen Band von etwa 18 bis 20 Bogen liefern, und hiemit macht er nun mit dem dritten Bande den Anfang. Der große Vorrath neuer ihm zum Einrücken mitgetheilter Aufsätze hat den Herausgeber, wie er in der Vorerinnerung angiebt, insonderheit zu dieser neuen Einrichtung bewogen.

In den nun vor uns liegenden Stücken ist folgendes enthalten, und zwar in dem vierten Quartal außer den Recensionen: 1) Fortsetzung der Bemerkungen über die Abstraction bey unsern angenehmen und unangenehmen Empfindungen, als dem Bestimmungsgrund ihrer Classification, von K. F. Hunger. 2) Einige Bemerkungen über die gelehrten Streitigkeiten und über die Art, sie zu führen. Aus einem Briefe an einen Freund X. in Y. von dem Herausgeber. Unter den hier noch vorkommenden Rubriken von Miscellanien findet man folgendes: 1) die Freyheit, eine Ode, von Hrn. M. Heidenreich. 2) Einige Anmerkungen über diese Ode, von dem Herausgeber. 3) Warum ist uns die Ehrfurcht für das Alter so natürlich? von dem Herausgeber. 4) Lucrez über die Natur der Dinge. Versuch (einer Uebersetzung) von Hrn. Oelsel. Der dritte Band enthält folgende Aufsätze: I. über den Aristoteles von F. V. L. Plessing. II. Untersuchungen über die Platonischen Ideen, inwiefern sie sowohl immaterielle Substanzen, als auch reine Vernunftbegriffe vorstellten, von Ebendemselben. III. Beschluß der Bemerkungen über die Abstraction bey unsern angenehmen und unange-

nehmen Empfindungen, als dem Beſtimmungsgrund ihrer Claſſification, von K. F. Hunger. IV. Ideen über die Möglichkeit einer allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte von K. H. Heidenreich. Die ſonſt gewöhnliche dritte Abtheilung unter dem Titel: Miscellanien, fällt alſo bey der neuen Einrichtung gleichfalls weg.

Um unſern Leſern aus den vorliegenden Stücken dieſer Denkwürdigkeiten etwas mitzutheilen, fahren wir in dem kurzen Auszuge der Abhandlung über die Empfindungen fort, wovon wir bey der Anzeige der zweyten und dritten Stücke ſchon einige Nachricht gegeben haben. Der Verf. hatte im Vorhergehenden zu zeigen geſucht, daß alle Arten des ſinnlichen Vergnügens durch die Abſtraction bewirkt werden, und das Vergnügen der feinern ſinnlichen Organen das Verallgemeinte der gröbern ſey. Jetzt bemühet er ſich eben dies von dem geiſtigen Vergnügen zu erweiſen. Geiſtiges Vergnügen oder Misvergnügen iſt ihm jedes, wo nicht der äußere ſinnliche Eindruck die eigentliche hervorbringende Urſache iſt, und deſſen Materiale nicht eigentliche Senſationen, ſondern zurückgebliebene Spuren ehemaliger Senſationen ausmachen. Folglich gehören dahin nicht nur alle ſogenannte Vergnügungen der Einbildungskraft, des Dichtungsvermögens u. dgl. ſondern auch alle körperliche Empfindniſſe, ſobald ſie nicht unmittelbare Folgen von Senſation oder äußern ſinnlichen Eindrücken ſind. So wie alſo das ſinnliche Vergnügen einen gewiſſen Charakter der Unthätigkeit hat, weil es blos das Werk der äußern Berührung iſt, ſo kömmt hingegen dem geiſtigern Vergnügen das Gegentheil davon zu, nehmlich ein gewiſſer Charakter eigner und eigenmächtiger Thätigkeit. Zu dieſer Thätigkeit wird die Seele entweder durch die angenehme Empfindung oder durch das Annehmliche, welches die zurückgelaſſenen Spuren aus der Sinnlichkeit enthält, oder durch Bedürfniſſe u. ſ. w. gereizet, und alsdann kann ſich auch das natürliche Verhältniß jeder ihrer geiſtigen Seelenkräfte und ihrer körperlichen Thätigkeit entwickeln. Daß aber nun daraus geiſtige Empfindungen entſtehen, dazu wird erfordert, daß Spuren ehemaliger ſinnlicher Eindrücke ſich gleichſam aufgehäufet haben, als welche, inſofern ſie reproduzirt werden, den gemeinſchaftlichen Grundſtoff jedes geiſtigen Empfindniſſes enthalten, und daß durch dieſe aufgeregte Spuren und durch die Gegenwirkung der Seele ein gewiſſer Ton oder Character der-

derſelben hervorgebracht werde, welchen der V. den entfernteren Seelenzuſtand nennt. Denn wenn dieſer entferntere Seelenzuſtand mit der angenehmen oder unangenehmen Würkung die in ein Ganzes vereinigten Spuren verſchmilzt, ſo drückt derſelbe dem Empfindniſſe ſein eigenthümliches Gepräge auf. Auf dieſen entfernteren Seelenzuſtand rechnet der Verf. bey der Bildung der Empfindniſſe faſt alles, inſofern derſelbe zuförderſt die Abſtraction vollendet, oder dem Bewußtſeyn diejenige Richtung giebt, daß dieſe oder jene von den aufgeregten Spuren, in dieſem oder jenem Verhältniſſe oder Beziehung aufgehellt oder verdunkelt werden, mehr oder weniger Würkung thun u. ſ. w. Ferner verbindet dieſer entferntere Seelenzuſtand die aufgeregten Spuren ſtärker und vereinigt ſie zu einem Ganzen, indem er aber auch das Bewußtſeyn der Seele vorzüglich auf ſich lenkt, vollendet er gleichſam die Täuſchung, daß die Seele das, was ſie empfindet, obgleich der Grundſtoff aus nichts als dem Nachlaſſe ehemaliger Eindrücke beſteht, für etwas anders, und für eine neue Empfindung hält, und vermittelſt dieſes entfernten Zuſtandes wird nun gleichſam zwiſchen den aufgeregten Spuren und dem neuen Empfindniſſe eine Scheidewand und eine Art von Abſatz gezogen. Der Verf. erläutert dieſe Theorie durch verſchiedene Beyſpiele, wovon wir nur eines anführen wollen. „Wenn ich z. B. einen ſich über mich krümmenden Felſen erblicke, über deſſen „kahlen Rücken ſich hier und da eine Reihe ſchwarzer Tannen „erhebt, und die ſich endlich im Thale in ein fürchterliches „Dikicht vereinigen — höre in deſſen Mitte einen wilden „Waldſtrom über die herabgebrochenen Felſenſtücke fürchterlich rauſchen u. ſ. f. ſo kämpfet das Gefühl meiner Selbſterhaltung mit dem Gefühl meiner eigenen Sicherung, und „dadurch, daß ich das Uebergewicht des letztern und zwar in „näherer Beziehung auf mich empfinde, entſteht daraus ein „in allen mechaniſchen Aeußerungen meiner körperlichen Organe ſichtbares Gefühl von Ueberlegenheit, und dadurch, „daß das Gefühl daran mit dem geſchwächten Gefühle von „Selbſterhaltung verſchmilzt, entſteht die reſpectable Empfindung des Erhabenen.“ Einen fernern Beweis, von der Richtigkeit dieſer Theorie nimmt der Verfaſſer auch aus dieſer Bemerkung her, daß in mehrern Empfindniſſen völlig homogene hinterlaſſene Spuren angetroffen werden, und daß demungeachtet dadurch ganz verſchiedne oft ſogar entgegengeſetzte Empfindniſſe erregt werden; wenn nehmlich die in einem

Aggregate beſtändiger Eyweyn in einem ungleichen oder entgegengeſetzten Verhältniſſe gemiſcht werden, d. i. der eine oder der andere Theil derſelben mit ſtärkerem Bewußtſeyn vorgeſtellt wird, dieſer auf jenen oder jener auf dieſen bezogen wird. Dies könnte nun nicht ſtatt finden, wenn nicht bey Bildung der Empfindniſſe ſo viel auf jedesmal erregten entfernten Seelenzuſtand ankäme. Der Verf. ſtellt hierauf noch einige Betrachtungen über den Einfluß der Cauſalverbindungen und der Sprache auf die Bildung der Empfindniſſe an. Da er aber hier eben nichts neues für diejenigen ſagt, die den weit verbreiteten Einfluß der Ideenaſſociation kennen, ſo werde ich davon nichts anführen und nur noch bemerken, daß er zuletzt auf die Sulzerſche Theorie von den Empfindungen zurückkömmt, und außer den Einwendungen, die er gleich im Anfange ſeiner Abhandlung dagegen vorgebracht hatte, nun noch inſonderheit, erinnert, einmal, daß auch bey den geiſtigen Empfindungen, der Reiz des Misvergnügens in nichts andern, als in dem Gefühl der Anſpannung und Anſtrengung der geiſtigen Kräfte liege, und daß ſonach das Gefühl der Hemmung und Einſchränkung unſerer Kräfte dieſen Reiz auf keinen Fall bewirken könne, auch könnten wir uns nicht von ſelbſt einſchränken, nicht, wie beym Einſchlafen geſchieht, unſre Kräfte, eine nach der andern gleichſam anziehen, ohne die geringſte Anwandlung von Misvergnügen zu empfinden, wenn die Einſchränkung ſelbſt den Charakter des Misvergnügens ausmache. (Aber ließe ſich nicht eben dies von der Anſtrengung unſerer Kräfte ſagen? Da wir ſie unter gewiſſen Umſtänden uns gerne gefallen laſſen, ſo muß ſie auch nicht an und für ſich ſelbſt, ſondern nur unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen die Urſache des Misvergnügens ſeyn, und kann es ſich nicht mit der Einſchränkung unſerer Kraft eben ſo verhalten?) Zweytens, erinnert der Verf. die Beobachtung beſtätige es keinesweges, daß bloße Ausbreitung der Seelenthätigkeit in irgend einem Falle allein Vergnügen bewirken könne, es bleibe nehmlich bey aller Ausdehnung, eben dieſelbe Kraft und eben daſſelbe Maaß derſelben, nur ihre Fülle werde ausgedehnt, in eben dem Verhältniſſe aber auch bey jedem Puncte der Ausſpannung ſelbſt geſchwächt. (Auch hiergegen ließe ſich noch manches erinnern. Wenn gleich die Ausbreitung der Kraft auf mehrere Gegenſtände das Maaß der Thätigkeit nicht vermehrt, ſo könnte doch blos durch die Vervielfachung der Gegenſtände, der auf dieſelben ſich verbreiten-

ten-

tenden Kraft der Seele ein leichteres Spiel verschafft werden, sie kann nun wie man sagt, multa obgleich nicht multum betreiben, sie kann nun, wenn ihr die tiefere Beschäfftigung mit einem Gegenstande zu anstrengend und lästig werden sollte, sich auf eine leichtere Weise immer an neuern versuchen, ohne zur völligen Ruhe und Unthätigkeit verdammt zu seyn. Und so kann die Mehrheit der Gegenstände und die Leichtigkeit sich darüber zu verbreiten allerdings eine Quelle des Vergnügens werden. In der That scheint überhaupt das Spiel und alles, was man Amusement nennt, mehr von dieser Ausbreitung als von der eigentlichen Anstrengung der Kraft seinen Reiz zu erhalten.) Ueberhaupt wird Sulzern und allen, die ihm hierin gefolgt sind, Schuld gegeben, daß sie gerade bey dieser Theorie der Seele den allerunbestimmtesten Begriff der Kraft unterlegen. Sie reden, wie der Verf. sagt, von Wirksamkeit ihrer Ausbreitung und Hemmung, gerade wie wir von der allerunbestimmtesten Kraft reden, ohne die geringste Rücksicht auf die verschiedenen Grade der Anspannung zu nehmen, in deren stufenweiser Steigerung, nach des Verf. Urtheil, der ganze Charakter des Vergnügens und Mißvergnügens liegt. — Uebrigens zeigt diese ganze Theorie der Empfindung allerdings von dem Scharfsinn und den vorzüglichen Einsichten ihres Verfassers, ob es gleich scheint, daß sie noch in mancher Absicht weiter berichtigt, und insonderheit mehr simplificirt werden könne.

Unter den übrigen Aufsätzen sind die beyden gelehrten Abhandlungen des Hrn. Plessings über den Aristoteles und die Platonischen Ideen der Aufmerksamkeit und Prüfung der Kenner sehr würdig. Der Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und bekennt gern, daß er darin über gewisse Puncte, insonderheit über die Uebereinstimmung der Platonischen und Aristotelischen Grundsätze und Philosophie, die er längst für sich angenommen, sehr wichtige Belehrungen und Beweise gefunden hat. In der ersten dieser Abhandlungen werden wider den Fürsten der Philosophen zwar die harten Beschuldigungen vorgebracht, daß er sich häufig widersprochen und beträchtliche Plagiate insonderheit am Pythagoras und eben dem Plato, den er widerlegt, und zwar am meisten in den Dingen, worin er ihn widerlegt, begangen habe, aber sie werden nicht unerwiesen gelassen. In der zweyten Abhandlung werden über die bisher so verhaßtesten Lehren des Plato von den Ideen Aufschlüsse

ſchlüſſe gegeben, wodurch es wenigſtens dem Rec. überwiegend wahrſcheinlich geworden, daß dieſer Philoſoph wirklich ſo über die Ideen gedacht, als es Hr. Pleſſing vorſtellt und zwar inſonderheit aus dem Grunde, weil gerade dieſe Vorſtellungsart in ſein ganzes Syſtem zu paſſen ſcheint. Der V. verſpricht ſich hierüber noch weitläuftiger in einem nächſtens herauszugebendem Werke zu erklären; es wäre aber zu wünſchen, daß er mit der Herausgabe deſſelben ſo lange wartete, daß er die Urtheile und Erinnerungen der Kenner der alten griechiſchen Philoſophie, inſonderheit des Hrn. Prof. Meiners, deſſen Behauptungen hier mehrmals widerſprochen wird, noch vorher benutzen könnte.

Rk.

Briefe über die Pflichten der Menſchen, wenn ſie glücklich ſeyn wollen, von einem in der Einſamkeit lebenden Landwirthe in ſeinem Alter zu ſeinem Zeitvertreibe, und denen die es (ſie) leſen wollen, zum Beſten aufgeſetzt, nebſt beygefügtem Lebenslaufe ohne Merkwürdigkeit. Indocti diſcant, et ament meminiſſe periti. Breslau, verlegt von Meyer. 1786. 256 S. 8.

Daß der Verf. ein beſcheidener Mann iſt, der es herzlich gut meynt, möchte uns zu einiger Nachſicht gegen dieſe Schrift bewegen, zumal da er ſelbſt faſt in jedem Briefe mit der größten Beſcheidenheit von ſich und ſeinen Einfällen urtheilt. Aber mußten dann alle ſeine Gedanken zu Papiere gebracht, mußten ſie gedruckt werden? Konnte ſein Freund ſie nicht im Manuſcript leſen? Iſt es eine hinlängliche Rechtfertigung für ein ſchlechtes Buch, wenn der Verf. (S. 12.) ſagt: er glaube, daß bey der Menge von unnützen Büchern dieſes auch mit durchgehen könne?

Am wenigſten hat mir die Erzählung von des Verf. Lebenslauf gefallen, der (wenn man nicht gewöhnliche Studenten- und Soldatenſtreiche merkwürdig findet) wirklich, wie der Titel ſehr richtig ſagt, ohne Merkwürdigkeit iſt. Hin und wieder kommen auch Geſchichten vor, die man nicht nur zu ſeiner eigenen Schonung lieber verſchweigen ſollte, ſondern

die

die auch für ein gesittetes Publikum zu anstößig zu lesen sind, und Jünglingen, statt sie zu warnen (wie der gutmüthige V. glauben mag) vielmehr Anlaß geben, ähnliche Thorheiten desto dreister zu begehen und zu entschuldigen. Wir wünschten, daß alle Männer von des Verf. Stande und Lebensart ihre Muße im Alter zu ähnlichen guten Betrachtungen verwenden möchten, aber ja nicht, daß diese alle gedruckt erscheinen.

Yg.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Johann Gottfried Herdern. Erster Theil. Riga und Leipzig, bey Hartknoch. 1785. Zweyter Theil. Bey Ebendemselben. 1786. 8.

Ein unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe in klein Quarto, die bereits von uns angezeigt ist. Die ganze Veränderung besteht in dem kleinern Format.

Sg.

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, herausgegeben von Carl Philipp Moritz, Prof. am Berlinischen Gymnasium. Vierten Bandes drittes Stück. Berlin, bey Mylius. 1786. in 8. 125 S.

In gegenwärtigem Stück haben uns am erheblichsten geschienen von Hrn. C. J. Voß ein Paar Beobachtungen, die eine von einem Manne, der den Steinen besondere Kraft zuschreibt, nicht blos Krankheiten, sondern auch alle andere Begebenheiten, sogar das Erdbeben von Calabrien, welches vor kurzen Hr. D. Bahrdt zur Last gelegt ward, zu verursachen und zu finden. Eine partikuläre Verrückung ist dies allerdings, aber eine der seltensten; Schade, daß der ehrliche Mann durch nichts dahin zu bringen ist, seine neue Steintheorie näher zu entwickeln, wodurch man vielleicht auf eine Erklärung deren Ursprunges könnte geführt werden, dann von demselben die sonderbare hypochondrische Grille eines Mannes, der durch eine kalte Schaale glaubte vergiftet zu seyn, weil er gleich darauf Schmerzen in den Eingeweiden empfand. Dies dient

manche

manche Erdichtungen und Aufschneidungen von Bezauberung zu erklären. Von Gedicke ist die Parallel zu der Spaldingischen Verwirrung der Sprache darum merkwürdig, weil sie durch Aderlaß sogleich gehoben ward, also sichtbarer Beweiß, daß der Fehler blos körperlich ist. Den eigentlichen Sitz des Uebels, nebst der deutlichen Einsicht in den ganzen Zusammenhang dieser Erscheinung, werden wir wohl sobald noch nicht erfahren. Schack Flomrs Jugendgeschichte enthält viel interessantes, aber es steht am Schlusse etwas vom Roman, und dergleichen gehören eigentlich nicht hieher. Der Traum, ein Aufsatz vom Hrn. Seidel, ist einer der sonderbarsten, nur dünkt doch, der Träumende müsse vorher von dem Charakter des Mannes etwas gehört, aber hernach vergessen haben; denn am Ende wird gesagt, dieser Mann sey als großmüthiger Beystand der Bedrängten bekannt gewesen. Man hat mehr Beyspiele, daß Rasende, oder Leute im hitzigen Fieber Worte aus lange vergessenem Sprechen wieder hervorhohlen. Unter dieser Voraussetzung wird, mit Hülfe des Zufalls, der Traum begreiflich und natürlich. Die Bemerkungen über etliche im ersten Stücke des zweytes Bandes des Magazins befindliche Aufsätze, besonders die letzte, sind sehr gut. Rec. hat sich die Todesahndung auf die nehmliche Art erklärt, daß diese Eindrücke erst den Gedanken erzeugten und festsetzten, du wirst zu der Zeit sterben, hernach Traurigkeit und Melancholie ihn in Erfüllung brachten.

Hamids Meynungen über die Marokkanischen Briefe, an seinen Freund Sidi. Leipzig, in der Hollischen Buchdruckerey. 1785. in 8. 150 S.

Die Marokkanischen Briefe werden hier einer nach dem andern in die Pfanne gehauen; aber mehr mit Spott und Achselzucken als gründlichen Raisonnements. Dabey weiß der V. sich eine sehr liebreiche christliche Miene zu geben, allein unter dem Schaafpelze guckt der Wolf in derben Scheltworten manchmal hervor. Alles ist lauter Alltagsgeschwätz, wodurch nichts bis auf den Grund erörtert wird; selbst die Schreibart zeigt sichtbar, daß in des Verf. Kopfe noch lauter Nebel herrsche. Das Urtheil über den ersten Brief hebt so an: sind die Nachrichten von Italien, welches ich nie gesehen habe, auch so über-

übertrieben, als die von Deutſchland, ſo würden meine Wünſche dadurch ſchlecht erfüllt werden, und wenig Wonne für mich haben. Welche Nachrichten von Italien hier gemeynt ſind, ſieht man nicht; und wer ſoll wenig Wonne haben, die Nachrichten oder die Wünſche? Gleich auf derſelben Seite hebt ſich wieder Folgendes an: man muß mit gelehrten Leuten und ihren Schriften ſich bekannt machen, welche von allen Stücken ohne Vorurtheil ſprechen und ſchreiben, und welche uns durch ungezweifelte Vernunftſchlüſſe die Wahrheit von einer Sache hinlänglich darthun, oder deren hiſtoriſche Wahrheiten wir, wegen ihrer, der Welt bekannten Aufrichtigkeit, ſichern Glauben beymeſſen können. Vermuthlich ſteht durch einen Druckfehler Wahrheiten für Wahrheit; aber wer hat denn je von der hiſtoriſchen Wahrheit einer Perſon reden gehört? Ehe der Verf. mehr ſchreibt, bitten wir ihn, richtig denken, und für ſeine Gedanken die richtige Ausdrücke kennen zu lernen.

Wr.

8. Mathematik.

Ueber die Parallellinien. In einem Schreiben an Hrn. Hofr. Karſten, von Lazarus Bendavid. Berlin, 1786. 2 Bog. 8. 1 K.

Der erſte Bogen enthält verſchiedene Bemerkungen über dieſe Lehre, insbeſondre über den vom Hrn. Hofprediger Schulz verſuchten Beweis; der zweyte enthält den Beweis unſers Verfaſſers. Weil er keinen Vortheil dabey ſah, wenn er die Euklideiſche Erklärung der Parallellinien verließe, ſo verſuchte er, ob aus einem neuen Begriffe von ſpitzen und ſtumpfen Winkeln ein ſicherer Beweis des ſchwierigen Satzes von den Parallelen ſich folgern laſſe. Wenn in einem Vierecke abcd die Winkel a,d rechte ſind, und die Seite ab kleiner als ac iſt, ſo iſt, nach ſeiner neuen Erklärung, der Winkel b ſtumpf, und der Winkel c ſpitz. Hiebey wird nun noch gar nicht angenommen, daß der ſtumpfe Winkel größer als ein rechter ſey, ſondern in der Folge wird dieſes erſt bewieſen.

Inzwi-

zwischen hält es schwer, von dem sonstigen Begriffe eines stumpfen und spitzen Winkels sich loszumachen, und sich bloß an die hier gegebenen zu halten. Der Verf. selbst scheint den alten Begriff in seine Beweise gemengt zu haben. Eigentlich, was er stumpf und spitz nennt, sind ungleiche Winkel, wovon der stumpfe der größere, der spitze der kleinere ist. Wenn es also (im 4 Satz Zus.) heißt, daß in dem Vierecke abcd, in welchem b = c und ab = cd ist, die Winkel a und d spitz sind, wenn b und c stumpf sind, oder umgekehrt, so sagt dieses hier nichts mehr, als daß von den ungleichen Winkeln a und b einer der größere, der andere der kleinere ist. Ferner heißt es, (5 Satz,) daß, wenn in diesem Vierecke b und c rechte Winkel sind, die Winkel a und d weder spitz noch stumpf sind; eigentlich aber, daß sie gleich sind, wobey nun freylich noch nicht ausgemacht wird, ob sie auch rechte, oder größer oder kleiner sind. Bey dem sechsten Satze, daß ein rechter Winkel weder spitz noch stumpf ist, wird die Theorie des Noch mehr wankend, denn hier wird eigentlich nur erwiesen, daß ein rechter Winkel einem andern rechten gleich ist. Auch kann der erste Zus. umgestoßen werden. Es sagt derselbe, daß ein rechter Winkel ein gleich weit abstehender sey, weil er sonst spitz oder stumpf wäre. Diesen neuen Ausdruck zu verstehen, muß man wissen, daß der Verf. in dem Viereck abcd die Winkel b und c gleich weit abstehende (von der Basis ad) nennt, wenn die auf ad senkrechten Seiten ab, dc gleich sind. Ein rechter Winkel kann ein gleich weit abstehender seyn; darum ist er es aber noch nicht nothwendig. Stumpf und spitz sind in der That nach des Verf. Erklärung bloß relative Begriffe: also geht es gar wohl an, daß ein rechter Winkel nach der Art, wie es der Verf. meynt, spitz oder stumpf sey. Daher fällt nun auch der siebente Satz weg, daß alle gleich weit abstehende Winkel rechte sind. Bey dem Beweise des zehnten Satzes ist zu erinnern, daß der Verf. nicht berechtigt ist, zu fordern, man könne die Entfernung ag des Punktes a auf dem Schenkel ab des Winkels abg von dem andern Schenkel beliebig groß, und größer als eine gegebene bc nehmen. Der Geometer muß angeben, wie man eine Linie so groß, oder größer oder kleiner, als eine andere gegebene, wirklich nehmen könne.

Dieser Erinnerungen ungeachtet, muß man die kleine Schrift als eine gute Probe von dem Scharfsinn und der Belesenheit des V. nach gründlicher Einsicht rühmen. A.

Ent-

Entzifferung einer Maſchine, welche den Lauf der Erde mit dem Monde um die Sonne abbildet. Nebſt einigen Gedanken, betreffend; 1) der Mond drehe ſich nicht um ſeine Axe; 2) die elliptiſche Laufbahn könne in ſich enthalten einen Grund von dem unermüdeten Laufe des Mondes u. ſ. w. 3) dieſelbe ſey die Urſache ſeiner Schwankung in der Länge; die Bewegung der Erde ſcheine widernatürlich. Von G. C. Mahnmacher. Mit 3 Kupfertafeln. Berlin und Stralſund, bey Lange. 1786. 104 S. gr. 8.

Die Beſchreibung der Maſchine ſelbſt iſt ſehr gut, und ſo deutlich, daß ein Uhrmacher von mäßiger Geſchicklichkeit ſie nachmachen kann. Hr. M. hat an der Erdaxe eine Kugel angebracht, durch deren Herumdrehung die ganze Maſchine in Bewegung geſetzt wird. Dieß hat den Vortheil, daß man die Bewegung ſo langſam machen kann, als man will, welches bey Erklärung des Auf- und Untergangs der Sonne und des Mondes, der Tages- und Nachtslänge durchaus nothwendig iſt. Darinn übertrifft alſo dieſe Maſchine ſchon die meiſten mit Räderwerken. Ueberhaupt kann man ſie als Kalender gebrauchen. Selbſt die Mondsbewegung geht in einer Ellipſe; wahrſcheinlich aber wird hier der Gang der Maſchine am erſten ſtocken und in Unordnung gerathen. Auch iſt die Beſchreibung und Zeichnung dieſes Mechanismus überaus undeutlich gerathen. Statt der Sonne wird ein Licht gebraucht, welches gehörig erhöhet oder erniedriget werden kann. Dieß alles macht den erſten Theil aus, den man mit Vergnügen leſen wird, weil man hier überall einen Mann in ſeinem mechaniſchen Fache antrifft. Deſto ſchlechter aber iſt der zweyte Theil gerathen, worin uns Hr. M. mit ſeinen Theorien bekannt machen will. Man hat nicht Luſt, das Lächerliche darinn aufzudecken. Kenner werden genug haben, wenn ſie auch nur das leſen, was hier auf dem Titel davon ſteht.

Johann Ephr. Scheibels aſtronomiſche Bibliographie. Zweyte Abtheilung. Breslau, 1786, bey Meyer. 12 B. in 8.

Die Bücher gehn von 1551—1590. Die nächſtfolgenden zehn Jahre ſind ſehr fruchtbar an aſtronomiſchen Schriften geweſen, und Keplern hat darum, nebſt Tycho, eine neue Epoche gemacht; daher hat Hr. Sch. mit 1590 geſchloſſen. Viel leſenswürdige Nachrichten von ſeltenen und wichtigen Werken. Kunſtgriffen machen einen großen Theil davon aus, da durch Tychoaſtronomiſche Betrachtung der Köpfe gewöhnlicher ward. Angehängt iſt Andreas Dudiths Brief an D. Thaddäus Hagecius v. Hayde Breslau den 26 Sept. 1580 aus dem Original auf der rehdingeriſchen Bibliothek zu Breslau, wieder ein aſtrologiſches Werk. Hr. Sch. ſagt ihm, ob ein Verleger es wagen dürfte, mehr Briefe D. herauszugeben, die auf erwähnter Bibliothek vorhanden ſind? Es wird freylich wohl darauf ankommen, ob, eigentliche Gelehrte, die ſolche Briefe immer mit Vergnügen leſen werden, den Verleger ſchadlos halten können.

M.

9. Naturlehre und Naturgeſchichte.

1) An Weikard, (Weikard,) ſert nomen virtute, fama ſuper aethera noti. Stendal, gedruckt in der Lindforſiſchen Buchdruckerey. 14 S. in 8.

2) Neue elektriſche Verſuche, von Joſeph Weber, öffentl. ord. Lehrer der Logik und Metaphyſik an der hohen Schule zu Dillingen. Salzburg, im Verlage der Hochfürſtl. akad. Waiſenhausbuchhandlung. 1786. 1½ B. in 8.

3) Ueber den Werth der Luftmaſchinen. Eine akademiſche Rede, abgeleſen in der hohen Schule zu Dillin-

Dillingen, vom Profeſſor Weber. Dillingen, im Verlage bey Kälin. 1786. 3 Bogen in 8.

1) In dieſem gedruckten Briefe an Hrn. Leibarzt Weikard beurtheilt Hr. Kohlreif, Prof. der Phyſ. und mediciniſchen Elektrer in Petersburg einige, beſonders die Elektricität betreffende Stellen in des Hrn. Prof. Beſeke's Abhandlung über Elementarfeuer und Phlogiſton, als Uranfängen der Körperwelt u. ſ. w. welche Hr. Weikard ihm gegeben hatte, um des Verf. Meynung darüber zu erfahren. — Da wir aber nicht gemeynt ſind, Recenſionen von Recenſionen zu geben, ſo wird dieſe Anzeige ſchon unſerm uns vorgeſetzten Endzwecke, und auch unſern Leſern, hoffen wir, Genüge leiſten.

No. 2. enthält 19 Verſuche, welche der ſcharfſinnige V. mit Glastafeln, auf verſchiedene Art gerieben, und iſolirt angeſtellt hat, um ihre verſchiednen poſitiv und negativ elektriſche Erſcheinungen zu beobachten.

No. 3. In dieſer academiſchen Rede erwägt Hr. Prof. Weber zuerſt die Hinderniſſe, welche dem Fortgange der Aeronautik ſich widerſetzen; und erzählt alsdann den vielfältigen Nutzen, welche dieſe groſſe Kunſt (wenn erſt wiederhohlte, mit hinlänglicher Sorgfalt und Sachkenntniß angeſtellte Verſuche das Luftſchiffen zur Kunſt werden erhoben haben) der Naturlehre, Geographie, Aſtronomie, und ſo manchen Reiſeunternehmungen im Kriege und Frieden, welche ohne ſie unausführbar ſind, wird gewähren können.

Angehängt hat der Verf dieſer Rede noch ein kurzes Verzeichniß aus dem Iournal des Scavans von 25 merkwürdigen Luftreiſen, welche ſeit der Erfindung der Gebrüder Montgolfier 1783. bis zur Ueberfahrt der Herren Blanchard und Jeffries über den Canal 1785. gemacht wurden.

Dr.

D. Johann Hermann Pfingſten, der Cameralwiſſenſchaften Profeſſor in Erfurt, — Journal für Forſt- Bergwerks- Salz- Schmelzhütten- Fabrik- Manufaktur- und Handlungsſachen. 1ſter Jahrgang 1ſter Heft. Hannover, in der Helwing-

ningſchen Hofbuchhandlung. 1786. 144 Seiten in 8.

Periodiſche Schriften für einzelne und in genauer Verbindung ſtehende Kameraldepartements würden ſehr brauchbar und nützlich werden, wenn Geſellſchaften von Gelehrten und Geſchäftsmännern zuſammentreten und die Ausgabe beſorgen wollten; aber für einen Mann, zumal wenn er zugleich mehrere ähnliche periodiſche Blätter herausgiebt, iſt das zu viel. Was iſt da weiter zu erwarten als Ausſchreiberey. Aber wozu ſie nützt? Der gelehrte Cameraliſt wird die meiſten der ausgezogenen Bücher beſitzen, oder einen Auszug davon in andern Bibliotheken und Zeitungen geleſen haben; der Ungelehrte lieſet nichts Gedrucktes dieſer Art, und ſo iſt's Ueberfluß.

Hr. Pr. P. theilt dieſes Journal in Verordnungen, Ueberſetzungen und Bücheranzeigen. In der erſten Abtheilung liefert er die Inſtruction für die Herzogl. Wirtembergiſche Kirchenrathsbeamten, wornach ſich dieſelben bey Begreifung eines neuen Forſtetats über die Waldungen zu achten haben. Dieſe in der That ſehr vortreffliche Inſtruction muß den Leſer für vieles folgende entſchädigen. R. wünſchet dem Hrn. Verf. gute Mitarbeiter, damit dieſes Journal künftig das werde, was es ſeyn könnte.

D. Joh. Hermann Pfingſten Archiv für Cammern und Regierungen. 1 B. 1 St. Leipzig, bey Beer. 1786. 6 Bog. 8.

Eine Sammlung inländiſcher ſelten gewordener Aufſätze und ausländiſcher vom Hrn. Verfaſſer überſetzter Nachrichten, welche die Staatskunſt und politiſche Beredſamkeit, den Esprit de Corps und das Sçavoir faire, die Ueberſicht im Ganzen und die Ausführung betreffen ſollen. Das erſte iſt ein Theil der Lobrede auf Sully von Thomas, dann eine Abhandlung des Hrn. P. über die Verbeſſerung der deutſchen Schaafzucht. Die Reiſen der ſpaniſchen Schaafheerden aus den Gebirgen in die Ebenen, nebſt deren Urſprung, ſind hier ſehr gut beſchrieben. Ein großer Theil des übrigen Inhalts iſt Auszug aus der Biographie des ſeeligen G. F. R. von Pfin-

Brenkenhof. Darauf folgt eine Rede aus dem 4ten Buch der Annalen des Tacitus, von Cremutius Cordus, der zum Tode verdammt wurde, weil er den Cassius und Brutus, Vertheidiger der Freyheit, die letzten Römer genannt hatte. Sie fängt an: Nur meine Worte werden beschuldigt, also sind meine Thaten rein — ein wunderlicher Schluß. Hr. P. bedient sich dieser Reden, seinen etwaigen namenlosen Recensenten eins zu versetzen. Weder ihr Lob noch ihr Tadel, sondern der Nutzen für das Publikum rührt ihn. Unter dem Publikum seye auch sein Verleger begriffen — offenherzig!

S. 61 — 166. enthält eine Beschreibung des Anbaues der Futterungskräuter in Thüringen. S. 74. wird bemerkt, daß der Gypsdung, einige wenige Versuche ausgenommen, in Thüringen noch nicht eingeführt sey. Durch den aufgestreueten Gyps sey der Boden allmählig schlimm und gypsartig geworden. Rec. kann dieses erläutern. Der Lobredner des sogenannten Gypses, Hr. Pf. Meyer, war zu wenig Mineralog, als daß er der Sache den behörigen Namen zu geben gewußt hätte. Alles, was man aus der Gegend Heilbronn unter dem Namen Gyps bekömmt, ist ein mit Gyps gemengter Mergel, der freylich ganz anders als bloßer Gyps wirkt. S. 107 — 121. P. von Handwerksmisbräuchen und ihrer Abstellung, nur durch strenge und wachsame Polizey, kunstverständige Verordnungen und redliche Obleute. S. 121 — 147. Churmainzische Verordnungen von Spinnstuben — Mitwen- und Waisenversorgung.

Ml.

Herrn Grafens Razoumowsky Versuch eines Systems der Uebergänge der Natur in dem Mineralreich, aus dem Französischen. Greiz, bey Henning. 1786. 126 S. 8.

Der Verf. hält das für das beste Mineralsystem, welches die Uebergänge sorgfältig aufsuche, davon die größten zeige, und die mineralischen Körper nach der Ordnung dieser Uebergänge darstelle. Diese kleine Abhandlung ist zu einer methodischen Anordnung jener Substanzen bestimmt. Vielleicht wird derselbe einst diese Arbeit vollkommener machen. Die Materien werden unter zwey Hauptordnungen betrachtet, un-

ter der erſten wird vom Uebergang der Erden zu den Steinen, der Steine zu den Steinen u. ſ. w. gehandelt. Dieſer Hauptordnung werden drey Unterordnungen gegeben: die einfachen Uebergänge, die zuſammengeſetzten und die zurückgehenden. Die zweyte Hauptordnung hat die eigentlichen Mineralien zur Rückſicht, ihre drey Unterordnungen handeln vom Uebergange der Steine zu den Mineralien — der Mineralien unter einander und von den zurückgehenden Uebergängen. Sollte dem Hrn. Grafen des Carosi Abhandlung von Erzeugung des Kieſels und Quarzes nicht bekannt geworden ſeyn, da er ihrer nicht erwähnt, ohnerachtet ſie ſo ſehr hier einſchlägt?

Von dem überaus ſeltenen Uebergang des Kalkſteins zum Kieſel, fand der Verf. zwey Beyſpiele in Franche Comté und bey Lauſanne. In dem Bergwerke bey Paz und in den von Isle, fanden ſich Uebergänge von Thon in Kieſel. Die ſeltenſten Uebergänge von Kieſel zum Quarze, traf der V. bey den Pfälziſchen chalcedonartigen, den quarzartigen gleichenden Kriſtallen an. Pini Feldſpath hält derſelbe für Quarzum Spathoſum Wall. Viele der beſchriebenen Körper ſind vor dem Löthrohre unterſucht worden.

Das Reſultat einiger Betrachtungen über den Montblanc iſt die Vermuthung: Quarz habe die erſte Gebirge unſerer Erdkugel gebildet und mache noch ihren Kern aus. Der Quarz ſeye im Meer entſtanden, im Waſſer wäre er nach und nach verdorben und zerſtöhrt worden. Durch Vereinigung der veränderten Theile ſeye die Granitmaſſe entſtanden u. ſ. w.

Bey dem Uebergang des Thons zu den metalliſchen Erden, wird aus Allemands Kabinet ein Kupferholus beſchrieben; ingleichen ein gelber Bleyocher, darin kleine gediegene Silberkörner ſich befinden, beyde aus Sibirien.

Ueber einen bituminöſen Mergelſtein der Schweiz, welcher der Vitriolſäure eine ſchwarze Farbe mittheilt, verſpricht der V. noch ein beſonderes eſſai d'experiences analytiques ſur la pierre de goumoens. In der Anmerkung wird das Aſphalt Bergwerk von val-travers in der Grafſchaft Neufchatel beſchrieben. Bey Orbe in der Schweiz, auch bey Münſter im K. Preuß. Gebiete, fand der V. Wetzſteine mit Erdkohlen. In einer Anmerkung bey den einfachen Uebergängen der Mineralien, wird bemerkt: daß, wenn die Verwandlung der Metalle durch etwas zu beſtätigen ſeye, ſo wäre es die hartnäckige Verbindung und Verwandſchaft der

Me-

Metalle, woraus doch scheine, daß, ohnerachtet aller bekannten Unterschiede, dennoch ein gemeinschaftliches oder wenigstens sehr nahes Prinzipium sie mit einander vereinige. Rappolt hat den Kobold durch öftere Auflösungen seines Brennbaren so beraubt, daß er in eine weißliche unauflösliche Erde übergegangen ist. Bey der zweyten Hauptabtheilung, besonders in der 2ten und 3ten Unterabtheilung, hat der V. mehr vorgezeichnet als ausgearbeitet.

Uebrigens hätte diese Schrift eine bessere Uebersetzung verdient, sie ist in einigen Stellen wirklich unverständlich, z. B. S. 26. die Arne deren Metalle der in einem Fels von Speckstein eingeschlossen ist.

Physic = chemische Abhandlung vom Idrianischen Queckſilber und Vitriol, aus Hrn. Pr. Scopoli Werken übersetzt von Karl Freyherrn von Meidinger. München. 1786. 108 S. 8.

Scopoli, dessen Verdienste erst kürzlich wieder der Hr. v. Born Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen, gab 1771. diese Schrift heraus. Sie enthält die erste zuverläßige und brauchbare Nachricht vom Idrischen Bergwerke. Seitdem haben Ferber, Hamet und Hermann, jener in einer eigenen Beschreibung, und diese in der Reise durch Oesterreich, in der Oryctographia carniolica, und in den Beschäfftigungen der Berlinischen Naturforschenden Freunde, vortreffliche Beschreibungen von diesem merkwürdigen Bergwerk, seinen Erzen u. s. w. geliefert. Von dem allen hat der Uebers. keinen Gebrauch gemacht; auch übrigens ist auf diese Uebersetzung die Sorgfalt nicht verwendet worden, welche eines so berühmten Mannes Schrift verdient hätte.

D. e.

Das Thierreich, in systematischer Ordnung beschrieben und mit natürlichen Abbildungen erläutert. VIte Klasse. Insekten. VIIten Bandes 4tes Stück, oder sieben und zwanzigstes Zwölfkupfer,

und VIIIten Bandes 1ſtes Stück oder acht und zwanzigſtes Zuſtkupfer.

Oder:

Herbſt kurze Einleitung zur Kenntniß der Inſekten. IIten Bandes 4tes Stück. S. 139 — 180. und IIIten Bandes 1ſtes Stück. S. 87. Berlin und Stralſund, bey Lange. 1786. 8.

In jenem vierten Stücke ſind die Inſekten mit aberichten, in dieſem die Inſekten mit ſonderlichen Flügeln beſchrieben; der V. zieht auch hier mit Recht die Linné'ſche Eintheilung vor, es ſind hier 5 Arten der Waſſerjungfern, unter ihnen 2 von Linné nicht genannt, 4 Arten der Eintagsfliege, unter ihnen 2, die Linné noch nicht angeführt hat, 4 Arten der Waſſermotte, unter ihnen eine von Linné nicht genannt, 3 Arten der Florfliege, 3 Arten der Afterjungfern, 5 Arten der Skorpionsfliege, unter ihnen nur eine, zwo Arten des Kamelhalſes, 4 Arten der Gallwespe (von dieſen jedoch nur 3 abgebildet,) 9 Arten der Blattwespe, unter dieſe eine neue, 8 Arten der Holzwespe, 10 Arten der Schlupfwespe, unter ihnen eine von Linné nicht bemerkte, 6 Arten des Raupentöters, unter ihnen 2 neue, 5 Arten der Goldwespe, unter ihnen eine neue, die Schenkelwespe (Leucospis) als eine eigene Gattung, 5 Arten der Wespe, unter ihnen eine neue, 9 Arten der Biene, unter ihnen 2 neue, 4 Arten Ameiſen, unter ihnen eine neue, und 2 Arten Afterbienen beſchrieben und abgebildet.

Er.

Tib. Cavallo mineralogiſche Tafeln, welche ſowohl die ſyſtematiſche Anordnung als auch die vornehmſten Eigenſchaften aller bisher bekannten mineralogiſchen Körper enthält, nebſt einem Regiſter und der Anweiſung, wie man daſſelbe gebrauchen ſolle, überſetzt von J. R. Forſter. Halle, im Verlag der Waiſenhausbuchhandlung. 1786. Fol.

Eigent-

Eigentlich nichts anders, als Kirwan's Mineralogie in Tabellen gebracht, deren im Original nur zwo in gröſserem Format, hier aber vier ſind, auf deren zwo erſtern die Klaſſen, Ordnungen, Gattungen, Arten und Abarten nebſt ihrer Grundmiſchung, auf den letztern ihre vornehmſten Eigenſchaften dargeſtellt, und dadurch dem Anfänger die Erlernung dieſer nützlichen Wiſſenſchaft ſehr erleichtert iſt. Unter den Spiesglaserzen vermiſſen wir die Vererzung dieſes Metalls durch Phosphorſäure, wie ſie am Pormenaz bey Servaz in Savoien vorkömmt, und vom Grafen von Raſumowsky beſchrieben iſt, unter den Bleyerzen, die Verbindung des Bleys mit Arſenik, die in der Grube des Cheneks auch bey Servaz bricht, unter den Kupfererzen das Zinnhaltige, wie es nach Molina in Chili vorkömmt.

Mb.

Sonderbare Erzählungen aus der Naturgeſchichte, nebſt verſchiedenen Regeln und Kunſtſtücken für Gartenfreunde und Oekonomen. 2te Sammlung. 7 Bogen in 8. Dritte Sammlung, auch 7 Bogen. Magdeburg. 1786. 8.

Die erſte Sammlung muß doch Käufer gefunden haben, da in demſelben Jahre 2 andere nachkommen. Aber wir können unſer Urtheil über den Miſchmaſch nicht zurücknehmen, das wir vom erſten im LXV. Bande gefällt haben. Mit unter auch dummes Zeug, wie der Machtſpruch über die Sündfluth, 2te Samml. S. 19. und auf derſelben Seite, daß das Brodt eine höchſtungeſunde und fremde Nahrung ſey; Linguet hat dies zwar behauptet, aber nicht bewieſen, und was läßt ſich nicht ohne Beweiß behaupten? Eben ſo einfältig als unmoraliſch und unmedicinliſch iſt der Artikel S. 31. fg. von der Jungerſchaft, aber auch ohne allen Beweis; Schriftſteller werden zwar dabey angeführt, (eine große Seltenheit in dieſem Gemenge) aber der neueſte davon iſt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die 2te Sammlung hat bey weitläuftigern Artikeln Ueberſchriften, z. E. der Sagobaum, das Krokodil, voller Nachläßigkeiten, wenns auch nicht Unrichtigkeiten ſind; vom

Krokodil z. E. heiße es S. 32. „Er ist in einigen Gegenden „von Asien der Gegenstand einer barbarischen und wilden „Pracht. Wie zum Beyspiele in Siam.“ Wer erwartet nun wohl was folgt? — „Philipps erzählt, daß in Salee „u. s. w.“ Also ein Sprung von Siam nach Salee! Auch die Geschichte vom Kakerlack und der blauen Fliege, die in so manchem Buche aus Sennerat übergetragen worden, (der dann doch zum Wunder! unter dem Text genannt ist) und doch nichts weiter vor dem Instinkt der europäischen Wespenfliege (Ichneumon) voraus hat, der sich eine Raupe oder Spinne hohlt, um sein Ey hineinzulegen; als daß sie weitläuftiger beschrieben und abgebildet ist. — Doch wir hätten an einem Bogen nicht genug, wenn wir das ganze Exercitium durchcorrigiren wollten. Es sey also an diesen Pröbchen genug.

Frn.

Kleine physikalisch-chemische Abhandlungen von Joh. Fried. Westrumb, Apotheker in Hameln. Zweytes Heft. Leipzig. 1786. 232 S. 8.

Mit wahrem Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung der Arbeiten eines Mannes an, der bey ausgebreiteten und verdauten theoretischen Kenntnissen, seine Versuche mit seltener Reinlichkeit, unermüdlicher Genauigkeit, mit weit umhersehendem Blicke und vieler Gewandheit anstellt, und sie in einer guten, meist reinen Sprache vorträgt. Vom ersten Hefte war in dieser Bibl. LXIV. Bd. 2. St. S. 488 f. die Rede. Das Gegenwärtige hebt, nach vorausgegangenen Begriffen vom Aether und dessen Zusammensetzung überhaupt, wie sie sich nach den neuesten Bereicherungen der Chemie von einem W. erwarten lassen, mit einer Geschichte der Verfüßung der Kochsalzsäure durch Weingeist an, und liefert nach den hier beschriebenen, vielfältigen eigenen Versuchen, unter andern folgende allgemeine Resultate. Weder die Salzsäure für sich, so verdichtet sie auch seyn mag, noch das salzsaure Gas, auch nicht die Verbindungen dieser Säure mit Spiesglas, Quecksilber, Zinn, Zink, Braunstein, Eisen, Kalk- und Bittererde, stellen, mit dem Weingeiste bearbeitet, einen wahren, d. h. auf Wasser schwimmenden und auf die Auflö-

flung

ſungen des Goldes und Eiſens wirkenden, Aether, wohl aber einen oft ſehr gut verſüßten Salzgeiſt dar. Vermittelſt des Zinks wurde zwar etwas gelbes Oel erhalten, aber es näherte ſich zu ſehr der Natur der weſentlichen Oele, gleich denen es auch mit der Zeit dick wird, um für eigentliche Naphthe angeſehen werden zu dürfen. Ein ſchwereres Oel liefert der in gewiſſer Proportion zugeſetzte Braunſtein, der übrigens zur Verſüßung der (entbrennbarten) Salzſäure für den medicinischen Gebrauch immer noch das beſte und ſicherſte Mittel bleibt. Hr. W. geſteht hiebey, daß er ſelbſt ehemals vieles für wahren Salzäther gehalten habe, was es bey genauer Prüfung nicht war; und vermuthet, daß es dem verewigten Scheele (Hrn. Hermbſtädt auch, der ſich nach neuerlichſt damit beſchäftigte?) wohl eben ſo gegangen ſeyn möge. In der vortrefflichen Anleitung zur Prüfung eines Mineralwaſſers, die hierauf folgt, findet man nicht nur das, was Bergmann, Winterl und Struve für dieſen in der Anwendung ſo ſchwierigen und mühſamen Gegenſtand geleiſtet haben, ſehr gut geſammlet, ſondern auch viele eigene, feine, aus der Fülle ächter Erfahrung hergenommene Bemerkungen und Berichtigungen eingeſtreut, von denen wir dem V. gern zuglauben, daß ſie „das Reſultat mancher vergeblich angeſtellter, mancher unglücklich abgelaufenen Verſuche„ ſind. Etwas müſſen wir doch unſern Leſern daraus mittheilen. Mit den Niederſchlägen durch die Blutlauge, zu deren Bereitung hier dreyerley Vorſchriften ſtehen, aus einem rohen Mineralwaſſer, ſey auch Erde verbunden, weil die Luftſäure während der Arbeit verdunſte. Jede Lauge dieſer Art, die reinſte wie die unreinſte (gegen Struve) ſondern aus gehaltigen Waſſern das Eiſen ab, welches ſich nicht, wie Hiertenner meynt, im bloßen Waſſer ohne alle Säure aufgelöſt erhalten könne. Enthalte eine Mineralquelle Schwefelleber oder hepatiſche Luft, ſo werde die Schwererde röthlichbraun, niedergeſchlagen, das ſalpeterſaure Silber dunkelſchwarz. Die mehr oder weniger braune Farbe, die das Letztgenannte von den im Waſſer befindlichen brennlichen Theilen, vom Extraktivſtoff oder von einiger Sumpfluft erhält, beweiſe nichts für die Gegenwart des Schwefels, wie man gemeiniglich glaube. Vermittelſt eben dieſer Silberauflöſung läßt ſich auch der Gehalt des Schleimigen in einem Waſſer ausfindig machen. Mit Nutzen hat der Verf. ſchon oft die von Struve vorgeſchlagene ſalpeterſaure Bleyauflöſung ſtatt der gewöhnlichen eſſigſauren

angewandt. Die rothe Farbe, die der weiße Arsenik in reichhaltigen Eisenwassern übernimmt, entsteht von dem Eisen, das wegen der verdunstenden Luftsäure niederfällt, und muß nicht mit der verwechselt werden, die vom Schwefel herrührt. Das reine lebendige Queckſilber als ein in Vorſchlag gebrachtes Mittel, den geringen Schwefelgehalt eines Waſſers; eine einfache vom Hrn. Abich getroffene Vorkehrung, die Menge des elaſtiſchen Stoffs genauer als durch Kalkwaſſer, und eine ſinnreiche Methode des Verf. die ſo leicht zerweichende Lebensluft einer Quelle darzuſtellen. Die mancherley neuen Beſtandtheile, die Hr. Winterl im Waſſer gefunden haben will, konnte der Verf. nicht herausbringen. Aus der chemiſchen Unterſ. des Meinberger Mineralwaſſers, womit ſich der dritte Aufſatz beſchäftigt, bemerken wir nur, daß der V. aller Gegenausſagen und ſorgfältigen, zum Theil wiederholten Verſuche ohngeachtet, keinen Schwefel, in welcher Verbindung er auch ſeyn ſollte, in dieſem Waſſer habe erhalten können. Dennoch verhindern ihn (vielleicht nur aus Beſcheidenheit) einige angeführte Umſtände, ganz gewiß darüber zu entſcheiden. Das, in eben dieſer Gegend befindliche Schwefelwaſſer enthält allerdings hepatiſche Luft. Uebrigens war es Rec. angenehm, daß Hr. W. bey der Beſchreibung der Prüfung dieſes Waſſers durch Reagentien jedem Verſuche beygeſetzt hat, was ſich daraus folgern läßt. Denn es iſt in der That langweilig und für die meiſten Leſer minder nützlich, die ganze Litaney von Experimenten mit ſolchen Mitteln durchleſen zu müſſen, und dann erſt mit vielfacher Zurückweiſung auf die numerirten Verſuche die Reſultate geſammelt zu ſehen. Dies letzte hat unſer Verf. wie billig auch gethan, jenes aber glücklich und ohne unangenehme Wiederholungen vermieden. 4) Unterſ. des (ſogenannten) Meinberger Schwefelkieſes. Es iſt ein eiſenhafter Kalkmergel. 5) Chem. Unterſ. des Pyrmonter Neubrunnens, der auch wegen ſeiner mannichfaltigen, nach der Theorie nicht füglich zuſammen denkbaren Beſtandtheilen merkwürdig iſt, und über welchen Hr. Abich das Weitere bekannt machen wird. 6) Ueber die Zuckerſäure im Eſſig. Gegen Hr. D. Amburger, der ſie als ſolche, ohne die erforderlichen Bedingniſſe, ohne Zuckerſtoff nehmlich, der ſich noch im Eſſig finden kann, und ohne Anwendung der Salpeterſäure, darin getroffen zu haben vorgab. Ein gebrauchtes unreines Laugenſalz veranlaßte hauptſächlich die Täuſchung. 7) In den kleinern Aufſätzen

lieſt

lieſt man: vom Verderben des deſtillirten Waſſers, wenn es alt wird, oder eine Zeitlang an der Sonne ſteht: von der wohlfeilſten Bereitungsart der Blätererde, aus vitrioliſirtem Weinſtein und Bierzucker; jener zerlegt doch dieſen nicht genug: über die Reinigung der weſentlichen Weinſteinſäure von Selenit, durch Auflöſen in ſehr wenigem Waſſer; einige glückliche Fälle von der Anwendung der Electricität in gichtiſchen Krankheiten: vom (phosphor)ſauren Beſtandtheil der Blutlauge, und Vorſchläge; ſo nennt der Verf. ſeine noch nicht genug geprüfte Verſuche; ihn zu entdecken. — Die Zuſätze und Verbeſſerungen zum erſten Hefte indiciren die Erfindung der weſentlichen Weinſteinſäure des Hrn. Scheele; die des Knallſilbers und Queckſilbers Hrn. Klaproth: auch geben ſie eine genauere Auskunft über einige Umſtände bey der Verwandlung der Weinſteinſäure in Eſſig.

Akr.

10. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Geſchichte der Reformirten Chriſten in Frankreich. Erſter Theil. Herausgegeben von S. G. Unger. Mag. der Philoſophie, und Veſperprediger an der Univerſitätskirche zu Leipzig. Leipzig, bey Cruſius. 1786. 342 S. in 8. ohne die Vorrede von 36 Seiten.

Darüber hätte der Verf. keine Entſchuldigung zu führen nöthig gehabt, daß er, ein Lutheraner, nicht allein die Geſchichte der Reformirten beſchreibt, ſondern auch oft ſehr vortheilhaft, ſogar mit Wärme von ihnen und für ſie ſpricht. Die Zeiten ſind, wenigſtens in Deutſchland, dem Himmel ſey Dank, lange vorbey, da man dem Geſchichtſchreiber ſolche armſelige theologiſche Bedenklichkeiten erregte. Sein Entwurf, ſeine Methode und Ausführung ſind es allein, die eine genaue Prüfung nöthig machen.

Das

Das hundertjährige Andenken der Verfolgung, durch welche die Reformirte Gemeine in Frankreich zerstört wurde, war wohl für den V. einer der nächsten Bewegungsgründe, diese Geschichte zu schreiben; und der Gedanke, den er merken läßt, in derselben zwischen den gleich partheyischen Reformirten und Römischkatholischen Schriftstellern die Mittelstraße zu halten, ist eines Mannes von Verstande und einer neuen Geschichte dieses Inhalts, allerdings würdig. Seit ohngefähr acht Jahren hatte er in seinen wenigen Nebenstunden, diese Geschichte studiert, und, wie er sagt, manchen dicken Folianten und Quartanten mühsam durchgelesen. Er theilt auch (Vorr. S. 21. fg.) das Verzeichniß der vornehmsten Quellen mit, aus welchen er diesen ersten Theil seiner Geschichte geschöpft habe; wir können aber nicht sagen, daß es für uns befriedigend wäre. Zuerst steht darinne: Hiſtoire de France par *Mezeray*. Warum denn diese zuerst? Eigentliche Quelle ist sie doch nicht; und den wahren historischen Charakter und Werth des Werks giebt der Verf. so wenig als bey den folgenden Büchern genau an. Hierauf folgt die Hist. universelle vom d'Aubigné; die allerdings in dieser Geschichte wichtig ist; aber doch das Allgemeine nicht so umfaßt, noch sonst einen so hohen Rang verdient, als die darauf angeführte Geschichte des Thuanus. Der V. nennt diese ein ſplendides Werk; das gilt nur von der Londner Ausgabe, deren er sich bediente; die übrigen sind nichts weniger als prächtig. Und hier hätte an Statt einer bloßen sehr kurzen Anzeige des Inhalts, vielmehr entwickelt werden sollen, was der große Geschichtschreiber auch in diesem Theil der Geschichte geleistet habe. Neben, ja in der That noch vor demselben, hätten wir die Commentarios de ſtatu Relig. et Reipubl. in Regno Galliae, von de Serres oder Serranus in 3 Oktavbänden, seit dem J. 1577. gedruckt, genannt zu sehen erwartet. Allein der Verf. gedenkt ihrer gar nicht, und von des Beza Hiſt. des Eglises Ref. de France, gesteht er, daß er sie nicht habhaft werden konnte. Wir unsers Theils würden es ohne den Gebrauch dieser beyden wichtigen Werke, kaum unternommen haben, die Geschichte der Reformirten in Frankreich zu schreiben; zumal da Beza eine so große Rolle unter ihnen gespielt hat. Noch nennt der V. die Hiſtoire de l'Edit de Nantes; aber nicht ihren Verfaſſer Benoit; ingleichen die Hiſtoire de Nismes, vom Menard; beyde mit Recht. Er setzt zwar noch hinzu, auch viele andere

andere Schriften und Memoiren über diese Geschichte gelesen und nachgeschlagen zu haben. Es wäre aber desto mehr nöthig gewesen, eine kritische Nachricht von denselben zu ertheilen, da er die Erzählung selbst nirgends durch Citaten unterstützt. So möchte man z. B. wissen, ob er außer den wenigen hier genannten Röm. Kathol. Schriftstellern über diese Geschichte, noch andere von derselben Religionsgesellschaft genützt habe, welche diesen Gegenstand im Ganzen bearbeitet haben. Es sey darum, daß sie ihre großen Fehler haben; wie Maimbourgs Histoire du Calvinisme nicht mit Unrecht verschrieen ist; ungelesen durfte er sie doch nicht lassen; und es war noch überdieß, wenn er Baylens seine Critique générale darüber zu Rathe zog, manche gute Bemerkung sowohl für die Historie, als für die Historiographie daraus einzuerndten.

Die Geschichte selbst hat der Verf. in drey Theilen vorzutragen angefangen, wovon der erste vom Aufkommen der Reformirten in Frankreich, bis zum Edikt von Nantes geht; der zweyte bis zur Aufhebung desselben, und der dritte bis auf unsere Zeiten sich erstrecken soll. Unsers Erachtens wäre es der Natur der Sache und der Hauptveränderungen, welche in dieser Geschichte vorkommen, gemäßer gewesen, aus dem ersten Theil zwo Perioden zu machen, davon sich die zweyte mit den bürgerlichen, aber zugleich unter dem Vorwande der Religion geführten Kriegen anfangen müßte. Denn es findet sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den ersten vierzig Jahren der Duldung, welcher sich die Reformirten unterwarfen, und zwischen den folgenden auch ungefähr vierzig Jahren, da sie für ihre Religion und das Haus Bourbon die Waffen zu ergreifen genöthigt wurden. Ohne diese Absonderung kann manches sehr Erhebliche, besonders für gewisse Leser, nicht im rechten Lichte dargestellt werden.

Im Eingange der Geschichte gedenkt Hr. U. der Unterstützung der Wissenschaften in Frankreich durch Franz I. des Einflusses, den dieselben auf bessere Religionseinsichten hatten, des Bisch. von Meaux, Brissonnet, des Fevre und Le Clerc, die der Reformation günstig waren, auch einiger kleinen Umstände, die dahin gehören; ist aber auf der 9ten Seite schon beym J. 1534. Hier wäre nun eine weit bestimmtere und ausführliche Vorstellung von der französischen Kirchenverfassung zur Zeit, da die Reformation angieng, die doch

gewiß

gewiß manches Eigenthümliche hatte, an ihrem Platze gewesen. Eben so hätte der damalige Zustand der Gelehrsamkeit in gedachtem Reiche einen genauern Abriß verdient. In beyderley Rücksicht hätten verschiedene Gelehrte dieser Zeit, als Vorläufer oder Beförderer der Reformation, nicht blos im Vorbeygehen genannt werden müssen, noch weniger ganz wegbleiben sollen. Der Vers. merkte es wohl, daß man ihm dieses Mangelhafte vorwerfen könnte; meynt aber zu solchen Weglassungen berechtigt gewesen zu seyn, „weil Calvin der „eigentliche Stifter und Begründer der Reformirten in Frank„reich sey; diejenigen aber, welche vor ihm die Franzosen eine „gereinigte Religionswissenschaft gelehrt hätten, mehr Luthe„raner als würkliche Reformirte nach der engern Bedeutung „dieses Worts, gewesen wären.“ Um sich also, wie er schreibt, in der Kürze der Geschichte selbst nicht stören zu lassen, und zugleich dem Vorwurfe auszuweichen, als ob er den Anfang der Reformirten Geschichte mit Erzählung von Lutherisch gesinnten Männern gemacht habe, bringt er die Lebensbeschreibung des Gerh. Roussel, Jac. le Fevre, und Wilh. Farel, S. 17. fg. in die Vorrede. Allein diese Männer sollten doch schon deswegen in der Geschichtserzählung selbst handelnd auftreten, weil durch sie der Weg für Calvin sehr gebahnt worden ist, und der Leser will überhaupt hier wissen, wenn und durch wen die Reformation in Frankreich zuerst ausgebreitet worden ist. Unter andern fehlt auch in den ersten Jahren Clement Marot, der erst beym J. 1558. gelegentlich vorkömmt. Und da wir nun S. 12 —14. mit Calvin bekannt gemacht werden, vermissen wir noch genug, was an einem solchen Manne der Kenntniß würdig wäre. Desto auffallender ist es, daß S. 66 — 69. also fast noch einmal so lang, als vom Calvin gehandelt ist, über die Ableitung des Worts Hugonotten Untersuchungen angestellt werden. An Stoff so äußerst unwahrscheinliche Abstammungen desselben zu sammeln, wie von Johann Huß, u. dgl. m. wäre es das Beste gewesen, sich bloß an dasjenige zu halten, was ein so classischer Geschichtschreiber, wie Thuanus darüber sagt.

Man wird es schon aus diesen Beyspielen schließen, daß der Vers. keinen ganz festen Plan in der Wahl und in den Verhältnissen der zu bearbeitenden Materialien angenommen habe. So ist es auch würklich oft, wenn er gleich vieles zweck-

zweckmäßig und bündig genug ausgeführt hat. Die Geschichte einer besondern Religionsparthey schreiben, heißt doch nicht bloß ihre günstigen oder widrigen Schicksale, Theilnehmungen an Kriegen, oder Friedensschlüssen, u. dgl. m. erzählen; sondern hauptsächlich ihren unterscheidenden Lehrbegriff, die öffentlichen Bekenntnißschriften desselben, die Mittel und Hindernisse ihrer Ausbreitung, ihre merkwürdigsten Lehrer, nach ihren Gaben, Verdiensten, Schriften, u. dgl. m. abgeschildert, die Gesinnungen dieser Parthey gegen andere kirchliche Gesellschaften, gegen Staat, Wissenschaften u. s. w. die Folgen, welche sie hervorgebracht hat, die Grundsätze, welche sie in die Angelegenheiten der großen Welt verflochten, oder davon entfernt gehalten haben, und so vieles andere Charakteristische an derselben, recht ausgezeichnet darstellen. Von allem diesem findet man zwar bey dem Vers. nicht wenig; daß er aber diesen allgemeinen Gesichtspunkt nicht immer vor den Augen gehabt habe, merkt man eben so leicht. Daher gesteht er selbst, (Vorr. S. 16.) daß er von dem Glaubensbekenntnisse der Reformirten im J. 1559. fast weiter nichts gesagt habe, als daß es aufgesetzt worden sey. Daher trifft man bey bedeutenden Personen unter den Reformirten Lehrern, die erläuternden Nachrichten an dem Orte wenigstens nicht an, wo man sie sucht, wie z. B. bey dem Gespräche zu Poissy, von einem Beza, u. a. m.

Zur historischen Schreibart hat der Vers. eine ziemliche Anlage. Er verläßt sie aber mehrmals, um, (wie es jungen Schriftstellern, die voll von ihrer Materie sind, zu gehen pflegt,) zu declamiren, Gemeinplätze einzustreuen, oder witzig kraftvolle Gemälde, Urtheile u. dgl. m. beyzubringen. So läßt er S. 31. eine paradoxe, aber gegründete Nachricht auf die Bühne treten. So erzählt er S. 337—339. ganz rednerisch, die Wirkungen des Edikts von Nantes bey den Reformirten, wie sich ihre Herzen nun in die süssesten Harmonieen ergossen, in Dank und Freude gen Himmel flammten; wie heilige Jubellieder von ihnen zum Throne des allweisen Menschenfreundes aufgestiegen sind; doch mehr aus der Fülle ihrer Seelen, und aus dem Gedränge ihrer Brust, als mit Worten. Denn, setzt der V. hinzu, wahre herzliche Freude will mehr in die fühlende Brust eingeschlossen bleiben, und versagt oft dem beredtesten Munde den Zufluß der Worte,

wenn

wenn derſelbe am lauteſten von ihr ſprechen will, u. ſ. w. Von den berühmten Worten des Beza bey dem Geſpräche von Poiſſy, Chriſtus ſey vom Abendmahle ſo weit entfernt, als der Himmel von der Erde, urtheilt der Verf. S. 81. ſie ſchienen wirklich zu ſehr aus einer eingeklemmten Bruſt, und zu wenig aus Durſte nach Wahrheit, hervorgequollen zu ſeyn. Wir verſtehen dieſes in der That nicht. Beza that doch im Grunde nichts weiter, als daß er den Lehrbegriff ſeiner Kirche vom heil. Abendmahl recht anſchauend vorſtellte; daß aber die R. Kath. Prälaten einen ſo gewaltigen Lärmen darüber erregten, kam ſichtbarlich davon her, weil es nicht nur die Antipode von der Transſubſtantiation waren, ſondern weil ſie auch begierig dieſe Gelegenheit ergriffen, um das ihnen verhaßte Geſpräch abzubrechen.

Für einen jungen Mann, deſſen Hauptſtudium die Geſchichte nicht iſt, hat der Verf. immer ein mancherley Leſern nützliches und unterhaltendes Buch geſchrieben; das aber auch bey einer neuen Auflage durch verſchiedene Umarbeitungen viel gewinnen könnte.

Ub.

Verſuch einer ſyſtematiſchen Reichsgeſchichte in Kleinem. (im Kleinen.) Von Mumelter. Iſter Band, von den älteſten Zeiten bis Heinrich IV. Wien, bey Kraus. 1786. 579 Seiten in gr. 8vo.

Für das achtzehnte Jahrhundert ſcheinen wir nun wohl mit Handbüchern der deutſchen Reichshiſtorie hinlänglich verſorgt zu ſeyn; zumal da die Werke eines Schmidt und Häberlin noch fortgeſetzt werden, und noch neuerlich Pütters hiſtoriſche Entwickelung der Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs, das Fruchtbare dieſer Geſchichte ſo glücklich zuſammengefaßt hat. Vor Kurzem hat ſogar der jüngere Hr. Häberlin geglaubt, eine beſondere Reichsgeſchichte blos zur Wiederholung der Studierenden auf Univerſitäten ſchreiben zu müſſen. Wenn alſo der bisherige Vorrath dieſer Art immer noch mit neuen Büchern vermehrt wird; ſo unterſucht man mit Recht deſto

desto schärfer, welchen Vorzug ein jedes derselben besitze? und ob es, selbst bey Voraussetzung desselben, nöthig gewesen sey, es zu schreiben?

Allerdings hat Hr. M. eine bessere Methode gewählt, als seine Vorgänger. An Statt die Epochen der D. R. Geschichte bloß von den verschiedenen über Deutschland regierenden Häusern herzuleiten, hat er sie mehr in dem Gange und Geiste der Begebenheiten selbst aufgesucht. Er glaubte, in Rücksicht auf dieselben, sechs Hauptstandpunkte angeben zu können, aus welchen sich diese Geschichte mit Einem Blicke übersehen ließe. Diese sind der Zustand des alten Deutschlands, ehe es durch den Vertrag von Verdün ein selbstständiges Reich ward; — dessen Vergrößerung und Uebergewicht in der Staatswaagschale Europens, unter Karolingischen, Sächsischen, und den zwey ersten Fränkischen Kaisern; — der plötzliche Verfall der kaiserlichen Macht; die Einführung eines vollkommenen Wahlreichs, die Gründung der Reichsstandschaft durch den Einfluß des Römischen Hofs; — die Bemühungen der Kaiser und Stände, durch Gesetze und Reichsgerichte die allgemeine Auflösung des deutschen Staatskörpers zu verhindern; — die unglücklichen und blutigen Religionsstreitigkeiten; — endlich die allgemeine Aufklärung, Sittenverfeinerung und Duldung der neuesten Zeiten.

Man kann mit diesen Abtheilungen ziemlich zufrieden seyn; ob sich gleich eine oder die andere vielleicht noch genauer chronologisch bestimmen ließe. Aber daß der Verf. die fünfte, die er von Karln V. bis auf Leopolden rechnet, bloß die Zeit der Religionsstreitigkeiten nennt, scheint eine einseitige und unrichtige Vorstellung zum Grunde zu haben. Vermuthlich will der Verf. damit à la Schmidt zu verstehen geben, die Reformation habe nichts als Religionshändel und Zänkereyen gewürkt. Er hätte es aber immer, und schon vorläufig, ehrlich heraussagen sollen, daß diese Periode der Anfang der Aufklärung des Reichs und der Nation, wenn gleich vermischt mit Stürmen, unter welchen sich Licht und Finsterniß immer mehr schieden, gewesen sey. Wollte man gleich der Aufklärung durch Religion und Wissenschaften in einer Reichsgeschichte keinen hervorstechenden Platz anweisen, so würde man doch zugeben müssen, daß die geläuterte Denkungsart auch auf den politischen Zustand des

Reichs, auf die Einsicht der Rechte der Kaiser und der Stände u. dgl. m. frühen Einfluß gehabt habe.

In diesem Bande hat der Verf. die ersten beyden Perioden beschrieben. Die erste Periode oder das alte Deutschland bis zum Jahr 843. handelt er in neun Hauptstücken ab. Statt Periode sagt er Epoche; aber Epoche ist der Anfang und das Ende einer Periode: ein Zeitpunkt, nicht ein Zeitraum der Geschichte. Nachdem er im ersten Hauptstücke vom Ursprunge, von der Religion, den Sitten und der Verfassung der alten Deutschen einen Begriff gegeben hat, kömmt er im 2ten auf ihre Kriege mit den Römern bis zur großen Völkerwanderung; im 3ten auf die Ankunft der Hunnen in Europa, die Auswanderung der Deutschen und Stiftung neuer Reiche durch dieselben; im 4ten auf den Zustand Deutschlands nach der Völkerwanderung, und die Gründung der Fränk. Monarchie durch Klodwig; im 5ten und 6ten auf die fernern Italiänischen und Fränkischen Staatsveränderungen; im 7ten auf Karln den Großen, und bis zum Verduner Vertrag. Sodann folgen im 8ten, allgemeine Anmerkungen über die deutschen Völker nach ihrer Auswanderung, und über die Fränkische Verfassung insonderheit; im 9ten aber wird von dem Entstehen und Wachsthum der geistlichen Macht, ingleichen von der nähern Vereinigung der abendländischen Bischöfe mit dem Römischen Hofe, Nachricht ertheilt. Alle diese Materien sind größtentheils gut erörtert worden. Bey manchen hat sich der Verf. wohl für eine bundesche Reichsgeschichte zu lang verweilet; wie es insonderheit im 9ten Hauptstücke in die Augen fällt. Daß ein beträchtlicher Theil der Erzählung oder der nöthigen Erläuterungen, in die Anmerkungen geworfen worden ist, die daher oft ganze Seiten ausfüllen, ist ein Rest der alevätterischen unbequemen Methode, die auch noch in manchen unsrer besten Handbücher herrscht. Außerdem ist es auffallend, daß der Verf. an sehr viel Stellen, wo man ächte Beweise erwartet, Schriften der Neuern, auch wohl Einfälle und Raisonnements derselben an Statt Thatsachen beybringt. Am häufigsten ist Schmidts Geschichte der Deutschen, die Hist. des revolut. depuis Constantin, P. Schellers Universalhistorie, Muratori's Annali d'Italia, u. dgl. m. auch darunter Voltaire in den Annales de l'Empire angeführt. Wir sind weit entfernt zu läugnen, daß man aus dem letztern gar manches über Ge-

schichte

ſchichtkunde und Geſchichtbeſchreibung lernen könne. Aber ihn, (wie S. 94.) allein über die Decretalien zu citiren, weil er zu erklären verſuchte, warum der ins Waſſer geworfene nicht unterſank: oder gar (wie S. 74.) die Leſer durch ihn belehren laſſen: Le nom de l'*Empereur*, qui dans ſon origine ne deſignoit qu'un Général d'armée, ſignifioit encore le Maitre d'Orient et d'Occident. Tout vain qu'il étoit, on le reſpectoit, on craignoit de l'uſurper. On n'affectoit que celui de *Patrice*, qui autrefois vouloit dire *Sénateur Romain*, et qui ſignifioit alors un *Lieutenant indépendant d'un Empereur ſans pouvoir*; iſt nicht allein überflüßig und zweckwidrig; ſondern auch nicht einmal richtig genug.

Die 2te Periode, oder Deutſchland in ſeiner Uebermacht, wird S. 149. angefangen. Ihre Geſchichte ſteht in den vier erſten Hauptſtücken; im 5ten lieſt man Anmerkungen über Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, Staatsverfaſſung und Reichsgränzen dieſer Periode; im 6ten aber eine Beſchreibung der Fortſchritte und des Wachsthums der päpſtlichen Macht, und der verſchiedenen Verhältniſſe derſelben zu den Rechten der Kaiſer, Metropoliten, und Biſchöfe; endlich auch der deutſchen Kirchenverfaſſung inſonderheit. Es gilt bey dieſer Periode faſt eben dasjenige, was wir bey der erſten bemerkt haben; nur ſcheinen uns hier die Quellen ſtillſchweiger angeführt und excerpirt zu ſeyn. Das letzte Hauptſtück enthält beſonders lehrreiche Entwickelungen, mit Freymüthigkeit angeſtellt: und obgleich der Verf. darinne, wie in dem vorhergehenden, einen der Nachfolge würdigen Vorgänger an Hrn. Schmide hatte; ſo merkt man doch bald, daß er ſelbſt mit den Gegenſtänden wohl bekannt ſey, und noch manches Treffende hinzugefügt habe. Wir wünſchten nur, daß er demſelben, und wiederum dem Verf. der Annales de l'Empire nicht in der ungerechten Beurtheilung Otto I. gefolgt wäre. Verſchiedene Züge, mit welchen der Charakter deſſelben geſchildert wird, (wie S. 233. und 289.) ſind völlig aus der Luft gegriffen. Auch das glauben wir dem Verf. S. 285. nicht, der ſtärkſte Beweis wider die Erzählung von der Päpſtin Johanna ſey dieſer, daß die Griechen bey aller ihrer Erbitterung gegen den Röm. Hof, von dieſer Begebenheit keine Meldung gethan hätten. An Statt dieſes Beweiſes a Silentio, iſt es hinlänglich, ſich darauf zu berufen, daß jene

Erzählung durchaus mit der Zeitrechnung der erweislichen damaligen Begebenheiten ſtreite. Die Univerſität von Kanterburi S. 408. wird wohl die Univerſität von Cambridge heißen ſollen; aber ſelbſt mit dieſer Verbeſſerung, läßt ſich die dort gegebene Nachricht nicht behaupten. Auch wiſſen wir nicht, wie Photius S. 409. unter die Bücherſtürmer gekommen ſey.

Sollten wir alſo unſere Meynung über dieſe D. N. Geſchichte ſagen, ſo iſt ſie zwar eben kein wichtiger Zuwachs der hiſtoriſchen Bibliothek; unterſcheidet ſich aber doch von vielen ſolchen Handbüchern durch die geſchickte Grundlage, manche feine Ausführungen und Anmerkungen. Flecken in der Schreibart, wie die Wahle, Schankung, Unmacht, ſind uns nur wenige vorgekommen.

Dm.

Bruchſtücke aus der Staats- Natur- Geſchichts- und Völkerkunde. Aus dem Engliſchen überſetzt. Zittau und Leipzig, bey Schöps, 1786. in 8. 402 S.

Einzelne kleine Aufſätze ohne alle Auswahl und Geſchmack zuſammengeſtoppelt, zum Theil ohne alles Intereſſe für unſere Zeiten und Nation. Hier iſt das Verzeichniß:

1) Vom wahren Patriotismus — eine wahre Schulchrie. 2) Ueber den Credit. 3) Ueber das Nationalcommerce. 4) Ueber den Krieg. — Unbedeutende Aufſätze, die nur ihren temporellen und localen Werth für die Miniſterial- oder Oppoſitionspartey hatten. 5) D. Moore's Unterredung mit einem Edelmann über den Character der Engliſchen Nation; giebt ſehr paſſende wenig bekannte Urſachen an, warum die reiſenden Engländer oft ſo ungeſittet ſind; Urſachen, für diejenigen unter uns Deutſchen inſonderheit lehrreich, die an dem Engländer jede Ungeſchliffenheit als Originalität, Laune und Freyheitsgeiſt noch obendrein bewundern. Eine davon iſt, daß oft die Söhne reicher Handwerker reiſen, weil ſie in ihrem Vaterlande nicht geachtet werden, auswärts aber mit ihrem Gelde den Lord ſpielen. 6) Ueber das Volksgenie in England, von Campbell. Eine ſeichte Lobpreiſung ſeines Volks. Nur zur Probe die Art, wie er ſeiner Nation doch

noch

noch einigen Antheil an dem Ruhm der Entdeckung von Amerika zueignen will!

„Wenn Columbus, ſagt er, eine neue Welt für Spanien entdeckte, ſo geſchahe es blos, weil der Schiffbruch ſeines Bruders ihn hinderte, die günſtige Aufnahme ſeiner „Vorſchläge von Heinrich dem VII. in Erfahrung zu bringen.“ 7) Authentiſche Nachricht von dem Urſprunge der Verdrießlichkeiten in Amerika. 8) Brief an Lord North, Amerika betreffend. 9) Noch etwas von Amerika. 10) Kurze Gedanken über die Amerikaniſchen Angelegenheiten an das Parlement gerichtet. 11) Lord Chathams vorgeſchlagene Bill, die Amerikaniſchen Unruhen beyzulegen. 12) Rede des Lord Mayors über den Vorſchlag des Lord North wegen einer Adreſſe wider die Amerikaner. 13) Addreſſen der Kaufleute in London, den Handel mit Nordamerika betreffend. 14) An Georg III. Addreſſe desjenigen Volkes, welches ſich Quäker nennt. 15) Erklärung der vereinigten Colonien in Nordamerika auf dem Generalcongreß zu Philadelphia. — Lauter Aufſätze, die auch für Deutſchland viel zu ſpät kommen, und zum Theil ſogar in den currenteſten politiſchen Zeitungen vor mehrern Jahren ſind geleſen worden. 16) Character der Spaniſchen Nation; eines der beſten Stücke. 17) Von Vertreibung der Mohren aus Spanien; gut concentrirt und erzählt. 18) Kurzer Abriß der Geſchichte des gegenwärtigen Zuſtandes von Pohlen. — Daß wir Deutſche doch zu den Engländern gehen mögen, um etwas von der Statiſtik fremder Reiche zu erfahren! — 19) Vom Urſprung und Wachsthum der Künſte. 20) Naturgeſchichte des Krabichs. — Sehr bekannte Sachen! 21) Anmerkungen über das Nordlicht, von Wien in einem Briefe an D. Fränklin. — Auf das Nordlicht ſollen immer heftige Süd- und Südweſtwinde folgen, die trübes Wetter und Regen bringen. 22) Anmerkungen über die Natur des Bodens von Neapolis und deſſen Nachbarſchaft. Von Hamilton. Die See ſoll vormals ſich bis an die Gebirge zwiſchen Capua und Caſerta erſtreckt haben. Aus ihrem Bette habe das unterirdiſche Feuer Vulkane hervorgetrieben, die nachmals mit ihrem Auswurf die Lücken zwiſchen ihnen ausgefüllet, und ſo das Land und die Inſeln gebildet haben. 23) Fergusons Beſchreibung der Teufelshöle zu Caſtelcuccio. 24) Beſchreibung der Eldenhöle in Derbyſhire von Cloyd. 25) Von den heißen Winden in der Le-

kunde. 26) Ueber die verschiedenen Arten der Luft. Ein kurzer Abriß der Geschichte ihrer Entdeckung. 27) Anekdoten von Rubens und Vandyk. 28) Lebensgeschichte des berühmten Reaumur. 29) Vom Theaterzeichen der Alten. Zwey im Herculanum gefundene tesserae theatrales; sie sollen die Bestimmung gehabt haben, bey den öffentlichen Schauspielen den Zuschauern die Plätze anzuzeigen, die in der vordersten Reihe des Theaters abgetheilt und verschlossen, und besonders dem Frauenzimmer zugeeignet gewesen. 30) Nachricht von einem Insulaner von Taiti, der im Jahre 1769. mit Bouganville nach Frankreich gekommen. — Hätte der Uebersetzer sich noch die Mühe gegeben, den weitern Verfolg der Geschichte dieses Menschen hinzuzufügen! 31) Neunzehnjährige Reisen und Begebenheiten William Lithgows durch Europa, Asia und Afrika. — Ein Auszug einer schon gedruckten Reisebeschreibung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts; enthält eine Reihe von sehr wenig interessirenden, zum Theil nicht sehr glaubwürdigen Abentheuren, die dabey abgeschmackt erzählt sind und man daher in ihrer bisherigen Dunkelheit immer hätte lassen können. 39) Hunts Reise nach Stockholm Ein Gedicht, hat weder dichterisches noch geographisches Verdienst.

Die Uebersetzung ist, so viel man ohne Zusammenhaltung mit dem Original urtheilen kann, sehr flüchtig gemacht; oft sind ganze Perioden sogar unverständlich. Was ist es doch für Deutsch S. 91.:

— „Denn daß man Euch ungeheure Briefpacketen vorlege, die einen kurzen Abriß unruhiger Verfahren u. s. w. enthalten, so wirft man Euch damit blosen Staub in die Augen?“

Der Druckfehler sind auch nicht wenige, wenn anders Manches ein Druckfehler ist.

Abermals also ein Englandsfahrer, der uns ausländischen Ballast (verdorben in seinem Schiffsraum) auf unsern vaterländischen Markt führt!

Uo.

Geschichte der Sklaverey, und Charakter der Bauern in Lief- und Ehstland. Ein Beytrag zur Verbes-

serung

ſetzung der Leibeigenſchaft. — — 1786. 310 Seit. in 8.

Aus Chroniken, Landtagsverhandlungen, ergangenen Befehlen u. dgl. hat der Verf., welcher eine gute Bekanntſchaft mit der Verfaſſung und Geſchichte jenes genannten beyden Herzogthümer zeigt, Materialien zu ſeinem mit eben ſo vieler Freymüthigkeit als inniger Theilnahme, abgefaßtem Buch aufgeſammelt, und als ein aufmerkſamer Beobachter jeden vorgefundenen Wink genutzt. Nur ſcheint ihn zuweilen ein mitleidiges Gefühl zu ſehr hingeriſſen zu haben; und dann vermißt man die ſtrenge Ordnung, und ſtößt auf Wiederhohlungen. Traurig iſt das Gemälde, welches er von der Sklaverey der daſigen Bauern entwirft, als welche urſprünglich ein freyes Volk waren, aber durch ihre ſogenannten Bekehrer allmählig unter das eiſerne Joch einer uneingeſchränkten Leibeigenſchaft gebracht wurden. Als das Land unter polniſche, ſchwediſche, und endlich unter ruſſiſche Oberherrſchaft kam, erfuhren ſie eine etwas mildere Behandlung, weil alsdann ihr Leben nicht mehr von ihren kleinen Deſpoten abhieng, gegen die der Krone gehörenden Bauern betrug man ſich nun gerecht; aber der Adel behielt über die ſeinigen noch immer zu viel Gewalt in Anſehung der Frohndienſte und der Leibesſtrafen: und dies hat bey allen getroffenen Vorkehrungen, noch bis auf die jetzige Zeit gedauert. Doch wird vermuthlich bald eine Aenderung geſchehen; die ruſſiſche Kaiſerin hat, wie auch der Verf. anführt, bereits Schritte gethan, welche deutlich beweiſen, daß ſie auf das Elend dieſer ſehr nützlichen Klaſſe von Menſchen merkt, deren Werth ſchätzt, und ihr ein beſſeres Schickſal ſchenken will.

Mit Vergnügen bemerkt man inzwiſchen, daß es unter dem daſigen Adel auch wohlgeſinnte Männer giebt, welche ihren Sklaven als wohlthätige Väter begegnen. Sonderlich wird ein Landrath Baron v. Schoultz gerühmt, der ſeinen Bauern im J. 1764. ein in lettiſcher Sprache gedrucktes Recht, das erſte liefländiſche Bauernrecht, gab, welches auch S. 189. u. f. in einer Ueberſetzung wörtlich eingerückt iſt. In demſelben beſtimmte er ihre Frohndienſte genau, und geſtand ihnen eine Art von Eigenthum zu. Da viele von ſeinen Mitbrüdern hierüber einen Verdruß geäußert haben, ſo wird der Verf. der gegenwärtigen Geſchichte, welcher jene Vorgänge

ſehr unterhaltend erzählt, und mehrere dem daſigen Adel empfindliche Seiten berührt, auch wohl manches harte Urtheil über ſich müſſen ergehen laſſen. Jedoch er vertheidigt die Rechte der Menſchheit, ſtützt ſeine Behauptungen auf unverwerfliche Beweiſe, und hat das Zeugniß edeldenkender Männer aus dem daſigen Adel zur Seite; daher werden Leute, die nicht an väterlichen Vorurtheilen kleben, wenigſtens in der Stille, ihm Beyfall geben, wenn ſie auch nicht allen ſeinen geäußerten Wünſchen beyſtimmen. — Seine Vorſchläge, wie der Zuſtand der daſigen Sklaven könne verbeſſert werden S. 119. u. f. ſcheinen brauchbar zu ſeyn; ſie entziehen dem Adel kein gegründetes Recht, ſondern ſollen den Bauer blos gegen Unterdrückung ſchützen. Denn es iſt doch auffallend, daß z. B. ſeit 1765. eine unabweichliche Norm der Frohndienſte gelten ſoll, und dennoch dem Adel erlaubt wird, gegen eine geringe Erlaſſung an den Kornabgaben, ihre Bauern mit einer Menge von Arbeiten willkührlich zu belegen. Solchen Unfug ſollte durchaus keine Obrigkeit geſtatten, weil ſonſt der Sklav durchaus arm, elend, und aus Lebensüberdruß lüderlich werden muß.

Was von dem Charakter dieſer unterdrückten Menſchen geſagt wird, läßt ſich leicht erachten. Sie ſind roh in Sitten, und rauh in ihrer Denkart; ſie haſſen die Deutſchen als ihre Unterdrücker, und lieben wegen ihrer Sklaverey die Faulheit; doch äußern ſie zuweilen Stolz, wohl gar Gefühl für wahre Ehre, auch Redlichkeit; und haben Witz, bey glücklicher Lage auch Verſtand.

Mancher Leſer wird wünſchen, daß deutlicher angezeigt ſeyn möchte, ob die der Krone gehörenden Bauern, wegen der ihnen geſtatteten größern Schonung, ſich in ihrer Denkart u. ſ. w. von ihren unter dem Adel ſtehenden Brüdern unterſcheiden. Doch iſt vielleicht bey dem Mangel an Kultur, über welchen laute Klagen geführt werden, der Unterſchied nicht merklich. — In einem beſondern Anhang S. 207. u. f. wird die genaue Berechnung eines liefländiſchen Hackens, vollſtändiger als in andern dort herausgekommenen Schriften, mitgetheilt.

Km.

P. Caſparis Royſtoi, Hiſt. Prof. Caeſ. Reg. in Vniv. Prag. Synopſis hiſtoriae religionis et eccleſiae Chriſtianae, methodo ſyſtematica adumbratae. Pragae, apud Mangold. 1785. in 8. 150 S.

Der gelehrte und freymüthige Verfaſſer der berühmten Geſchichte des Coſtnitzer Conciliums liefert hier einen zum Leitfaden ſeiner Vorleſungen beſtimmten, und zweckmäßig eingerichteten Umriß der geſammten Kirchengeſchichte, nach Mosheimiſcher oder Schröckhiſcher Methode, nur noch etwas mehr nach Materien geordnet. Es mag leicht das beſte Handbuch ſeyn, nach welchem auf Katholiſchen Univerſitäten dieſer ſo nützliche Theil der theologiſchen Gelehrſamkeit vorgetragen wird, oder vorgetragen werden kann. Der Verf. iſt weit davon entfernt, die Religionsgeſchichte ſo einſeitig und partheyiſch zu bearbeiten, daß ſie nichts weiter als eine Folge von Belegen für die katholiſche Glaubenslehre und Kirchenherrſchaft werde. So ſummariſch und ſkeletirt das Buch iſt, ſo ſieht man doch hie und da den Geiſt des Verf. in einzelnen Bemerkungen und Winken. So hat er z. B. die Periodus des Steigens der biſchöflichen, und beſonders der päpſtlichen Macht, ſorgfältig angezeigt, die Verderbniſſe der Lehre und Praxis des Chriſtenthums im Mittelalter aufrichtig eingeſtanden, und von ſogenannten Ketzern viel billiger und kühler geredet, als es in der Kirchengeſchichte ſonſt Mode iſt. Von Vigilantius und Jovinian ſagt er unter andern: eos, etſi in non nullis forte placitis lapſos eſſe admittatur, haereſis tamen perperam accuſari certum eſt, uterque ab Hieronymo impetitus potentiori ſub adverſario ſuccubuit. Bey Huſſens, Luthers und der übrigen Reformatoren Erwähnung, findet man gar den Namen Ketzer nicht, hingegen deutliche Aeußerungen von Achtung gegen ſie, keine Spuren vom Religionshaſſe. Der neueſten Kaiſerlichen Verordnungen in Kirchenſachen wird mit großem Ruhm gedacht; aber doch zu erkennen gegeben, daß noch vieles zu verbeſſern ſey. Nur erſt alsdann wird eine gründliche und dauerhafte Verbeſſerung der Lehre und Lehrmethode auf Katholiſchen Schulen und Univerſitäten zu hoffen ſeyn, wenn die theologiſchen Wiſſenſchaften nach dem Geiſte und den Grundſätzen vorgetragen werden.

Entwurf zu einer Geſchichte des chriſtlichen Bibelleſens, von A. F. Onymus, Lehrern der heil. Schrift auf der Julius Univerſität. Würzburg, bey Pitribitt. 1786. 96 S. 8.

Die Abſicht des Verf. geht dahin, zu zeigen, wie weit man den gemeinen Mann in jedem chriſtlichen Zeitalter in die Bibel geführt habe. Wozu das dienen könne, iſt beſonders in der katholiſchen Kirche, iſt ſehr begreiflich. „Man hat, ſagt er, in unſern Tagen angefangen, die Bibel „in ihren alten Beſitzſtand zurückzuführen, und die Hirten „der Völker, geiſtliche ſowohl als weltliche, haben es zur Aufklärung in Religionsſachen nöthig erachtet, ſie dem Volke „wieder in die Hand zu geben. Es fehlt aber noch ſehr viel, „daß dieſe Nothwendigkeit allenthalben einleuchten ſollte, und „daß man ſobald eine allgemeine Einführung der Bibel in den „Katholiſchen Gemeinden hoffen könnte. Man findet noch „allenthalben eine Menge furchtſamer Seelen, denen, weiß „nicht, was für Schreckbilder des Mißbrauchs und der daraus zu erzeugenden Unordnungen obſchweben. Dieſen ihre „Furcht zu benehmen, ſie zur Aufmerkſamkeit und zum weitern Nachdenken über die Wichtigkeit der Sache zu erwecken, „war die Abſicht gegenwärtiger Unternehmung.“ — Das iſt ſehr gut gedacht, und ſehr frey geredet. Wir bekennen zwar, daß wir noch nicht ſehen, welchen großen Nutzen das gemeine katholiſche Volk vom Leſen der Bibel haben werde, ſo lange der öffentliche Religionsunterricht für Kinder und für Erwachſene noch ſo elend beſchaffen iſt, als man ihn gemeiniglich findet; aber es iſt doch löblich, daß der Verf. das Recht und die Freyheit des Volks, die Bibel zu leſen, nachdrücklich behauptet, daß er die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung in der herrſchenden Volksunterweiſung einſieht, Aufklärung der Religionserkenntniſſe wünſcht und zu befördern ſucht.

Nur gar zu mager und trocken iſt dieſe Schrift. Die erſte Abtheilung, die wir hier allein erhalten, und die den Urſprung, Fortgang und Verfall des Bibelleſens von den Iſraeliten bis auf die Zeiten der wiederhergeſtellten Künſte abhandelt, beſteht aus ſechs Abſchnitten. I. Vom Bibelleſen der Juden. II. Vom Bibelleſen der erſten Chriſten,

ſten. III. Kommentarien. IV. Die Umſchreibungen Karls des Großen. V. Was eigentlich das Bibelleſen in Verfall gebracht hat. (Einfall der Barbaren mit ſeinen Folgen, und Einführung des lateiniſchen Ritus.) VI. Einfluß der Dogmatik auf das Bibelleſen. — Stoff genug zur Bearbeitung; aber der Verf. berührt faſt nur die Sachen auf der Oberfläche, ob man gleich wohl erkennt, daß er ſie richtig überſehen und durchgedacht hat. Wir wünſchen daher, daß der Verf. ermuntert werde, uns nicht ſowohl den rückſtändigen Theil ſeiner Geſchichte, der bis auf unſere Zeiten gehen würde, zu liefern, als vielmehr das Ganze vom neuen, und in größerer Ausführlichkeit, zu bearbeiten, wie er denn auch dazu geneigt zu ſeyn bekennet.

RL.

Synchroniſtiſche Tafeln der Univerſalhiſtorie vor Chriſti Geburt, nebſt einer Einleitung in die wichtigſten Zeitrechnungen der alten Geſchichte für junge Studierende, und einem Anhange, welcher eine neue Berechnung der 480 Jahre 1 Kön. 6, 1. enthält. Hof, in der Vierlingiſchen Buchhandlung. 1786. in 4. Etwas über 1 Alphabet zuſammen.

Dies, dem gründlichern Unterrichte in der Geſchichte auf Schulen gewidmete, Werkchen iſt aus mehrern Stücken zuſammengeſetzt, die freylich alle zu einem Plane gehören, alle nützliche und zweckmäßige Kenntniſſe enthalten und den Fleiß des gelehrten Verfaſſers beweiſen, aber dennoch nicht genug zu einem gemeinſchaftlichen Plane verarbeitet und zuſammengefügt ſind, und daher nicht nur ein zerſtückeltes Anſehen haben, ſondern ganz ihrer Beſtimmung und der Abſicht des V. zuwider, den Leſer verwirren und unzufrieden machen. Man hat Urſache zu fürchten, daß dies Fehlerhafte des Plans, den Gebrauch des Buchs bey jungen Leuten erſchweren werde, und muß um deswillen wünſchen, daß der Verf. bey einer zu erwartenden neuen Auflage, die Sachen, die er geſammlet hat, aus Liebe für die jungen Leute, welchen er in dem Geſchichtsſtudium eine erleichterte Anweiſung geben will, in einen

genauere Ordnung und natürlichere Verbindung ſehen möge. Wir machen, indem wir dies gleich Anfangs erinnern und wünſchen, dem Buche einen Vorwurf, wran der Verf. ziemlich ſchuldig iſt, indem er es würklich aus einzelnen Gelegenheitsſchriften zuſammengeſetzt hat; und in der Folge kann er ſehr leicht weggeräumt werden und verdient zu mehrerer Brauchbarkeit dieſes gemeinnützigen Buches in der nächſten Auflage deſſelben gehoben zu werden.

Das Werk beſteht aus drey Haupttheilen; 1) aus einer Einleitung, 2) aus den Tabellen ſelbſt, und 3) aus Anmerkungen über die Tabellen. Vor der Einleitung, vor den Zeittafeln, und vor den Anmerkungen ſtehen Vorreden, Vorerinnerungen, Nachſchriften, die künftig gar leicht in eine zuſammengezogen und kürzer gefaßt werden können. Ihre Vervielfältigung beweißt das ſchon angezeigte Mangelhafte des Plans.

In der erſten Vorrede erzählt der V. daß er bemerkt habe, wie gering der Nutzen der gewöhnlichen Schulprogrammen ſey, und daß man die darzu beſtimmten Koſten beſſer dazu verwenden könne, den jungen Leuten unentbehrliche kleine Schulbücher umſonſt oder wohlfeil in die Hände zu geben. Dadurch ſey er zu dem Entſchluſſe geführet worden, hiſtoriſch-chronologiſche Tabellen drucken zu laſſen, welche die Stelle der Programmen vertreten und ſeinen Schülern größern Nutzen leiſten ſollten. Um dieſen ſeinen Entſchluß und deſſen Ausführung noch mehr zu rechtfertigen, hält er eine nachdrückliche Strafpredigt auf die verwerfliche Methode vieler Lehrer in den obern Claſſen der Gymnaſien, die, um nur ihren Schülern alles recht leicht und anmuthig zu machen, durchaus keine beſtimmte Zeitrechnung zum Grunde legen, ſondern den ganzen Vortrag der Geſchichte in eine Art von Roman verwandeln. Dieſe genommene Veranlaſſung und überhaupt die ganze Art zu denken, welche der V. äußert, zeichnet ihn als einen Mann aus, der Gründlichkeit im Unterrichte und Anſtrengung bey jungen Leuten von geſetzten Jahren, den neumodiſchen Spielereyen vorzieht, und dadurch allein ſchon verdient er Achtung, daß er ein faſt allgemein gewordenes Vorurtheil, dem Gedächtniſſe alle Arbeit zu erſparen, in dieſem Werke und in ſeinem Unterrichte zu bekämpfen ſucht. Denn unſer Zeitalter, daß aus allzugroßem Eifer wider gewiſſe Fehler, gar oft ſchon in die entgegengeſetzten Fehler gefallen iſt, hat auch darin dieſelbe Schwäche bewieſen,

daß

daß es angestrengte Uebungen des Gedächtnisses, die unsere Vorfahren zu weit getrieben hatten, in der neuen Erziehungs- und Unterweisungsmethode, anstatt sie zu verbessern, ganz verbannt hat. Es ist gut, wenn es Männer giebt, die nach des Verf. Beyspiel, in solchen Jahren, darin das Gedächtniß noch am leichtesten zu einer sichern Vorrathskammer gemacht werden kann, den historischen Unterricht und alle damit verknüpfte Uebungen recht absichtlich darauf einrichten, damit junge Leute eine bestimmte Zeitrechnung wenigstens der Hauptveränderungen fassen und behalten. — Das Uebrige der Vorrede betrifft die Einrichtung der Tabellen selbst und ihren Gebrauch bey dem Unterrichte. Der V. hat sie ursprünglich nach dem Freyerschen Handbuche über die Universalhistorie eingerichtet, weil er nach demselben die Geschichte lehren mußte. Allein in der Folge hat er, um ihren Gebrauch allgemeiner zu machen, in seine Haupt- und Nebenepochen so viele historische Merkwürdigkeiten aufgenommen, daß dieselben Zeittafeln zu dem Osterhausischen, Gatterischen, Schlözerschen, Schröckhischen, Remerschen und andern in Schulen und auf Universitäten eingeführten Lehrbüchern gebraucht werden können; ob er gleich übrigens S. 8. ganz deutlich sagt, daß er bis auf den heutigen Tag, das Freyersche Lehrbuch, den besten neuern, die seines verdrängt haben, vorziehe. Es ist hier nicht der Ort, über diese beyden vore Meynung zu streiten, wenn wir sie gleich nicht billigen können. Auf die chronologischen Tafeln und deren Gebrauch hat sie so wenig Einfluß gehabt, als die Lehrmethode, welcher der Verf. bey seinem historischen Unterrichte folget, und welcher er S. 17. u. ff. Nachricht giebt. Er erklärt nicht nur die Tafeln, d. i. er erzählt die Geschichte ausführlich, sondern er setzt auch die unentbehrlichsten Sätze aus der Chronologie voraus, oder schaltet sie ein. Dies wird Jedermann billigen und mit dem V. es tadeln, daß auf Schulen und Universitäten über die verschiedenen Theorieen der Zeitrechnung gar nichts gesagt wird. Hingegen wird es in unserm Zeitalter auffallend seyn, daß der Verf. als Lehrer der Geschichte, seine Tafeln, Stückweise, förmlich auswendig lernen läßt, woraus gar leicht wieder die alte Qual auf Schulen entstehen kann, die bey vieler saurer Arbeit wenig Nutzen schafft und vom Studieren abschreckt, wenn nicht der Verf. seine Methode unschädlicher zu machen verstehet, als sie an sich ist.

Die

Die Einleitung, welche nach der Vorrede folgt, geht von S. 1 bis 80. Sie ist eine förmliche Theorie der historischen Zeitrechnungssysteme, mit der Auswahl und in der Faßlichkeit vorgetragen, wie sie billig den Unterricht in der alten Universalhistorie auf großen Schulen allemal begleiten müßte, wenn der Unterricht selbst Bestimmtheit und Deutlichkeit haben sollte. Denn wie sehr muß es einen jungen Menschen verwirren, wenn er, nach seinem Handbuche, den Zeitraum von der Schöpfung bis auf die christliche Zeitrechnung, in den Hauptbegebenheiten nach bestimmten Jahrzahlen gefaßt hat, und hernach findet, daß in andern guten historischen Werken, merklich abweichende Jahrzahlen von denselben Perioden und Begebenheiten angegeben werden? Es ist ein sehr gemeiner Fehler, daß sogar Lehrer beyläufig von Scaligers, Petavs, Ussers u. s. w. verschiedener Zeitrechnung Erwähnung thun, ohne daß es ihnen einfällt, weder sich selbst von dieser Verschiedenheit gründlich zu belehren, noch ihren Schülern die nöthige Aufklärung zu verschaffen. Und daher kömmt es, daß junge Leute recht wie Papageyen einige Zahlen nachsprechen, und nie erfahren, wie solche gerechnet worden, oder warum andere Geschichtsgelehrte anders rechnen. Wer wird es leugnen, daß der Fleiß der gelehrtesten und scharfsinnigsten Chronologen nicht mehr Gewißheit und Bestimmtheit in die Zeitrechnung der alten Geschichte hineintragen könne, als die Denkmäler und schriftlichen Urkunden jenes hohen Zeitalters an die Hand geben? Aber bey aller angebornen Ungewißheit und Dunkelheit, wer will nicht lieber Trümmer eines Fadens, als gar keinen Faden durch einen so langen Zeitraum haben? Und warum wollen wir junge Leute nicht belehren, durch welche verschiedene Methoden diese Faden der Zeitrechnung von verschiedenen so verschieden aufgefunden worden sind, um die Resultate aller unter einander vergleichen und alle nutzen zu können? Es ist zu wünschen und auch zu hoffen, daß diese Einleitung Lehrern und Schülern mehr Lust schaffen und Veranlassung geben werde, künftig eine so beträchtliche und höchstnachtheilige Lücke im historischen Unterrichte auszufüllen. Wenn gleich der V. keine neuen chronologischen Entdeckungen gemacht hat, die hier ohnedem kein vernünftiger Mensch erwarten wird, so bleibt ihm doch sein Verdienst, daß er aus mehrern Werken, die nicht jedem Lehrer auf Schulen zur Hand sind, das, was Jeder wissen soll, mit zweckmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit zu-

sam-

ſammengetragen hat. Die Hauptgegenſtände, die er erläutert, ſind folgende: 1. Worinn Scaligers, Petavs, Uſſers und Bengels Zeitrechnungen von einander verſchieden ſind, und die Urſachen dieſer Verſchiedenheit. Erſt, wie viel dieſer Unterſchied in dem großen Zeitraume von der Schöpfung bis zur Geburt Chriſti überhaupt betrage, nämlich nicht mehr, als 7 oder 41 oder 61 Jahre; hernach, von jedem dieſer Gelehrten beſonders, von ſeinen Grundſätzen, wornach er rechnet, und den verſchiedenen Angaben der einzelnen Perioden. 2. Julianiſche Periode, chriſtliche Zeitrechnung und Weltaere, S. 34 ff. Der Verf. erklärt die Grundſätze, und entwickelt beſonders die Vortheile der Julianiſchen Periode. Zuletzt lehret er, wie man nach den verſchiedenen Rechnungsarten die Weltaere finden könne. 3. Olympiadenaere und Iphitiſche Aere. S. 47. Die Hauptſache iſt, in vielerley Fällen und Beyſpielen zu lehren, wie man die Olympiaden mit andern Zeitrechnungen vergleichen könne. 4. Aere von Erbauung der Stadt Rom. S. 52. Die drey verſchiedenen Rechnungsarten werden beſchrieben, und die Methode der Reduction gezeigt. 5. Jobelperiode oder die Frankiſche Zeitrechnung S. 55. Obgleich die Hauptſache ein bloßer Auszug aus dem Frankiſchen Werke iſt, ſo findet man doch Spuren, daß der Verf. geprüft und nachgerechnet hat, wodurch er in einzelnen Daris auf Zweifel und Erinnerungen geführt worden iſt, die er gegen Hrn. Franks und Gatterer vorträgt. Von großer Bedeutung ſcheinen ſie nicht zu ſeyn, und betreffen nur wenige Jahre, in welchen ſich beyde Männer verrechnet haben ſollen. Man weiß, wie wenig es in allen Zeitrechnungen auf dieſe kleine Verſchiedenheiten ankömmt; und hier iſt ohnedem am meiſten die Deutlichkeit des Verf. zu rühmen, mit welcher er jungen Leuten, auch von dieſem Syſtem der Zeitrechnung, einen zureichenden und praktiſchen Begriff hat beybringen geſucht.

So viel von der Einleitung! Jetzt folgt das zweyte Hauptſtück, um deswillen eigentlich das ganze Buch geſchrieben worden iſt; das ſind die ſynchroniſtiſchen Tafeln der Univerſalhiſtorie ſelbſt. Wir zählen in allen 10 Zeittafeln, und außer dieſen ein größeres Blatt zur allgemeinen Ueberſicht aller Haupt- und Zwiſchenepochen; die 10te Tafel aber iſt in unſerm Exemplar noch nicht ganz zu Ende geführt. Die 1ſte und 2te Zeittafel laufen neben einander auf ſechs Quarſeiten

ent fort, davon jede den Anfang der Hauptepochen anzeigt, und zwar in sieben Columnen nach den verschiedenen Zeitrechnungen Ussérii, Petavii, der Olympiaden, der römischen u. s. w.; diese hingegen die Länge oder Dauer einer jeden Epoche bestimmt. Hauptepochen sind achte: I. Adam. II. Noah. III. Abraham. IV. Josua, Cadmus und Danaus. V. Saul, Herakliden und Codrus. VI. Serubabel, Cyrus, Pisistratus und Pythagoras. VII. Jaddua, Alexander und Papirius. VIII. Jesus Christus. Die 1te und 4te Zeittafel ist eine Entwickelung der beyden ersten Tabellen, und laufen neben einander von S. VII. bis XXXV. fort. Jede Epoche ist in mehr oder weniger Nebenepochen aufgelöst, und in einer jeden dieser Zwischenepochen werden die Hauptrationen und Reiche, sobald sich diese bilden, und so lange sie sich erhalten, in besondere Columnen unterschieden, und in jeder Columne die vorzüglichsten Veränderungen eines jeden Reichs in abgekürzten Summarien beschrieben. — Die 5te Zeittafel von S. XXXVI. bis XXXIX. enthält eine Uebersicht der letzten jüdischen Begebenheiten von Aristobul I. an, in Verbindung mit den römischen, bis zur Regierung Vespasians. Die 6ste Zeittafel, S. XL. bis XLII. stellt das wahre Geburtsjahr Christi und die gemeine Angabe Dionysii nach Petavs und Bengels Grundsätzen vor, und liefert zugleich eine Stammtafel der Herodianer. In der 7ten Zeittafel verzeichnet der Verf. die chronologischen Angaben der heil. Schrift und des Canons des Ptolemäus, mit Rücksicht auf die Systeme der vier Chronologen: in der 8ten Zeittafel die Angaben der biblischen Begebenheiten nach Petavius; in der 9ten Zeittafel des Ptolemäus Canon oder die Reihe der Könige: alles bis S. XLVIII. Endlich legt die 10te Tafel, S. XLIX. ff. die Olympiadenfolge vor Augen, und verbindet damit in sechs Columnen die Jahre des Per. Iul. die Jahre ab O. C. nach Petav, Usser und Frank, die Jahre vor Christo und der römischen Zeitrechnung. Diese Tafel, welche in unserm Exemplare noch nicht vollständig ist, halten wir für eine der allernützlichsten im ganzen Werke, die jungen Studirenden bey ihrem historischen Lehrbuche, oder bey Lesung alter Geschichtschreiber große Erleichterung verschaffen kann. — Den Beschluß macht eine allgemeine Uebersicht aller Haupt- und Zwischenepochen, von Adam bis auf Christum.

Diese Beschreibung der angezeigten chronologischen Tabellen sind wir unsern Lesern schuldig gewesen, um daraus

selbst

selbst entheilet zu können, wodurch sie sich von andern ähnlichen unterscheiden, und wie sie zu gebrauchen sind. Als Lehrbuch der Geschichte können sie durchaus nicht angesehen und gebraucht werden, sondern als Beyhülfe zum Lehrbuche. Und darüber muß man, was Neben, und was Hauptsache ist, wohl von einander unterscheiden. Als Hauptsache betrachten wir die vergliechene Zeitrechnung mehrerer Völker und Gelehrten, die bey dem Studium der Universalhistorie von großem Nutzen ist; auch selbst in den einzelnen Reichen die kurze Uebersicht ihrer Geschichte und den Synchronismus aller unter einander. Hingegen für Nebensache erklären wir a) das ganze Epochenwerk. (Im Verhältniß zum Begriff der Universalhistorie, und wieder der Zwischenepochen zu den Hauptepochen ist mancher Abstand, den schwerlich der V. ganz wird rechtfertigen können.) Und 2) fast den ganzen Text in den drey ersten Zeittafeln. Durch diese Erklärung ersparen wir uns mancherley Erinnerungen, die wir sonst über diese beyden Gegenstände hätten machen müssen, die wir als den mangelhaftesten Theil des Werks ansehen. Die zweyte Zeittafel war ganz entbehrlich. Denn wenn mir die erste Tafel genau anzeigt, wo jede Epoche anfängt und wo sie aufhört, so bedarf es keiner besondern Rechnung, wie lange jede dauret.

Das dritte Hauptstück des ganzen Werks sind endlich Anmerkungen zu den Zeittafeln. Sie sind einzeln numerirt, und die vorgesetzten Numern führen auf einzelne Stellen in den Tafeln. In unserm noch unvollendeten Exemplare laufen sie nicht weiter, als bis auf No. 42. das ist, nur erst bis zu S. XXVII. der Tafeln. Sie betreffen größtentheils chronologische Gegenstände, indem sie entweder die Beyweise zu angenommenen Datis enthalten, oder manchen chronologischen Umstand ausführlicher vorstellen, als es in den Tafeln selbst geschehen konnte. Alle sind freylich nicht gleich wichtig. Anm. 1. enthält einen Calender der Sündfluth. Darin ist sonderbar, daß der Verf. Bedenken trägt, Noah's Schiff, ein Schiff zu nennen, und dafür lieber Arche sagen will. In der 2ten Anm. beweist er die Glaubwürdigkeit der mündlichen Traditionen der ersten Menschenalter, durch eine genauere Vergleichung der immer zugleich zusammentreffenden Lebensalter auf einander folgender Stammväter. Anm. 3. das Ende der Eroberung Canaans und dessen Austheilung falle ins 7te Jahr, und nicht, wie Bengel behauptet, ins

ihr Jahr. Anm. 5. Specialperioden des Babylonischen, Assyrischen und Medischen Reichs. Anm. 6 7. 8. 9. 14. hi storische Uebersicht der vornehmsten Griechischen Colonieen; genauere Zeitbestimmung der Ogygischen Fluth, des Prometheus, des Cekrops; des Pelops. Anm. 12. Gründe, warum der C Cadmil Ankunft in Griechenland um 200 Jahre früher setzt, als andere. Anm. 16. Chronologie der Trojanischen Könige. Anm. 19. Uebersicht der ältesten Aegyptischen Geschichte und der Folge ihrer Könige, nach den Meynungen verschiedener Geschichtsgelehrten. Anm. 25. Chronologische Folge der wichtigsten Verrichtungen Alexander des Großen. Anm. 26. Abriß der Schicksale Athens und Sparta's. Ein Originalist der Verf. in diesen Anmerkungen aus seinen chronologischen Untersuchungen in eine besondere abstechende Declamation verfallen, die jeden Leser befremden muß und schwerlich einigen gefallen kann. Dies geschieht in Anm. 18. wo der V. in einer übertriebenen Begeisterung, die dem Geschichtschreiber gar nicht angemessen ist, die bewundernswürdige Größe Roms von S. 35. bis 40. in einer durch und durch affectirten Schulsprache ausführet. Der ganze Gegenstand hat nicht hieher gehöret, oder er hätte anders behandelt werden müssen.

Ohngeachtet wir mit aller Aufrichtigkeit das Fehlerhafte des Werks im Ganzen angezeigt haben, das vielmehr Bruchstücke und disiecta membra, als ein zusammenhangendes Ganze zu enthalten scheint, so können wir es demungeachtet jungen Studierenden, die einen gründlichern Unterricht in der Zeitrechnung verschiedener Völker suchen, und die chronologischen Systeme der berühmtesten Zeitrechner vergleichen, und mit ihrem Handbuche in der Universalhistorie vor und den alten Geschichtschreibern, die sie lesen, ein zuverlässiges chronologisches Hülfs- und Erleichterungsmittel verbinden wollen, mit völliger Ueberzeugung empfehlen. Zu diesem Gebrauche ist das Fehlerhafte des Plans ganz unschädlich.

Der Verfasser hat sich hinter der Vorrede zu den Anmerkungen genannt. Er ist Hr. Joh. Gophian Sam. Remboldt, Conrector am Gymnasio zu Hof.

Fg.

Einleitung in die allgemeine und besondere Europäische Staatskunde, entworfen von M. C. Tozen. — Erster Theil. Von Europa überhaupt, Spanien, Portugal, Frankreich, Großbritannien. Zweyter Theil. Von den vereinigten Niederlanden, Dännemark, Schweden, Polen, Rußland. Dritte und verbesserte Auflage. Bützow, Schwerin und Wismar, in der Bödnerschen Buchhandlung. Zusammen 1008 S. in 8. mit breitem Rande. 1785.

Die erste und zweyte Ausgabe dieses schönen Werks sind bereits in unserer Bibliothek ehemals (Anhang zum I — XII. B. II. Abth. S. 766. XLIII. B. S. 516. ff.) mit gebührendem Lobe angezeigt worden. Es ist daher auch hier nicht mehr Zeit über den Plan desselben etwas zu sagen, sondern wir müssen uns blos auf diese neue Ausgabe einschränken. Gewünscht hätten wir freylich, daß der berühmte und sehr verdiente Verfasser den Wunsch unsers Collegen bey der Anzeige der zweyten Ausgabe befolgt, und sein Werk weitläuftiger gemacht hätte. Gewiß würde er sich das Publicum dadurch sehr verpflichtet haben; denn auch wir sind überzeugt, daß es in seiner jetzigen Gestalt als Lehrbuch zu umständlich, und für den, welcher sich daraus vollständig unterrichten will, zu kurz ist. Auch das wäre freylich zu wünschen gewesen, daß sich dies Werk, dem ehemaligen Versprechen des Verf. zu Folge, über mehrere Staaten erstreckt haben möchte; aber wir wollen das, was uns der Verf. gegeben hat, mit Dankbarkeit annehmen, da wir wissen, daß es ihm an gültigen Entschuldigungen wegen dessen, was er nicht geleistet hat, nicht fehlet. Seine Verdienste um die Europäische Staatskunde bleiben immer sehr groß und wichtig, und wenn sein Alter oder andere Umstände ihn abhalten sollten, dieselben künftig noch zu vergrößern, so werden doch seine Nachfolger immer Ursache haben, sich ihrer mit gebührendem Danke und Ruhme zu erinnern.

Diese neue Ausgabe heißt nicht etwa blos auf dem Titel verbessert, sondern sie ist es wirklich fast auf allen Seiten; und die noch zuletzt angebrachten Zusätze und Verbesserungen

beweisen, mit welcher großen Genauigkeit und Fleiße der Verf. zu arbeiten gewohnt ist. Daß indessen bey einem Werke von dieser Art noch immer mehrere Zusätze und Verbesserungen möglich bleiben, weiß Jeder, welcher mit dieser Wissenschaft bekannt ist. Höchst lobenswürdig aber ist die Sorgfalt, womit der Verf. allenthalben seine Quellen anführt, und die sich alle Geschichtschreiber, und besonders auch die Statistiker, zum Muster nehmen können. Gewundert haben wir uns indessen auch, daß wir so oft das politische Journal angeführt fanden, auf dessen Autorität wir nur selten nacherzählen möchten. Denn die Quellen desselben sind häufig nichts weniger als zuverläßig; man hat es zu oft auf Unrichtigkeiten betroffen, als daß man ihm in andern Punkten viel trauen dürfte; und die Partheylichkeit seines Verf. ist gar zu sichtbar. Wir wissen zwar wohl, daß dieser Mann wegen unsers freymüthigen Geständnisses sehr auf uns zürnen wird; aber es schien uns nöthig zu seyn, weil Mancher durch eines solchen Mannes, wie Herr Justizrath Tozen, Ansehen verleitet werden könnte.

Tf.

Ueber Reisenachbeterenen und Naturaufstriche. Bemerkungen auf einer Reise nach Erfurt, Gotha, Weimar, Jena, Naumburg, Weissenfels, Lauchstädt, Halle, Leipzig, Halle, bey Hendel. 1786. 77 S.

Es ist eine schlimme Mode, daß jetzt so viele Leute, welche eine kleine Ausflucht von Hause thun, sogleich das Publikum, zur Ersetzung ihrer Kosten, durch Beschreibung dessen, was sie gesehen oder gehört haben, brandschatzen. Die vor uns liegende Schrift hätte nun sehr füglich ungedruckt bleiben mögen. Wir glaubten darin, dem Titel zu Folge, etwas gegen die Sucht Reisebeschreibungen zu verfertigen, zu finden, fanden aber, daß der Titel blos ein Schild war, wodurch man Käufer hat an sich locken wollen. Die Rückseite des Titels ist richtiger. Da steht: Freye — flüchtig hingeworfene Bemerkungen. — Keine Reisebeschreibung. — Nur Winke für künftig in gleicher Rücksicht Reisende. — Das Letztere haben wir nun eben nicht gefunden, wohl aber, daß

die

die Bemerkungen sehr flüchtig hingeworfen sind. Der Verf. schildert hauptsächlich die Gegenden, welche er durchreiset hat, und giebt von einigen Schauspielergesellschaften Nachrichten. Was dem Rec. davon bekannt ist, hat er nicht sehr richtig gefunden, daher es bey dem Uebrigen wohl nicht besser seyn wird. Wer schöne Naturscenen schildern will, sollte auch einen richtigen und schönen Stil schreiben. Aber auch der fehlt hier. Wenn die letzte Anecdote wahr ist, so verdient sie die Aufmerksamkeit der Kursächsischen Landesregierung.

Y.

Geographisches und historisches Handbuch der Länder- Völker- und Staatenkunde. In beständiger Rücksicht auf physikalische Beschaffenheit, Produkte, Industrie, Aufklärung, Politik und Menschengeschichte, als ein Lehrbuch und Lesebuch für alle Stände, von G. P. H. Norrmann, Subrektor und Realdocent an den beyden obern Classen des Hamburgischen Johanneum. Hamburg, bey Hoffmann. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1785. Zweyte und dritte Abtheilung. 1786. Zusammen 1500 Seiten oder 4 Alphabeth 2½ Bogen, ohne die Vorrede in gr. 8.

Unstreitig gehört dieses Buch zu den wichtigsten historischen Werken, welche wir neuerlich erhalten haben. Der gelehrte Verf. dem wir seiner Kenntnisse und Verdienste wegen eine denselben angemessenere Stelle auf einer Akademie wünschten, bemerkte den Mangel eines solchen Werks vorzüglich bey dem Unterrichte, welchen er schon seit mehrern Jahren jungen Kaufleuten und angehenden Gelehrten ertheilte. Am schlimmsten war dieser Mangel bey Deutschland, welches bisher unter allen Staaten am wenigsten geachtet und am dürftigsten behandelt war. Um diesem Mangel abzuhelfen, und überhaupt allen Ständen ein historisches und geographisches Werk in die Hände zu geben, welches in bündiger Kürze und in seiner Art vollständig alles enthielte, was neuere Länder- Völker- und Staatenkunde in historischer und politischer Rücksicht

begreift, und über Aufklärung, Industrie, Kunst, physikalische Beobachtungen, Verpflanzung neuer Gewächsarten, vorzügliches Interesse, Handlung und Seerecht, so viel hier jetzt möglich ist, richtige und genaue Auskunft gebe, unternommen der Verf. die Ausarbeitung dieses Werks. Es soll Handbuch für den Seemann, Gelehrten, Kaufmann, Oekonomen, u. s. f. aber auch Lesebuch zum Unterricht derer seyn, welche einen vollständigen Entwurf zu ihren Reisen machen wollen. Jedermann sieht die großen Schwierigkeiten eines solchen Werks, besonders bey dem bisher im Ganzen so wenig bearbeiteten Deutschland an, und jeder Kenner wird daher begreifen, daß es unmöglich war, ein fehlerfreyes Werk zu liefern. Nach sorgfältiger Prüfung aber wird man dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in den drey vor uns liegenden Abtheilungen außerordentlich viel geleistet hat. Wir wollen davon unsern Lesern eine, so viel es der Raum verstattet, empfindliche Nachricht geben.

Wir dem Aufsatze unserer Deutschland, und die ohne Zahl der Beschreibung desselben beschäftigen. Nach soll zuerst ein vollständiger Verzeichniß der Länder und Inseln, welche daher gekommen werden sind, aufgestellt, und es ist daher billig dieses abzuwarten, ehe man über diesen Punkt urtheilt, wenn wir einst gesammelt haben, daß der Verf. dieses Verzeichniß bey jedem ein, von Bande besonders gegeben hätte. Denkbar angenehm ist dabey das Verspre-chen einer genauen Charakteristik von Deutschland, wo, auch in Ansehung der Quellen, alles unentbehrliche enthalten soll, und wegen wir dem Verf. Geduld und Muth wünschen. Wir gehen indessen dem Verf. zu bekennen, ob er bey den häufigen Quellen seines Buchs nicht die Quellen nur dem Titel nennen will. Sein Buch wird dadurch unendlich gewinnen, besonders, da er es auch als Lesebuch betrachtet haben will. Vielleicht entschließt er sich dazu auch, bey einer neuen Ausgabe eben dies bey Verzeichnisse zu thun. Der Raum, welcher dadurch eingenommen wird, kann ja gar nicht stehen, und wird durch den Nutzen reichlich ersetzt. Jetzt da wir oft nicht wissen sollen, wo eher eine der andern Inseln zu nennen ist, sollen wir auch weder auf Quellen verwiesen.

Wir wollen in dieser Angelegenheit einige Worte verlieren, und uns darüber mit einigen mehrern erklären. Wenn uns

aber

obgleich der Verf. bisher noch nicht von seinen Hülfsmitteln Rechenschaft gegeben hat, so zeigt doch die ganze Ausführung einem Jeden, welcher mit den Sachen nicht unbekannt ist, sehr sichtbar, daß der Verf. alle Nachrichten sorgfältig geprüft, verglichen und genutzt hat. Wo bestimmte Angaben möglich waren, da findet man nie die allgemeinen Ausdrücke groß, mittelmäßig, oder gering, Fleiß, Mangel, ziemlich, viel, u. s. f. sondern es wird Alles genau und bestimmt angegeben.

In der ersten Abtheilung findet man zuerst eine allgemeine Geographie, oder eine Beschreibung der Erde überhaupt nach ihrer Figur, Größe, Bewegung, Stellung gegen die Sonne, ihrer allgemeinen Beschaffenheit und Eintheilung ihrer Oberfläche. Hierauf folgt eine allgemeine Beschreibung von Europa. Beyde sind kurz und gründlich abgefaßt. Nach diesen Einleitungen geht der Verf. zu Deutschland über, und entwirft zuerst eine allgemeine Beschreibung desselben, welcher eine kurze zusammengedrängte Geschichte des deutschen Reichs beygefügt ist. Darauf folgen nun die Beschreibungen der einzelnen deutschen Länder in einer gut gewählten Ordnung. Zuerst die deutschen Staaten des Oesterreichischen Hauses. Die Ordnung, welche der Verf. bey dieser und den folgenden Beschreibungen beobachtet, ist diese, daß er zuerst die sämmtlichen Länder, ihre Größe und Volksmenge anführt, darauf die Geschichte desselben erzählt, und alsdann die einzelnen Provinzen der Reihe nach durchgeht, und alles Merkwürdige bemerkt. Die gesammten deutschen Staaten des Oesterreichischen Hauses, zu denen die Niederlande, Schlesien, Mähren und Böhmen mitgerechnet werden, betragen 4,080 geographische Quadratmeilen, und haben 20 Millionen Einwohner, folglich beynahe 2,700 Menschen auf eine Quadratmeile. Nachdem der Verf. alle diese Länder sorgfältig beschrieben hat, fügt er noch eine Nachricht von der allgemeinen Verfassung der sämmtlichen Erbländer des Oesterreichischen Hauses hinzu, welches allerdings zur allgemeinen Uebersicht der Größe und Stärke sehr gut ist. Der Verf. führt hier an, daß die Ausbeute der Bergwerke, welche dem Hofe gehören, im Jahr 1770 über 19 Millionen, mit einem reinen Gewinne von 1,379,000 Gl. betragen haben sollte, und daß außerdem noch der Ertrag der vielen Privatbergwerke beträchtlich gewesen sey. Uns

begreift, und über Aufklärung, Industrie, Kunst, physikalische Beschaffenheit, Verhältniß mit Benachbarten, vorzügliches Interesse, Handlung und Staatsrecht, so viel bis jetzt möglich ist, richtige und genaue Auskunft gäbe, unternahm der Verf. die Ausarbeitung dieses Werks. Es soll Handbuch für den Staatsmann, Gelehrten, Kaufmann, Oconom, u. s. f. aber auch Lehrbuch zum Unterricht derer seyn, welche einen vollständigen Cursus in diesen Kenntnissen machen wollen. Jedermann sieht die großen Schwierigkeiten eines solchen Werks, besonders bey dem bisher im Ganzen so wenig bearbeiteten Deutschland ein, und jeder Kenner wird daher begreifen, daß es unmöglich war, ein fehlerfreyes Werk zu liefern. Nach sorgfältiger Prüfung aber wird man dem V. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in den drey vor uns liegenden Abtheilungen außerordentlich viel geleistet hat. Wir wollen davon unsern Lesern eine, so viel es der Raum verstattet, umständliche Rechenschaft geben.

Alle drey Abtheilungen betreffen Deutschland, und die vierte soll die Beschreibung desselben beschließen. Diese soll zugleich ein vollständiges Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel, welche dabey gebraucht worden sind, enthalten, und es ist daher billig solches abzuwarten, ehe man über diesen Punkt urtheilt, wenn wir gleich gewünscht hätten, daß der Verf. dieses Verzeichniß bey jedem einzelnen Bande besonders gegeben hätte. Besonders angenehm ist dabey das Versprechen einer größern Staatenkunde von Deutschland, wo, auch in Ansehung der Quellen, alles umständlicher erörtert werden soll, und wozu wir dem Verf. Gesundheit und Muße wünschen. Wir geben indessen dem Verf. zu bedenken, ob er bey den künftigen Theilen seines Werks nicht die Quellen unter dem Texte immer genau anführen will. Sein Buch wird dadurch unendlich gewinnen, besonders, da er es auch als Lehrbuch betrachtet haben will. Vielleicht entschließt er sich dann auch, bey einer zweyten Ausgabe eben das in Deutschland zu thun. Der Raum, welcher dadurch eingenommen wird, kann so groß nicht seyn, und wird durch den Nutzen reichlich ersetzt. Jetzt, da wir oft nicht wissen können, woher eine oder die andere Angabe genommen ist, können wir darüber auch nicht mit Sicherheit urtheilen. Wir wollen in dieser Anzeige einige davon ausheben, und uns überhaupt nur auf minder bekannte einschränken. Wenn uns

aber

ohngleich der Verf. bisher noch nicht von seinen Hülfsmitteln Rechenschaft gegeben hat, so zeigt doch die ganze Ausführung einem Jeden, welcher mit den Sachen nicht unbekannt ist, sehr sichtbar, daß der Verf. alle Nachrichten sorgfältig geprüft, verglichen und genutzt hat. Wo bestimmte Angaben möglich waren, da findet man nie die allgemeinen Ausdrücke groß, mittelmäßig, oder gering, Fleiß, Mangel, ziemlich, viel, u. s. f. sondern es wird Alles genau und bestimmt angegeben.

In der ersten Abtheilung findet man zuerst eine allgemeine Geographie, oder eine Beschreibung der Erde überhaupt nach ihrer Figur, Größe, Bewegung, Stellung gegen die Sonne, ihrer allgemeinen Beschaffenheit und Eintheilung ihrer Oberfläche. Hierauf folgt eine allgemeine Beschreibung von Europa. Beyde sind kurz und gründlich abgefaßt. Nach diesen Einleitungen geht der Verf. zu Deutschland über, und entwirft zuerst eine allgemeine Beschreibung desselben, welcher eine kurze zusammengedrängte Geschichte des deutschen Reichs beygefügt ist. Darauf folgen nun die Beschreibungen der einzelnen deutschen Länder in einer gut gewählten Ordnung. Zuerst die deutschen Staaten des Oesterreichischen Hauses. Die Ordnung, welche der Verf. bey dieser und den folgenden Beschreibungen beobachtet, ist diese, daß er zuerst die sämmtlichen Länder, ihre Größe und Volksmenge anführt, darauf die Geschichte desselben erzählt, und alsdann die einzelnen Provinzen der Reihe nach durchgeht, und alles Merkwürdige bemerkt. Die gesammten deutschen Staaten des Oesterreichischen Hauses, zu denen die Niederlande, Schlesien, Mähren und Böhmen mitgerechnet werden, betragen 4,080 geographische Quadratmeilen, und haben 20 Millionen Einwohner, folglich beynahe 2,700 Menschen auf eine Quadratmeile. Nachdem der Verf. alle diese Länder sorgfältig beschrieben hat, fügt er noch eine Nachricht von der allgemeinen Verfassung der sämmtlichen Erbländer des Oesterreichischen Hauses hinzu, welches allerdings zur allgemeinen Uebersicht der Größe und Stärke sehr gut ist. Der Verf. führt hier an, daß die Ausbeute der Bergwerke, welche dem Hofe gehören, im Jahr 1770 über 19 Millionen, mit einem reinen Gewinne von 1,779,000 Gl. betragen haben sollte, und daß außerdem noch der Ertrag der vielen Privatbergwerke beträchtlich gewesen sey. Uns

ſcheint dieſe Angabe übertrieben zu ſeyn. Nächſt und anpreyſend wird bemerkt, daß die Aufklärung in dieſen Staaten erſt aufzudämmern anfange, und alle Wiſſenſchaften noch in der Kindheit wären. Ob man ſagen könne, daß die öſterreichiſche Kriegsmacht, nächſt der Preußiſchen, in militäriſcher Disciplin und Uebung die vollkommenſte ſey, wollen wir den Kunſtverſtändigen zu beurtheilen überlaſſen. Die ſämmtlichen Staatseinkünfte werden zu 100 Millionen Gulden, und die Hof- und Staatsſchulden zu 300 Millionen berechnet. Wir fürchten aber, daß jene Rechnung der Einkünfte wohl nicht ſo ganz richtig ſey. Denn die einzelnen Poſten ſind bey einigen Ländern unglaublich hoch angeſetzt. So ſind z. B. die Niederlande zu 7 Mill. angegeben. Auch die Kriegsmacht in Friedenszeiten zu 290,000 Mann ſcheint zu hoch angenommen zu ſeyn.

Nun folgen die deutſchen Kurlande nebſt den übrigen Beſitzungen der deutſchen Kurfürſten. Zuerſt eine kurze Nachricht von ihrem Urſprunge, Gerechtſamen und Erzämtern. Darauf werden ihre Länder nach der Reihe abgehandelt. I. Kur Mainz. Das Pallium allein koſtet 80,000 Rthlr. Die Einkünfte des Domkapitels werden zu 400,000 Gl. und die Einkünfte des Kurfürſten zu 1,700,000 Gl. angegeben; in den letztern Jahren des letztverſtorbenen Kurfürſten ſollen ſie ſchon 1,800,000 Gl. betragen haben. Das Erzſtift hat zuverläßig 210,000, Stadt und Gebiet Erfurt höchſt wahrſcheinlich 36,000, und das Eichsfeld 74,000 Einwohner. Das Hochſtift Worms iſt hier mit beſchrieben. II. Kur Trier. Von dem itzigen Kurfürſten ſagt der Verf. „Er iſt dem alten päpſtlichen Kirchenſyſtem getreu, exemplariſch fromm, doch dabey ein guter Regent; deſſen Frömmigkeit nicht in Indolenz ausartet, doch auch keine ſo weichzige Landes- und Kirchenverbeſſerungen, allgemeine Aufklärung u. dgl. zuläßt, wie Mainz ſeinen beyden letzten Erzbiſchöfen zu verdanken hat.“ Die Einkünfte aus Trier werden zu 500,000, und die aus Augsburg zu 150,000 Gl. angegeben. Das Bisthum Augsburg, die Propſtey Ellwangen und das Hochſtift Regenſburg ſind hier zugleich mit beſchrieben. III. Kur Kölln. Im Jahre 1779 betrug die allgemeine Einnahme bey der Abnahme der Rechnungen auf dem Landtage über 209,000 Rthlr., wovon der Kurfürſt an Subſidien 90,000, und zum Schloßbau 10,000 Rthlr. erhielt.

hielt. Nach Abzug dieſer und aller übrigen Landesausgaben blieben noch 9,752 Rthlr. baar übrig. Der jährliche Betrag, welchen das ganze Land giebt, iſt ſehr verſchieden; denn die Stände bewilligen jährlich bald mehr bald weniger. „Ueberhaupt, ſetzt der Verf. hier hinzu, zeigt ſich aus allem „bisherigen, daß der Unterthan große Vorrechte habe, und es „beſtätigt ſich auch die oben bey Trier gemachte Bemerkung, „daß die geiſtlichen Regierungen gewiß zum blühenden Zu„ſtande der Rheingegenden vieles beygetragen haben, und „der Unterthan, nichts von den gehäuften Auflagen der welt„lichen deutſchen Fürſtenthümer wiſſe. In Cölln darf der „Fürſt die Grenzen der alten Steuranlagen gar nicht über„ſchreiten.“ Der Himmel gebe, daß dies noch lange dauern möge! — Hier wird zugleich das Bisthum Münſter mit abgehandelt. Dieſes ausgenommen, mögen die übrigen Länder ſämmtlich 380,000 Einwohner haben. Die Einkünfte des Bisthums Münſter werden zu 1,200,000 Gl. angegeben, wegen der anſehnlichen Domainengüter; doch fließt der beträchtlichſte Theil davon in die Caſſe der Landſtände, welche gegen die Eingriffe des Fürſten ziemlich geſichert iſt. Die Zahl der Einwohner wird auf 135,000 geſchätzt. Von der Bienenzucht gewinnen einige Leute jährlich, nach Abzug aller Unkoſten, 300 Rthlr.

In der zweyten Abtheilung des erſten Bandes ſind folgende Staaten enthalten. IV. Kur Böhmen. Die umſtändliche Beſchreibung deſſelben findet ſich ſchon in der erſten Abtheilung; hier iſt alſo nur von den Rechten deſſelben, als eines Kurlandes, und von der Geſchichte dieſer Rechte gehandelt. Dieſe Zurückweiſung iſt recht gut, beſonders für ſolche, welche mit der Verfaſſung des deutſchen Reichs unbekannt ſind. Richtig wird bemerkt, daß Oeſtreich in Anſehung der Unabhängigkeit deſſelben vom deutſchen Reiche widerrechtliche Forderungen macht. V. Kur Pfalz und Baiern. Die Länder des Herzogs von Zweybrück ſind hier gleich mit abgehandelt, weil ihre Vereinigung mit den übrigen nahe bevorſteht. Alle dieſe Staaten zuſammen ſchätzt der Verf. zu 1100 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner auf 1,800,000. Wenn gleich der Landbau in Baiern nie recht aufgemuntert iſt, ſo führt das Herzogthum doch bey 400,000 Scheffel Getraids aus. Was könnte das Land nicht ſeyn, wenn es die Cultur anderer fleißiger deutſcher Gegenden

hätte? Die Listen, welche von den Wollenmanufacturen aus Nicolai's Reisen angeführt werden, zeigen die erstaunliche Abnahme derselben seit 100 Jahren. 1688. waren in ganz Baiern 1139 Meister und Gesellen, 1716. nur 296, und 1782. gar nur noch 184. — In manchen Jahren beträgt die Ausfuhr an Getraide aus der Pfalz nach Frankreich 30,000 Malter, das Malter zu 170 Pfund gerechnet. Im Jahr 1778. wurden von dort 65,314 Centner Tabacksblätter für beynahe 810,000 Gl. ausser Landes geführt. Sie gehen sehr stark nach Holland und Hamburg. Im Jahr 1781. ward schon für 100,000 Rthlr. Seide gewonnen. Seit 1768. wird auch Krapp daselbst gebauet, so daß jetzt schon 500 Morgen damit besetzt sind, und welche in mittlern Jahren auf 5000 Centner gedörrte Wurzeln, in guten Jahren aber, und wenn der Acker gartenmäßig behandelt wird, über das doppelte geben. Zu Käserthal, nicht weit von Mannheim, hat eine Gesellschaft von Kaufleuten und Gärtnern 1769. eine Rhabarberpflanzung von 20 Morgen angelegt, wovon der Absatz, besonders nach Frankreich groß seyn soll. Die Salzwerke zu Kreuznach tragen jährlich, nach Abzug aller Kosten, 30,000 Gl. ein. Wie der Verf. die jetzige Regierung, in der Pfalz die Regierung eines der besten Fürsten nennen könne, möchte wohl schwer zu begreifen seyn. Auch widersprechen diesem Ausspruche viele andere Stellen, besonders folgende: „Es klagt der Menschenfreund mit dem Staatsmanne über den Mangel an Einsicht, über die schrecklichen „Folgen des Aberglaubens und jeder Art von Sektenhaß, „welche die herrlichsten Provinzen zur Einöde machen, und „den Geist des Menschen so untertreten.“ In den Herzogthümern Jülich und Berg wurden 1779. gezählt 416,019 Menschen; da aber einige Stände nicht mit gezählt werden, so rechnet der Verf. die ganze Bevölkerung auf 425,000 Seelen, welches auf jede Quadratmeile 3270 Menschen giebt. Von den hier blühenden Manufakturen wollen wir nur die Tuchmanufakturen zu Montjoy zur Probe anführen. Hier werden jährlich überhaupt ungefähr 35,000 Stück Tuch gemacht, wovon jedes im Durchschnitt auf 80 Rthlr. gerechnet wird, folglich beträgt das ganze Gewerbe 2½ bis 3 Millionen Thaler jährlich. Reizend ist die Beschreibung des Amtes Elverfeld nebst dem Amte Barmen und Bevenburg. Das lebhafte Gewerbe dieser Landschaft macht, daß hier auf einer Quadratmeile zwischen 15 und 16,000 Menschen wohnen.

Die ganze Gegend bildet nur Eine grosse Stadt mit untermischten Bleichen; denn ohne diese würde sich Haus an Haus anschließen. Dies giebt den herrlichsten Anblick, welcher sich nur gedenken läßt. Ueberall ist Fleiß, Betriebsamkeit, überall Wohlstand. — VI. Kur Sachsen. Die kurze Geschichte dieses Landes und seiner Regenten ist mit vieler Unpartheylichkeit und Freymüthigkeit erzählt. So heißt es z. B. „Graf Brühl, ein unmäßiger Verschwender, dessen Pracht „und Aufwand fast größer war, als der Königliche, und „größtentheils mit den Geldern der Landeskassen geführt „ward, war die hauptsächlichste Ursache der Theilnehmung „Sachsens an dem Kriege gegen Preußen 1756.“ Wir bedauern es, daß der Verf. bey der Bearbeitung dieses Staats die vortrefflichen Tabellen über die Staatswirthschaft eines Staates der vierten Größe, oder wie sie in der Urschrift betitelt sind: Essai d'économie politique, noch nicht mit hat benutzen können. Er würde daraus viele Angaben verbessert, und seiner Beschreibung noch mehrere Vorzüge gegeben haben. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir davon Beyspiele geben wollten. Uebrigens haben wir auch diese Beschreibung mit Vergnügen gelesen, und glauben, daß ihr jeder Kenner den Vorzug vor der Beschreibung des Hrn. Stöver gern zugestehen wird.

Die ganze dritte Abtheilung enthält allein VII. Kur Brandenburg, oder die sämmtlichen Länder und Staaten des jetzigen Preußischen Hauses. Unter allen bisherigen Beschreibungen des Verf. ist diese die stärkste; denn sie nimmt beynahe 2 Alphabet, also die Hälfte des ganzen bisher erschienenen Werks ein. Aber freylich hatte der Verf. auch bey keinem andern Staate so viele und so vortreffliche Quellen, aus denen er schöpfen konnte, als bey diesem. Niemand wird ihm daher vorwerfen können, daß er bey der Beschreibung dieses Staats die Gränzen seines Plans überschritten hätte, sondern er hat ihn hier nur am besten ausführen können. Auch sind wir überzeugt, daß diese Ausführung keinem Leser zu lang dünken wird, da sie, wie die vorhergehenden, mit aller, bey dem Reichthume der Materialien möglichen gedrängten Kürze, welche einen Reichthum an wichtigen Sachen enthält, gemacht ist. Die neueste Auflage von Hrn. Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam hat der Verf. nicht benutzen können. Sonst würde sie schon zu manchen

chen Verbesserungen Gelegenheit gegeben haben. Eine Beschreibung des jetzigen Zustandes und der Verfassung der sogenannten Preußischen Monarchie ist hier, wie oben bey den Oesterreichischen Ländern, beygefügt, und die Länder des Brandenburgischen Hauses im Fränkischen Kreise sind aus natürlichen Ursachen zugleich mit abgehandelt. Auch hier können wir bey dem Reichthume des Inhalts und der Kürze des Raums nur etwas Weniges zur Probe anführen. So sehr der Verf. den großen König lobt, so verfehlt er doch den Weg der Unpartheylichkeit nicht, wovon man mehrere Beyspiele antrifft. Von seiner Handlungspolitik sagt er, sie sey bis jetzt ohne Beyspiel, und seinen Staaten in einzelnen Zweigen der Handlung, welche sie sonst getrieben hätten, sehr nachtheilig geworden, weil er den Ausländern durch zu weit getriebenen Zwang alle Vortheile derselben ganz habe entziehen wollen. Eben so habe er auf der andern Seite durch Monopolien geschadet. Doch giebt er zu, daß viele seiner Handelsbeschränkungen mit seinem ganzen Regierungssyßem in wesentlicher Verbindung gestanden hätten, und der Nutzen derselben in vielen Theilen der Staatswirthschaft den dadurch verursachten Schaden in einzelnen Zweigen des Gewerbes weit übertrafe. — Die Seeprovinzen haben jetzt schon an 1200 eigene Schiffe, und, wenn man im Durchschnitt 8 Mann für die Besatzung eines jeden Schiffs rechnet, schon gegen 10,000 Matrosen. — Die Einkünfte des Königs schätzt der Verf., nach Büsching, auf ungefähr 21 Millionen Rthlr.; bemerkt aber zugleich, daß sie in einzelnen Summen, so wenig wie die Ausgaben, mit keiner Gewißheit anzugeben sind. — Der Wein, welcher bey Brandenburg, Potsdam und einigen andern Städten gebauet wird, soll, nach des Verf. Urtheile nicht ganz zu verachten seyn. Rec. muß indessen offenherzig gestehen, daß er ihn ganz ungenießbar gefunden hat. — Wenn der Verf. die Bevölkerung von Pommern, den Militärstand ungerechnet, nur auf 425,000 schätzt, so irrt er. Es wurden schon 1784. vom Civilstande gezählt 428,451, und es kommen also auf eine Quadratmeile, den Militärstand eingerechnet, nicht noch nicht völlig 900, wie der Verf. meynt, sondern etwa 928 Menschen. Ueberhaupt scheint der Verf. hier das Pommersche Archiv nicht benutzt zu haben. Eben so scheint bey Magdeburg die ausführliche topographische Beschreibung des H. Magdeburg nicht gebraucht zu seyn. — Die Zahl der Einwohner im

im Fürstenthum Mörs schätzt der Verf. nach den Gebornen und Sterbelisten des Jahrs 1783. auf 23,000. Diese Schätzung scheint uns indessen zu hoch, und ist auch sehr unsicher, da sie nur nach einem Jahre bestimmt ist. Um die Stadt Crefeld sind über 1500 Gärten; eine erstaunliche Anzahl, wenn hier kein Druckfehler ist, wie wir nach der Zahl der Einwohner und Häuser fast glauben müssen. Der auswärtige Leinwand- und Garnhandel der Grafschaft Ravensberg wird jährlich auf 1 Million bis 1,300,000 Rthlr. geschätzt. Die für eben diesen Handlungszweig in Schlesien eingehende jährliche Summe wird im Durchschnitt auf 5 Millionen Thaler bestimmt. Von 1742 bis 1756. war die beste Periode dieses Handels, und seit der Zeit hat er nicht zugenommen. Ein allgemeiner unmittelbarer Leinwandhandel mit den entfernten Abnehmern, ohne eine Zwischenhand, würde, meynt der Verf. dem Lande gewiß weit schädlicher, als in einzelnen Städten vortheilhaft seyn. Nur wenige große Häuser sind im Stande, die damit verbundenen Conjuncturen und alle Revolutionen so abzuwarten, wie es nöthig wäre. Dies Urtheil scheint gegründet zu seyn, wenn gleich vielleicht mancher glauben möchte, es sey dabey einige Liebe des Verf. zu seiner Vaterstadt mit ins Spiel gekommen. Die Zahl der Einwohner in Schlesien wird hier von verschiedenen Jahren von 1756 bis 1784. angegeben, und gezeigt, daß sie sich seit 1763. um 362,347 vermehrt haben. (Nach neuern Nachrichten, welche dem Verf. nicht bekannt geworden sind, waren hier 1785. den Militärstand ungerechnet, 1,480,932 Einwohner, also noch 23,544 mehr, als der V. vom Jahr 1784. anführt.) Die Länder des Brandenburgischen Hauses im Fränkischen Kreise schätzt der Verf. auf 160 Quadratmeilen und die Bevölkerung gewiß auf 400,000 Menschen. Die vortrefflichen Anstalten des itztregierenden Markgrafen werden mit dem gebührenden Ruhme bemerkt. Die neuern Chausseen oder Dammwege kosteten in Anspach von 1762 bis 1779. 540,000, und in Baireuth von 1769 bis 1779. 80,000 Gl. Unsers Wissens sind die Schulden, welche haben bezahlt werden sollen, schon vor einiger Zeit völlig getilgt gewesen.

Die baldige Fortsetzung und Beendigung dieses Werks, welches sich vor andern seines Gleichen so sehr vortheilhaft auszeichnet, wünschen wir recht sehr. Tf.

Geo-

Geographisches Lesebuch zum Nutzen und Vergnügen, herausgegeben von M. J. C. Fabri. VItes Bändchen. Mit Kupfern. Halle, bey Gebauer. 1786. 12 Bog. in 8.

1) Charakteristik der Lippeschen Altbergschen und Paderbornischen Bauern. 2) Naturgeschichte des Muflons, eines Thiers vom Schaafgeschlecht auf der Insel Sardinien. 3) Heidelberg. Beschreibung des prächtigen Sargs des Pf. Friedrich von Zweybrück von 1769. Beyde Schlösser sind 1535 und 1764 durch einen Wetterstrahl zerstöhrt worden. Es blühen hier eine Wollenmanufaktur, Savonerie genannt, eine Seiden- Wachswaaren- Lichter- und Seifenfabrik, seit 1769, eine Zitzfabrik seit 1765, und eine Papiertapetenfabrik seit 1768. Das jetzige große Faß ist 1751 gebauet worden, und hält 50 Fudr mehr als das alte. 4) Ehemaliger Clevischer und Polnischer Narrenorden. Jener wurde 1381 von Grafen Adolph in Cleve gestiftet; der Stiftungsbrief mit 36 Siegeln liegt noch im Clevischen Archiv. Das Ordenszeichen war ein auf das Kleid gestickter Narr mit rother Narrenkappe und gelben Schellen. Aus eben diesem Jahrhundert war der polnische Narrenorden. Jeder, wer eine Art von Narrheit ausübte, z. E. Hundeliebe, bekam ein Diplom mit einer darauf passenden Vocation. 5) Von Telget (bey Münster) und dem dasigen Gnadenbild. Durch einen Druckfehler heißt es, daß es vor 2500 Jahren auf einem Nußbaum, mit dem Christuskind in den Armen, gewachsen sey. (Durch einen ähnlichen Druckfehler kostet ein schwarzer Fuchsbalg in Sibirien 25000 Fl. S. 157.) 6) Der Kasuar, ein Vogel auf den Molukischen Inseln, seit 1597. bekannt. Zwey derselben wurden 1778. zu Nymphenburg unterhalten, ausgestopft wird ein andrer zu Wien gezeigt. 7) Von der Tunfischerey in Sardinien. Ein Fisch von 300 bis 1000 Pfunden und darüber, der von April an von Boden des Meers in die Höhe steigt und bis zum Solstitium gefangen wird. Er hat vielerley Fleischarten, wovon jede besonders eingeschlagen wird. 8) Beschreibung des Churpfälz. Lustschlosses Schwetzingen. Der Garten enthält 180 Morgen, und ein mit einer Mauer umgebener Teich ist 1100 Schuh lang und 250 breit. 9) Von Ogersheim in der Unterpfalz

 gleich-

gleichſalls ein Raubthier. 10) Harmattan, ein heftiger Wind in Afrika. Ihn begleitet ein dicker Dampf; von ihm welken Blätter und Gras zu Heu; das Tafelwerk dörrt zuſammen, Mund und Gaumen werden trocken. 11) Von den Pontiniſchen Sümpfen — eine ſchöne Nachricht. 12) Nachricht von den verſchiednen Völkerſchaften in Guiana. Vier Bogen voll unbekannter Namen oder unintereſſanter Nachrichten. Wir wiſſen überdem nicht, wie man Beſchreibungen unbekannter Völker leſen vorlegen kann, ohne ſie für gut zu befinden, die Quelle, oder den Mann zu nennen, von deſſen Autorität ihre Glaubwürdigkeit allein abhängt. 13) Vom Lübeckſchen Landgerichte. 14) Vom Lübeckſchen Dreyfaltigkeitsorden. Der Adel in Lübeck errichtete ihn 1597. um ſich von den Bürgern zu unterſcheiden; das Ordenszeichen war ein goldner Zirkel. Die letzte Beſtätigung des Ordens vom Kaiſer Joſeph II. von 1772. wird eingerückt. 15) Von den Produkten des ruſſiſchen Reichs. Nichts neues. 16) Beſchreibung der Inſel Nicaria, im icariſchen Meere, von 15 Meilen in Umkreis. Sie iſt nur in einigen Dörfern bewohnt, und auf der ganzen Inſel findet man kein Vieh. Ihrer Armuth wegen bleibt ſie von den Türken unbeſucht. 17) Beſchreibung der Inſel Pathmos. Sie zeugt Wein, Feigen, Citronen, Pomeranzen und Getraide. 18) Von den Auſtern und der Fiſcherey derſelben. Die zwey eingeſchalten Kupfer ſtellen eine Nordhauſiſche Bürgerfrau, von vorne und hinten vor. Den einem runden Schachtelhutähnlichen Strohhut ausgenommen, iſt der übrige Anzug, ein blauer Mäntel mit einer goldnen Treſſe, ſo wenig beſonders, oder einer Nordhäuſerin eigen, daß ſie ſich vielleicht ſelbſt über die Ehre dieſer Zeichnung wundern wird.

Johann Lorenz von Mosheim vollſtändige Kirchengeſchichte des Neuen Teſtaments, aus deſſen geſammten größern Werken und andern bewährten Schriften mit Zuſätzen vermehrt und bis auf die neuern Zeiten fortgeſetzt. Des erſten Bandes Erſter Theil, welcher die drey erſten Jahrhunderte enthält. Zweyter Theil, welcher das vierte bis auf das ſiebente Jahrhundert, oder von Conſtan-

fänkin dem Großen bis auf Carl den Großen enthält. Zweyte unveränderte Auflage. Heilbronn und Rothenburg ob der Tauber, in der Eckebrechtischen Buchhandlung. 1786. Zusammen 2 Alph. 11 Bog. in gr. 8.

Die erste Ausgabe dieser, in den häufigen Anmerkungen aus den übrigen Mosheimischen Werken sowohl als aus den Schriften eines Baumgarten, Walch, Semlers und andrer neuerer Schriftsteller, verrathenden Uebersetzung der größern Mosheimischen Kirchengeschichte, ist 1770 erschienen und zu dieser Zeit in unsrer Bibliothek angezeigt worden. Schon vorher, im Jahr 1769. hatte ein anderer Schüler des seel. Mosheims, Hr. Past. von Einem, gleichfalls eine Uebersetzung dieses wichtigen Werkes, aber nach einem etwas andern Plan, angefangen; er hatte die für den gelehrten Geschichtforscher so nöthigen Allegaten und kritischen Untersuchungen weggelassen, und dagegen aus Mosheims Predigten, und Cramers und Millers Schriften moralische Betrachtungen und Schilderungen eingeschoben und also seine ganze Arbeit mehr für Ungelehrte zugeschnitten. Beyde Uebersetzungen giengen inzwischen neben einander ungestört ihren Gang fort. Auch giengen nachher Cotta und Schröckh ihre noch weitläuftigern deutschen Kirchengeschichten an herauszugeben, und dennoch erlebt der erste Band der Heilbronnischen Uebersetzung eine zweyte Auflage — ein günstiger Beweis nicht nur von der fortwährenden Achtung, in der sich die Mosheimische Arbeit mit Recht erhält, sondern auch von der Güte dieser Uebersetzung selbst, die man schön und treu nennen kann, und die durch die weitern Ausführungen und Zusätze in den Anmerkungen einen vorzüglichen Werth hat. Da der Titel sie selbst unverändert nennt, so haben wir weiter nichts darüber zu sagen, als daß der Uebersetzer Hr. Joh. Rud. Schlegel, Rector des Gymnasiums zu Heilbronn, ist.

Ueber

Ueber einige wichtige Gegenstände aus der Preußischen Brandenburgischen und damit verbundnen Geschichte und Verfassung, als eine weitere Ausführung der 1769. edirten Geschichte, von Ludewig Wilhelm Stuckert, reformirten Prediger in Küstrin. Breßlau, bey Meyer. 1786. 8.

Weil der Verf. nach seiner Erklärung in der Vorrede nicht für Gelehrte, sondern nur für die andere Klasse von Lesern und für erwachsene Jünglinge schreibt, so muß man ihn freylich darnach beurtheilen; allein zuweilen sind seine Nachrichten doch sehr mager und dürftig, auch mit zu vielem Wortgepränge behandelt, weil es ihm an ächten Subsidien fehlt, und er erst von den hohen Departements Nachrichten von Landesverfassungen und Einrichtungen wünschet, ein starker Wunsch, wobey sich die Frage aufdrängt, ob so wichtige Materialien aus der ersten Quelle bey ihm in die rechten Hände geliefert wären u. s. w.

Es sind 8 Gegenstände, die er in dieser Schrift untersuchet hat, wovon die erste die Geschichte von Preußen betrifft. Diese soll eine Ergänzung der von ihm bereits 1769 edirten Geschichte seyn, und hauptsächlich in Erweiterung der ältern Geschichte von Preußen bestehen. Es sind allgemein bekannte Sachen in einem faßlichen Stil vorgetragen. Von dem deutschen Orden schreibt er aber nicht vortheilhaft, und übertreibt seine Härte und Grausamkeit. Zuweilen irret er sich auch stark, und giebt Unrichtigkeiten an. Z. B. S. 16. schreibt er von dem ersten Herzog Albert von Preußen, daß er am 10ten April zu Krakau 1525. nebst dem ganzen Markgräfl. Bareuthischen Hause belehnt sey. Das Bareuthische Haus ist ein ganz falscher Ausdruck, vielmehr hieß es Culmbach, indem die Benennung Bareuth erst in neuern Zeiten aufgekommen ist. Nach der Zeit machten die Pohlen bey einer jeden Belehnung der Kurlinie beständig viele Schwierigkeiten, wobey sie allemal viel Geld zogen, und doch noch harte Bedingungen vorschrieben. Selbst dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm hat es viel gekostet S. 32. er brachte aber alles bald doppelt wieder ein, indem er sich mit dem König von Schweden Karl Gustav verband, und durch den wichtigen Sieg bey Warschau 1656.

zuerſt von Schweden Preußen von der Lehnsverbindlichkeit befreyete, hiernächſt aber auch 1657. von Pohlen ſelbſt. Sehr wohl hat der Verf. gethan, daß er die Hauptartikel des Wehlauiſchen Friedens von 1657. ſo dieſen Punkt betreffen, S. 27. ff. hat einrücken laſſen, woraus man am deutlichſten die Eigenſchaft ſehen kann, worunter der Kurfürſt die Souveränität von Preußen erhalten hat, und daß damals die Fränkiſche Linie, im Fall die Kurfürſtliche ausſtürbe, unter gewiſſen Bedingungen nur ein Lehnrecht an dem Herzogthum erhalten hat Art. 6. ſo aber alles in dem Traktat von 1773. wieder abgeändert und der Rückfall gänzlich aufgehoben iſt S. 45. u. ſ. w. Es ſcheint, daß der V. des Hrn. Basko ſeine neuern Schriften von Preußen ſtark genutzet hat. Billig müßte er allemal ſeine Quellen angeben, auf ſein Wort kann man ihm nicht allezeit glauben, wenn er auch nur für Ungelehrte ſchreibt. S. 32. ff. iſt ein beſonderer Abſchnitt von Weſtpreuſſen u. ſ. w. Hier findet man die Hauptumſtände von den alten Brandenburgiſchen Rechten auf Pomerellen aus den beyden Deductionen, ſo darüber geſchrieben ſind, recht gut genutzet, und den ganzen Umſtand in ſein gehöriges Licht geſetzet. Nach einer S. 47. befindlichen Berechnung hatte Weſtpreuſſen 1776. 48 Städte, 50 Königl. Aemter, und ohngefähr 500,000 Einwohner. Ermeland, ſo zu Oſtpreuſſen gerechnet wird, hatte 1779. 345,729 Einwohner, und der Netzdiſtrikt zur Neuen Mark ſoll 132000 Einwohner haben, der auch hier zu 24 Meilen in der Länge und zu 4 bis 8 Meilen in der Breite angegeben iſt. Der Verf. verſpricht künftig von dem urbargemachten Lande, von Anſetzung vieler Koloniſten beſonders Würtenberger, von Erbauung vieler Dörfer und etlicher Städte, von neu angelegten Manufacturen, von Anſtalten die rohen Unterthanen zu bilden, die ſeit 1773 gemacht ſind, und viele Millionen koſten, ſichere Nachrichten zu geben, ſo willkommen ſeyn werden, und mehr werth ſind, wie bekannte hiſtoriſche Nachrichten.

Die zwote Nachricht giebt eine intereſſante Beſchreibung der Seemacht des Kurfürſten Friedrich Wilhelms des Großen, und deſſen Seehandel S. 49. Wenn man dieſe, mit den Nachrichten, die der große Staatsminiſter Graf von Hertzberg aus dem Archiv in einer academiſchen Vorleſung mitgetheilt hat, zuſammen nimmt, ſo möchte

möchte dieses Object ziemlich vollständig ausgeführet seyn. Billig hätte der Verf. anzeigen sollen, woher er die Data genommen hat, um seinen Nachrichten desto stärkern Glauben zu verschaffen. So viele Versuche auch der Kurfürst mit dem Seehandel gemacht hat, so sind sie doch zuletzt alle fruchtlos ausgefallen. Die Compagnie zu Emden scheint anjetzo eher ihr Glück zu machen.

Die dritte beschreibt den Baierschen Successionsstreit S. 65 ff. Diese hätte sicher wegbleiben können, weil davon Schriften genug vorhanden sind, und hier gar nichts neues gesagt ist.

Die vierte, über die Justizverbesserung in den Königlichen Staaten. Dieses Object gehörte am wenigsten für den Verf., als einen Geistlichen, und er hätte selbst denken können, daß ihm doch hierin niemand trauen würde u. s. w. Von der Einrichtung des neuen Gesetzbuchs S. 122. Es ist bis in die ersten Monate von 1785. eine Preißmedaille von 50 Dukaten ausgesetzt, für den, so die beste Beurtheilung des Entwurfs einschickt. Auch ist ein Auszug von den Rubriken u. s. w. aus diesem Werke hier mitgetheilet. Zuletzt wird ein merkwürdiger Umstand angeführt, dafern er richtig ist, daß nemlich im Jahre 1783. in allen Königl. Staaten nur 12470 Processe gewesen sind, da sie sonsten in einem Jahre gemeiniglich auf 18—19000 gestiegen sind. Von ungefähr 4000 in der Kur- und Neumark sind nur 449. zur zweyten Instanz, von allen zusammen, nehmlich den 12479 nur 394 zur dritten Instanz gelangt S. 145.

V. Abschnitt. Etwas über das Preußische Kriegeswesen S. 146. Hier finden wir viel unrichtiges, z. B. daß der Kurfürst Georg Wilhelm 8000 Mann zu Fuß, und 2900 zu Pferde gehalten hat. Rec weiß aus dem landschaftlichen Archiv einer gewissen Kurmärkischen Provinz, daß seine ganze Armee nicht über 5000 Mann stark war. Schwerlich ist auch die Angabe der jetzigen Preußischen Armee zu 224,451 Mann richtig, wenn man auch alles dazu rechnet, was nur irgend zum Militär gehöret. Schief ist es geurtheilt, wenn der Verf. S. 148. sagt, daß zu Grenadiers nur solche Leute genommen werden, auf deren Treue und Muth man sich verlassen kann. Man nimmt vielmehr dazu Leute, die stark u. gebrungen sind, ein gut kriegerisches Exterieur haben. Ihre Treue und Muth ist, und kann nicht allemal vorher erprobet seyn. Ebenfalls ist es unrichtig, daß

das Land die Furage liefert, und auch dabey das Kavalleriegeld bezahlet. Die Furage ist nach geendigtem 7jährigen Kriege statt des bisherigen Kavalleriegeldes in Natura geliefert, welches für die Bauern nicht vortheilhaft ist, indem Heu und Stroh zur Fütterung seines Viehes abgeht u. s. w. Auch wird das Schock Stroh nicht so hoch bezahlet, wie hier angegeben ist, und die Artilleriepferde werden nicht gekauft und wohlhabenden Pächtern und Bauern übergeben, sondern sie werden alle Jahr ausgesuchet und taxiret, die Bauern aber behalten sie zu ihrer Arbeit, werden sie zu alt oder sonst unbrauchbar, werden andere ausgesuchet, und von neuen taxiret u. s. w. Sie sind aber jederzeit vollständig parat, so daß sie sogleich nur dürfen gehohlet werden, alsdenn der Bauer auch sogleich das taxirte Geld für sein geliefert Pferd baar erhält. Die Liste der Regimenter u. s. w. ist auch sehr mangelhaft, und die ganze Nachricht von diesem Punct zu sehr gekünstelt, man sieht es ihr gleich an, daß sie von einem Geistlichen herrühret.

VI. Abschnitt, von dem Landschaftlichen Kreditwesen S. 187. Hier findet man eine Nachricht, wie das neue Kreditwesen des Adels und der Besitzer adlicher Güter in der Kurmark eingerichtet ist, doch ist diese Einrichtung nicht in allen Kurmärkischen Provinzen gleich. Bey Konkursen müssen die Zinsen richtig bezahlet werden, und der Gläubiger hat nicht nöthig sich in den Konkurs einzulassen, noch hat er dieserwegen Kosten. Damit die Kreditcasse allemal im Stande ist, die aufgekündigten Kapitalien zu zahlen, hat der König 1777 wo die Kreditkasse errichtet ist, einen Fond von 400,000 Rthlr. gegen sehr geringe Zinsen hergegeben S. 189. Hierdurch wird der Kredit des Adels erhalten, und der hohe Zinßfuß ist dadurch gemindert.

VII. Abschnitt, von Aufhebung der Gemeinheiten in den Königl. Staaten S. 195. Hiervon macht der Verf. viel Geschrey, aber die Einsicht über die Einrichtung, ob sie für den einzelnen Bauer, der nur wenig Acker hat, und nach der Einrichtung alle sein eigenes Vieh selbst hüthen lassen muß, mehr Weitläuftigkeiten zu geschweigen, vortheilhaft sey, ist noch eine große Frage. Von der Alten Mark weiß Rec. daß diese intendirte Auseinandersetzung der Gemeinheiten nicht vom Fortgang gewesen ist. Ueberdem sind die Kosten zu stark, die Einrichtung zu machen u. s. w. So urtheilt

hält der B. von Sachen, die er nicht verſteht, und macht nur darüber einen Panegyriſten u. ſ. w.

VIII. Abſchnitt, von der Leibeigenſchaft in den Königl. Staaten. Dieſe, wo ſie nicht ſchon längſt aufgehoben iſt, in den mehreſten Königl. Staaten, ſo iſt ſie doch ſehr gemäßiget, wie in Preußen, Pommern, in der Neumark, Uckermark, in der Lauſitz. Die mehreſten Bauern ſind frey u. ſ. w.

Verſuch einer vollſtändigen geographiſch-hiſtoriſchen Beſchreibung der Kurfürſtlichen Pfalz am Rheine, von Johann Goſwin Widder. 1. Theil. Frankfurt und Leipzig. 1786. 8.

So lautet der Titel einer aus rechten Quellen gründlich abgefaßten vollſtändigen Beſchreibung der Kurpfalz, die dem Verf. viele Ehre macht, ohngeachtet er ſie aus Beſcheidenheit nur einen Verſuch nennt. Wir kennen, wenn wir die treffliche Merkwürdigkeiten des Kantons oder der Landſchaft Baſel des ſeel. Brückners ausnehmen, keine geographiſche Beſchreibung, die ſo ausführlich und genau abgefaßt iſt, wie dieſe, daher wir auf den 2ten Theil mit Verlangen warten.

Ein ſchöner kleiner Kupferſtich von der Stadt Heidelberg und ihrer Lage zieret das Titelblatt dieſes 1ſten Theils. Er begreift zuerſt eine kurze aber kernhaft geſchriebene hiſtoriſche Einleitung, hiernächſt die drey Oberämter 1) Heidelberg mit den 2 Hauptſtädten Mannheim und Heidelberg, 2) Kadenburg, 3) Lindenfels, wovon das erſte faſt den ganzen Theil allein einnimmt. In dem 1ſten Abſchnitt dieſer Einleitung zeigt der Hr. Verf. den Urſprung der Pfalz, und ſagt S. 9. daß ſchon unter den Sächſiſchen Kaiſern ſeit dem J. 917. ein Pfalzgraf am untern Rhein mit Namen Hermann exiſtirt, deſſen Sohn Ezzo 1024. das Kloſter Brauweiler bey Köln geſtiftet hat. Er vermuthet, auch nicht unwahrſcheinlich, daß der Pfalzgraf Heinrich von Laach, der 1093. das Kloſter Laach fundirte, ein Abkömmling des gedachten Hermanns ſey, welcher auch der erſte iſt, der ſich einen Pfalzgrafen bey Rhein genannt, wie ſein Stiefſohn und Nachfolger Siegfried von Ballenſtedt, im Jahr 1142. ſich ſogar

einen Comitem Palatinum Franconiæ gesetzet hat. Nach dessen Abstetben erhielt der Rheinfränkische Graf Godefried von Calve 1413. diese Pfalzgrafschaft, die endlich nach seinem Abtritt Wilhelm des vorigen Siegfrieds Sohn 1425 von neuen wieder bekam, bis sie endlich an den Grafen Hermann von Stalleck (eine alte Burg bey Bacharach am Rhein) gelangte. Durch den unbeerbten Tod des Hermanns fiel die Pfalzgrafschaft sowohl von dem untern als obern Rhein im J. 1156. dem Reiche wieder heim. Wie aber Herzog Friedrich von Schwaben nach K. Konrads III. Tode, an seine Stelle gewählt ward, so erhielt sein Halbbruder Konrad von Stauffen die erledigte Pfalzgrafschaft. Dieser besaß schon viele Erbgüter durch seine Gemahlin Agnes von Zwey- und Saarbrück im Wormß und Speiergau, ohne die er selbst durch seine Mutter geerbet hatte, er hatte die wichtigsten Schirmvogteyen der Erz- und Domstifter Trier, Worms, Speier u. s. w. und der Abteyen Fulde, Selz, Lorsch, Limburg u. s. w. mithin ward es ihm gar leicht, dadurch seine Gerechtsame und Besitzungen in dieser Gegend zu vergrößern. Von dem Stifte Worms bekam er die Burg Heidelberg zu Lehn nebst andern Gütern, und von dem Erzbischof von Cölln, ward die Burg Stalleck mit der Vogtey zu Bacharach aus einem Mannlehn, zu einem Erblehn gemacht. Mit Recht ist er also, als der erste Stifter der heutigen Pfalzgrafschaft am Rhein anzusehen, und ohngeachtet er seine beyden Söhne verlohren, so gelung es ihm, seine Würde und auch seine Länder auf seine einzige Tochter Agnes zu vererben, die Heinrich, ein Sohn des mächtigen aber unglücklichen Herzogs Heinrichs des Löwen, zur Gemahlin erhielt, und 1195. zum wirklichen Besitz der Pfalzgrafschaft mit allen ihr anklebenden Vorzügen und Gerechtsamen gelangte. Nach seines Sohns Tode verlieh K. Friedrich II. die Pfalzgrafschaft an den Herzog Ludwig I. von Baiern, und um die Hohenstauffische Erbstücke am Rhein mit der Pfalzgrafschaft zu vereinbaren, so bemühte er sich für seinen Sohn Otto, und verschaffte ihm die reiche Agnes mit ihren altväterlichen Erbbesitzungen zur Gemahlin. Das Jahr 1214. ist also der eigentliche Zeitpunkt, wo die Pfalzgrafschaft am Rhein mit den ersten Erbgütern der Hohenstauffer, an das noch blühende Wittelsbachische Haus gekommen ist, wodurch der Herzog Ludwig I. und sein Sohn Otto die eigentlichen Urheber des jetzigen Pfalzbaier-

baierischen Hauses geworden sind. Otto, den man den Erleuchten nennet, hinterließ 2 Söhne, Ludewig und Heinrich, die nach seinem 1253. erfolgten Tode die Baierschen und Rheinischen Länder anfänglich gemeinschaftlich regierten, im J. 1255. aber sich dergestalt theileten, daß der Erstgebohrne Ludewig II. die Pfalzgrafschaft am Rhein und Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern erhielte, von welcher Zeit an beyde Häuser abgesondert geblieben sind. Weiter hier die Geschichte der Pfalzgrafen zu verfolgen ist unnöthig: wir haben diesen Auszug nur zur Uebersicht deswegen gemacht, weil wir den Zusammenhang und Ursprung nicht leicht in so deutlicher Kürze anderswo gefunden haben. Nur dieses wollen wir noch anmerken, daß unter den alten Kurfürsten Ruprecht der Ältere, und Friedrich I. (der sieghafte) vorzüglich die Pfälzischen Kurlande vergrößert haben. Der erste durch Einlösung vieler Pfandschaften, durch Ankauf, durch aufgetragene Lehne, und durch das ihm von niedern Ständen aufgetragene Oeffnungsrecht ihrer Schlösser; auf welche Art er die Schlösser und Städte Mosbach, Sinsheim, Neckargemünd, Ladenburg und Bretten diesseits, jenseits des Rheins aber Zweybrücken, Hornbach, Bergzabern, Anweiler, Germersheim, Oppenheim, Odernheim, Lautern, Simmern und andere Oerter an die Pfalz gebracht. Rechnet man hierzu, was nachher noch gedachter Friedrich I. dazu erworben hat, (nehmlich die Bergstraße, das Amt Boxberg u. s. w.) so sieht man, daß vor diesen beyden Fürsten die Kurlande nur von einem sehr mäßigen Umfange gewesen sind.

II. Abschnitt giebt von der innern Beschaffenheit, Lage, Größe und Fruchtbarkeit eine eben so kurze aber hinreichende Nachricht. Das ganze Land besteht anjetzt aus 19 Oberämtern, davon 8 auf der rechten, und 11 auf der linken Seite des Rheins liegen. Sie hangen nicht überall zusammen, sondern werden öfters mit Mayntzischen, Wormsischen, Speierschen und andern fürstlichen und gräflichen ꝛc. Orten vermischt, mit Einbegriff derselben aber erstreckt sich doch das Kurland auf beyden Seiten des Rheins und des Neckars von Norden gegen Süden auf 12 deutsche Meilen in die Länge, und von Osten gegen Westen auf 17 deutsche Meilen in die Breite. An einer Seite schließen die Rauchgauischen, Neckargauischen, und Odenwaldischen Gebirge die

fruchtbare Ebne der Pfalz ein, an der andern Seite nach Lothringen u. ſ. w. Das Hunderücker und Vogeſiſche Gebirge nach dem Elſaß u. ſ. w. Dieſe Ebne giebt die beſten Fruchtfelder. Hier wächſt ſchmackhaftes vortreffliches Obſt, und an den Gebirgen vorzüglich am Hart rechte gute Weine, Kaſtanien und ſogar Mandeln. Toback wird hier häufig gebauet, aber größtentheils in Blättern nach Holland verkauft, mithin nur halb genutzet. An den Ufern des Rheins und auf den Inſeln findet man treffliche Viehweide, und die beſten Hölzungen. Alle Gattungen von feinen Steinarten liefert die Pfalz auch. Man findet auch Silber, Kupfer, Eiſen, Bley und Queckſilber, Gallmay, Steinkohlen. Auch Salzquellen fehlen nicht. Die vorzüglichſten Landesproducte ſind, Getraide, Wein, Toback, Färberröthe und Holz, womit auswärts Handel getrieben wird. Die Fabriken ſind von gar keinem Belang, wie dem Rec. bekannt iſt; der V. geſteht auch S. 36. ſelbſt, daß ſie im 16ten Jahrhunderte ſtärker geweſen ſind.

Man zählet in der Kurpfalz — 46 Städte (die außer Mannheim und Heidelberg zuſammen nur klein ſind,) 39 Marktflecken, und nur 586 Dörfer und Weiler, nebſt vielen Meierhöfen, Mühlen und einzelnen Gebäuden. Im J. 1775. beſtand die ganze Bevölkerung der Kurpfalz nur in 279,375 Seelen S. 36. Der Viehſtand iſt S. 37. angegeben, und beträgt nur — 13798 Pferde, 21227 Ochſen, 68812 Kühe, 33487 Rinder, 23167 Schaafe, und 60409 Schweine. Grund und Boden in den Gemarkungen beträgt — 528147 Morgen Ackerfeld, 24433 Morgen Weinwachs, 77536 Morgen Wieſen, 4970 Morgen Gärten, 48001 Morgen Weide, und 189833 Morgen Waldung. (Rec. hat hierbey die ſehr genaue topograph. Beſchreibung des Herzogthums Magdeburg, Berlin 1788. 4. zuſammengehalten und gefunden, daß daſſelbe nebſt dem Pr. Antheil der Grafſchaft Mannsfeld, weit mehr Dörfer (worunter ſehr große, ſo, daß öfters 2 Prediger in einem Dorfe ſind) nemlich 883 mit Einſchluß von 16 Städten hat, und 280,332 Seelen Einwohner. Der Viehſtand iſt 102846 Stück Rindvieh ſtark, an Schaafen beträgt er 426,875 Stück, und an Pferden 33078 Stück, überſteigt alſo den Pfälziſchen weit, woraus folgt, daß das Herzogthum Magdeburg mit dem Pr. Antheil der Grafſchaft Mannsfeld,

stattlich viel bedrütet, der ganzen Rheinpfalz, so groß die Hrn. Mannheimer auch davon sprechen, völlig gleich ist.)

Die geistliche Verfassung der Pfalz, die in den letzten Jahrhunderten viele Veränderung erlitten, ist S. 37. ff. gut beschrieben. Der Kurfürst Otto Heinrich führte die Lutherische Religion ein, nach seinem Tode, veränderte sein Nachfolger Friedrich III. solche, und ward reformirt, hob alle Klöster u. s. w. auf, zog alle zugehörigen Güter zum Behuf von Kirchen und Schulen ein, und ließ sie besonders administriren, verordnete auch einen eigenen Kirchenrath, und schaffte den ganz katholischen Gottesdienst in der Pfalz ab. Sein Nachfolger Ludwig VI. war wieder der Lutherischen Lehre zugethan, und bestellte alle Kirchen wieder mit Lutherschen Predigern, welches bis an seinen Tod 1583. dauerte. Sein minderjähriger Erbprinz Friedrich IV. ward von seinem Vormund Johann Casimir reformirt erzogen, und diese Lehre wieder eingeführet, wobey es ein ganzes Jahrhundert blieb. Wie aber 1685. die Simmersche Linie mit dem Kurfürsten Karl ausstarb, und die Neuburgische zur Kur gelangte, so ward der Katholische Gottesdienst überall wieder frey verstattet, und in den meisten Kirchen das Simultaneum eingeführet, doch behielten die Lutheraner ihre freye Religionsausübung, wobey alles füglich hätte bestehen können. Weil aber viele Streitigkeiten vorfielen, (die Reformirten gedrückt wurden,) so ward der Kurfürst Johann Wilhelm durch Vermittelung des Königs von Preußen dahin gebracht, daß er 1705. die bekannte Religionserklärung von sich gab, wornach eine vollkommne Gewissensfreyheit und Religionsausübung verstattet, das Simultaneum aufgehoben, und die Kirchen mit allen geistlichen Gefällen zwischen Katholischen und Reformirten dergestalt getheilet werden sollten, daß diesen 5, jenen aber 2 Theile von Stellen zukommen sollten, wobey es bis jetzo sein Bewenden hat. Die katholische Geistlichkeit muß sich jetzo nach den ihr vorgesetzten bischöflichen Vicariaten richten, die Reformirten hergegen stehen unter einem besondern Kirchenrath, und sind in verschiedenen Inspectionen eingetheilet. Die Lutheraner haben ein eigen Consistorium, und in Ehesachen ist für die Protestanten ein gemeinschaftliches Ehegericht S. 40. Die weltliche Verfassung, von den alten Hofämtern, wovon die Wildgrafen, das Erbmarschall- die Raugrafen, das

Erbtruchſeſſen- und die Dynaſten von Lupfen, das Erbſchenkenamt zu Lehn tragen. Die jetzo gewöhnlichen vier Hofämter ſind erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entſtanden. Der Hofmeiſter war unter den älteſten Hofbedienten der vornehmſte, und verwaltete eigentlich die oberſte Richterſtelle vor Errichtung eines ordentlichen Hofgerichts. Ein Verzeichniß derſelben ſteht S. 41. von den Oberſtkämmerern S. 46. von den Hofmarſchälken S. 47. ein Verzeichniß. Von den Oberſtſtallmeiſtern S. 51. Hanghofmeiſtern auch ein Verzeichniß S. 53. Von den Oberſtſchenken S. 55. Truchſeſſen, Jägermeiſtern, Kanzlern (von welchen unter dieſer Benennung im J. 1324. zuerſt Hermann von Lichtenburg vorkömmt, und 1369. Conradus de Alceiz, vorher hießen ſie nur Notarius oder Protonotarius, auch noch nachher zuweilen,) Hofrichter S. 67. Kammermeiſter S. 70. Für welche mühſame Nachrichten wir dem Hrn. Verf. Dank ſagen. Von dem Zuſtande der Oberämter in alten Zeiten iſt S. 75. eine gute Nachweiſung, und S. 76. findet man ihre jetzige Beſchaffenheit. Anjetzo verſieht bey den Oberämtern der Landſchreiber (ſo eine ſehr einträgliche Station in der Pfalz iſt) die Gerichtsbarkeit; die Leibeigenſchaftsrechte werden von Amtsſauten und Weisſamten beſorgt; zu Erhebung der Geldeinkünfte ſind eigne Gefällverweſer vorhanden, und die Amtskeller nehmen die Landesherrlichen Gefälle aus den Kammergütern ein. Alle dieſe Bedienten ſtehen vortrefflich, und ſind die beſten Bedienungen in der Pfalz, wie dem Rec. bekannt iſt. In einem andern Lande beſorgt die Hälfte von Perſonen alles dieſes eben ſo gut u. ſ. w.

Hierauf fängt mit der S. 72. die geographiſche Beſchreibung ſelbſt an, und zwar zuerſt mit dem Oberamte Heidelberg. Erſtlich ſeine Lage, alte Verfaſſung, hiernächſt ein Verzeichniß der alten Vögte, die wirklich noch bis ins J. 1616. ſamt genannt ſind S. 89. Dieſes Oberamt iſt in 4 Zenten eingetheilet, und begreift mit Einſchluß der Städte Mannheim und Heidelberg 79033 Seelen. Die ausführliche Beſchreibung von Mannheim geht von S. 86 — 125. und die von Heidelberg von S. 125 — 150. Einen Auszug wird man wohl davon nicht erwarten, ſo viel aber können wir verſichern, daß die Beſchreibung ſehr ordentlich, gründlich und ausführlich gemacht iſt. Dieſe müſſen wir noch anzei-

anzeigen, daß die Stadt Mannheim im J. 1784. gehabt hat — 1519 Bürgerhäuſer außer publiken Gebäuden, und 21852 Seelen Einwohner, weil die Anzahl der Einwohner durch Verlegung der Reſidenz vermindert iſt. Die Feldmark der Stadt enthält — 2187 Morgen Acker, 913 Wieſen, 102 Gärten, und 320 Weide S. 99. Heidelberg hatte im J. 1784. — 959 Bürgerhäuſer und 10754 Seelen Einwohner, die Feldmark — 2189 Morgen Acker, 268 Morgen Weinwachs, 125 Morgen Wieſen, 141 Gärten, 20 Weide und 3500 Waldung S. 134.

Die Nachricht und Beſchreibung von einem jeden Dorfe, ſo in dem Amtsbezirk liegt, iſt ebenfalls ſehr genau und ausführlich. Auch hiervon wollen wir die Data angeben. 1) Die Lage und Nachbarn. 2) Das Alter, wann es in Urkunden zuerſt vorkömmt. 3) Kurze Geſchichte, welche die erſten Beſitzer waren u. ſ. w. 4) Feldmark, wieviel Morgen Acker, Weinbau, Wieſen, Weide, Waldung. 5) Einwohner, katholiſche, reformirte, lutheraner, und deren Anzahl. 6) Kirchen. 7) Wer die Gerichte hat. 8) Pfarrlehn. 9) Zehend. 10) Adliche oder freye Güter darin, und wer ſie jetzt beſitzt oder vormals gehabt hat. 11) Merkwürdige Sachen, auch Alterthümer u. ſ. w. 12) Dorfgericht, iſt gewöhnlich in den mehreſten Dörfern mit einem Schultheiß 4 Schöffen und 1 Gerichtsſchreiber beſtellet, auch ſogar iſt das Gerichtsſiegel beſchrieben. Auf ſolche Art ſind alle Dörfer ſehr genau beſchrieben, und die Angaben auch zum Theil unten bewieſen.

Das 2te Oberamt, Ladenburg S. 447. Die Stadt Ladenburg ſoll ſchon im VIIIten Jahrhunderte dem Domſtift Worms verliehen ſeyn, der Biſchof Heinrich von Worms hergegen hat den ganzen Lobdengau 1225. an den Pfalzgraf Ludwig und ſeinen Sohn Otto wieder verliehen. Seit dem XIVten Jahrhunderte hat der Biſchof mit Pfalz die Stadt und das Gebiet gemeinſchaftlich beſeſſen, weil aber Irrungen entſtanden, iſt ſie durch einen Tauſch 1705. allein an Pfalz gekommen S. 449. Das jetzige Oberamt begreift die Stadt Ladenburg, nebſt 6 Dörfern, worin zuſammen 4841 Einwohner ſind, die 7407 Morgen Acker, 930 Morgen Weinwachs, 918 Morgen Wieſen u. ſ. w. haben. Die Stadt Ladenburg iſt ſehr alt, und ſoll das alte *Lupodunum* der Römer ſeyn, deſſen Antoninus in ſeiner *Miſcella* gedenket.

hmkst. Verschiedne Ueberbleibsel in der Gegend scheinen dieses auch zu bestärken. Dagobert soll im Jahr 636. die Stadt nebst sehr beträchtlichen Pertinentien der Domkirche zu Worms geschenkt haben, ob aber die Urkunde bey dem Schannat ächt ist, muß noch erst untersucht werden, indem es aus der Diplomatik bekannt ist, daß unter 10 angeblichen Dagobertischen Urkunden kaum eine ächt ist. Indessen haben die Bischöfe hier lange ihren Sitz, und mit Pfalz den Gemeinschaft wegen beständig Streit gehabt, bis der Kurfürst Johann Wilhelm sich mit seinem Bruder Franz Ludewig damaligen Bischof von Worms 1705. dahin verglich, daß die Stadt nebst dem Dorfe Neckerhausen, Altenbach, Heubach ꝛc. erblich an Pfalz abgetreten ist. Das bischöfliche Schloß soll auf der Stelle stehen, wo ehemals der königliche Fränkische Pallast, den man den Saal genannt, gestanden hat. Die Hauptkirche haben die Katholischen, die Reformirten haben eine neue Kirche gebauet, und die Lutheraner ein Haus 1708 gekauft, so sie zu ihrer Kirche einrichten lassen. An den Zehenden hat der Bischof von Worms noch gewisse Antheile. Die Stadt hat nur 202 Bürgerhäuser, 1777 Seelen Einwohner. An Aeckern besitzt sie 449 Morgen, 20 M. Wiesen und nur 5 M. Weide. Acker zu viel, und das übrige zu wenig. Viele adliche Freygüter sind hier, die vormals gewiß Burgmännern gehört haben.

Das 3te Oberamt, Lindenfels S. 483. Es liegt im Odenwalde, und ist das kleinste von allen, ohngeachtet es aus 31 Dörfern und 6 Weilern besteht, die aber klein sind, indem darin nur — 3987 Seelen sind. Der Acker beträgt 9472 Morgen, 2617 M. Wiesen, 1866 M. Weine, und 4619 M. Weide, mithin ist die Viehzucht das beste. Das Städtchen Lindenfels ist nur geringe, und hat von der alten Burg seinen Ursprung und Benennung. Die Geschichte der Burg und Zubehör ist S. 487. ff. aus Urkunden weitläuftig und gut ausgeführt. Der K. Ludwig IV. hat dem Orte 1336. die Stadtfreyheit gegeben, der jetzo nur 54 Bürgerhäuser hat, und 148 M. Acker, u. s. w. Die dazugehörigen Dörfer sind in 4 Zente eingetheilet, und alle zusammen von keiner Bedeutung. Und hiermit endiget sich der Ite Theil dieser gründlich und ausführlich geschriebenen Topographie der Kurpfalz. Den 2ten Theil, so auch schon abgedruckt ist, wollen wir nächstens auch anzeigen. Der Verf.

Verf. hat sich alle Mühe gegeben, seine Angaben aus Urkunden zu bestärken, und muß auch zu archivalischen Nachrichten Zutritt gehabt haben, wie wir aus vielen Citationen bemerkt haben. Vorzüglich finden wir sehr oft — ein altes Zinßbuch vom J. 1369. angeführt, worin die landesherrlichen Gefälle aus jedem Dorfe beschrieben sind, welches wir dem alten Kataſtro und Landbuche von der Mark Brandenburg, so K. Karl der IV. im J. 1375. aufnehmen lassen, und der berühmte große Preuß. Staatsminister Graf von Hertzberg herausgegeben hat, ähnlich halten, und wünschten, daß selbiges gleichfalls ediret würde, damit man die Verfassung der Länder in Absicht der Auflagen und Abgaben in damaliger Zeit besser einsehen lernte.

Pommersche Sammlungen herausgegeben von J. H. Gadebusch, Professor zu Greifswalde. IIter Band, VIIter und VIIIter Heft. Greifswalde, bey dem Herausgeber. 1786. gr. 8.

Das Gemeinnützige dieser Sammlung ist schon aus der Recension der vorhergehenden VI Hefte des I. Bandes bekannt. In der Zueignung an Hrn. Brüggemann ꝛc. findet man eine Anzeige von der ansehnlichen Sammlung von abschriftlichen Urkunden und Nachrichten zur Pommerschen Geschichte und Staatskunde u. s. w. die der Hr. von Schwarz gesammlet hat, und die anjetzo durch einen Kauf die Universität zu Greifswalde besitzet, welche also jetzo von dem Hrn. V. genutzet wird. Wir wünschen dabey, daß die urkundlichen Abschriften nur möchten von Originalien genommen seyn; ist dieses, so ist die angegebene Sammlung in XLII. Fol. Bänden ein wahrer Schatz für Pommern.

Das VIIte Heft enthält No. XXXI. ein unvorgreifliches Bedenken betreffend den im J. 1771. eingeführten Tariff aller zur See aus der ersten Hand in den Pommerschen Stapelstädten einkommenden Waaren. In dem Eingange desselben steht, daß das Land auch in dem Falle nicht mit neuen Auflagen belästiget wird, wenn gleich die Einkünfte zu den Staatsausgaben nicht hinreichen, sondern daß der König schon in etlichen Jahren die Defecte getragen, und das Fehlende aus Schweden überſandt sey.

Außer

Außer den Domainen, der Hufenecontribution, und den geringen Zöllen, ſind dem Landesherrn die Licenten, die Acciſe und Conſumtionsſteuer bewilliget. Die Licent iſt eine Abgabe von allen zur See ausgehenden Landesprodukten, und von fremden Waaren, die zu Waſſer herein kommen. Die Taxe iſt zuerſt 1734. errichtet, und 1771. etwas verändert. Die Acciſe iſt auf das Getraide, ſo im Lande auf Bier, Brandtewein und Brod, und auf alles eingehende Getränke gelegt, nach einer Taxe vom J. 1721. Die Conſumtionsſteuer, ſo 1734. eingeführet worden, begreift alle einheimiſche und fremde Waaren und Produkte, die in den Städten zu Waſſer und zu Lande eingehen und verbraucht werden. Alle dieſe Auflagen können ohne Einwilligung der Stände nicht verhöhet werden S. 204. Ein Oxhöft Wein (ſo 2 Ohm hält) giebt 42 Schilling Licent, und 3 Rthlr Acciſe an den Landesherrn, und an Stadtzulage 1 Rthlr. 12 Gr. Im Jahre 1784. betrug der Licent überall — 32,478 Rthlr. Es iſt ein intereſſanter Aufſatz, woraus man ſieht, daß die Acciſe, Licent ꝛc. in dieſem Lande ſehr billig gegen andere Länder iſt, wie denn auch der Verf., ſo ſich J. C. Töpfer unterſchrieben, gezeigt hat, daß in Schweden ein Ohm (ſo um ¼ kleiner als ein Oxhöft iſt) 12 bis 15 Rthlr. an Zoll giebt.

No. XXXII. Nachricht von den geiſtlichen Stiftungen zu Stralſund S. 229. ff. Dieſe iſt nur für Pommern und eigentlich nur für die Einwohner der Stadt Stralſund intereſſant. Doch dürfen wir eine kleine Anmerkung des Herausgebers über die Bedeutung des Worts — Elend und Elendenhaus S. 243. nicht übergehen. Es bedeutet Elend nicht blos armſelig und unglücklich, ſondern auch einen Fremden, einen Ausländer, daher der Ausdruck — jemand in das Elend verweiſen, d. h. einen auſſer Landes in die Fremde verweiſen, und iſt hier das Elendenhaus, dem Hoſpital, ſo für die Bürger und Einwohner iſt, entgegengeſetzt, weil nur Fremde darin aufgenommen werden.

No. XXXIII. Beytrag zu dem im Vten und Vten Heft befindlichen Verzeichniß der von der Stadt Stralſund geprägten Münzen, von dem K. Preuſſiſchen Kammerherrn und Landrath von der Oſten. Der Hr. Verf. von dem wir in dem Iſten Heft dieſer Sammlung eine gute Nachricht von der Pommerſchen Münzwiſſen-

wissenschaft angezeigt haben, liefert hier Bemerkungen über die Münzen der Stadt Stralsund. Er zeigt darin sehr wahrscheinlich, daß vor dem J. 1498. keine Herzogl. Pommersche grobe Münzsorte geprägt sey, indem sich Herzog Bogislav in selbigem Jahre erstlich vom Kayser ein Privilegium darüber geben lassen S. 311. Er glaubt daher auch, daß die Stadt erstlich im J. 1504. dieses Recht grobe Münzen zu prägen erlangt hat, und nicht bereits 1319. solches gehabt, wie jener Verf. über die von der St. Stralsund geprägten Münzen angegeben hat. Er macht es auch sehr wahrscheinlich, daß es noch sehr ungewiß sey, ob die Stadt vor 1610. einen Specieserthaler oder Goldgulden geschlagen habe, sondern dieses erst nach dem Rostocker Vertrage gethan hat S. 312. Woher der Reichsadler auf den groben Münzen der Städte? Mehrentheils daher, weil sie das Recht zu münzen von den Kaisern erlangt haben, dennoch haben sie es nicht allemal gethan, wie von Braunschweig, Bremen, Hamburg u. s. w. dergleichen Thaler ohne den Adler u. s. w. angeführt sind. Auf der St. Stralsund Münzen befindet sich aber allezeit der Adler, ohngeachtet die Stadt ihr Privilegium nicht vom Kaiser, sondern von den Herzogen hat. Darauf folgen S. 315. die Beyträge von Münzen selbst.

No. XXXIV. Sammlung der Briefe des Königs von Schweden Gustav Adolfs an die Stadt Stralsund in den Jahren 1628 und 1629. Die Stadt hatte mit dem Könige ein Bündniß gemacht zu ihrem Schutz. Der König versahe also die Stadt nicht allein mit einer Besatzung, sondern er gab ihr auch alle Bedürfnisse, um sich zu schützen, welches auch verursachte, daß der Kaiserliche General Wallenstein, so die Stadt durch eine schwere Belagerung ängstigte, seinen Endzweck nicht erreichte, sondern solche wieder aufheben mußte. Man findet in diesen Briefen, deren 27 Stück hier abgedruckt sind, manche particulair Nachrichten, und man sieht wohl, daß der König sein Augenmerk darauf gerichtet hatte, daß er diesen Ort, als einen bequemen Hafen und Waffenplatz zu seinen künftigen Absichten gebrauchen wollen, sobald er mit den Pohlen in Ruhe gekommen seyn. Die Formalien der Titulatur, die bey allen Briefen gleich — Spectabilibus et Consultissimis etc. nebst der Anfangstitulatur des Königs — Gustavus Adolphus Dei gratia Svecorum etc. hätte der Hr. Herausgeber wohl weglassen können, wenn

wenn solches bey den ersten abgedruckt, mit der Anzeige, daß die Formalien auch bey den übrigen in gleichen Worten bestünden, so wäre vieler Raum gesparet worden.

Christ. Jacob Kremers Geschichte der Herren von Heinsberg des jüngern Geschlechts im Herzogthum Gülich, nebst einigen diplomat. Nachrichten vom Geschlechte der alten Herren von Dieſt, Zusätze zu den akademischen Beyträgen zur Gülichbergischen Geschichte. Gießen, bey Krieger dem jüngern. 1787. in 4.

Nach dem Titel dieser Schrift sollte man glauben, der seel. Kremer habe diese Zusätze selbst geschrieben, und in der Handschrift nachgelassen; aus der ersten und zwoten Seite aber kann man nicht anders schließen, als daß ein anderer Schriftsteller diese Zusätze, die zugleich Verbesserungen von des seel. Kremers seiner Geschichte der Herren von Heinsberg sind, mitgetheilet hat, wenigstens können wir die Worte — und mir bey meinen historischen Untersuchungen eine ziemliche Anzahl noch nicht genutzter, die Heinsbergische Geschichte erläuternder Urkunden bekannt geworden, und aus denselben die nachfolgenden Zusätze zu dieser Geschichte erwachsen sind, so habe ich geglaubt, daß es nicht unnütz seyn werde, selbige als Ergänzungen hier vorzulegen, — nicht anders auslegen, zumal da der Verf. vorher von dem seel. Kremer sagt, daß seine Abhandlung von den Herren von Heinsberg Beyfall erhalten, und er auch alles geleistet habe; weil aber es möglich sey, daß bey aller Einsicht und Geschicklichkeit, besonders in genealog. Ausführungen Personen und Begebenheiten aus Mangel an Urkunden der Kenntniß des Historikers entgehen können, so habe er die Zusätze nicht unnütz gehalten. ꝛc. Man kann also nicht einsehen, warum der Verleger, wie zu vermuthen ist, den unschicklichen Titel gewählet hat, es müßte denn seyn, daß er geglaubt, daß der Name eines Kremers diese Zusätze mehr Käufer anlocken würde. Gleich in dem 2. §. bemerkt der Verf. gegen die Angabe des Kremers §. VIII. daß von den fünf Söhnen Johannes von Lewenberg nur die zwey ersten Heinrich und Johann von ächter Geburt gewesen sind, weil die übrigen drey

dey bey allen wichtigen Handlungen, beſonders bey der Vertheilung der väterlichen Güther, noch weniger bey dem Uebergang der Herrſchaft Lewenberg an die Linie von Heinsberg ꝛc. gar keinen Antheil genommen haben, überdem Johann von Lewenberg in ſeiner Urkunde vom Jahr 1336. ſie nicht als ſeine Brüder behandelt, und Heinrich ſie unter ſeine Burgmänner zählet. In dem 3. §. ſind die Bemerkungen ebenfalls erheblich, die an den zwo Töchtern des Johannes des Stammvaters des Lewenbergiſchen Geſchlechts beygebracht ſind, nämlich von der Agnes, die unverheyrathet verſtorben, und einer ungenannten Tochter, die an einen Herren von Stein verheyrathet war, ſo beyde nach Heinrichs von Lewenberg Tode Anſpruch an ſeine Lande gemacht haben. Dieſes erläutern die Urkunden No. III. IV. und V.

Noch wichtiger ſind die Nachrichten S. 10. §. VI. wie nach des Herzogs Raynalds von Gülich und Geldern 1423 erfolgtem Tode der vierte Theil des Herzogthums Gülich an das Heinsbergiſche Haus gekommen iſt, wobey a. a. O. die Geſchichte der Vererbung der Herzogthümer Gülich und Geldern kurz erörtert iſt. Hieher gehören noch die §. VII. VIII. In dem XV. §. giebt der Verf. von dem Geſchlechte der Herren von Dieſt, und wie deren Herrſchaft mit dem Heinsbergiſchen Lande vereiniget worden, eine ausführliche documentirte Nachricht. Die älteſte Nachricht von dieſem Geſchlechte giebt eine Urkunde der Abtey *Saint Tron* vom Jahre 1099 bey dem *D'Achery Tom. II. p.* 671. In dem folgenden §. folget die weitere genealogiſche Ausführung von dieſen alten Dynaſten Geſchlechte, die eine Geſchlechtstafel zur Ueberſicht beſonders vorlegt, und eigentlich zu der 34ſten S. gehöret, woſelbſt man erwieſen findet, daß die Johanna, (die man gewiſſermaaßen als eine Erbtochter anſehen muß,) im Jahr 1425 an Johann IV. von Loen, Herrn von Heinsberg, vermählet worden, wodurch die Herrſchaft Dieſt zum Theil an das Heinsbergiſche Haus gekommen iſt. S. hierbey S. 23 und 24. Der letzte des Geſchlechts Heinrich von Dieſt, der ſeinen Antheil an der Herrſchaft Dieſt auch an Johann, Grafen von Naſſau-Sarbrück, den Gemahl der Johanna, Tochter Johanns IV. v. Heinsberg verkauft hat, hinterließ auch eine Tochter mit Namen Eliſabeth, die Jacob, Hn. v. Waſenaer zur Ehe bekommen hat. Der Joh. IV. v. Heinsberg, deſſen Tochter Johanna der Graf Johann von Naſſau-Sarbrück, wie oben gedacht, geheirathet hat, beſchloß den Heins-

bergiſchen Stamm als der letzte weltliche Herr; indem der Biſchof von Lüttich nachher erſt geſtorben iſt.

Hierbey iſt zuerſt ein Urkundenbuch von 31 Urkunden zum Heinsbergiſchen Geſchlechte, die auch zum Theil zur Geſchichte der Herzoge von Gülich wichtig ſind, hierauf noch ein zweytes Urkundenbuch von 13 Stück, das Dieſtiſche Geſchlecht betreffend, worunter zwey förmliche Lehnbriefe von dem J. 1213 allerdings merkwürdig ſind, und unter die erſten gegebenen Lehnbriefe mit gehören. In dem erſten belehnet Herzog Heinrich von Lothringen Arnold von Dieſt 1213 mit der halben Vogtey zu Webenchem ꝛc. mit dieſen Worten: — „Ego H. Dei grat. Dux Lotharingie — notum facio, quod *Arnoldo de Dieſt* et ſuis ſequacibus *in feodum contuli dimidiam partem Aduocationis de Webenchen* et quicquid ad eandem pertinet Aduocationem. *Contuli etiam ei in feodam* dimidiam partem petitionis in praefata aduocatione.“ — In dem andern von eben dieſem Jahre giebt der Graf Ludewig von Löen eben dem Arnold von Dieſt dieſelbe Vogtey (vermuthlich die andere Hälfte) ebenfalls noch förmlicher mit dieſen Ausdrücken zu Lehn: — „quod ego Lodevicus Comes Loenenſis *Arnoldo de Dieſt et ſuis heredibus poſt ipſum in feodum contuli Aduocationem de Webbenhem* et quicquid ad eundem ſpectat Aduocationem, ſi quis autem praedicto Arnoldo de hac Aduocatione vel alīs bonis ſuis, *quibus eum feodavi*, iniuriam inferre voluerit, *pro eo ſtabo* (die Lehnsgewähr) *et ſicut teneor ſupradictum hominem meum Arnoldum de Dieſt ab omni inquietatione abſoluam.*“ — Auch zur Erläuterung des deutſchen Rechts findet man in dieſen Urkunden hin und wieder erhebliche Data; nur iſt es Schade, daß bey ſelbigen nicht angegeben iſt, ob die Abſchriften von Originalien oder Kopeien, und bey letztern, von welcher Gattung ſie genommen ſind. Vermuthlich wären ſie, wie Recenſ. aus gewiſſen Urſachen glaubt, aus der vortrefflichen Urkundenſammlung des ehemaligen Kanzlers zu Düſſeldorf des D. Johann Gottfried von Redinchoven her, der ſolche am Ende des vorigen Jahrhunderts in 70 Foliobänden mit vielen Koſten durch genaue Abſchriften zuſammengebracht hat, welche die Kurfürſtl. Bibliothek zu Manheim verwahret, woraus der ſeel. Kremer ſowohl, wie der Hr. Hofrath Larvey die drey Bände der Beyträge zur Gülich und Bergiſchen Geſchichte gröſtentheils ediret hat, deren weitere Ausgabe wir

ſehn.

sehnlich wünschten. Auch diese Zusätze machen dem ungenannten Hrn. Verfasser Ehre.

Hf.

Herrn de Page's, Königl. Französischen Schiffskapitäns, — Reisen um die Welt und nach den beyden Polen zu Lande und zur See in den Jahren 1767. 1768. 1769. 1770. 1771. 1773. 1774. und 1776. Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1786. gr. 8. 714 S.

Die Reise des Verf. um die Welt hat das Auszeichnende vor andern, daß er sie nicht wie Andere, umschifft, sondern, wo es sich wollte thun lassen, zu Lande durchwandert hat. Es war ihm recht eigentlich darum zu thun, die Natur in ihrer einfachen Gestalt, und den Menschen auch so, wie ihn die Natur bildet, ohne Verfeinerung kennen zu lernen. Wenn solche Menschen gleich etwas rauhes und unschlachtiges in ihrem Betragen an sich haben, so glaubte er doch, daß ihre übrigen Eigenschaften dies ersetzen würden; kurz, er glaubte, ihr natürlicher Charakter müßte eben so viel reizendes haben, als jedes andere Werk der Natur. In dieser Absicht, und um die Meere von Indien bis an die äußersten Grenzen der Ostküste von Asien im Norden kennen zu lernen, nahm er sich vor, durch Neuspanien nach Akapulko und von da zu Schiffe über Manilla nach China und die Tatarey zu reisen, von da er an der Ostküste Asiens hinaufgehen und die nordliche Durchfarth suchen wollte. Daß er sich auf solchem Wege an die Lebensart und die Sitten dieser Völker würde gewöhnen müssen, sahe er voraus, und stellte sich die gastfreye Aufnahme und den ehrlichen Umgang mit denselben so reizend vor, daß alle Schwierigkeiten, die jeder Andere bey solcher Reise finden würde, verschwanden. Freylich war es nöthig, sich an eine solche Lebensart zu gewöhnen; denn er konnte bey den Völkern, die er besuchte, keine bequemere haben. Schon seine erste Reise über Neuorleans auf dem Missisippi und dem rothen Flusse nach Nachitoches, den nordwestlichen Posten der Franzosen in Louisiana, 740 kleine französische Meilen

von Neuorleans war ihm dergleichen Verleugnung nöthig. Das Haus, wo er einkehrte, war schmutzig und enge. Er bekam nur sehr schlechtes Brod vom indischen Korne und Reißmehle, und er dachte mit Sehnsucht an den Zwieback zurück, von welchem die Reisegesellschaft seit der Abreise von Neuorleans gelebt hatte, ob er gleich, seitdem sie den Missippi verlassen, verdorben war. Man kann sich, setzt er hinzu, keine Vorstellung davon machen, wie sehr der stinkende Geruch des Urins und der Excremente der Kaimans die Luft am rothen Flusse verdirbt, der Zwieback hatte den Geruch und Geschmack von dem stinkenden und versaulten Biesam angenommen, indeß fand er es doch noch weit schlimmer, als er in die Mexikanischen Provinzen kam. Bey den Adaissiern, dem ersten spanischen Posten 7 Meilen von Nachitoches, der von spanischen Reutern besetzt ist, konnte er nicht einmal seinen Hunger stillen. Die faulen Spanier vernachläßigen den Landbau und müssen ihre Lebensmittel weit herholen. Eben deshalb, und weil sie ihre Kleidung und übrigen Bedürfnisse von dem entfernten Mexiko kommen lassen müssen, können sie mit ihrer Löhnung, die täglich einen Piaster beträgt, nicht auskommen. Es ist der Mühe werth, diese außerordentlichen Menschen kennen zu lernen. So arm und zerlumpt sie auch sind, so sind sie doch sehr gastfrey, und theilen ihren letzten Bissen mit dem Ersten, der sie darum anspricht, wenn sie gleich selbst vom Hunger gedrückt werden. Dabey sind sie stolz, lügnerisch und eben so diebisch, als die meisten Wilden. Ihre spanische Tracht ist wie in den Zeiten der alten Ritterschaft. Man darf nur ihre Steigbügel ansehen, um das Sonderbare in ihrer ganzen Tracht und Rüstung sich vorzustellen. Sie wiegen ungefähr 50 Pf. und bestehen aus 4 dicken eisernen Stangen in Form eines Kreuzes, 4 bis 5 Finger breit und ungefähr ¾ Zoll dick. Der Vortheil, den sie davon haben, ist, daß sie als Balanciergewichte den Pferden einen gewissern Gang geben. Von hier bis Mexiko sind 550 Meilen. Die nächste beträchtliche Pflanzung, Antonio, liegt ungefähr 250 Meilen davon entfernt, und der Weg ist so beschaffen, daß ihn nur die Wilden und Soldaten in Gesellschaft von 2 bis 3 Personen machen können. Andere müssen in stärkerer Gesellschaft reisen. Zum Glücke fand Hr. de Pages solche Karavane. Der alte Gouverneur dieser Provinz Tejas mußte wegen einer Streitigkeit mit seinem Nachfolger nach Mexiko kommen, und in diese Ge-

Gesellschaft ward er aufgenommen, nachdem er erst mit vieler Mühe unter den Wilden die nöthigen Lebensmittel und Maulthiere sich angeschafft hatte. Hiebey lernte er den Character und den Zustand der Wilden näher kennen, und zwar so sehr zu ihrem Vortheile, daß er in der Folge allemal lieber mit ihnen, als mit den Spaniern zu thun hatte. Bey S. Antonio, wo sie auch den neuen Gouverneur der Provinz Tejas antrafen, wurden sie von den Wilden angegriffen, die von ihnen auch Pferde erbeuteten. Indeß waren hier Pferde, Maulthiere, auch Kühe und Schafe genug vorhanden; denn die Einwohner von Antonio lebten größtentheils von dem Viehe, das aber halb wild ist, und zu Zeiten zahm gemacht werden muß. Leinewand ist in dieser ganzen Gegend von außerordentlich hohem Werthe, und Hr. d. P. mußte deshalb, was er hier einzukaufen hatte, für Leinewand erhandeln. An Brodte und Lebensmitteln fand er einen solchen Mangel, daß er oft vom Hunger gequält wurde. Die Jagd mußte ihm den besten Unterhalt verschaffen. Bey der Nahrung vom Fleische aber fand er die Bemerkung der Jäger richtig, daß fettes Fleisch das einzige sey, welches Leute, die davon leben müssen, in die Länge unterhalten könnte. Antonio ist der beträchtlichste Ort von den vieren, welche die große Provinz Tejas ausmachen. Diese sind der Posten bey den Adaisstern, Akoquisso, 100 Meilen westlich von diesem, la Badia del Spiritu Santo, 200 Meilen W. S. W. und San Antonio, 250 Meilen W. ¼ S. W. Die übrigen Posten in diesen äußerst fruchtbaren aber an Menschen leeren Gegenden sind der Posten San Saba, Rio Grande am Ufer dieses großen Flusses, Paße del Nord und Santa Fehe in Neu-Mexiko, welche ungefähr 250 Meilen (kleine Französische) von S. Antonio entfernt sind. Wenn das richtig ist, so ist freylich auf allen unsern Karten die Lage derselben sehr falsch angegeben, und die Lage derselben, wie überhaupt die Grenze von Neu-Mexiko geht bey weitem nicht so weit im Norden hinauf, als sie auf diesen Karten bezeichnet ist. Die Spanier haben sonst viel nördlichere Posten gehabt; aber da sie von den Wilden sehr beunruhigt wurden, sahen sie sich genöthigt, sie aufzugeben. Die Wege von Nueva Sonora, welche nach den neuesten Bergwerken von Serro Prietto führen, sind beynahe ungangbar. (Dies galt zu seiner Zeit; aber man weiß, daß nachher hauptsächlich durch die Bemühungen des Don Galvez seit 1776. diese Gegenden, so wie

überhaupt alle Spanisch-Amerikanische Provinzen mit der bessern Regimentsverfassung auch mehr Sicherheit bekommen haben.) Erst nachdem sie zu Laredo angekommen, und über den Rio Grande oder Bravo gesetzt hatten, kamen sie in die bewohnten und angebaueten Provinzen von Neu-Spanien. In Sartillo wohnte er der Feyer von Mariä Lichtmessen, dem größten Feste dieser Stadt, bey. Man führte nach der Messe die Maria in Prozession — in ein Schauspiel. — Auf dem Schauplatze, der zum Stiergefechte bestimmt war, stellte man das Bild auf ein besonderes Gerüste. Dies dauerte bis in die Nacht. Alsdenn ist 3 Tage lang Jahrmarkt, hauptsächlich von allerhand Näschereyen, wobey sich die Männer bemühen, gegen die Weiber äußerst galant zu thun. Die Maria wird dabey nicht vergessen. Man führt sie in den Tanzsaal und die Komödie, wobey Teufel und Engel erscheinen. Man tanzt und schmauset — hält Stiergefechte in ihrer Gegenwart, und wenn die Lust vorbey ist, trägt man sie wieder in die Kirche. Man sammelt auch hier Kochenille. Die Beschreibung aber, die er davon giebt, ist falsch. Das Insekt, sagt er, verschließt sich in ein kleines Gehäuse, welches es an die Blätter befestigt, und stirbt darin, (wird zur Larve oder Puppe) das Ganze färbt und verhärtet sich, und nimmt die Gestalt an, unter der wir die Kochenille bekommen. Von Sartillo an hatten sie weiter nicht nöthig, Lebensmittel mit auf den Weg zu nehmen; sie bekamen nun wieder gutes Brod zu essen; das Wasser aber mußte erkauft werden, und dabey war es salzicht. Er fand auch große Indianische Dörfer, und überhaupt waren die ehemaligen Staaten des Motezuma noch voll von Indianern, so daß gegen 20 Indianer kaum ein Spanier gerechnet werden kann. Wenn man sich auf sein Zeugniß hierin verlassen kann, so sind sie die fleißigsten Leute in der Provinz; leben dabey ohne Aufwand und ohne Stolz, und gehen einfach gekleidet, Einige in Spanischer, Andere in ihrer ursprünglichen Volkstracht. Das ganze Land ist in Lehnsherrschaften eingetheilt, deren Besitzer auf sehr schönen Schlössern wohnen, und große Einkünfte haben. Ueberhaupt kündigte Alles auf dem Wege den großen Wohlstand und Reichthum seiner Einwohner an. In Mexiko ist aber die Pracht wirklich im höchsten Grade übertrieben. Die Leute wissen ihr Silber zum Theil da so wenig zu schätzen, daß sie sogar die Kutschenräder und ihre Pferde statt Eisen damit beschlagen, und doch giebt es hier ungemein

viele

viele, die in der drückendſten Armuth leben. Dies ſind faſt immer Spanier. Auf dem Wege von Mexiko nach Akapulko nahm, einige fruchtbare wohl angebauete Gegenden ausgenommen, der gute Boden, die Volksmenge, und der Wohlſtand der Einwohner wieder merklich ab. Am 2ten April 1768. gieng er mit der Gallione nach Manilla ab, und dieſen weiten Weg über die Südſee bis Guam, der einzigen Marianiſchen Inſel, die die Spanier beſuchen, und wohin ſie einen neuen Statthalter brachten, legten ſie in 2 Monaten zurück. Dagegen vergiengen auf dem kurzen Wege von Guam bis Samar, der öſtlichſten großen Philippiniſchen Inſel wegen des Sturms und ungünſtigen Windes auch 2 Monate. Er ſchätzt die Zahl der Einwohner auf Guam, welche eine Kolonie der Philippinen ſeyn ſoll, auf 10,000, die in 7 oder 8 Dörfern wohnen. Außer Reis, indiſchem Korne und vielem Gartengewächſe wächſt hier auch die Brodtfrucht, die ſie Rima nennen. Die Wälder ſind davon voll, auch von Kokosbäumen und Bananasfeigen. Auf der Inſel Samar blieben ſie 2 Monate, und er wendete dieſe Zeit an, ſowohl die gutmüthigen Biſſayer, als auch die halbwilden ſchwarzen Muhametaniſchen Seeräuber, welche die Fahrt für kleine Schiffe hier ſo unſicher machen, kennen zu lernen. Für die Naturgeſchichte verdient die Beſchreibung des Tabon bemerkt zu werden. Der Vogel iſt nicht größer, als eine Turteltaube, und legt Eyer ſo groß, wie Gänſeeyer, die er in der Erde, verſcharret, wo ſie von der Wärme des Bodens ausgebreitet werden. Man findet oft bis auf 40 in einem Loche. Sie ſind ſchwer und unverdaulich; doch aber werden ſie häufig aufgeſucht und gegeſſen. Die Lobeserhebungen von den Einwohnern widerſprechen andern Nachrichten. Er ſchreibt ihnen einen ſtarken Hang zur Freundſchaft zu, und von den weitern ſagt er, daß ſie luſtig und verliebt wären, ohne ausſchweifend zu ſeyn. Beym Küſſen, dem gewöhnlichen Zeichen der Liebe zwiſchen beyden Geſchlechtern oder Aeltern und Kindern, hauchen ſie vorher den Theil ſanft an, auf welchen ſie ihre Lippen drücken wollen. Sie ſind ſehr behende, große Freunde der Muſik, und in Handarbeiten geſchickt. Sie weben artige Zeuge aus Akabu oder den Faſern der Bananasfeige, mit Seide oder Baumwolle untermiſcht, ſticken auf außerordentlich feinen Seidenſtoffen, und machen Spitzen. Jedes Haus hat ſeinen Weberſtuhl zu eigenem Gebrauche. Auch beſchäfftigen ſie ſich mit dem Schiffbaue, und Allem,

was dazu gehört. Gewöhnlich gehen die Einwohner beyderley Geſchlechts, wenn ſie weit genug von den Miſſionen leben, beynahe ganz nackt. Das Innere des Landes liefert Goldſtaub; aber nur die Mönche (damals noch Jeſuiten) kennen dieſen Handelszweig. Sie verbieten den Spaniern den Aufenthalt in den indiſchen Dörfern, unter dem Vorwande, daß ſie die Sitten der Einwohner nicht verderben ſollten. Nach ſeiner Beſchreibung iſt es das angenehmſte Land, das er je geſehen hat, und die Biſſayer (ſo heißen alle Indianer auf den Philippinen, die auf der Inſel Luçon wohnenden ausgenommen) erhöheten ſein Vergnügen in dieſen reizenden Gegenden durch ihre ſanften Sitten. Wie er nach Manilla kam, ſo wählte er auch ſeinen Aufenthalt auſſerhalb der Stadt bey den Indianern, denen er eben ſolche gute Eigenſchaften des Herzens zuſchreibt, wie den Biſſayern. Er nennt ſie außerordentlich lebhaft, geiſtreich und geſchickt. Die aus dem Norden der Inſel kommenden ſind indeß etwas roher. Bey ihrer Verträglichkeit und dem natürlichen Reichthume ihrer Inſel trennen ſich die Familien nicht leicht, ſo daß man oft in einem Hauſe, ſo klein es auch iſt, 4 bis 5 Aeſte von einer Familie antrifft. Alle, auch Fremde, ſchlafen in einem Zimmer, wobey gleichwohl nur ſelten die Sittſamkeit beleidigt wird. Bis in das 10te oder 12te Jahr gehen die Kinder in einem Hemde, das nur bis an den Nabel reicht, und auch dieſes legen ſie oft ab. Wenn aber Schaam bey ihnen entſteht, ſo legen ſie dies kurze Hemd an. Seine Wirthin hatte bis in das 13te Jahr, wo ſie ſich verheyrathet, ein ſolches Hemd getragen. Ja die Wilden, die Indier auf den Philippinen und in Indien, auch die Araber, gehen oft ganz nackt, und tragen nur um den Leib eine Bedeckung, ohne die mindeſte Unanſtändigkeit darin zu finden. Unter den Fremden fand er nicht nur Sineſer, ſondern auch Japaner, worüber man ſich um ſo viel mehr verwundern muß, weil es bekannt iſt, daß ſie nicht lange vorher alle vertrieben, und die Sineſer insbeſondere, weil ſie es mit den Engländern gehalten, auf das grauſamſte verfolgt, wie wilde Thiere gehetzt, mit Kanonen niedergeſchoſſen, oder wohl gar an den Mündungen derſelben in die Luft geſchoſſen wurden. Der Grund, warum ſich hier wieder Japaner angefunden, daß ſie nämlich vom Winde hieher verſchlagen waren und ſich nun nicht wieder getraueten, in ihr Vaterland zurückzukehren, weil keiner es bey Todesſtrafe aus den Augen verlaſſen durfte, iſt nicht

richtig. Man weiß ja, daß Japaner die Küſte von Amerika, und die Kuriliſchen Inſeln beſuchen, und von da in ihr Vaterland zurückkehren. Er fand hier noch einen Officier, einen Nachkommen des Motezuma, der, wie alle Abkömmlinge dieſes Kaiſers, eine Penſion von 5000 Piaſtern und das Recht hat, Wache bey ſich zu führen, wenn ſie ſolche bezahlen können. Aber die Dürftigkeit verſtattet ihnen ſolches nicht, daher ſie ſich begnügen, nur das Wapen des Kaiſerthums in ihrem Petſchafte zu führen. Uebrigens findet man von den Produkten und übrigem Zuſtande der Philippinen nichts, das nicht ſchon aus der ſchönen Beſchreibung in Hrn. Forſters und Sprengels Beyträgen größtentheils noch ausführlicher bekannt wäre. Auch die Sitten der Einwohner werden hier zwar bey weitem nicht ſo günſtig, aber wahrſcheinlich richtiger beſchrieben, als vom Hrn v. Pages, der bey aller Gelegenheit eine zu partheyiſche Vorliebe für die Sitten und den Charakter der wilden und halbwilden Menſchen äußert.

Er dachte von hier durch Hülfe der Dominikaner, welche die Miſſionen in China unterhalten, dahin zu kommen, und dies Reich und die Tatarey zu durchreiſen, worauf er ſich mit den nordiſchen Völkern bekannt machen, ihre Sitten annehmen, ihnen eine Zeitlang auf ihren Zügen folgen, und ſo längſt der Meeresküſte von Dorfe zu Dorfe weiter gehen wollte, um die Durchfahrt im Norden von Sibirien auszuforſchen, allein die Patres wollten ſich damit nicht abgeben. Er gieng alſo zu Schiffe über Batavia nach Oſtindien. Bey ſeiner einfachen, blos auf Nahrungsmittel des Pflanzenreichs eingeſchränkten Lebensart war Batavia für ihn kein gefährlicher Ort. Er blieb ein viertel Jahr daſelbſt, und ließ ſich die dortigen Früchte und Speiſen gut ſchmecken. Was er übrigens von der Stadt und der Regierungsart der Holländer und ihren Fehlern ſagt, iſt bekannt. Er kam nach Bombay und gieng mit demſelben Schiffe nach Surate. Um die Maratten näher kennen zu lernen, kleidete er ſich nach ihrer Weiſe, und reiſete mit einem Wegweiſer aus dieſer Nation durch ihr Land zurück nach Salſette. Er mußte aus Blättern eſſen und trinken, und ſie hernach ſelbſt wegſchmeißen, weil es bey ihnen eine Verunreinigung iſt, das irgendwo zu berühren, was ein Menſch von einer andern Klaſſe mit ſeinem Munde berührt hat. Indeß ward dies durch ihr übriges Betragen gegen ihn wieder gut gemacht, und er fand ſie in

allen Stücken beſſer, als die dortigen Portugieſen. Auf dem ganzen Wege war kein Platz, wenn er ihnen gehörte, der nicht bebauet war. Gleichwohl erfordert ihre Lebensart nur wenige Unterhaltungsmittel. Ihre Häuſer auf dem Lande ſind eben ſo einfach, vom Bambusrohre und Palmbaumholze erbauet, und mit den Blättern eben dieſes Baums, oder mit Heu gedeckt. Ihre Wände ſind von Weiden oder ſtarken Binſen geflochten, und mit Leime beworfen. Nur in den Städten haben ſie beſſere Häuſer, gewöhnlich 2 Stockwerke hoch, wovon jedes aus 3 großen ſtuffenmäßigen Erhöhungen in Form eines Amphitheaters beſteht. Auf der höchſten Stufe befinden ſich zu beyden Seiten 2 kleine Kabinetter zur Aufbewahrung ihrer Koſtbarkeiten. In der Mitte dieſer letzten Stuffe iſt ein großer Raum mit Teppichen bedeckt, wo Beſuche angenommen werden. Auf der unterſten Stufe iſt ein großes Waſſerbecken. Die Hauptſeite des Gebäudes iſt offen, und hat von außen eine Gallerie. Der Fußboden beſteht aus weichen Steinen, die zerſtoßen und mit Gipsöle und dem Weißen vom Eye verbunden werden. Wenn dies Pflaſter feſt geſchlagen wird, ſo iſt es ſo dicht und eben, daß es nur einen einzigen Stein von einer ſehr glänzenden Glaſur ausmacht. Man nennt dieſe Art von Kütte Algamaſſe. Die Dächer der Häuſer ſind platt, und mit eben dieſer Algamaſſe bedeckt. Weil Hr d. P. ganz nach der Sitte der Bramen auf dem Lande in Gärten lebte, ſo hielt man ihn für einen Büßenden. Chriſten und Heiden betrachteten ihn mit Ehrfurcht. Oft war er 3 bis 4 Tage aus ſeinem Hauſe entfernt, davon die Thür nicht verſchloſſen werden konnte; aber nie merkte er, daß irgend Jemand in ſein Haus gegangen wäre. Er ſetzt ſehr richtig hinzu, daß er die nämliche Sicherheit in allen den Orten bemerkt hätte, wo Stand und Reichthum der Einwohner beynahe gleich ſind. Alſo galt das nur auf dem Lande, denn in Suratte fand er hierin gewiß einen ſehr großen Unterſchied. Mit dem Reichthume und dem Ueberfluſſe, den der Handel in dieſe große Stadt gebracht hat, iſt Pracht, Ueppigkeit und Unſicherheit des Eigenthums in gleichem Grade gewachſen. Jeder Privatmann kann hier bewaffnete Leute im Solde haben, und obgleich dieſe Bedeckung, unter welcher ſie ſich auf den Straßen zeigen, gewöhnlich nur zum Staate mitgenommen wird, ſo bleibt doch ihre erſte und weſentliche Beſtimmung die Sicherheit. Die Zahl der Bedienten und Sipayen ſteht mit dem Reichthume ihrer Herren

im

im Verhältniſſe. Der Mauriſche Kaufmann, mit deſſen Schiffe er nach Baſſora gieng, ritt, wenn er ſich in ſeinem Staate ſehen ließ, auf einem Elephanten, von ſeinen Verwandten umgeben, die ihn zu Pferde und in Palankinen nebſt vielen Leuten zu Fuße begleiteten. 200 Sipayen marſchirten vor ihm her, und eine lärmende Muſik beſchloß den Zug. Er hatte über 10 große armirte Schiffe, die er den Engländern zu Fracht gab. Er brauchte eine Menge Sklaven zu Faktoren auf ſeinen verſchiedenen Faktoreyen zu Baſſora und auf einer ziemlich beträchtlichen Inſel im Euphrat, die er mit unumſchränkter Oberherrſchaft beſaß, ſeine eigene Flagge. Sein Handel erſtreckte ſich bis Sina. In ſeinem Hauſe hatte er wenigſtens 100 Oberſklaven, die wieder andere unter ſich hatten. Bey dem allen war er in Suratte nur eine Privatperſon. Hr. d. V. gieng im April 1770 mit gedachtem Schiffe nach Muskate ab, welches ein unumſchränkter Iman beherrſcht, und von da nach Baſſora. Wegen der Seeräubereyen, die von der Malabariſchen Küſte an, bis in den Perſiſchen Meerbuſen, ſo häufig ſind, halten die Engländer, durch deren Hände der größte Theil des Handels geht, vor Baſſora 3 bewaffnete Fahrzeuge, und in der Stadt ſelbſt 500 Mann Landtruppen. Sie allein hatten ſich bey dem arabiſchen Pöbel ſo in Achtung geſetzt, daß Indiſche Matroſen im Dienſte der Engländer, denen, welche die Achtung gegen ſie aus den Augen ſetzen wollten, dieſelbe mit Ruderſchlägen einprägten, welches jedem andern das Leben gekoſtet haben würde. Dieſe Achtung aber haben ſie ſich dadurch erworben, daß ſie im Handel aufrichtig und nicht knauſerigt ſind. Um nicht ſo lange in dieſer Stadt zu bleiben, gieng er mit einer Karawane von Beduinen durch die Arabiſchen Wüſten nach Syrien. Sie beſtand ungefähr aus 150 Arabern, und 1500 jungen Kameelen, welche ſie in Aleppo verkaufen wollten. Er kleidete ſich hier als Araber. Sonderbar iſt die Aufnahme dieſer Nation, wann Andre, die Schutz und Sicherheit bey ihnen ſuchen, zu ihnen kommen. Ungeachtet man ſeine Aufnahme bereits verabredet, ſchickten die Araber doch bey ſeiner Ankunft eine Anzahl ihrer Krieger mit Lanzen ihm entgegen. Die 8 Araber, welche ihn dahin führten, ſprangen bey ihrer Erblickung von den Kameelen, liefen ihm entgegen, und beyde Theile ſtürzten mit vorgeſtreckter Lanze und lautem Geſchreye unter einander, und darauf erſt wurden ſie ins Lager geführt. Mit ſolchen kriegeriſchen Formalitäten wird jeder aufgenommen.

men. Er fand nun überall gute ehrliche Gaſtfreunde. Als nach einiger Zeit dieſe Karavane von einer andern angegriffen und zur Flucht genöthiget wurde, verlor er alle ſein Gepäck. Er war von ſeinem Dromedar geſtürzt, und befand ſich in Gefahr, den Feinden zum Raube zu werden. Aber einer von den 8 mit ihm auf der Flucht begriffenen Arabern nahm ihn ſogleich hinter ſich auf, und die Geſellſchaft theilte nicht nur gutmüthig mit ihm den geringen Vorrath ihrer Lebensmittel, ſondern brachte ihn auch, wiewohl unter unſäglichen Schmerzen, die ihm der unſanfte Gang der Thiere verurſachte, und unter beſtändiger Furcht, nach Damas. Wir übergehen hier die weitläuftige Schilderung dieſes Volks, ihrer Läger, Beſchäfftigungen und Lebensart, die er auch in der unwirthbarſten Gegend der Erde, worinn ſie ſich gegen die ausdörrende Hitze dadurch ſchützen, daß ſie ſich ſo dicht, wie wir uns etwa im Winter bekleiden, das Geſicht einhüllen, auf einem höchſtens mit Graſe und einzelnen Sträuchern und Dornbüſchen bewachſenen Boden, wo ihnen ſo oft das Waſſer fehlt, und wo ſie ſtets in Gefahr ſind, von einer mächtigern Heerde Araber überfallen, und des Ihrigen gänzlich beraubt zu werden, wegen ihrer Genügſamkeit und Freyheit dennoch für glücklich hält, und merken nur an, daß der Einhüllung ungeachtet, die er ſo gut, wie jeder andere Araber, in ſeiner ganz arabiſchen Tracht beobachtete, in der kurzen Zeit ſein Haar austrocknete und etwas wolligt ward. In Syrien fand er es in aller Abſicht beſſer. Die ſo ſehr verſchrieenen Druſen nahmen ihn recht gut auf. Eingeſchloſſen in ihren Bergen fühlen ſie die Macht der Türken nicht, und genießen ganz der Freyheit. Gleichwohl geben ſie den Scheiks richtig ihren Tribut, welche dieſe dem Großemir entrichten, der ihn zuletzt an die Pforte ſchickt. Sie ſind genügſam, bauen das Land ſehr fleißig, und unterhalten ſchöne Heerden. So abgeſondert ſie auch leben, ſo ſind ſie doch ſehr gaſtfrey. Viele ſind Chriſten. So waren die Scheiks, denen er empfohlen war, und welchen die ganze Landſchaft Kesruan gehört, eifrige Chriſten. Sie lebten in ſtiller Einträchtigkeit unter einander, und führten eine frugale; aber edle, gemächliche und angenehme Lebensart. Man ſollte ſie eher für reiche Bauern, als für groſſe Herren halten. Er wohnte ihren Geſellſchaften bey, die ſie unter Bäumen halten. Sie zogen ihn regelmäßig mit zu ihren Andachtsübungen, und zu einer Abendverſammlung, wo alle junge Leute zuſammen kamen. In dieſer Zuſammenkunft

kunft würden nach einigen angenehmen Unterredungen Stellen aus Andachtsbüchern vorgelesen, und einige Gebete hergesagt. Alle Bewohner dieses Landes sind vom Kopfe bis zum Fuß bewaffnet. Beleidigungen bleiben unter ihnen nicht ungestraft. Auch zeigt sich auf ihren Gesichtern eine Unerschrockenheit, die, ohne in Frechheit auszuarten, einen männlichen, doch dabey gefälligen Charakter verräth. Ihre Priester sind arm, und müssen mit ihren Händen arbeiten, um ihre Familien zu ernähren; denn, ob sie gleich Katholiken sind, so können sie doch nach ihrer Verheyrathung, aber nur mit einem Mädchen, zu Priesterstellen berufen werden. Der Gottesdienst wird in Syrischer Sprache verrichtet; das Evangelium aber, und die Gebete, vom Priester laut in arabischer Sprache vorgelesen. Die katholische Religion ist überhaupt hier und in dem übrigen Syrien durch die Missionairen sehr ausgebreitet. Bischöfe und Klöster beyderley Geschlechts sind hier zahlreich. Die Einwohner dieses Landes sind überhaupt gottesfürchtig. Er besuchte einen Priester zu Mafra, dessen Frau ihn bey seiner Abwesenheit ländlich bewirthete. Als ihr Mann zu Hause kam, entfernte sie sich sogleich nach asiatischer Sitte. Am Abend versammelten sich um die Stunde des Gebets verschiedene Einwohner. Das Gebet wurde unter freyem Himmel mit so vieler Andacht, als die geschmücktesten Tempel nur einflößen können, verrichtet. So gieng es des Morgens wieder zu, als er die Messe las. Dair el Kamar ist der gewöhnliche Sitz des Emirs, wenn er nicht zu Baruth wohnt. Viele alle Scheiks sind ihm gleich unterthänig. Um sein Ansehen unter ihnen zu erhalten, stiftet er selbst öfters Zwistigkeiten unter ihnen an. Gewöhnlich schlichten die Scheiks die Streitigkeiten in ihren Dörfern. Wollen sich die Parteyen nicht vergleichen, so gelangt die Sache an den großen Emir, als die letzte Instanz. Gewöhnlich schafft sich jeder selbst recht. Kein Einwohner geht aus dem Hause, ohne mit seinem Dolche oder langen krummen Messer bewaffnet zu seyn, und entfernt sich niemals von demselben ohne Flinte und Pistole. Weil es Gebrauch ist, daß jeder seine Tochter an einen Verwandten verheyrathet, so ist das Band unter den Familien so groß, daß, wenn einer beleidiget wird, die ganze Familie Theil daran nimmt. Nicht so blutig sind die Kriege, welche die Scheiks unter sich führen. Die Parteyen rücken gegen einander. Man trägt vor der Fronte seine Beschwerden vor. Die mächtigere Parthey macht nach heftigem Wortwech-

wechſel, wobey ſelbſt der gemeine Soldat mitſpricht, den Handel aus, und beſtraft den andern gewöhnlich dadurch, daß er ihm die Maulbeerbäume umhauet. Jeder geht darauf friedlich nach Hauſe. Nicht ſo unblutig ſind ihre äußern Kriege. Hier haben ſie ſich ſolches Anſehen erworben, daß ein einziger Einwohner ſeinen Feind wohl in einer Stadt aufſucht, und ihn niederſtößt. So ermordete ein Druſe den Aga im Zollhauſe zu Saide mitten unter ſeinen Leuten, indeß ein Maronit, der ſein Freund war, mit Säbel und Piſtole in der Hand verhinderte, daß man das Thor nicht zuſchloß, um ihm den Rückzug zu verhindern. Außer den chriſtlichen Druſen giebt es noch 2 Gattungen; einmal ſolche, die die ſogenannte natürliche Religion annehmen, und ferner die geiſtlichen Druſen oder Akals. Dieſe letztern ſind es eigentlich, deren Religion niemand kennt. Die gemeinen Druſen können nicht anders, als durch eine ſehr einfache, untadelhafte, fromme und büßende Lebensart in dieſen Orden kommen. Ihre Kleidung iſt ſchwarz, oder ſchwarz und weiß geſtreift, der Turban weiß. Waffen tragen ſie nur alsdann, wenn alles zu Felde zieht. Sie eſſen bey keinem, der nicht im Rufe der Frömmigkeit ſteht. Auch von dieſem nehmen ſie nur Geſchenke an. Sie leſen oft die 5 Bücher Moſis und andre; die ihm aber unbekannt blieben. Auch ihre Bethäuſer blieben ihm verſchloſſen. Sie kaſteyen ſich durch Faſten und Enthaltung von Vergnügungen, beſuchen auch die chriſtlichen Kirchen mit äußerſter Devotion, und hören gern eine Erklärung der Religionswahrheiten, ohne ſich jedoch zu irgend einer bekannten chriſtlichen Religionspartey zu ſchlagen. Unter den Druſen und im nördlichen Paläſtina wohnen auch die Mutalis, eine Sekte Muſelmänner, die auch mit keiner andern Nation in Verbindung ſteht. Gegen Fremde üben ſie die nämlichen Grundſätze von Abſonderung und Entfernung aus, wie die Indianer. Man kann nicht bey ihnen wohnen, und darf nicht aus einem Geſchirre mit ihnen eſſen; ſie ſchienen ihm ſogar etwas wild zu ſeyn. Die Chriſten dürfen indeß unter ihnen wohnen, und ſie haſſen ſie nicht ſo ſtark, wie die Türken. Unter allen Himmelsſtrichen, die er durchwanderte, fand er keinen glücklichern, als die ſüdliche Gegend von Syrien. Die Produkte des Landes beweiſen ſeine Behauptung. Manches Getraide wächſt hier, und bringt ſogar Frucht im Winter. Verſchiedene Bäume ſind alsdenn zwar ohne Blätter; aber die Gärten ſind voll Blumen und Gemüſe. Vor den Nordwinden iſt es durch ho-

he

ſt Berge geſchützt. Dabey hat es wenig Regen, wegen der Wüſte auf der einen Seite, die wenig ausdunſtet. Alle Produkte der warmen und kalten Länder findet man hier beyſammen. Der Fleiß der Einwohner hat den Boden der Berge fruchtbar gemacht, und in reizende Gärten verwandelt. Eine Menge von Quellen, die durch Kanäle geleitet werden, benetzen die Maulbeerbäume, die den Hauptnahrungszweig dieſer Gegend ausmachen. Auch Oel, Wein und Feigen ſind Hauptgegenſtände ihrer Einkünfte. Dieß wenige wird hinreichend ſeyn, das Intereſſante dieſes Theils ſeiner Reiſebeſchreibungen zu zeigen. Er reiſete von hier 1771 wieder nach Frankreich, wo er am 5ten Dec. zu Marſeille ankam.

In den Jahren 1773 und 1774 ſtellte er eine Reiſe nach dem Südpole an. Als er auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſich befand, bekam er Luſt, das innere Afrika bis Tunis zu durchreiſen. Er wußte, daß Negerſklaven, die auf der Küſte von Guinea eingehandelt waren, von der Oſtküſte von Afrika durch das Land gebracht waren. Alſo muß eine Verbindung dieſer Völker unter ſich ſeyn. Er ward darinn noch mehr beſtärkt, weil Neger von der Küſte Moſambique ohne Dolmetſcher die verſtanden, welche auf der Küſte von Kongo und Angola eingehandelt waren, daß Araber alle Jahre bewaffnet zu dem Haupte Dahomet, dem Herrn der franzöſiſchen Faktorey auf der Küſte Juda kämen, um zu handeln, und eine Art von Tribut zu erheben. Auch kommen zuweilen Neger von der Küſte von Guinea nach Tunis und Tripoli. Auch die Beſchneidung, eine allgemeine Sitte in ganz Afrika von der Küſte Moſambique bis nach Marocko, und manche andere Gebräuche überzeugten ihn, daß alle die afrikaniſchen Völker in gewiſſen Verbindungen ſtänden, wodurch es ihm leicht ſeyn würde, von einem Volke zum andern zu kommen. Doch ſein Schiffskapitain hielt es ſeinem Dienſte gemäß, ihm dieſe Reiſe nicht zu erlauben, die gewiß für die Erdkunde nutzbarer würde geweſen ſeyn, als die nach Kergueleus Lande, und den Inſeln France, Bourbon und Madagaskar, davon ſie erſteres doch nicht genau in Anſehung ſeiner Lage und Größe angegeben; die andern aber uns ſchon durch andere Beſchreibungen bekannt genug ſind. Wir müſſen indeſſen mit den Bemerkungen zufrieden ſeyn, die er gemacht hat. Vom Kap nämlich gieng ihre Reiſe nach den Inſeln Frankreich und Bourbon. Letztere hat vor der erſtern

nen

ten ſehr großen Vorzug in der Volkomenge und den Produkten. Den Grund davon fand er in der einfachen Lebensart der Pflanzen. Von hier gieng eigentlich ihre Entdeckungsreiſe an. Den 14ten Dec., alſo mitten im Sommer, entdeckten ſie unter einer Breite von 49 Gr. 10 Min. Kerguelensland; aber erſt eine Eisſcholle, die auf einem Felſen geſtrandet war. Die Berge dieſer im Lande waren mit Schnee bedeckt. Sie erblickten in der folgenden Nacht ein Südlicht, (aurore auſtrale.) Den 6ten Jan. nahmen ſie vom Lande Beſitz, das zwar ein ſchwarzes, fettes, etwa 3 Zoll hohes Gras; aber weder Baum, noch Zeichen einer Wohnung hatte. Beſtändige Stürme, und eine Kälte, welche die Leute faſt außer Stand ſetzte, Schuhe und Schloſſen, welche ſich ſehr dick an ihren Maſten und Segelſtangen ſetzten, auch Glatteis an denſelben bezeichnen die Rauhigkeit dieſes Klima, das von der Linie nicht weiter als Frankreich entfernt iſt, hinlänglich; und doch waren ſie hier jetzt im höchſten Sommer. In Anſehung der Winde fand er eine große Aehnlichkeit mit dem, was die Schiffer von den Erſcheinungen in Sibirien und Nova Zembla erzählen. Der Scharbock nöthigte ſie nach der Inſel Madagaskar zu gehen, deren Klima, Fruchtbarkeit und Einwohner er hier ſchildert. Sonderbar iſt es doch, daß er auch an dieſem von Allen ſo übel beſchriebenen Volke ſo viel Gutes findet. Bey ihrer Rückreiſe beſuchten ſie wieder das Kap, darauf er wieder Bemerkungen machte; die aber keine beſondere Anzeige verdienen.

Im Jahre 1776 ſtellte er endlich ſeine dritte und beſchwerlichſte Reiſe nach dem Nordpole mit einem holländiſchen Schiffe an, das nach Spitzbergen auf den Wallfiſchfang gieng. Die Beſchreibung dieſer Inſel, auf welcher Ruſſen ſogar im Winter zu bleiben im Stande ſind, und der Künſte, die ſie anwandten, um einen Weg von 300 Meilen zwiſchen den Eisſchollen hindurch zu machen, der Wallfiſche und ihres Fangs, des Standes des Barometers und Thermometers, und der Menge des Salzes im Meerwaſſer, ſowohl hier, als in allen Meeren, die er durchreiſet, Vorſchläge in Anſehung der bequemern Schifffarth auf dieſem Meere, machen den Hauptinhalt dieſes Theils ſeiner Reiſebeſchreibungen aus. Sie erreichten eine Höhe von 82 Gr. N. Br. und kehrten darauf in einer weſtlichern Richtung, die ſie nahe an Grönland brachte; das ſie aber des Nebels wegen nicht ſahen, zurück nach Holland.

Am

Am Ende des Buchs ſind noch Tabellen, die eine Anzeige verdienen. Die erſte, über die verſchiedene Quantität des Salzes im Meerwaſſer vom 50ſten Gr. der ſüdlichen bis zum 82ſten Gr. nördlicher Breite, enthält folgende Betrachtungen: Hundert Pfunde Seewaſſer enthielten in der ſüdlichen Breite unter 49 Gr. 50 Min. 4½ Pf. Salz, unter 46 Gr. 12 Min. 4½ Pf. unter 40½ Gr. auch 25 Gr. 54 Min. 4 Pf. unter 20 Gr. 24 Min. nur 3¼ Pf. im Geſichte der Inſel Martin Vas 3⅝ und unter 1 Gr. 16 Min. 3½ Pf. In der nördlichen unter 4 Gr. 22 Min. ingleichen unter 59 Gr. 3½ Pf. unter 10 Gr. 24 Min. 3⅞ Pf. unter 25 Gr. 3½ Pf. unter 39 und 45 Gr. 4 Pf. unter 64 Gr. 4½ Pf. unter 74 Gr. 3¾ Pf. unter 81 Gr. zwiſchen den Eisfeldern 4 Pf. Alſo iſt hier kein Geſetz der Salzigkeit, welches vom Klima abhängt. Von dem Meerwaſſer, das während der Fahrt um das Schiff angefroren war, enthielten 100 Pf. ein Pfund Salz. Das Thermometer ſtand 3 Grade unter dem Frierpunkte. Eben dieſelben Eisſtücke, 8 Tage aufbewahrt, enthielten in 100 Pf. nur ¼ Pf. Salz. Das Thermometer ſtand 1 oder 2 Gr. unter dem Frierpunkte. Eben daſſelbe Eis enthielt nach 3 Wochen gar kein Salz mehr. Alſo hatte die Luft das Salz ausgeſogen.

Die beyden meteorologiſchen Tafeln über die Beſchaffenheit der Witterung und der Luft während der Reiſe nach dem Nordpole, über die Abweichung der Magnetnadel, über die Beſchaffenheit des Himmels, Windes und ſeine Stärke mit Anzeige der Längen und Breiten, unter welchen die Beobachtungen angeſtellt worden, ſind zwar gut, aber deshalb von wenigem Gebrauche, weil man weder die Güte ſeiner Inſtrumente, noch die Art, wie er ſie gebraucht, darin angezeigt findet. Beſonders ſind ſeine Barometerbeobachtungen ziemlich verdächtig.

Von den 7 Karten, die bey dem Buche ſich befinden, iſt die erſte eine Generalkarte der ganzen Erdkugel, um den Weg ſeiner Reiſe ſowohl um die Welt, als nach den beyden Polen zu bezeichnen. Die 2te ſtellt einen Theil von Nordamerika, und zwar ein Stück von Neuſpanien und Louiſiana; die dritte die Küſte von Guzuratte zwiſchen Bombay und Surratte; die 4te einen Theil von Aſien zwiſchen dem mittelländiſchen und indiſchen Meere; die 5te das Land der Druſen und Mutualis in Syrien und Paläſtina; die 6te Kerguelensinſel und die 7te Spitzbergen vor. Ungeachtet der Kupfer-

sucher so wenig als der Hr. Uebersetzer durchgängig gleichen Fleiß im Ausdrucke beweisen, so kann man doch im Ganzen ihre Arbeit loben, und das Buch gehört unstreitig zu den wichtigsten, die in diesem Jahre übersetzt sind.

P.

Wolf Christian Matthiä, Hauptpastors an der Christ- und Garnisonskirche zu Rendsburg, des Königlichen Consistorii daselbst ordentlichen Beysitzers, und jetzigen Actuarii Beschreibung der Kirchenverfassung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zweyter Theil, welcher Ergänzungen und Zusätze enthält. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung. 1786. 224 S. gr. 8.

Der erste Theil dieses musterhaften Buches ist in dem 40sten Bande dieser Bibliothek S. 207. folg. mit dem verdienten Lobe bekannt gemacht worden. Der gegenwärtige Rec. hat auch diesen Theil mit Vergnügen gelesen, welcher vornehmlich zur Absicht hat, jenem ersten Theil mehr Vollständigkeit zu geben, und, vornemlich zum Besten der Kandidaten und angehender Prediger einige neue Veränderungen in Ansehung gewisser einzelnen Stücke der Kirchenverfassung beyder Länder bekannt zu machen. In Rücksicht auf diese hat Hr. M. von den Bewegungen wegen der symbolischen Schriften sowohl in der deutschen als engländischen Kirche, vom kanonischen Recht, und von den febronianischen Streitigkeiten etwas umständlich gehandelt. Er hielt es insonderheit für nöthig, seinen denkenden Landsleuten den Geist der römischen Kirche dadurch kenntlich zu machen, und zu zeigen, daß sie auch nach dem System des Hrn. Febronius noch immer die Kirche bleibe, die sich das Recht zueigne, auf Concilien nicht blos zu erklären, was sie glaube, sondern auch verbindende Lehrvorschriften zu geben, und die in ihren Bischöfen nicht bloß Lehrer, sondern auch Regenten sehe, die eigenthümliche Rechte zu befehlen haben; um sie zu überzeugen, daß kein Protestant, der den Werth seiner Gewissensfreyheit kenne, wünschen könne, sich derselben durch engere Verbindungen

einigen zu nähern, ob er gleich die mehrere Aufklärung in derselben, und die Duldung, die sich in ihr zu verbreiten scheine, mit Freuden wahrnehme, und jedem einzelnen Gliede derselben gern Wohlwollen und Dienstfertigkeit schenke. Mit Uebergehung dessen will R. nur einige wichtige Zusätze und neue Veränderungen in der Kirchenverfassung auszeichnen. Das Forum privilegiatum genießen die Prediger nicht allein, so lang sie wirklich im Amte sind, sondern auch, wenn sie ihre Aemter Alters, Schwachheit oder anderer Ursachen halber niedergelegt haben, ja auch wenn sie ihres Amtes mit Beybehaltung ihrer geistlichen Würde sind entsetzt worden; auch ihre Witwen genießen dieses Recht, so lange sie im Witwenstande, und ihre Kinder, so lange sie unmündig und unverheyrathet sind, oder nicht in einen andern Stand übertreten. Daher werden ihre Witwen und unmündigen Kinder von den Consistorien, welche die Civiljurisdiction haben, mit Curatoren, und ihre unmündigen Kinder mit Vormündern versehen, und das Vermögen der letztern steht unter der Aufsicht der Consistorien. (S. 42.) Die Ordinanden müssen nicht nur den Homagialeyd, sondern auch den Religionseyd, aber nur auf die unveränderte Augsburgische Confession, und den Eyd wegen der Simonie ablegen. (S. 47.) Das Cramersche Gesangbuch soll nach und nach in den fünf Distrikten, in welche die Herzogthümer eingetheilt sind, eingeführt werden; ein paar Distrikte sind schon damit versehen. Diese Einführung zu erleichtern, schenkt der König allen notorisch Armen jeder Gemeine, die zu dem Ende von dem Prediger angezeigt sind, die rohe Materie ganz, und denen, welche die Hälfte aufbringen können, die andere Hälfte; der Band aber wird aus den Armenkassen oder Kirchenmitteln bezahlt. Dieses ist auch wirklich das beste Mittel, nur Gesangbücher und Katechismen, ohne Murren zu erregen, in ganzen Gemeinen im Gang zu bringen. Noch geschwinder geht es, wenn solche Bücher entweder in den Schulen allen Schulkindern, oder wenigstens dem ärmsten Theil unentgeldlich ausgetheilt werden. Die Eltern, die sie bey ihren Kindern sehen, gewöhnen sich allmählich selbst daran, und lernen den Vorzug kennen, den sie vor den alten haben. Nachahmungen des Beyspiels, welches verschiedene von Adel, die Güter besitzen, durch Anschaffung des Gesangbuchs und unentgeldliche Austheilung desselben unter ihre Unterthanen gaben, lassen sich freylich nicht häufig erwarten. (S. 51.) S. 52. wünscht

Hr. M. eine Veränderung in dem Formular bey der Taufe, und vornehmlich bey dem zweyten Gebete deſſelben, wo allegoriſche Anſpielungen auf die Sündfluth und den Durchgang der Kinder Iſrael durchs rothe Meer vorkommen, und macht dabey die gründliche Bemerkung, daß dergleichen Allegorien den Einwohnern nördlicher Gegenden, bey welchen die Einbildungskraft, der Regel nach, weniger lebhaft ſey, nicht ſo leicht enthüllet werden könnte, als es in den wärmern Climaten möglich war, aus welchen dieſe Bilderſprache zu uns herübergekommen iſt. S. 53. glaubt Hr. M. man könne fremde Religionsverwandte nicht füglich von Gevatterſchaften ausſchließen. Wenn von einer Ausſchließung durch Kirchengeſetze die Rede iſt, ſo ſtimmt R. damit vollkommen überein; er würde aber doch Eltern die Erwählung katholiſcher Gevattern aus dem Grunde mißrathen, weil dieſe auf dem Fall, daß Eltern des Kindes frühzeitig ſterben, und von Blutsfreunden nicht beſorgt werden, gar leicht durch ihre Religionsgrundſätze von der alleinſeligmachenden Kirche durch eine ſolche Gevatterſchaft zu Verſuchen gereizt werden könnten, ein ſolches Kind zum Sclaven des Aberglaubens und der Gewiſſenstyranney zu machen. Aus S. 54. erſehen wir, daß es unterſagt ſey, Katechumenen an demſelben Tage, da ſie confirmiret worden, zur Communion zuzulaſſen, dagegen aber die Confirmation acht Tage vor der Communion hergehen müſſe, welches letztere aber nicht mehr ſo genau beobachtet werde, indem ſich die Confirmirten oft erſt nach einem halben Jahre, auch wohl nach einem ganzen Jahre bey der Communion einfinden. Dieſes iſt in der That ein großer Misbrauch, der abgeſchafft zu werden verdiente, weil in dieſer langen Zwiſchenzeit der Eindruck der Confirmation bey den meiſten unter den vielen Zerſtreuungen des Lebens ausgelöſcht werden muß. Die Confirmation ſelbſt geſchieht billig öffentlich und in der Kirche. — Die Geſchwängerte ſowohl, als der Schwängerer mußten ſonſt außer der Civilſtrafe, die entweder in Geldbuße oder Gefängnißſtrafe beſtand, öffentliche Kirchenbuße thun; und der Prediger durfte ſie zu letzterer nicht eher hinzulaſſen, als bis ihm ein obrigkeitlicher Schein eingehändiget war, daß jene Civilſtrafe ausgeſtanden ſey. Aber ſeit dem J. 1767. iſt dieſe Kirchenbuße ganz aufgehoben, und dagegen verordnet, daß ſolche Perſonen ſtatt derſelben eine achttägige Gefängnißſtrafe bey Waſſer und Brod ausſtehen oder auch bey der deutſchen Canzley zu Coppenha-

gen

gen eine Diſpenſation davon gegen die Gebühr bewirken, und nicht eher zur Communion gelaſſen werden ſollten, als bis ſie entweder einen obrigkeitlichen Schein, daß ſie die an die Stelle der Kirchenbuße geſetzte Gefängnißſtrafe ausgeſtanden oder auch die erwähnte Diſpenſation dem Prediger eingeliefert hätten. Dabey ward die Verbindlichkeit der Prediger, ſich den Schein wegen der Civilſtrafe geben zu laſſen, aufgehoben, und ſie angewieſen, nur lediglich auf das Surrogat für die Kirchenbuße Rückſicht zu nehmen. (S. 59. f.) Vordem mußten auch Verehelichte, die den Beyſchlaf anticipirt hatten, außer einer Civilſtrafe von 6 Rthlr. eine Kirchendisciplin leiden, welche die Kanzelbuße hieß, und darin beſtand, daß der Prediger nach geendigter Predigt, auf der Kanzel, doch ohne Benennung der Perſonen, in ihrem Nämen der Gemeine wegen dieſes Fehltritts Abbitte that. Auch dieſes iſt im J. 1767. aufgehoben, und Eheleute, die ſich in dieſem Falle befinden, ſind nur ſchuldig, der Kirche ihres Orts, ſtatt der Kanzelbuße 2 Rthlr. zu erlegen, wenn ſie dazu vermögend ſind, und auch davon frey, wenn ihnen ſolches notoriſch oder auch erweislich zu ſchwer fiele. (S. 60. f.) Bey Hinrichtung eines Delinquenten ſind auf dem Richtplatz nach verleſenem Urtheile folgende Fragen gewöhnlich: Ob er ſich für einen ſündlichen, vor Gott ſträflichen Menſchen erkenne? Ob er von der Rechtmäßigkeit des über ihn ausgeſprochenen Urtheils, und der an ihm zu vollziehenden Strafe überzeugt ſey? Und er die Vergebung ſeiner Sünden bey Gott durch Chriſtum hoffe? Doch glaubt er, die zweyte könnte auch füglich weggelaſſen werden, weil ſich in der That Fälle denken laſſen, in deſſen der Sterbende dieſe Frage nicht aufrichtig bejahen, und doch mit einer gottgefälligen Geſinnung in die Ewigkeit übergehen kann. (S. 64.) Bey Ehegelöbniſſen herrſcht eine ganz eigene Gewohnheit. Sie geſchehen in der Kirche, am gewöhnlichſten aber bey dem Prediger in ſeiner Wohnung, in Gegenwart der Braut und des Bräutigams und zweyer Zeugen. Der Prediger unterſucht durch vorgelegte Fragen, wovon die hauptſächlichſten S. 89. vorkommen, ob die Perſonen ſich nach den Geſetzen heyrathen können, und ſchreibt, wenn ſich keine geſetzliche Hinderniſſe finden, die Namen der zu Verlobenden und der Zeugen in das Verlobungsregiſter; hierauf geben ſich jene feyerlich das Jawort, die Hände und Ehepfänder; und ein Gebet beſchließt die ganze Handlung. In einigen Gemeinen wird auch das

Gebet nebst dem Geben der Hände und Ehepfänder unterlassen. An den letztern Orten kömmt auch wohl nur der Bräutigam mit den Zeugen, ohne die Braut, zum Prediger; und die Braut wird erst alsdenn verlangt, wenn ihre Gegenwart zu Erkundigung einiger Umstände nöthig ist. Zu Zeugen werden aber, wie sich leicht denken läßt, nur Ansäßige oder sonst glaubwürdige Personen zugelassen, und bey Unmündigen wird der Vater, oder ein Vormund, erfordert. Eine Gewohnheit, durch welche viele Consistorialprocesse über Verlöbnisse vermieden, und manche leichtsinnige Verlöbnisse verhindert werden können. (S. 65. f.) Ehen mit fremden Religionsverwandten sind nicht schlechterdings verboten; doch ist den Mennonisten und Römischkatholischen die Freyheit, sich mit Evangelischlutherischen zu verheyrathen eingeschränkt. Mit den Mennonisten dürfte der Fall selten vorkommen, (es müßten denn die Groningers seyn, welche hierin nachgebender sind) da die feinen Taufgesinnten entweder die Wiedertaufe einer Person verlangen, die von einem Mennonisten geheyrathet wird, oder dieser ohne Verschonen in den Bann thun. Wenn aber der Fall mit einem Katholiken vorkömmt, so muß sich derselbe vor der Trauung verbindlich machen, die Kinder aus einer solchen Ehe nicht allein in der evangelischlutherischen Religion erziehen, sondern auch von einem Prediger dieser Confession taufen zu lassen. (S. 68. f.) Die Heyrath des Ehebrechers mit der Ehebrecherin sowohl nach der Scheidung, als nach dem Tode des unschuldigen Ehegatten ist auf das neue verboten. (S. 70.) Alle und jede zum Corps der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft gehörige können ohne königliche Erlaubniß und ohne Proclamation getrauet werden, wenn auch nur eine Person der zu copulirenden zu dieser Ritterschaft gehört. Selbst die Besitzer adelicher Landgüter, sie mögen adelichen oder bürgerlichen Standes seyn, können sich nur ihre Kinder auf ihren Höfen im Hause und ohne öffentliches Aufgebot copuliren lassen. (S. 81. f.) Die sich an einem andern von ihrem Wohnplatz unterschiedenen Orte wollen copuliren lassen, müssen ein Zeugniß aus ihrer Parochie mitbringen, worin sie gebürtig und erzogen sind, um zu beweisen, daß sich keine gesetzliche Hinderniße ihrer Verehelichung vorfinden. Dieß heißt ein Aegsebrief, vom dänischen Wort ägten, heyrathen. (S. 84.) Was der Verf. S. 89. f. von Einschränkung der Meynung von Schaden der Beerdigung in Kirchen sagt, verdient die Auf-

Aufmerksamkeit derer, welche diese Meynung bisher allzuallgemein behauptet haben. Durch eine königliche Verordnung vom J. 1783. ist den Predigern befohlen, die Landleute, bey Bestellungen von Taufen, Proclamationen, Verlobungen, Copulationen und Beerdigungen an das Verbot der Ueppigkeit vom J. 1778. zu erinnern, welches auch am ersten Sonntage nach Trinitatis und am zweyten Advents-Sonntage, seinem Inhalte nach, den Zuhörern eingeschärft, und die Nützlichkeit desselben gezeigt wird. (S. 102.) Die Publication anderer zur Polizey gehöriger königlicher Befehle, z. E. Forst- und Jagdverordnungen zur Bestrafung der Holz- und Wilddiebe von der Canzel (S. 103.) scheint uns wirklich für diesen Ort sehr unschicklich zu seyn. Ueber öffentliche Belehrungen der Gemeinen von Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit neuer Einrichtungen in Kirchensachen giebt der V. angehenden Predigern Regeln der Klugheit, die sorgfältige Befolgung verdienen. (S. 106.) Zur Erziehung besserer Schulmeister ist von dem Corps der Holsteinschen Ritterschaft ein Schulseminarium zu Kiel errichtet. Die Mennoniſten werden in der Religion theoretisch und praktisch, in der biblischen Geschichte, in der Methodik, in gemeinnützigen Kenntnissen vom menschlichen Körper, von der Seele, von Künsten, Handwerkern, Ackerbau, in der Naturlehre, Geographie, deutschen Sprache, in den nöthigsten schriftlichen, Aufsätzen, Kalligraphie, Rechenkunst, Geometrie und Singkunst unterwiesen. (S. 112.) Die verstorbene Prinzessin Charlotte Amalia, K. Friedrichs IV. Tochter, stiftete im J. 1773. die Zinsen eines Kapitals von 100,000 Rthlr. zur Erziehung und Unterhaltung unversorgter Töchter aus adelichen und andern Familien in den königlichen Ländern. (S. 122.) Der Consistorialrath und Propst Petersen zu Tondern hat sein Gut Törrismark, von Werth gegen 10000 Rthlr. schon bey seinem Leben der Armenschule zu Husum zum völligen Eigenthum und Gebrauch geschenket und der Hr. Archiater Hensler in Altona durch eine Subscription ein Krankenhaus für Arme gestiftet, wie auch schon aus Journalen bekannt ist. (S. 126.) Dieses sind Beweise außerordentlicher Wohlthätigkeit; aber einige Königliche Verordnungen, die ins folgenden angeführt sind, zeugen von unmenschlicher Härte einiger Unterobrigkeiten, z. E. das Verbot der Transportirung bettlägriger Kranken. (S. 128.) Das Gesetz, daß eine Ehe wegen bloßer unversöhnlicher Feindschaft, ohne

böslich Verlaſſung und Verſagung aller ehelichen Pflichten, aufgehoben werden ſoll, iſt wirklich für die Ruhe der Familien, die Erziehung der Kinder und folglich auch für das Beſte des Staats ſehr heilſam. Zuletzt kömmt ein alphabetiſches Verzeichniß ſämmtlicher Pfarren in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, mit einer Anzeige, in welcher Propſtey jede liegt, wie ſie beſetzt wird, und wie viel Prediger bey derſelben ſind. (S. 145—224.)

Yf.

11. Gelehrtengeſchichte.

Geſchichte der menſchlichen Narrheit, oder Lebensbeſchreibungen berühmter Schwarzkünſtler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrſager, und anderer philoſophiſcher Unholden. Dritter Theil. Leipzig, bey Weygand. 1787. 423 S. 8.

Auch dieſer Theil iſt von demſelben Werthe, wie die vorhergehenden, und der Verf., welcher, wie wir hören, der unermüdet fleißige Hr. Rath Adelung ſeyn ſoll, verdient wegen der Fortſetzung dieſes nützlichen und unterhaltenden Werks recht vielen Dank. Seine Sammlung von Thoren und Schwärmern iſt gerade in unſern Tagen ſehr nützlich. Man ſieht zum Theil Verirrungen darin, welche noch jetzt unter uns herrſchen. In dieſem neuern Theile haben folgende Leute ihren Platz gefunden: Johann Albert d'Archambaud, Graf von Buquoy, ein Querkopf. Er wurde bald nach 1650 gebohren, und ſtarb zu Hannover 1740. Johann Elias Cornäus, ein Teufelsbanner, Doctor der Theologie zu Mainz und Kaiſerlicher Hofprediger, von deſſen Lebensumſtänden der Verf. nichts gefunden hat, als ein plumpes und armſeliges Poſſenſpiel, welches er im Jahr 1726. zu Mainz mit einem Mädchen vornahm, das von einem Teufel beſeſſen ſeyn ſollte. Die ganze ärgerliche Fratze wird hier erzählt. Elie Marion, ein Inſpirirter aus Dauphine in dem obern

chern Gemmas, wo er um 1679 gebohren war, und zu Lyon 1714 starb, in dessen Geschichte zugleich vieles von andern Camisards oder Sevennischen Phantasten vorkömmt. Durand Fage, auch ein Inspirirter von jener Classe, gebohren um 1681. zu Aubays, bey Sommieres in Niederlanguedoc, von dem sich aber nur bis 1704. Spuren finden. Der Verf. erzählt die Wundergeschichten und übrigen Narrheiten dieser Leute sehr unterhaltend und launig, daher wir ihm viele Leser wünschen, weil gerade jetzt unter uns auch mehrere Schwärmer befindlich sind, deren Thorheiten vielleicht auch dadurch etwas mit entgegen gearbeitet werden könnte. Johannes Cario, ein Sterndenter, ein Mann, welcher sehr wider sein Verdienst berühmt geworden ist. Er war 1499. zu Bietigheim im Herzogthume Würtemberg gebohren. Daß er Mönch, ingleichen daß er Professor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder gewesen sey, ist beydes gleich unwahrscheinlich, wenn nicht unstreitig ungegründet. Er war nichts weiter, als Kalendermacher zu Berlin, und dabey zugleich des Kurfürsten Joachim I. Astronom oder vielmehr Astrologe. Zwar scheint er, von seinen Prophezeyungen sehr bescheiden zu urtheilen; aber, wenn man erwäget, wie wenig solche im Ganzen eingetroffen sind, so wird das, was Bescheidenheit schien, unwissender Stolz, wovon der Verf. einige Beyspiele anführt. Im J. 1693. sollte, wie er prophezeyte, der Antichrist erscheinen, welcher zu Corizon gebohren, in Bethlehem erzogen werden, und im Capharnaim sein Regiment errichten sollte. Noch unharmherziger sollte es im Jahr 1789. hergehen. Aber so sehr sich der Narr in Ansehung jenes Jahres betrogen hat, so sehr wird er auch ohne Zweifel 1789. zum Lügner werden. Seine Kenntniß der Geschichte war eben so seicht und unbedeutend, als seine mathematische Gelehrsamkeit und seine Wissenschaft künftiger Dinge. Sein ganzes Verdienst bey seinem bekannten Chronicon besteht darin, daß er durch seine Gudelarbeit die erste Veranlassung zu einer unendlich bessern Arbeit gab, welche ein unendlich besserer Kopf, als er, ausführte, ihm aber, aus einer beynahe beyspiellosen Bescheidenheit und Nachsicht, den Namen des ersten Sümpers erhielt. Die verschiedenen Schwierigkeiten, welche bey diesem Buche, in Ansehung der eigentlichen Arbeit des Carlo, von verschiedenen Gelehrten, besonders von Baile, erregt worden sind, hebt der Verf. hier sehr glücklich. Uebrigens ist das

Auch freylich, Melanchthons Feile unerachtet, noch immer eine ſehr dürftige und verſtandloſe Compilation, wo der prophetiſche und aſtrologiſche Sauerteig des Sammlers noch überall hervorſchmeckt. Wie lange der Mann ſeinen aſtrologiſchen Unfug getrieben, iſt auch noch nicht ganz gewiß bekannt. Er ſtarb 1557 oder 1558, ſehr wahrſcheinlich vom vielen Trinken. Ein Stelle S. 145. wünſchten wir hier weg, da ſie uns des Verf. unwürdig ſcheint. Favorinus, ein Zweifler, zu Arles in der letzten Hälfte des erſten Jahrhundertes gebohren. Von der großen Gelehrſamkeit, welche einige alte Schriftſteller ihm beylegen, muß man vieles abrechnen, denn ſein vornehmſtes Verdienſt beſtand in einer geläufigen Zunge, und in der Gabe, über Alles und von Allem auf eine angenehme Art zu ſchwatzen, welche dann bey Vielen nur zu oft die Stelle der gründlichen Gelehrſamkeit vertreten muß. Er gieng in der ſceptiſchen Philoſophie ſo weit, daß er nicht allein die Unbegreiflichkeit aller Dinge lehrte, ſondern auch leugnete, daß man ſelbſt von dem Stande und dem Lichte der Sonne am Himmel überzeugt ſeyn könne. Der Verf. macht in der Erzählung beſſer, was man von ſeinen Lebensumſtänden weiß, gelegentlich die ſehr richtige Bemerkung, daß man in der alten Geſchichte viele Anekdoten und Ausſprüche von berühmten Männern noch jetzt unzähligemal auf das Geſſentlichſte wiederhohlt, welche man von einem jetzt lebenden kaum des Nacherzählens werth finden würde. Peter Aretin, ein Läſterer, gebohren zu Arezzo im Großherzogthume Toſcana 1492. und geſtorben 1557. Seine Schriften ſind alle genau angezeigt. Nicolaus Flamel, kein Goldmacher, ſondern ein rechtſchaffener Bürger zu Paris, welcher hier nur aufgeführt wird, um ſeine Ehre zu retten. Pierre de Montmaur, ein Niederträchtiger, geb. zu Belaille, einem Dorfe in Unterlimouſin, 1576. Er kaufte 1621. die Stelle eines Profeſſors der griechiſchen Sprache zu Paris, und ſtarb 1648. David Joris, ein Myſtiker, oder, wenn man lieber will, ein theoſophiſcher Schwärmer von der unſchädlichern Art, der alſo wohl Mitleiden und Belehrung, auch vielleicht Spott und Verachtung, aber nicht den hohen Grad von Wuth verdiente, womit man wohl noch jetzt in theologiſchen, und ſelbſt in litterariſchen Schriften, ſein Andenken zu verfolgen pflegt. Da eine verſtändige und unpartheyiſche Lebensgeſchichte dieſes Mannes noch gänzlich fehlt, ſo verdient der Verf. für die

Sorg-

Sorgfalt, womit er ſolche aus den bis itzt vorhandenen Quellen, welche er mit rühmlicher Genauigkeit anführt, geſammelt hat, um deſto mehr Dank. David Joris oder vollſtändiger Jorisſon, oder, wie er ſich auch zu Baſel genannt hat, Johann von Brügge, war zu Delft 1501 gebohren. Er verrieth ſchon in früher Jugend, da er viel mit Krankheiten zu kämpfen hatte, einen Hang zur Schwermuth, und beſaß dabey eine lebhafte Einbildungskraft, zwey treffliche Ingredienzien, um einen Schwärmer der erſten Claſſe zu bilden, beſonders da noch eine ſtarke Doſis Ehrgeiz dazu kam. Er hatte es in der Glasmalerey weit gebracht, ließ ſich 1524 zu Delft nieder, heirathete daſelbſt, und lebte von ſeiner Kunſt. Die Bewegungen, welche die Reformation veranlaßte, brachten auch ihn zum Nachdenken; er fieng an öffentlich gegen die Misbräuche der römiſchen Kirche zu ſprechen; und ward deshalb des Landes verwieſen. Einige Zeit nachher geſellte er ſich zu den Wiedertäufern, und ward von ihnen Obbe Philipps umgetauft. Weil er ihnen aber gemäßigtere Geſinnungen einzuflößen ſuchte, ſo ward er von ihnen gehaßt und verfolgt. Auf einmal aber machte ihn ſeine lebhafte Einbildungskraft, mit den übrigen Umſtänden ſeines Lebens, welches beſtändiger Furcht ausgeſetzt war, aus einem gemäßigt frommen Manne zu einem ausſchweifenden Schwärmer, welcher Träume, Geſichte und Offenbarungen bekam. Indeß fuhr er doch fort, alle Gewaltthätigkeiten zu misbilligen, und ſuchte allen Wiedertäufern ähnliche Geſinnungen einzuflößen. 1540 bis 1544 lebte er in Oſtfriesland in Ruhe; dann aber wurde er auch hier, auf Vorſtellungen der Stände von Brabant, des Landes verwieſen. Er gieng darauf nach Baſel, wo er auch 12 Jahre mit ſeiner Familie ruhig lebte, und ſich allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Hier ſtarb er auch 1556, und ward, weil ihn Jedermann für ein würdiges Glied der reformirten Kirche hielt, anſtändig begraben. Als aber die Geiſtlichkeit, und beſonders D. Amerbach, erfuhr, daß dieſer Johann von Brügge der Erzketzer David Joris geweſen ſey, wollte ſie ſich, wenn gleich der Rath Anfangs anderes Sinnes war, zur Beförderung der Ehre Gottes, dieſen Braten nicht nehmen laſſen, und brachte es dahin, daß ſein Leichnam, beynahe 3 Jahre nach ſeinem Tode, wieder ausgegraben, und mit ſeinem Bildniſſe und Büchern, zum lieblichen Geruche der Geiſtlichen in Baſel und der ganzen Schweiz, verbrannt wurde. Alle Perſonen aber, welche zu ſeinem Hauſe gehörten, muß-

ten

ten Irrthümer, welche man ihnen Schuld gab, zu denen ſich aber keiner bekannte, in der Kirche feyerlich abſchwören. Im Grunde aber bewies dieſer theologiſche Feuereifer nur die tiefe Unwiſſenheit der Richter. Ihnen haben alle nachfolgenden Gegner dieſes Mannes nachgeſchmäht, ohne zu unterſuchen, weil Schmähen, Verketzern, Verfluchen, Sieden und Braten, leichter iſt, als Unterſuchen und Widerlegen.

N.

Anfangsgründe zur allgemeinen gelehrten Geſchichte, als eine Einleitung zur ſämmtlichen gelehrten Geſchichte der Theologie, mit Anmerkungen, von Paulin Erdt. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen. 1786. 1 Alph. 11 Bogen in 8.

Ein wahrer Stall des Augias! Wo iſt ein Herkules, der ihn in kurzer Zeit zu reinigen vermag? Den Letheſluß hinein zu leiten, d. h. ihn ganz zu vernichten, wäre das Rathſamſte; dieß wird zwar ohnehin geſchehen; er wird ſich ſelbſt vernichten. Lethe wird wohl ungeleitet hineinlaufen; allein bey einem ſolchen Augias, wie der Franciscanermönch Erdt iſt, ſcheint dieß nicht hinreichend. Seine Selbſtgenügſamkeit nöthiget uns, zu beweiſen, daß ſein Buch ein Augiasſtall ſey, würdig, vom Lethe verſchlungen zu werden. Auch die vorgeſetzte Approbatio, quae opus hocce praelo dignissimum censuit.

Aber — wo ſollen wir anfangen? wo ſollen wir enden? Das ganze Buch iſt Ein Schnitzer. Es wimmelt von krummen und ſchiefen Urtheilen, von litterariſchen Begehungs- und Unterlaſſungsſünden, von Impertinenzien, von Sprach- und Druckfehlern. Dieß alles zu beweiſen, fällt gar nicht ſchwer. Ehe wir aber dieß thun, müſſen wir doch den Inhalt oder Plan dieſer gelehrten oder Litteraturgeſchichte vorlegen. Nach einer Einleitung, worinn der Verf. ſagt, man habe ſich kein vollſtändiges Lehrgebäude der allgemeinen gelehrten Geſchichte, ſondern nur die erſten Linien, die nothwendigen vorläufigen Kenntniſſe zur theol. gelehrten Geſchichte, ſeine von mehrern Jahren hierzu geſammelten Beyträge der Anfangsgründe zur allgemeinen Literargeſchichte, zu verſprechen, folget das erſte Hauptſtück von der gelehrten

lehrten Geſchichte überhaupt. 1ſter Abſchnitt: vom Weſen der gel. Geſch. und ihrer Eintheilung. 2ter Abſchn. allgemeine Begriffe von der gel. Geſchichte überhaupt. Das zweyte Hauptſtück handelt von den Verfaſſern der gel. Geſch. überhaupt. 1ſter Abſchnitt: allgemeinere Schriften von der gel. Geſch. 2ter Abſchn. von beſondern Schriften in Betreff der gelehrten Geſch. 3ter Abſchnitt: von noch andern hieher gehörigen Schriften. Drittes Hauptſtück: von dem Anfange der Gelehrſamkeit, wie ſie nach und nach entſtanden, zugenommen, und den verſchiedenen Schriften davon insbeſondere. 1ſter Abſchn. vom Anfange der Gelehrſamkeit. 2ter Abſchn. von den Erfindungen in Künſten und Wiſſenſchaften, den Wiſſenſ. überhaupt, dem Urſprunge und Fortgange in denſelben. 3ter Abſchn. von der Geſchichte jeder Wiſſenſchaft insbeſondere, den Verdienſten der Alten und Neuen, den Feinden der Wiſſenſchaften. Viertes Hauptſtück: von berühmten Leuten, die ſich in der Gelehrſamkeit einen Namen gemacht haben und den verſchiedenen Schriften davon insbeſondere. 1ſter Abſchn. allgemeine Schriften von gel. Leuten. 2ter Abſchn. von noch andern dergl. Schriften. 3ter Abſchn. beſondere Schriften von den Gelehrten. 4ter Abſchn. Schriften von Gelehrten gewiſſer Nationen. 5ter Abſchn. Schriften von gelehrten Perſonen beſonderer Stände. Fünftes Hauptſtück: von den Werken der Gelehrten und den Schriften davon insbeſondere. 1ſter Abſchnitt: allgemeine Kenntniſſe von Büchern und den Werken der Gelehrten. 2ter Abſchnitt: Kataloge von Büchern. 3ter Abſchn. Periodiſche Schriften von den Werken der Gelehrten. Sechſtes Hauptſtück: von den Mitteln und Wegen, durch welche die Gelehrſamkeit zu ihrem Grade gelanget iſt, insbeſondere. 1ſter Abſchnitt: von den Mitteln und Wegen zur Gelehrſamkeit überhaupt. 2ter Abſchn. von Verbeſſerungen, die nach und nach in der Gelehrſamkeit vorgekehrt worden ſind. 3ter Abſchn. von äußern Hülfsmitteln zur Gelehrſamkeit. Siebentes Hauptſtück: vom Umfange der Gelehrſamkeit und der Weiſe, die Wiſſenſchaften zu lehren und zu lernen, insbeſondere. 1ſter Abſchn. vom Umfange der Gelehrſamkeit. 2ter Abſchnitt: von der Weiſe, die Wiſſenſchaften zu lehren und zu lernen.

Geſchichte einzelner Wiſſenſchaften iſt alſo hier nicht zu ſuchen; ſondern Einleitung zur Geſchichte aller Wiſſenſchaften, oder zur Gelehrſamkeit überhaupt. Die eben angeführ-

den franzöſiſchen im Fach der Litterathiſtorie geſchriebenen Büchern erſt Longchamp angeführt, und zwar nach der fehlervollen und nicht geendigten Ueberſetzung (Halle 1770,) und alsdann erſt die große Hiſtoire litteraire de la France, woraus Longchamp ſeinen Auszug gemacht hat. Hätte P. Erdt gewußt, (ſo wie dieß jeder wiſſen ſollte, der von Litteraturgeſchichte ſchreiben will,) ſo würde er ſchwerlich den Auszug vorangeſetzt, und von ihm, als von einem ganz beſondern Werke, geredet haben. Der Jagemanniſche Auszug aus Tiraboſchi (S. 56) beſteht nicht aus 4, ſondern aus 5 Bänden. Von des Tiraboſchi Werke, ſagt Hr. Erdt, werde im allgemeinen Kenntniſſe (ſt. Verzeichniſſe, von neuen (ſt. neuen) Büchern mit großem Ruhme geſprochen. S. 123 wird Hambergers großes und kleines Werk über die Schriftſteller vor dem Jahr 1500 mit einander verwechſelt. Wer iſt S. 190 Heins der Jüngere? etwa Heinſius? Von des Grafen Mazzuchelli Scrittori d'Italia (S. 185) kennt der Verf. nur einen Band; es ſind ihrer 6. Von Fabroni Vitis Italorum ſind nicht 3, ſondern 12 Bände heraus. S. 187 ſteht Panormo. P. Erdt iſt, wie es ſcheint, auch in der Geographie zu fremd, als daß er hätte wiſſen ſollen, der Alten Panormus wäre das heutige Palermo. S. 191 kömmt vor Adelungs Bibliog. britan. Wir wiſſen zwar nicht, ob etwa Hr. Adelung Antheil gehabt habe an der unter Baumgartens und Semlers Aufſicht aus der Brittaniſchen Biographie ausgehobenen und überſetzten Sammlung von merkwürdigen Lebensbeſchreibungen; aber auf alle Fälle iſt doch ein ſolches Citatum im Reiche der Litteratur etwas ganz Unerhörtes. Gleich dabey ſteht: Plutarch Zürichau 1764. Wird wohl jeder gleich errathen, daß damit die von dem Hrn. von Tſcharner verfertigte und in Zürichau verlegte Ueberſetzung des Bertiſchen Plutarch gemeynt ſey? S. 273 ſtehet mitten unter Journalen Rouſſeau's Dictionnaire de Muſique und der Almanac de Muſic pour l'a. 1775. Ueberhaupt iſt nirgends ein Unterſchied unter Recenſirjournalen, Magazinen und andern periodiſchen Schriften gemacht; ſondern alles durch einander geworfen; gute ſucht man oft vergebens, dahingegen findet man viele alte, verlegene, längſt vergeſſene Sachen. Wie häßlich und unverzeihlich der Pater Erdt alles vermiſcht und verwirrt, und wie weit ſeine Ignoranz gehe, würde man uns vielleicht nicht glauben, wenn wir nicht wenigſtens ein Pröbchen davon gäben. Aus von hundert

Stellen

Stellen nur eine von S. 289. Dort hebt er ſeinen Waidſpruch folgendermaßen an: „Welche Menge von periodiſchen Schriften zählen wir aber in den letzten zwölf Jahren, die in unſerm Deutſchlande erſchienen ſind! und wo würden wir ein Ende finden, wenn wir noch einige von den vorhergehenden, und alle von den erſten zwölf Jahren, als *Hiſt. de l'Acad. roy. de Berlin*, die Landbibliothek, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, das Berniſche Magazin, die fränkiſchen Sammlungen, *Memoires et Obſervations recueillies par la ſocieté oeconomique de Bern*, die neue Auflage von *delices de la Suiſſe*, lübeckiſche Nachrichten, *Pil. crit.* (Was dieß wohl ſeyn mag?) Bibliothek von Schmid, (von welchem?) Beckmanns ökon. Bibl. Schirachs Magazin der teutſchen Kritik, hiſt. ſtatiſtiſchen ꝛc. Beluſtigungen, Leipzig. Meiſels (ſt. Menſels) Betrachtungen über die neueſten Hiſtorienſchreiber, und dergleichen hier weitläuftiger anrühmen wollten!“ — S. 293 heißt es von dem längſt eingegangenen Encyklopädiſchen Journal, das 1774 in Cleve herauskam: „Dohm ſetze es fort.“ Alſo noch immer? S. 294 ſteht: „Litteratur des kathol. Deutſchlandes, von Eyring, Gröning. 1775. 8. Vorher S. 51 hatte der Verf. ſchon einmal dieſes Journal angeführt, und als Herausgeber die gelehrten Benediktiner des Kloſters Panth (ſtatt Banz) in Franken genannt; nun ſoll es gar Eyring zu Gröningen (vermuthlich Göttingen) ediren? (kann man tollere Verwirrung finden!) Ja, noch einmal vorher, nämlich S. 176 hatte es der Verf. abermals angeführt, und erinnert, daß Hr. Placidus Sprenger zu Banz deſſen Verfaſſer ſey, (vornehmſter Verf. hätte er ſchreiben ſollen.) Bey dieſer letzten Erwähnung führt er Hrn. Nicolai's Urtheil über dieſes Journal aus deſſen Reiſebeſchreibung an, und iſt ſo ſtreng katholiſch, es im Regiſter boshaft zu nennen; und doch hat Hr. N. das Journal gerühmt, und nur über den Titel etwas geſagt: „Giebt es denn, fragt er, eine andere Litteratur für das katholiſche, eine andere für „das proteſtantiſche Deutſchland? Giebt es eine katholiſche, „Jurisprudenz, eine kathol. Hiſtorie, oder gar eine katholiſche Medicin und Phyſik?“ Doch P. Erdt läßt auch noch anderwärts ſeinen Grimm über Hrn. Nicolai und unſre Bibliothek aus; wie ſich von einem ſo querköpfigen Franciskaner nicht anders erwarten läßt. S. 406 giebt er gar Hrn. N. den Rath, ſich in dem Hrn. von Murr als in einem Spie-

gel zu betrachten. Dagegen ist Lavater sein Liebling. Auf keinen protestantischen Schriftsteller beruft er sich häufiger, als auf ihn. Ganze Seiten schreibt er aus dessen Schriften ab. S. 472 nimmt er ihn sogar gegen unsere Bibliothek in seinen mächtigen seraphischen Schutz! Das ist gar nicht sonderbar, wenn man dagegen die kürzlich gedruckten drey lavaterischen Lobgedichte auf den katholischen Gottesdienst und die Mönchsandachten hält! Hr. Lavater muß freylich wohl den Mönchen gefallen, und so wäscht eine Hand die andere.

Litterarische Impertinenzien hat unser Franciscaner auch noch anderwärts zu Schulden kommen lassen. Z. B. auf der 41 Seite, wo er von des verstorbenen Prof. Bertram in Halle Entwurf der Geschichte der Gelehrsamkeit höhnisch urtheilt, und ihn doch anderwärts wacker ausschreibt. Er würde weniger geschnitzert haben, wenn er diesem Führer öfters gefolget wäre. Es würde alsdann auch hier und da mehr Ordnung in seinem Buche herrschen, wenn er sich des Bertramischen, dem er auf eine unverschämte Art Ordnung abspricht, fleißiger bedient hätte. Auch mit Heumann geht er S. 43 und anderwärts grob um. S. 167 u. f. rügt er ein Versehen des Prof. Pfeiffer in Erlangen: und er versieht es, und sündiget an allen Orten und Enden. S. 205*) geht es über Winkopp, und S. 230*) über Wezeln her. Von letzterm sagt er, er wäre zu der Schrift über die deutsche Litteratur, bey allen seinen Einsichten, noch nicht reif genug gewesen; und doch hat er es, wie wir schon erinnerten, häufig benutzt, und sogar wörtlich abgeschrieben.

Zum Beweiß, daß auch Büchgen oft ganzen Folianten den Rang abdringen, wird S. 149 Grandvals Büchgen vom Leben und Tugenden der gebenedeyeten Mutter angeführt, welches, meynt P. Erdt, den großen Bänden des Ostorga (soll Astorga heißen,) vorzuziehen wäre.

S. 151*) urtheilt der Verf. von anonymischen Schriften, sie könnten oft sehr gut oder schädlich seyn. Freylich wohl! Wenn er aber Bahrdt, Lessing, Semler, Stark und Göthe (Leute von sehr unterschiedener Beschaffenheit,) als solche nennt, die ihr Gift, ohne sich zu nennen, ausgestreuet haben, so wissen wir wenigstens von Semler und Lessing nicht, wann und wo sie ihre vorgebliche Giftmischerey anonymisch sollten getrieben haben. Wenn doch der Verf. sich selbst zu Gemüthe geführt hätte, was er über diese Note oben

im

im Texte ſagt: „Es läßt ſich nicht zweifeln, daß es höchſt nützlich ſey, wenn man insbeſondere die Vorurtheile gegen die gewiſſen Gelehrten aus dem Gemüthe entfernt.“

Wenn wir nicht ſchon beyläufig Beyſpiele von Sprachſchnitzern dieſes Franciſcaners angeführt hätten, ſo könnten wir noch viele von allen Seiten ſeines Buches auszeichnen z. B. ſich auf etwas verlegen. Man darf ſich wohl befremden. Wir dürfen. Einleitung zum Kenntniſſe. Die Nämen. Er folgt die alphabetiſche Ordnung. Dieſe lateiniſche Conſtruction des Zeitwortes folgen kömmt überall ſo vor.

P. Erdt, der darüber klagt, daß man in der Allg. d. Bibl. ſo wenig Rückſicht auf Bücher römiſch-katholiſcher Schriftſteller nehme, (obgleich dies ungegründet iſt; man vergleiche nur z. B. die Legionen von theologiſchen und von Wiener und Mainzer Schriften) wird ſich hoffentlich nicht beſchweren, daß wir zu wenig Rückſicht auf ſein Büchelchen genommen hätten, vielmehr dürften uns die meiſten unſrer Leſer den Vorwurf machen, daß wir uns bey einem ſo elenden Scribenten, bey deſſen Unwiſſenheit und Stolz nur allzulang aufgehalten haben. ZZ.

12. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Beurtheilung der Jahrzahlen in den hebräiſch-bibliſchen Handſchriften von Oluf Gerhard Tychſen. Roſtock. 1786. 8. 40 S.

Der Verf. zählt die Aeren auf, nach welchen in den Unterſchriften hebräiſcher Handſchriften, bibliſcher und anderer, gerechnet wird. Es ſind folgende: 1) Aera contractuum S. Seleuci, die 311 Jahre vor Chriſti Geburt ihren Anfang nimmt; 2) Aera hiſpanica, die 38 Jahre vor Chriſto anfange; 3) Aera Chriſtiana; 4) Aera Muhammedana ſ. Hegirina; 4) Aera templi deſtructi; 5) Aera ab orbe condito; gelegentlich auch von den verſchiedenen Zeitrechnungen der Samariter und Karäer. Die Epochen von der Sündfluth, Abrahams Geburt, Eingang in Kanaan u. ſ. w. welche oft in rabbiniſchen Schriften vorkommen, ſind nie zur gemeinlichen Zeitrechnung gebraucht worden.

Unbekannt war es (wenigstens dem Recenſenten) nicht, daß die Juden oben genannte Zeitrechnungen gebrauchen; die Anwendung aber auf einzelne von Kennicott und de Roſſi gebrauchte Handſchriften iſt neu; und allerdings lobenswürdig und von Nutzen. Die dabey vorkommenden Schwierigkeiten ſind gut ins Licht geſetzt. Die Abſchreiber unterlaſſen anzugeben, nach welcher Aera ſie die Jahrzahl beſtimmen, wobey dann nichts übrig bleibt, als ſie nach wahrſcheinlichen Gründen vermuthungsweis anzunehmen; zuweilen laſſen ſie die tauſende, zuweilen die hunderte weg. Daraus folgt, daß wir bey der Beſtimmung des Alters ſelbſt der Handſchriften, die eine Unterſchrift haben, oft ungewiß bleiben müſſen — und wer wird das nicht gern glauben, zumal da es der Verf. mit guten Gründen unterſtützt hat? Daß er aber doch nicht ein paar Bogen ſchreiben kann, ohne wenigſtens eine rabbiniſche Tirade einfließen zu laſſen! Dahin gehört der Schluß: „das Reſultat von dieſer Unterſuchung iſt, daß es „leichter ſey, das Alter des Buchs Hiob, als aus den Jahr„zahlen mancher hebräiſch bibliſchen Handſchriften, ihr Alter „zu beſtimmen“ (Zum Glück liegt auch ſo viel nicht daran.) „Denn dem Hiob wird von dem Propheten Ezechiel Cap. „XIV, 14. die Stelle nach Daniel angewieſen, welche Anordnung auch ſowohl ſein Styl, der unter den bibliſchen „Schriftſtellern der ſchlechteſte und verdorbenſte iſt, als auch „der Inhalt und die Einkleidung deſſelben vollkommen recht„fertigt.“ Welcher Rabbi ſollte hier nicht dem Verfaſſer ſein Brawo! zurufen?

G.

Jac. Theod. Franz Rambachs, des Gymnaſiums zu Frankfurt am Mayn Conrectors, vollſtändige und ſehr erleichterte lateiniſche Grammatik, nach der Einrichtung der beliebten Langiſchen, zum vorzüglichen Gebrauch aller Claſſen der Heſſen-Darmſtädtiſchen Schulen. Dritte durch und durch verbeſſerte und vermehrte auch mit dem vollſtändigſten Regiſter verſehene Ausgabe. Gießen, bey Krieger dem jüngern. 1786. 1 Alph. 20 Bogen

gen, ohne 5 Bogen Vorrede und Register, in gr. 8vo.

Die erste Ausgabe dieser Grammatik kam 1770 heraus, und ist in unsrer Bibliothek Anhang zum XIII — XXIV. B. S. 765. angezeigt worden. Ihre ursprüngliche Bestimmung war, daß sie für alle Classen des Gießenschen Pädagogiums (der V. schreibt Pädagog; das ist aber ein Pädagoge, ein Erzieher; schreibt man denn ein Gymnas, statt Gymnasium?) gebraucht werden könne, ohne nöthig zu haben, für die obern Classen eine andere Grammatik einzuführen, als man in den untern braucht. Nun diese Absicht erreicht sie gewiß, denn sie ist so vollständig, daß man in den obern Classen eines Gymnasiums, wo man auf eine Grammatik zu weisen nöthig hat, schwehrlich eine andre bedürfen wird. Damit sie nun auch für die untern Classen brauchbar bleibe, denen außerdem der Ueberfluß von Regeln, mit ihren Bestimmungen und Ausnahmen hinderlich seyn könnte, so hat der Verf. dem überaus weitläuftigen und höchstvollständigen Syntax einen Auszug der nöthigsten syntactischen Regeln für Anfänger angehängt. In dieser dritten Auflage nun versichert der V. ihr die möglichste Aufklärung, Berichtigung und Vollständigkeit gegeben zu haben. Wir können sie nicht mit den vorhergehenden Ausgaben vergleichen, die wir nicht vor uns haben, sondern beurtheilen sie an und vor sich selbst, wie sie da ist, und da müssen wir allerdings gestehen, daß ihr der Ruhm der Vollständigkeit und möglichsten Bestimmtheit der Regeln nicht versagt werden könne. Davon zeugt nicht nur der ganze Syntax, sondern besonders auch das, was vom Gebrauch der reciproken Fürwörter, der Participien, des Accusativs mit dem Infinitiv, gesagt wird, und vieles andere. Auch ist es sehr gut und nützlich für Anfänger, daß er die meisten Eigenheiten in der Construction der lateinischen Sprache in den Anmerkungen mit dem Deutschen verglichen, und die Abweichungen des letzten bemerkt hat. Sehr befördert es auch Deutlichkeit und Ordnung, daß er manche viel umfaßende Regeln, nach den verschiedenen Fällen ihrer Anwendung in mehrere Abschnitte abgetheilt hat. Man findet daher in dieser Grammatik alles Gute beysammen, was vorher die Märkische Grammatik allein oder doch zuerst in die Grammatik aufgenommen hatte, aber noch mit vielen eige-

nen Zusätzen und Anmerkungen vermehrt. Wir haben sie überdem mit der Schellerschen größern Grammatik verglichen, die allein unter allen bisherigen Schulgrammatiken ihr den Rang in Ansehung der Genauigkeit und Vollständigkeit streitig machen könnte, und freylich, wie es der Natur der Sache nach nicht anders seyn kann, vieles, auch in dem Syntax, übereinstimmend gefunden, doch einiges hat Hr. Rambach voraus, z. E. die sehr gut gefaßten Regeln von dem erzählenden oder relativen Styl; der Syntaxis ornata, den Scheller bekanntlich verwirft, alle Eleganz für eingebildet hält, vieles aber daraus unter dem Capitel von der Abwechselung der Wörter nachhohlt, und einen Anhang von den Germanismen. Hingegen hat auch Scheller manches aus seinen praeceptis styli in seine Grammatik übergetragen, (was zum Theil freylich dahin nicht gehört) und in der Rambachschen Grammatik fehlt, z. E. die Capitel von dem Numerus, von den Bedeutungen der Wörter, von der Zusammenfügung der Wörter in Ansehung der Rangordnung, und der Verbindung, des Ueberflusses und der Kürze, ingleichen von der rechten Aussprache u. s. w.

Pk.

Des Claudius Aelianus vermischte Erzählungen. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. H. F. Meineke. Neue Auflage. Quedlinburg, bey Ernst. 1787. 8.

Hr. Meineke hatte diese Uebersetzung schon 1775. herausgegeben, (s. A. d. B. XXVIII. B. S. 549.) Seine Absicht ist, Anfängern im Griechischen, welche den Aelian noch mit Schwierigkeit lesen, durch seine Uebersetzung ein Hülfsmittel und Nachschlagebuch bey schwereren Stellen in die Hand zu geben. Und dies ist auch die einzige Absicht, bey welcher wir eine Uebersetzung dieser ungleichen Compilation eines leichtgläubigen Verfassers gut heißen können. Daß diese neue Auflage vor der ersten an Verbesserungen oder Zusätzen etwas voraus habe, ist nicht zu vermuthen, weil er selbst nichts davon sagt. Rec. kann es auch, da er die erste Ausgabe

gabe nicht zur Hand hat, aus eigner Vergleichung nicht bestimmen.

Dr.

Isocratis Panegyricus. Recensuit et animadversionibus illustravit D. *Sam. Fr. Nathan. Morus*, Theol. Professor in Acad. Lipsi. Editio secunda. Lipsiae, apud Weidmanni Heredes et Reichium. A. 1786. 9 Bogen in groß Oktav.

Seit der ersten Ausgabe hat der gelehrte Herausgeber nicht allein die neuere Ausgabe des Auger, sondern auch eine Münchner Handschrift genutzt, welche letztere aber nur die Lesarten der Mayländischen und Aldinischen Ausgaben bestätigen half. Die über die erste Ausgabe gemachten Kritiken versichert Hr. M. da genutzt zu haben, wo er die Erinnerung gegründet fand; sonst hat er ihrer nicht erwähnt. Die Zahl der Varianten hat auf der einen Seite die gehörige Einschränkung, und die angeführten haben ihre Bestimmung durch die beygefügte Beurtheilung erhalten. Ueberall hat Hr. M. seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf den historischen Stoff der Rede und den Vortrag und Zusammenhang der Gedanken gerichtet; ein Vorzug, der seine Arbeiten von so vielen andern inn- und ausländischen Ausgaben so ganz besonders zu seiner Ehre auszeichnet, so wie auch der ruhige bescheidne und philosophische Ton, welcher nicht allein in seinen historischen sondern auch in seinen grammatischen Untersuchungen und Bemerkungen herrscht. Desto mehr bedauern wir, daß Hr. M. den Vorsatz, die übrigen Reden des Isokrates auch eben so zu behandeln, ganz aufgegeben und diese Arbeit einem gewissen Hrn. Findeisen überlassen hat, von welchem wir ehemals die Ausgabe vom Evagoras angezeigt haben. Im Ganzen haben wir bey Durchlesung dieser zweyten Ausgabe dem Hrn. M. unsern Beyfall in der Erklärung nie versagen können; aber in Aufnahme besserer von ihm selbst als einzig richtig anerkennten Lesarten, haben wir ihn doch bisweilen zu furchtsam gefunden. So müßte S. 34. ἐμῶν statt ἐμοῦ ohne Bedenken gesetzt werden. Bey Erklärung des Sinnes von πολλαπλασίως S. 74. wird auf das Register über Xenophons griechische Geschichte verwiesen. Wir erwarteten

aber hier, daß er ſeine Anmerkungen genauer beſtimmen werde, als dort geſchehen iſt. S. 99. finden wir die Stelle: ὅτως ὡς ταχιστα τὸν ἐντεῦθεν πόλεμον εἰς τὴν ἀπειρον διενεγκωμεν, ὡς μόνον γ' ἂν τοῦτο ἀγαθὸν ἀπολαύσας μὴ ἐν τοῖς κινδύνοις τοῖς πρὸς ἡμᾶς αὐτοὺς, οὐ ταῖς ἐμπειρίαις ταύταις ἐν τούτοις γεγυμνασμένοι πρὸς τὸν βάρβαρον καταχρήσασθαι δέξοιτ' ἡμῖν, nicht ganz richtig erklärt. Das Regiſter ſagt: διενεγκεῖν τὸν πόλεμον εἰς τὴν ἀπειρον gerere bellum intra fines imperii Perſici, quaſi includere Perſia. Aber offenbar bedeutet διενεγκεῖν hier transferre bellum ultra fines Graeciae in Aſiam. Dies zeigt die Stelle S. 105. τὸν νῦν ὄντα περὶ ὑμᾶς πρὸς τοὺς ἀπειρώτας πολεμησαντα. Die Vermuthung, daß ſtatt ἐμπειρίαις man beſſer leſen würde ἐυπορίαις, können wir nicht billigen: denn ſchwerlich konnte Iſokrates zugeben, daß die Griechen durch ihre bisherigen innerlichen Kriege Vortheile oder Reichthum erworben hätten, welche ihnen bey einem Kriege mit den Perſern zu Statten kommen könnten. Wohl aber meynte er die in dieſen Kriegen geſammleten Erfahrungen, Uebung und Geſchicklichkeit. Das ganz verdorbene Ende der Rede wiederherzuſtellen, haben doch alle bisher verglichenen Handſchriften nichts geholfen. Wolfs Vermuthung ſcheint uns ſehr richtig zu ſeyn, wenn wir Kap. 2. S. 9. vergleichen.

Iſocratis ad Nicoclem Oratio. Graece, denuo latine vertit, notis illuſtravit Proluſionemque de vera Scriptores claſſicos interpretandi ratione praemiſit *Io. Chriſt. Frider. Bachrens.* Halae, ſumtibus Hendelii. 1787. 5 Bogen klein 8.

Der ſchreibſeelige Herausgeber hätte ſich die Mühe ſparen können, eine neue Ueberſetzung zu machen, wenn er nun ja auch einen unwiderſtehlichen Trieb empfand, Noten über dieſe Rede zu ſchreiben, die ſeine Schüler leſen und darinne ihren großen Lehrer bewundern ſollten. Wenn wir auch dem Setzer nach Billigkeit ſeinen Antheil beſtimmen, ſo bleibt doch noch ſo viel übrig, was der Herausgeber auf ſeine Rechnung nehmen muß, daß wir ihn wohlmeynend warnen, künftig nicht wieder in dem Zuſtande und mit der dreiſten Miene vor dem Publiko zu erſcheinen, wenn auch der Verleger die Koſten

Kosten der Prostitution tragen wollte, sondern erst mit seinen Schülern sich in beyden Sprachen zu üben, ehe er an den Ruhm eines Schriftstellers von neuem denkt. Der Gedanke von einer neuen Ausgabe aller Reden des Isokrates scheint uns bis jetzt bey dem Herausgeber nur noch ein flüchtiger Einfall, vielleicht eine Erinnerung aus irgend einem süßen Traume zu seyn; der Himmel wolle nicht, daß daraus Ernst werde. Doch was sie zu hoffen haben, mögen die Leser aus folgender Stelle der Vorrede selbst urtheilen: in orationes quam mihi explicandam sumsi, secutus sum Wolfii editionem omnium operum Isocratis Basil. 1597. fol. et vice fungitur speciminis omnium orationum Isocratis eadem ratione variantibus lectionibus edendarum. — Textum quidem graecum pluribus in locis, ubi de vera lectione sollicitus eram, ut mihi persuasum habeo, emendavi; criticis tamen, quantum fieri potuit, abstinui disceptationibus, atque lectiones variantes reliqui, magis imperitioribus his qualibuscunque paganis profuturum fore sperans, si in notis, quas addidi, obscurior interdum eliceretur sensus, indoles linguae, idiomataque exponerentur. Unglücklich genug ist es für den Mann, daß seine jetzige Bestimmung mit sich bringt, Sprachen zu lehren; doch diese verpflichtet ihn wohl nicht zu schreiben. Sonst wollten wir ihm rathen, jetzt da es noch Zeit zu seyn scheint, seinen Fleiß lieber jedem andern Fache als der griechischen Litteratur zu widmen.

Th.

13. Erziehungsschriften.

Johann Gotthilf Lorenz — Lesebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker zum Gebrauch in Schulen und beym häuslichen Unterrichte. — Des ersten Bandes zweyte Abtheilung. Leipzig, 1786. 8. 14 Bog.

Gleich aus der nöthigen Vorerinnerung, die dieser Abtheilung vorgesetzt ist, ersieht R. daß Herrn L. einige bey der

Anzeige der ersten Abtheilung eingestreuete Erinnerungen wegen des Preises und der Weitläuftigkeit schon früher gemacht sind. Er rechtfertiget sich hier wegen des Letztern damit, daß er nichts tabellarisches, nicht trocknes Namenverzeichniß, sondern ein Handbuch schreiben wollte, woraus Lehrer und Väter mit lernen könnten, gleichsam ein Steckenpferd, das alle Künste könne. Freylich reichhaltig und belehrend sollte es nach dem Plane des V. und selbst nach den Bedürfnissen der Bürgerschulen seyn, und so konnte es nicht auf ein Paar Bogen, nicht zu dem Preise von einigen Groschen einschrumpfen. Aber wie gesagt, es ließen sich manche Stellen in Absicht ihrer Einkleidung und des Vortrages abkürzen; es ließe sich hin und wieder manches, der Reichhaltigkeit und Deutlichkeit unbeschadet, an der Ausführlichkeit abbrechen.

Das erste, womit sich diese zweyte Abtheilung anfängt, ist ein Anhang zu dem ersten Abschnitte in der ersten Abtheilung. Er ist überschrieben **Monatsbericht**, handelt von den vier Jahrszeiten und schildert darauf die Naturscenen und Geschäffte jedes Monates nach der Reihe.

Der dritte Abschnitt, der hierauf folget, handelt ganz von der Sprache und vom Schreiben. Im ersten Capitel vom Schön- und Rechtschreiben. Die Regel: „ein ß „wird gesetzt am Ende einer Sylbe und eines Wortes, wo „nach der richtigen Schreibart ein doppeltes ſ stehen muß“ — ist unvollständig. Man braucht ja das ß nicht blos am Ende der Sylben und Wörter, sondern man schreibt auch Straße, genießen u. s. w. nicht genieſſen, wie es der V. vorschreibt. Hier ist angehängt ein erklärendes Verzeichniß der aus fremden Sprachen im bürgerlichen Leben schon gemein gewordener Wörter, nach alphabetischer Ordnung: ein Verzeichniß, das natürlicher Weise beym ersten Zusammentragen noch seine Mängel und Lücken behält. Z. B. im Buchstaben L, „Labet (bet lang)“ zur Erleichterung des deutlichen Lesens mußte gedruckt seyn (die Sylbe bet lang.) — Laboriren heißt im gemeinen Leben nicht blos: darnieder liegen, sondern wird auch von alchymistischen Bemühungen gebraucht. — Lage, statt Agio hätte die Aussprache bemerket werden können. — Linie und Liſte sind fast zu bekannt, als daß sie nöthig hatten, hier mit aufgeführt zu werden. — Logiren, steht ohne Erklärung, und aus der vorangegangenen Loge, Sitz, Stuhl, würde eine falsche abgeleitet werden. Und vergessen sind: Laie,

Lan-

Lanzette, Lazareth, Laranz, Lection, Lecture, Legende, Leuteriren, Licentiat, Libell, Lieutenant, Liquidiren, Litaney, Lombard, Louisdor u. s. w.

Nunmehr liefert der V. eine deutsche Sprachlehre, von S. 62 bis 140. und giebt wiederum zum Anhange „ein „alphabetisches Verzeichniß einiger Wörter, die am häufigsten unrichtig ausgesprochen oder in einem unrichtigen Sinne gebraucht werden:" ein Verzeichniß, das freylich nur für die Provinz und Nachbarschaft des Verf. passend und brauchbar seyn kann, und das in jeder andern Provinz nach den eigenthümlichen Fehlern ihres Dialektes abgeändert werden müßte.

Zuletzt handelt er von Briefen und andern schriftlichen Aufsätzen, und lehrt erstlich die Titulaturen vom Kaiser und Könige an durch alle Prädicamente; dann die schickliche Einrichtung der Briefe im Aeußern; giebt darauf Beyspiele von Briefen, Schuldscheinen, Wechseln, Quittungen, Rechnungen u. s. w. und beschließt mit einer kurzen Nachricht vom Postwesen und von Schreibe- und Briefmaterialien. In dem zweyten Bande sollen nach der vorläufigen Anzeige des V. nun noch enthalten seyn: kurze Auszüge aus der Weltgeschichte, der Erdbeschreibung, der Geometrie fürs gemeine Leben, der vornehmsten Künste und Handwerker, nebst Nachrichten von Menschen, die sich um das allgemeine Beste verdient gemacht haben.

Qw.

Briefe über die Erziehung, allen Aeltern und angehenden Hofmeistern gewidmet. Gera. 1786. 8. 8 Bogen.

Viele Aeltern, welche aus Vorurtheil ihres Standes oder aus wohlgemeynteren Gründen ihren Kindern einen besondern Hauslehrer, oder wie man es nun gewöhnlich nennt, einen Hofmeister zugeben, haben zu wenig nachgedacht, was sie eigentlich von einem solchen Hofmeister fordern oder nicht fordern, wie sie mit ihm umgehen und wie sie ihn behandeln müssen, um seinen Einfluß auf die Untergebnen nicht zu stören. Und viele Candidaten, die nach dem gewöhnlichen Laufe gleich nach Vollendung ihrer Brodcollegien die häusli-

che

che Aufsicht und Unterweisung der Kinder als einen, jedem offenstehenden, Interimsberuf übernehmen, wissen zu wenig sich in ihre neuen Verhältnisse zu schicken, und die sittliche Bildung der Kleinen auf eine planmäßige Art zu beziehen. Daher eine Menge Fehler von beyden Seiten, von Seiten der Eltern und der Hofmeister, und daher eben so viele Hindernisse in dieser Gattung von Erziehung. Für diesen Fall also, da Eltern einen Hauslehrer bedürfen, und da ein junger Mann noch ohne Erfahrung eine solche Stelle übernimmt, sind diese Briefe geschrieben. So wenig sie auch Neues enthalten und enthalten sollen, so ist doch das Bekannte für den angegebenen Zweck brauchbar, richtig, deutlich und überzeugend vorgetragen. Wer in jenem Falle ist, wird sie nicht ohne Nutzen lesen. Ein Theil der Briefe ist dem Vater einer adelichen Dame in die Feder gelegt, der seine Tochter, über ihr Benehmen bey Annahme eines Informators belehret, und der zweyte Theil einem Prediger, der seinen Sohn als angehenden Hofmeister über die Pflichten seines neuen Standes zurechtweiset.

Qw.

Materialien zu Vorschriften zum Dictiren und Vorlesen in teutschen Schulen, gesammlet von Lüd. Christ. Ant. Wigand, Pred. in Südgrüningen. Drittes Bändchen. Halberstadt, bey Groß. 1786. 8 Bog. 8.

Beyspiele edler Handlungen und sinnreiche Aussprüche aus der Geschichte der ältern Zeit. Ein Lesebuch für Große und Kleine von Wigand, Pred. in Südgrüningen. Magdeburg, bey Creuß. 8. 5 Bog. 1786.

Alles das Gute, was wir von den ersten Bändchen der Materialien gesagt haben, zweckmäßige Auswahl des Gemeinnützigen und Brauchbaren, und kernhafte Kürze bey dem Reichthum an Sachen, müssen wir auch von diesem dritten Bändchen wiederhohlen — nur daß wir glauben, daß sie eher Materialien zum Selbstlesen als zum Dictiren und Vorlesen,

leſen, helfen ſollten. Der Inhalt deſſelben iſt 1) Etwas zur Bildung des Herzens — Sittenregeln in Proſa und Verſen von ungleichem Gehalt. 2) Das allernothwendigſte aus der deutſchen Sprachlehre — eine ganz artige kleine Grammatik mit verſchiednen trefflichen Bemerkungen, die man bey dieſer Kürze kaum erwarten ſollte. 3) Bemerkungen aus dem Pflanzenreiche. 4) Bemerkungen aus dem Mineralreiche — beyde vorzüglich gut gewählt. 5) Merkwürdigkeiten aus der Geſchichte — Grundriß einer Univerſalhiſtorie. 6) Etwas aus der Chronologie — Erklärung der chronologiſchen Kunſtwörter und der chriſtlichen Feſte, wo aber bey den unbeweglichen nicht durchgehends der Tag ihrer Feyer angegeben iſt. 7) Oekonomiſche Sachen — Anhang zum Vten Cap. des Iſten Bändchens. 8) Etwas zur Uebung im Nachdenken und zur Erholung nach ernſthaftern Arbeiten — Räthſel — das einzige, was hätte wegbleiben können. 9) Kurze Anweiſung zum Briefſchreiben, Briefe und andere ſchriftliche Aufſätze.

Eben ſo hat auch die zweyte kleine Schrift dieſes Verf. unſern ganzen Beyfall, ob er gleich in dieſer Art von Sammlung mehrere Vorgänger gehabt hat. Sie iſt ein Valerius Maximus im Kleinen. Ein Gedächtnißfehler iſt es, wenn S. 61. ein **Lentulus**, als Schwiegerſohn des Cicero angeführt wird.

Pf.

Elementarbuch für die niedere lateiniſche Schulen. Verfertigt von M. Jak. Friedr. Klemm, Special-Superintendenten in Nürtingen. Stuttgart, bey Mezler. 1786. 200 S. 8.

Eine Art von Speccius, angewandt auf die Grammatica Wirtembergenſis, und in zwey Theile abgetheilt! Der erſte Theil enthält lauter kleine Formeln nach den Declinationen, Conjugationen und nach den übrigen Gattungen der Wörter, ſo daß hinter einer Anzahl von Formeln allemal ein Vocabularium darüber ſtehet. Der zweyte Theil beſteht aus lateiniſchen Kindergeſprächen, aus der bibliſchen Geſchichte Perioden weiß erzählt, aus Sammlungen von witzigen Einfällen, Räthſeln. Etwas eigenes oder vorzüglich gutes in der

Wahl

Wahl der Beyspiele oder in der Methode ist uns nicht vorgekommen. Der Verf. hat dies lateinische Elementarbuch auf gnädigsten Befehl nach einer gegebenen Vorschrift abgefaßt, und wir zweifeln nicht, daß es von guten Lehrern nützlich gebraucht werden könne.

Fg.

Einige Gedanken über den mündlichen Vortrag des Schulmanns; von Friedrich Gedike. Berlin, bey Unger. 1786. 6 Bog. 8.

Keine einzige Kunst hat, wie der Verf. nur allzuwahr und richtig sagt, so viele Praktikanten, als die Kunst zu lehren; aber auch keine so viele Pfuscher. Ein Meister in dieser Kunst ist eben so selten, als irgend ein andrer Virtuos. Auch die besten Lehrer begnügen sich mehrentheils, nur daran zu denken, was sie zu lehren haben; aber wie sie es lehren können, lehren müssen, daran denken die wenigsten. Sehr irrig hält man den Gelehrtesten auch für den besten Lehrer. Oft ist sogar die große Gelehrsamkeit eines Mannes Schuld, daß er ein minder brauchbarer Lehrer ist. Und eben dieß ist nur allzuoft der Fall bey solchen, die als Schriftsteller berühmt sind. Dichter werden gebohren, wie das Sprichwort sagt; aber auch Lehrer, besonders öffentliche Schullehrer, müssen gebohren werden. Sehr schön werden daher von dem Verf. S. 10. ff. die ihnen nothwendigen natürlichen Anlagen des Körpers und Geistes aus einandergesetzt. Es ist die Pflicht des Schulmannes, seine Schüler nicht nur wissen und denken, sondern sie auch empfinden, handeln und leben zu lehren. Der Vortrag des Lehrers muß sowohl nach der Verschiedenheit der Lehrlinge, als der Gegenstände des Unterrichts, ebenfalls sehr verschieden seyn. Der akademische ununterbrochene Vortrag des Professors gehört durchaus nicht für die ersten Klassen der Gymnasien. Mehr zusammenhängend aber kann und muß freylich der Vortrag des Lehrers in den obern Klassen, als des in den untern, seyn. Unterredung lehrt mehr als wissen; sie lehrt denken. Der Lehrer muß also fragen, und sich fragen lassen, zweifeln; und Zweifel lösen, kurz — sprechen und hören. Freylich aber ist diese Methode ungleich schwerer, als die, wo der Lehrer nicht spricht, sondern nur

redet.

redet. Der dialogiſche Vortrag fodert ein eignes Studium; und die Leſung der platoniſchen Dialogen kann dazu ſehr behülflich werden. Der Lehrer muß alſo ſeine Schüler in ſeinen Lehrvortrag mit hineinziehen; — mit Einem Worte, er laſſe ſie ſelbſt vortragen; und zwar nicht blos, was ſie wiſſen, ſondern auch, was ſie denken. Uebung der Denkkraft muß immer einer der Hauptzwecke des Lehrers ſeyn. Nach der alten Schuleinrichtung lernte die Jugend in den Schulen mehrentheils nur Worte; in unſern Zeiten geht man faſt überall weiter, die Jugend lernt auch Gedanken; aber Denken lernt ſie gewöhnlich erſt außer der Schule. Und doch laſſen ſich alle drey Zwecke ſehr wohl vereinigen. Die mit eigner Anſtrengung, wenn gleich mit fremder Hülfe, langſam gefundne Wahrheit iſt immer angenehmer und haftet tiefer, als die vom Lehrer ohne eigne Mühe empfangne Wahrheit, ſo, wie die Früchte des ſelbſt gepflanzten Baums immer am beſten ſchmecken. Der Schulmann muß auch bey ſeinem Vortrage nicht blos auf ein einziges Fach eingeſchränkt, er muß in keinem Theile der Schulunterweiſung ganz fremd ſeyn. Gemeingeiſt muß den vorzüglichen Schulmann beleben, wenn nicht ſeine Nutzbarkeit eben ſo einſeitig, als ſeine Gelehrſamkeit, ſeyn ſoll. — Die allgemeinen Eigenſchaften des mündlichen Lehrvortrags ſind: Richtigkeit und Wahrheit; Deutlichkeit, Ordnung, Gründlichkeit, Kürze, Lebhaftigkeit. Ueber dieſe Eigenſchaften findet man in dem letzten Theile dieſer überaus leſenswürdigen Schrift manche feine und lehrreiche Bemerkungen.

Gr.

Sittenſcenen für die Jugend beyderley Geſchlechts in angenehmen moraliſchen Vorſtellungen zum nützlichen Gebrauch für Eltern, Hofmeiſter und ihre Lehrlinge. Münſter und Osnabrück, bey Perrenon. 1786. 15 Bog. 8.

Der auf dem Titel ausgehängte Epheukranz iſt zwar ſehr einladend; aber der Wein, welcher im Buche ſelbſt ausgeſchenkt wird, iſt mehr waſſer- als ölreich. Wer kein Weinkenner iſt, der mag ſich immer daran laben!

Neue

Neue Leseſtücke für Kinder (auch für erwachſene Perſonen) zur Unterhaltung. 1786. 9 Bog. 8.

Faſt in allen Ecken von Deutſchland ſitzen Leute, welche ihren ſchriftſtelleriſchen Kitzel nicht beſſer zu befriedigen, und ihr unverdientes litterariſches Brod nicht leichter zu verdienen wiſſen, als dadurch, daß ſie aus neun und neunzig Büchern das hunderteſte machen. Und dieſe Profeſſion geht bey Kinderbüchern am leichteſten. Da ſind ganze Schiffsladungen vorgearbeitet — da kann man alles, wie es unter die Fauſt kömmt, durch einander werfen, und da müßte es nicht natürlich hingehen, wenn ſich nicht ein Verleger, der wohlfeile Tagelöhner liebt, finden ſollte. Auch dieſe neuen Leseſtücke ſcheinen auf dieſe Art entſtanden zu ſeyn. Es ſind Gedichte, kleine Geſchichten, naturhiſtoriſche Beſchreibungen, Räthſel u. dgl. bunt und kreuz durch einander gemengt. Aus einer vorgedruckten Nachricht erhellet, daß dem Zuſammenklauber der mündliche Unterricht, den er Kindern giebt, und der Briefwechſel mit Kindern und Eltern ſo ſehr beſchäfftige, als weshalb auch ſeine neue Leſeſtücke ſo ſparſam erſchienen, daß er ſich genöthiget ſieht mit dem neunten Blatt dieſelben zu ſchlieſſen. — als worüber ſich zu betrüben, das Publikum eben nicht Urſache haben wird. Ein Paar Fräulein, welchen er dieſe Leſeſtücke dedicirt hat, redet er in der Dedication alſo an: Hoch- und Wohlgebohrne, liebenswürdige Kinder!“ — Welch' ein abſcheulicher Titularunſinn!

Ur.

14. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

Practiſche Beyträge zur Cameralwiſſenſchaft für die Cameraliſten in den Preußiſchen Staaten, von Guſtav Auguſt Heinrich Baron von Lamotte. Dritter Theil. Halle, im Verlag des Waiſenhauſes. 1786. 1 Alph. 20½ Bog. 8.

Auf

Auſſerdem die Weiſe, wie in den vorhergehenden Theilen, ſind auch hier wieder viele wichtige Landesverordnungen abgehandelt worden, deren Kenntniß nicht nur Preußiſchen Cameraliſten nothwendig iſt, ſondern zugleich andern nützlich werden kann.

Pt.

Vorſchlag zu einem vollſtändigen Unterrichte in der Schifffarth, darin auch die nähere Anwendung der neuern Erfindungen, aus der Sternkunde den Ort des Schiffes zu beſtimmen, begriffen worden. Hamburg, 1786. bey Haſſmann. 55 S. in 4.

Dieſe Abhandlung des Herrn Capitain Müller zu Stade, welcher ſchon durch mehrere Scheiften rühmlichſt bekannt iſt, verdanke ihren Urſprung einer Preisfrage der Hamburgiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, über welche ſie im Jahr 1785 den Preis ertheilt. Der gegenwärtige Kauffardeiſchiffer in Deutſchland, Holland und bey dem gröſten Theile der nordiſchen Nationen dient, wenn er glücklich iſt, zuerſt einige Jahre bey einem Anverwandten als Kajütenwächter, oder nur auf einem Schiffe, auf dem ein Menſch fahrt, welcher ihm eher ſeinen Aeltern bekannt iſt, und lernt in dieſer Zeit von der Schifffarth gerade nichts. Endlich ſucht er ſeine Zuflucht bey der Schiffsarbeit. Sobald er glaubt, ein Segel handtieren, einige Stücke des laufenden Zeuges ſcheeren, im Nothfall ein wenig Spleiſſen und Knotenſchlagen, einen Nienen in einem Tore führen zu können, und ſich dem Tagel entwachſen fühlt, führt er als Matroſe. Von der Steuermannskunſt etwas an Bord zu lernen, dazu fehlt ihm gewöhnlich alle Gelegenheit. Oft fehlt es ihm an Gelegenheit zu lernen, wovon es bey Regierung eines Schiffs eigentlich ankömmt. Höchſt wahrſcheinlich lernt er indeſſen ein Schiff ſteuren, Nahmen von Oertern radebrechen, die er geſehen hat, und erwirbt ſich, wenn er einigermaſſen aufmerkſam iſt, dabey einige Landkenntniß. Schiffer und Steuermann ſind gewöhnlich die einzigen an Bord, welche Einſichten in die Schifffarth beſitzen; aber ſie verbergen dieſe, zehn gegen einen, als ſehr tiefe Geheimniſſe, Jeden, welcher nicht die höchſt ſeltene und außerordentliche Gnade genießt,

Zutritt in der Kajüte zu haben. Nach einigen Reisen, auf welchen er seine dunkeln Begriffe von der Regierung des Schiffes bis zur Dämmerung aufklärt, und sich einige Kenntnisse vom Stauen eines Schiffes, nebst einer größern Fertigkeit in der Schiffsarbeit erworben hat, vielleicht auch durch Gefahren abgehärtet, und zum Seeleben gewöhnt ist, faßt er den Entschluß, sich den Tiefen der Geheimnisse der Steuermannskunst zu nähern. Sein Lehrmeister, ein Dorfschulmeister, lehrt ihn für einen billigen Preis, nach einer alten sogenannten Schatkammer die ganze Steuermannskunst in einer vielleicht nicht beträchtlich langen Zeit, während welcher er sich von seinen Reisen erholt. Höchst wahrscheinlich zeigt er ihm einige Geheimnisse, worauf er schwört, er wisse sie niemand, als sein Lehrmeister und er. Alles das wird ihm gewöhnlich nicht gelehrt, sondern er wird abgerichtet, bey diesem und jenem Worte eine Handlung vorzunehmen, z. B. in einer Tafel eine Zahl aufzusuchen, sie auszuschreiben u. s. f. Mit vieler Mühe, doch ohne sonderliches Kopfbrechen, lernt er endlich, was zum alltäglichen Gebrauche unumgänglich gehört. Wenn er bis zur Stromkabelung gelangt seyn sollte: so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er sie für ein Geheimniß hält. Er kauft nun allenfalls, wenn ihm kein Vorurtheil gegen Bücher vorgebracht ist, ein Besteck Boekje, verdingt sich, voll Freude über sein Wissen, auf ein Schiff, kauft einen alten Gradbogen oder Spiegeloctanten und eine Charte, mit dem Vorsatze, selbst ein Journal zu führen. Wenn ihn nun auch der Spott und die hämischen Gesichter seiner Mitmatrosen nicht anfechten: so sind drey Schiffer und Steuerleute gegen einen, welche, wenn sie ihm nicht offenbare Hindernisse in den Weg legen, doch sicher ihn nicht unterstützen, ihn Monate lang nach Vortheilen suchen lassen, welche sie ihm in eben so vielen Minuten hätten zeigen können, wenn sie solche anders selbst wissen. So quält er sich mehrere Reisen, findet sehr oft den genossenen Unterrichte unzureichend, und erwirbt das allen Schiffern so gemeine Vorurtheil, daß niemand, als ein geübter Seemann, von ihren Arbeiten etwas wissen könne, daß alles Lernen zu Lande vergeblich sey, u. s. f. Ein glücklicher Zufall führt ihn einem Schiffer zu, welcher anfängt, es gut mit ihm zu meynen, oder erhebt ihn zum Steuermann. Nun arbeitet er mit seinem Beförderer gemeinschaftlich, und oft fängt hier erst ein beyden beschwerliches Mistrauen an, das gewöhnlich in ihrer beyderseitigen Unwissenheit den Grund

hat.

hat. Sehr zu bewundern iſt es, wie Leute bey dieſer Behandlung noch ſo ziemlich oft zu den Kenntniſſen gelangen, welche ſie beſitzen. Schiffer, die ihr Fach ganz kennen, ſind daher in Deutſchland noch immer ſelten. Man ſucht fremde Schiffer, beſonders Engliſche, deren Erziehung ohne Ausnahme die beſte iſt, faſt zu allen großen Unternehmungen, welche auf weite Reiſen gehen. Und es erhellet daraus, wie nothwendig und heilſam es ſey, auf eine beſſere Erziehung der Schiffer zu denken. Zu dieſer thut der Verf. ſehr gute Vorſchläge, und theilt einen Entwurf zu einem ſyſtematiſchen Unterricht in der Schifffahrtskunde mit. Ein Auszug aus dieſer Abhandlung, welche urſprünglich nicht zum Drucke beſtimmt war, ward den Hamburgiſchen Adreßcomtoir-Nachrichten einverleibt. Dadurch fand ſich ein Hamburgiſcher Patriot, der es vielleicht gut genug meynen mochte, aber doch die Sache ſchlecht verſtand, bewogen, Anmerkungen drucken zu laſſen, welche ſehr beleidigend ſind. Man findet ſie hier mit der Widerlegung des Verf. beygefügt. Sie haben das einzige Verdienſt, daß ſie den Druck dieſer ſchönen Abhandlung befördert haben. Den Schifferkalender, welchen der V. vorſchlägt, und ſelbſt bearbeitet, wird unſtreitig von großem Nutzen ſeyn, und ihm zu vieler Ehre gereichen.

Tf.

Nelkenbrechers Taſchenbuch eines Banquiers und Kaufmanns, enthält die Beſchaffenheit und Vergleichung der Münzen, Maaße, Gewichte, Wechſelcourſe, und andere zum Handel gehörigen Dinge der vornehmſten Handelsorte. Sechſte Auflage durchaus umgearbeitet, vermehrt und verbeſſert durch G. Berlin, bey Wever. 8. 432 S. und 2½ Bogen Einleitung.

Eigentlich Kruſens Hamburgiſcher Contorift, in Taſchenformat gebracht und durch nähere Erfahrungen und neue vorgefallene Veränderungen verbeſſert. Wir brauchen das Buch nicht zu loben, es hat ſich ſelbſt gelobt, und durch die ſechſte Auflage den überzeugendſten Beweis von ſeiner allgemeinen Brauchbarkeit geführt. Die 2 Quartanten des Hamburgiſchen

ſchen Contoriſten nehmen auch auf dem Tiſche eines Kaufmanns zu viel Platz ein, dieſes ſtreckt der Kaufmann in die Taſche, nimmt es mit aufs Land, und hängt da ſeinen Spekulationen nach. Daß das Buch durchaus umgearbeitet ſey, können wir, nach geſchehener Zuſammenhaltung mit den vorigen Auflagen bezeugen. Die Nachrichten von Wechſelſachen ſind überaus intereſſant. Uſo und die darauf folgenden Reſpect- oder Diſcretionstage — andere nennen ſie Reſpittage — Meſſen und andere zur Handlung gehörige Einrichtungen, ſind allemal gehörigen Ortes angezeigt, und mithin kann es auch einem Richter und Anwald zu Rechte weiſen, wenn über Wechſelſachen Proceſſe entſtehen. Das Buch führt zwar auf dem Titel die Jahrszahl 1786; aber das gehört zum gewöhnlichen Buchhandlungsſchleudrian, es mag wohl noch im vorigen Jahre abgedruckt worden ſeyn. Möchte ſich doch der Redacteur, wie er wirklich gethan hat, immer über den langweiligen Abdruck beſchweren, wenn nur nicht das Publikum gar zu viel dabey eingebüßt hätte, denn von den neueſten Veränderungen in Münzſachen iſt, auſſer einer kurzen Nachricht von nur wenigen Seiten, in der Einleitung nichts zu finden. Verleger und Redacteur würden ſich das Publikum überaus verbinden, wenn ſie noch ein paar Tabellen mit fortlaufenden Seitenzahlen nachliefern wollten, die dem Buche ſelbſt angebunden werden könnten, um es vollkommen zu machen, und ſeine allgemeine Brauchbarkeit noch mehr zu erheben.

Rz.

15. Kriegswiſſenſchaft.

Bibliothek für Officiere, 2tes und 3tes Stück vom J. 1785. Göttingen, bey Dietrich. 8. 20 B. 6 Bogen Tabellen und 6 Kupf.

Die Bibl. iſt immer noch ſo, wie wir ſie nach den vorigen Stücken dem Publikum angezeigt haben: nämlich man findet darinn einiges Gutes; viel ſehr mittelmäßiges und höchſt unintereſſantes, und überall eine ganz originale Süffiſance, als wenn

wenn man der Mann wäre, der alles geſehen, alles geleſen, alles durchdacht hätte, der man doch in der That nicht iſt. Der Inhalt dieſer beyden in eins zuſammengezogenen Stücke iſt: 1) Anwendung optiſcher Regeln auf die Kriegskunſt aus der Taktique discutée von Maizeroy überſetzt. 2) Dispoſitionen des Angriffs kleiner Poſten, aus dem Franz. des Hrn. Foßer. 3) Mathematiſche Sätze aus der Taktik, vertheydigt in Stutgardt unter Hrn. H. Röſchens Vorſitz. 4) Bemerkungen über Verſchanzungskunſt, welche Gegenſtände betreffen, die Struenſee, Gaudi, Tielck und Eugnot, (vermuthlich ein Druckfehler für Cugnot,) nicht richtig beurtheilt oder nicht deutlich behandelt haben. Von dem Verf. der Bibl. ſelbſt. Hier iſt alles deſultoriſch abgehandelt, und ſo aphoriſtiſch decisiv abgefaßt, als wenn ein militäriſcher Pabſt ſpräche. Dabey, wenn Autoren angeführt werden, wird niemals angegeben, wo ſie dieß oder jenes geſagt haben, damit man es nachſchlagen, und den Zuſammenhang nachſehen könnte. Nicht einmal das Werk wird genannt. Z. B. S. 93. heißt es: Die Entwürfe von Tielck, (warum dieſer würdige Schriftſteller, dem der Verf. doch wahrlich das Waſſer nicht reicht, immer ſo, und nicht Tielcke geſchrieben wird, weiß ich nicht,) Tricano, (der auch Trincano heißt,) Montalembert, können alle nicht gebraucht werden: ohne zu ſagen, in welchen von den beyden Tielckeſchen und beyden Trincanſchen Werken dieſe Entwürfe zu finden ſind. Auch S. 96 von Brückenköpfen. Die gewöhnlichen Flaſchen mit den Flanken ſind beſſer, als die Künſteleyen der Pirſcher und Fallois, und (wieder) Tricano vorgeſchlagen. Alle die Leute haben mehr als ein Werk geſchrieben. Um aber ein Pröbchen von der unglaublichen Nachläſſigkeit zu geben, womit dieſer Verf., der über Tielcke, Montalembert, Clairac ꝛc. ſo entſcheidend Recht ſpricht, ſeine Gedanken hinwirft, ſo wollen wir folgende Stelle aus den am Ende beygefügten vermiſchten Bemerkungen anführen: Tielcke, heißtes S. 284, macht ſelbſt Berechnungen, (über die Größe von Schanzen für eine beſtimmte Beſatzung,) in denen er ſich irrt. Er ſagt, bey 150 Mann in einem Kriege ohne Canonen würde der innere Raum einer Redoute 1444 Quadratſchritte enthalten, und für ſelbige, da ſie nur 1350 Quadratſchr. nöthig haben, groß genug ſeyn: 150 Mann haben hier nicht 1350 Quadratſchr., ſondern nur 300 Quadratſchr. nöthig, (der V. Soldaten ſind vermuth-

muthlich Pygmäen) = denn $\frac{150+18}{4}$ (soll heißen $\frac{150\times18}{4}$) = 300. Tielcke hat nicht Länge- und Flächenmaaß unterschieden. — Wenn die Besatzung in einem Gliede steht, so können in eine Redoute zu 176 Mann, (soll heißen 76 Mann,) schon alle Jägern. Tielcke berechnet, daß es nicht einmal bey 100 Mann angeht. Wo Hr. Tielcke alles dieß gesagt haben mag, steht hier nicht angegeben. Im Feldingenieur steht es nicht. Da heißt es ausdrücklich, daß, wenn in einer Schanze 200 Mann kommen sollen, man sie in zwey Gliedern stellen könne, und der innere Raum hinreiche. Wie sollte nun der Hauptm. Tielcke haben sagen können, daß 100 Mann in einer Redoute, wenn sie darnach gebaut ist, daß sie sie nur mit einem Gliede besetzen sollen, nicht Platz darin hätten, da in beyden Fällen die Redoute gleichen Umfang und innern Raum hätten. Allein der Verf. begeht hier selbst mehrere grobe Fehler, wovon der allerlächerlichste der ist, daß $\frac{150\times18}{4}$ = 300 seyn soll, da es doch = 675 ist, woraus sattsam erhellet, daß dieß kein Druckfehler seyn kann. Wer doch an andern Fehler zeigen will, müßte selbst so abscheuliche nicht begehen. Wir ermahnen den Verf. zur Bescheidenheit, zum Gefühl, daß er noch wenig ist; aber mit Fleiß und Arbeit vielleicht etwas werden kann. Die übrigen Anfänge bedeuten nicht viel. Der vom Zustande des Hannöverschen Corps im siebenjährigen Kriege mit seinen 6 Tabellen ist unerhört weitläuftig. Das Wissenswürdige hätte hier als Anhang Platz gehabt.

Grundsätze der Artillerie, entworfen von Christoph Gottfried Raue, Churf. Sächs. Souslieutenant der Infanterie. Mit Kupfern. Dresden, bey Walther. 1786. 10 B. in 8.

Was das Buch für einen Zweck hat, können wir nicht errathen. Soll es zum Lehrbuche bey den Anstalten dienen, wobey der Verf. als Lehrer angestellt ist; so ist es offenbar ganz untauglich dazu. Denn es enthält nichts weniger, als Anfangsgründe der Artillerie. Diese müssen nothwendig eine Erklärung und Beschreibung der üblichen Werkzeuge, der Art

sie

so zu gebrauchen und ihrer Wirkungen liefert, weil man dies alles bey einem Lehrlinge unmöglich voraussetzen kann; am allerwenigsten bey jungen Leuten, die nicht dabey hergekommen sind, und diese Sachen nicht durch den täglichen Gebrauch gelernt haben: und dergleichen sind doch in einem Kadettenkorps, und junge Leute bey der Infanterie. Also könnte dieß Buch blos die Absicht haben, gedienten Artilleristen, die das Mechanische der Artillerie schon vollkommen kennen, einen Begriff von den Ursachen zu geben, warum dieß oder jenes so und so bey dem Geschütz angeordnet ist, oder wie dieß und jenes anders eingerichtet werden könnte. Aber auch in dem Betracht ist das Buch von geringen Nutzen. Es ist unbeholfen, mangelhaft und oft falsch. Man sehe nur z. B. was S. 4 vom natürlichen Salpeter gesagt wird; es heißt da: Bowles versichere, daß in Spanien und Ostindien der Salpeter mit seiner ganzen Grundlage schon fertig gebildet in der Erde liege, und ohne sonstige Zusätze ausgelauget und versotten werde. Wenn er erst ausgelauget und versotten werden muß, so ist er nicht mehr natürlich. Denn auf die Art findet er sich auch bey uns an verschiedenen Orten, wie der Verf. selbst §. 26 sagt. Es ist die Frage, ob er sich irgendwo so findet, daß er nur mit einer sehr geringen Zubereitung, als etwa eine bloße Auslaugung oder Wäsche rein und geläutert erhalten werden kann. Von der Bahn der Kugeln und Bomben findet sich nicht ein Wort im ganzen Buche. Das gehört doch auf alle Fälle mit in die Grundsätze der Artillerie. Von der Art Canonen zu richten, von der Schußweite, und dergl. sagt der Verf. auch nicht eine Sylbe. Das siebzehnte Hauptstück handelt dem Titel nach von der Richtungsmaschine des Mortiers, darinn heißt es, wenn man Gewölber einwerfen wolle, müsse man den Mortier unter einen Winkel richten, welcher von der Vertikallinie nach dem 45° zu nach Erfordern entfernt ist. Will man hingegen die Besetzung von Festungswerken vertreiben, so wirft man die Bombe in einen mehr flachen Bogen, und zwar gemeiniglich unter dem 45°, damit selbige nicht tief in die Erde schlage. Wer kann das verstehen? zumal da in dem ganzen Buche nicht ein Wort davon steht, was herauskömmt, wenn man Geschütz auf irgend einen Elevationsgrad richtet. Diese verschiedenen Richtungen, heißt es weiter, werden nun dem Mortier durch Richttheile gegeben; und nicht ein Wort von dem Hilfsmittel, wodurch der Ver-

bei bestimmt wird, unter welchem man den Mortier richtet. Dieß wird genug seyn, um zu zeigen, wie unvollständig, ohne Plan und Ueberlegung das ganze Buch zusammengestoppelt ist. Die Schreibart ist auch ganz erbärmlich. Z. B. §. 36. Da die Zeit, als der Salpeter nebst den andern Ingredienzien auf der Pulvermühle zum Pulver bearbeitet wird, nicht hinlänglich ist, selbigen fein genug zu machen, daß er sich mit selbigen desto genauer vermischen möge, so wird selbiger in den feinsten Staub verwandelt. etc. §. 46. Ein dergleichen Pulver versuchte einmal einen starken, das andereмal einen schwachen Schuß; daher selbiges in praxi zur Regularität nicht brauchbar ist. Also ists wohl in Lyon brauchbar? Ein Mann kann ein tüchtiger Officier seyn, ein fleißiger, ja vielleicht auch ein geschickter Lehrer; allein zum Schriftsteller ist er noch nicht reif. Wir rathen ihm noch zu studieren, und über das, was er schreiben will, reiflich nachzudenken. Wenn er das einige Jahre lang wird gethan haben, und er sich dann fähig, wie einem nicht unreif zusammengeschriebenen Buche aufgemuntert, so werden wir's mit Vergnügen anzeigen.

Wk.

Feldzüge des Marschalls von Luxemburg, oder Militärgeschichte von Flandern, in den Jahren 1690 bis 1694. Dritter Feldzug 15 Bogen, 18 Plane. Vierter Feldzug 13 Bogen, 22 Plane. Potsdam, bey Horvath. in 4.

Dasselbe Buch französisch.

Wir brauchen nichts, als anzuzeigen, daß dieß nützliche Werk nun so weit gediehen ist, und bald vollendet seyn wird. Sein Werth sowohl, als der Plan und die Güte der Uebersetzung und den möglichst eingerichteten französischen Abdruck, sind bekannt.

Pb.

Geschichte und gegenwärtiger Zustand der kurfürstlich-sächsischen Lande. Zweyte verbesserte und vermehrte

Aus-

Ausgabe. Dresden. 1785. 206 S. in 8. und zwey Bogen Tabellen.

Der Herausgeber dieſes Werks, Herr L. Bachenſchwanz, iſt Secretär beym Gouverneur von Dresden, dem Grafen von Vaudiſſin, und hat mithin Gelegenheit, nicht nur Materialien zu ſammeln, ſondern ſie auch zu berichtigen. Wer mit den abwechſelnden Schickſalen der Sächſiſchen Armee bekannt werden, und einen auffallenden Beweiß von dem nachtheiligen Einfluß eines zerrütteten Finanzſyſtems auf die Zertrümmerung der Armee haben will, der wird beydes in dieſer kleinen Schrift finden. Nach den Angaben des Verf. beſtand die Sächſiſche Armee im Jahr 1675 aus 52,229 Mann; im J. 1676. unter dem Churfürſten Johann Georg, aus 12,659; im J. 1730. aus 36,462; im J. 1745. aus 51,178; und im J. 1785. aus 28,994. Man findet überhaupt in dieſem Werke ſehr gute Nachrichten von der innern Conſtitution der Sächſiſchen Armee, von der Monturungseinrichtung u. ſ. w.

Zuſtand der Königlichen Preußiſchen Armee im Jahr 1786. und kurzgefaßte Geſchichte dieſes Corps von ſeiner Stiftung an bis auf die jetzige Zeiten. Breslau, bey Wayer. 1786. Ohne Inhalt. 288 Seiten.

Eine neue Auflage des ſchon verſchiedenmal unter dieſem Titel erſchienenen Werks; in welches die von Jahr zu Jahr vorgefallenen Veränderungen eingetragen ſind. — Die Hauptſache iſt zwar richtig; einzelne Unrichtigkeiten ſind aber in großer Menge vorhanden, wie z. B. bey der Königlichen Seite, wo der Unterſchied zwiſchen den General- und Flügeladjutanten, und den Generalquartiermeiſterlieutenants nicht angegeben iſt.

Wg.

16. Haushaltungswissenschaft.

D. C. G. Rössig's ökonomisch-physikalische Abhandlung über das Mutterkorn, dessen Entstehung und Bestandtheile, und einige deshalb zu machende Polizeyanstalten. Leipzig, bey Schneidern. 1786. in 8. 76 S.

Der Verf. beurtheilt zuerst die vorzüglichsten Meynungen über der Entstehung des Mutterkornes, und leitet aus den Wirkungen der Feuchtigkeit den Grund dazu her. Daß Hr. Rössig Polizeyanstalten fodert, hat seinen Grund darinnen, weil er Abhaltung der Feuchtigkeit von den Feldern fodert, so wie des Getraides Reynigung vom Mutterkorne verlangt.

Sm.

Die Stallfütterung nach medicinischen Grundsätzen abgehandelt von D. A. H. C. Brühm, expedirendem Secretär der Churfl. Sächs. — ökon. Societät; aus dem Lateinischen übersetzt von M. F. C. Schönemann; und mit Anmerkungen begleitet vom Amtsrathe Riem, der Societät beständigem Secretär. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf, wie auch beym Verfasser, Uebersetzer und Verfasser der Anmerkungen. 1786. 27 S. 8.

Diese Abhandlung gewinnt in der Uebersetzung vor der Urschrift um Vieles, zumal sie hier mit wichtigen Anmerkungen bereichert worden; sie verdient ganz gelesen zu werden, da Auszüge von einer ohnehin so bündig und kurz geschriebenen Abhandlung ohne Nutzen wäre.

Bh.

Oeko-

Oekonomiſche Beyträge und Bemerkungen zur Landwirthſchaft auf das Jahr 1787. Oder Unterricht für den Landmann, — — — als eine Fortſetzung des ehemaligen Landwirthſchaftskalenders. Stuttgard, im Verlage Meylers, in 4. 78 S.

Mit ungemeinem Vergnügen ſahen wir aus dem Inhalte des erſten Bogens in der Zugabe, daß die Hr. Abt Sprenger hiebey noch die Feder führt, und dadurch dieſen Landwirthſchaftskalender in ſeinem alten Werthe erhält.

Da H. S. zugleich das berichtiget, was ihm in unſrer Bibl. 49 B. 1 St. S. 256. entgegengeſetzt worden, indem er verſichert, Riem's Prodromus S. 221. habe ſeinen ganzen Sinn errathen, ſo können beyde Theile ſich alſo völlig beruhigen.

Für dießmal nutzte der Verf. meiſtens Riem's Fütterungsprobirſchrift, und deſſen Bearbeitung der Encyclopädie, ſo wie von Benkendorfs, Germershauſen's, Mayer's und Borowski's Schriften; aus denen er ſeinen Landesleuten Anweiſungen liefert, ſie aber auch ermahnt, jene Schriften ſelbſt zu leſen. Dieſe angezeigte Auswahl mag ſchon genug ſeyn, für die Güte des Inhalts jetzigen Jahrganges Gewähr zu leiſten.

X.

2) Fortſetzung der Nachrichten über den Erfolg der eingeführten Stallfütterung der Schafe im Sommer auf dem Fürſtlichen Anhalt-Deſſauiſchen Amte zu Gröbzig, nebſt des Verfaſſers Gedanken über den Nutzen und Schaden des Kleebaues, aufgeſetzt im Winter 1786. von J. H. Finke. — Leipzig, verlegts Heinſius. 1786. in 8. 68 S. ohne 2 Bögen Vorbericht.

3) C. G. Röſſig's, beyder Rechte und der Weltweisheit Doctor — Beantwortung der Commentarien des H. G. R. von Schubart, Chefs von Kleefeld, und

und Unterſuchung über Huth-, Trift- und Frohnen-aufhebung und Verkilberung. — — Leipzig, bey Beer. 1786. 64 S. 8.

3) Bemerkungen über des Herrn D. Röſſigs Beantwortung der Commentarien des H. G. R. Schubarts von Kleefeld. Vorzüglich Huthung, Trift, Kleebau und Frohnen betreffend. Leipzig, bey Böhmen. 1786. 62 S. 8.

4) Verſuch einer Beantwortung der Frage: Iſt es möglich, die Stall- und Hordenfütterung allgemein einzuführen? Leipzig, bey Böhmen. 1786. 47 S. 8.

Wir faſſen dieſe 4 Schriften zuſammen, weil ſie ſo ziemlich einerley Gegenſtand betreffen. Der erſte Verfaſſer gab ſeine ſämmtlich Nachrichten von Gröbzig heraus, wobey er ſich nicht ranzte. Darüber mußte er manche Schimpfnamen erdulden, weil er nicht mit Schubarten einerley Sinnes war; dies bewog ihn, ſich zu nennen, und dieſe Fortſetzung herauszugeben. Der Verf. iſt ein Mitglied der ökonomiſchen Societät zu Halle, Amtsverwalter und Pachter des Rittergutes Cöſitz im Anhalt-Cöthenſchen, und ein Praktikus ſeit vielen Jahren. Dies letzte leuchtet überall hervor; dagegen ſieht mans aber auch an vielen Stellen, daß er zu wenig vollkommene Verſuche vom Kleebau, und nicht genugſame Beleſenheit beſitzt, ſich in einen öffentlichen Streit miſchen zu dürfen, von dem er ſogar die Verfaſſer nicht einmal dem Namen nach kenne, und daher verwechſelt. Z. B. Monne und Stumpf ſind ihm eine Perſon. Auch iſt er zu eigenliebig für manche ſeiner Sätze, nicht eingeſchränkt genug für Beybehaltung der Brache, und fällt dadurch in den Fehler, daß er dem Kleebau nicht genug Würde beilegt. Dieß iſt aber doch nicht hinlänglich, ſo wenig wenn er in mehreren Fällen Unrecht hat, daß man auf den V. ſchimpfte, wie es Schubart und Conſorten ritterlich gethan haben. Schubarts Hauptgrundſatz iſt doch Nächſten-Liebe. Es wäre zu wünſchen, daß die Streitſchriften, dieſe jeder Theil auch einſtrichtig ausübte,

ſtöre, und nicht von ſich ſelbſt glaubte, das, was er ſchreibe und gegen andre thäte, wäre ganz allein recht. So viel mag gefehlt getrauet der Rec. zu entſcheiden. Was aber an der ganzen Sache ſey, dieß getrauet er ſich um ſo weniger ſtreitig zu machen, als er nicht genug von Ort und Stelle unterrichtet iſt, auch noch niemals die Hordenfütterung ſelbſt ausgeübt hat, und auf Hörenſagen nichts in die Welt ſchreiben mag. Indeſſen hofft er bald eine wahrheitsvolle Entwickelung vom Beſtand der Hordenfütterung in Gröbzig zu leſen, da er vernommen, daß Hr. Amtsrath Kiem dahin gereiſet iſt. Dann hoffen wir Licht zu erhalten, und gedulden uns gerne noch bis dahin, in der gewiſſen Verſicht, daß man vom Kiemen etwas entſcheidendes und wahres zu erwarten hat; welches wir ihm ſelbſt empfehlen.

Die andere Abhandlung: Beantwortung der Commentarien, wollen wir nur kurz berühren, weil ohnehin andere zur Genüge ſich darüber gemacht und Beantwortungen über Beantwortungen geſchrieben haben. Wir billigen es auch ſehr, daß der Hr. von Schubart ſelbſt nicht dagegen geſchrieben hat. Der Streit würde bey ſeiner bekannten ſpitzen Feder allzuſpitzig geworden, und ſo weniger entſchieden worden ſeyn. Gleichwie nun Hr. D. Röſſig in manchen Stücken Unrecht hat, und wir daher nicht eins mit ihm ſeyn können, ſo hat er aber doch keine bittre Satyre von uns zu erwarten. Er wirds wohl nun durch die Gegenſchriften ſchon von ſelbſt eingeſehen haben? Dießfalls wenden wir uns, nichts mehr zu ſagen, zu dem dritten Verfaſſer, der die Mittelſtraße geht, und bald Hrn. Schubart ſagt, wo er Recht und wo er Unrecht habe; bald aber auch Röſſigen daſſelbige zeigt. So ſehr wir für einen wie für den andern durchaus auf des Verf. Seite ſind, ſo ſind doch die Schriftchen zu klein, um Auszüge machen zu dürfen, vielmehr müſſen wir den Leſern empfehlen, ſolche ſelbſt zu leſen, zumal als einige ohne Zuſammenhang ausgeſchriebene Stellen gar nicht genügen können. Indeſſen finden wir doch etliche Stellen, bey denen wir, ohne auf jenen Streit Rückſicht zu nehmen, oder im Zuſammenhange undeutlich werden zu müſſen, zum Beſten der Landwirthe unſerer Brandenburgiſchen Gegenden ein wenig verweilen, und auch einige Auszüge vorlegen wollen. Z. B. S. 38 — 41. ſteht eine Berechnung von 10 Jahren, 1776 bis 1786. wie, wo und was Art die Stallfütterung des Rindviehes nützlich

oder unnöthig ſey. Die Rechnung fängt vom 1ſten Julius an und endigt dann, wie alle Wirthſchaftsverrechnungen vieler Urſachen wegen mit dieſem Termin aus, und angehen ſollten; welches der V. auch mit Recht nebenbey bemerkt. Wir haben dieſes zuerſt anzuzeigen, damit die Leſer ſehen, daß ſie nicht blos Streit, ſondern auch praktiſch nützliches kaufen. Daß der Verf. S. 39. die Berechnung ſeines Nutzens oder Schadens bey guter und ſchlechter Futterung umſtändlich vorgezeichnet hat, dieß wäre das andere, was merkwürdig iſt; davon aus der Raum aber nur das Reſultat, und des Verf. eigenes, jedoch ſehr gegründetes Gutachten hier aufzuſtellen erlaubet.

„Aus dieſer Berechnung ſieht man 1) daß der Nutzen einer Kuh (es waren 16 bis 22 Kühe daſelbſt) an Butter ohne Kälber und Milch ſonſt über 5½ Thaler betrug. 2) Daß dieſer Nutzen fiel, als $\frac{1782}{1783}$ mehrere Kühe gehalten wurden. 3) Daß er bey wenigern Kühen beſſer war. 4) Daß gleich die Nutzung derſelben, als ſie im Junius 1785 Kälber erhielten, auf 7 Rthlr. 16 Gr. ſtieg, welche vorher nie ſo hoch geweſen war, und 5) daß in dieſem letztern Jahre die Butternutzung noch einmal ſo hoch iſt, als vorher; denn da ich zuvor 21 bis 22 Kannen vom Stück erhielt, ſo kann ich jetzt 46 Kannen rechnen; und 11½ Rthlr. iſt ein anſehnlicher Ausſchlag gegen 5½ Rthlr.

Auf dieſem Gute werde ich wohl ſchwerlich jemals die Stallfütterung einführen, ſondern die Weide beybehalten, weil ich auf dieſe Art den Wald benutzen kann, auch über dieſes andere Nebenumſtände, worunter z. E. alsdann nothwendige Baue, desgleichen der enge Raum der Hofgerüthe, ferner meine Abweſenheit gehören, mich abhalten. Auf einem andern Gute habe ich mehreres Vieh, aber keine gute Hutung, hier habe ich ſchon die Stallfütterung eingeführt, allein ich muß aufrichtig verſichern, daß die Butter ſehr gut iſt, jedoch jenes nicht gleich kömmt, und daß ich zweifle, daß der Ertrag derſelben ſo hoch, wie auf jenem Gute ſeyn werde. Ich muß aber auch gleich dabey erinnern, daß ich dieſes Gut auf die erbärmlichſte Weiſe ruinirt, mit dem elendeſten Viehſtamme übernahm, *) und ohnerachtet

das

*) Iſt vielleicht die Stallung auch noch nicht gehörig zur Stallfütterung eingerichtet?

das ſchlechteſte bereits fortgeſchoſſt und mit eigenem erzogenen Viehe vertauſche worden, dennoch das Ganze lange nicht ſo beſchaffen iſt, wie auf Jenem, wo das Vieh beſtändig gut gehalten ward. Dafür bekomme ich hier freylich etwas mehr Dünger, als dorten; jedoch iſt auch dieſer daſelbſt kräftiger, als ſonſt, da ſich die Fütterung geändert hat. Ich werde daſelbſt künftig noch mehr Kler und auch Luzerne anbauen, und bin verſichert, daß ich, die Menge des Düngers ausgenommen, den nämlichen Nutzen, wie bey der Stallfütterung haben werde. Auf der andern Beſitzung aber werde ich dieſe nie einführen laſſen, weil ich mir hier durch die elende Weide, auf alten Lehden den empfindlichſten Schaden zuziehen würde."

(Hieraus erſehen die Leſer ſchon zur Genüge, daß es, wenn man auch die Stallfütterung nicht ganz einführen kann, doch nöthig und nützlich ſey, mehr Futter zu bauen, zu Hauſe gut zu füttern, und nur wenige Stunden auszutreiben, ſo, als wenn man das Vieh etliche Stunden auf dem Hof ließe.)

Noch folgende Stelle müſſen wir auszeichnen: „Dasjenige, was Hr. Röſſig in einem Beyſpiel von dem Erfolge einer zählingen Verwandlung der Triſte und Huthung in Feld S. 42. ſagt, iſt meines Dafürhalten vollkommen richtig. Unſere Fabriken würden verderben, die Güter am Werthe verlieren, und die Menſchen, die von den Fabriken leben, ohne Nahrung ſeyn, auswandern, und der Staat einen unerſetzlichen Verluſt leiden." Dieß ſchrieben wir ab, damit unſre Leſer doch einigermaßen ſehen, wie der Verf. von der Huthung denkt, und nur derſelben zählinge Abſchaffung verwirft. Wer wird nicht das nach und nach, das ein gewiſſer Schriftſteller anmit Recht ſehr oft empfiehlt, lieben? Und das zu raſche bekämpfen verwerfen!

S. 52—58. ſind vortreffliche Entſcheidungen, die für Schulbarten das Wort reden, welches beweiſt, daß der V. unpartheyiſch zu Werke gehe: und denn beſchließt er nach einer Berechnung mehr erzielten Getraides alſo: „Alles dieſes kann der Kleebau bewirken: und da er ein vorbereitendes Mittel zum darauf folgenden Getraidbau iſt, ſo ſollte er auch auf dieſer Seite anempfohlen und nicht verhaßt gemacht werden." Wie billig!

Nun eilen wir zum letzten Verfaſſer. Obs einer oder ihrer 2 ſind, kann gleichgültig ſeyn: faſt ſollte man lieber

dem

kommachen, da ſie ſich am Ende unterſchreiben G. F. G. und W. z. C. Z. Wir wollen beyde für einen Mann gelten laſſen. Alſo: dieſer ungenannte geht die Mittelſtraße. Abgerechnet, daß wir in manchen Stellen nicht ganz eins mit ihm ſeyn können, enthält ſein Werkchen ſo viel brauchbares, daß wir davon aufrichtig wünſchen, daß es geleſen werden möchte. Nur mancherley Provinzialismen ſollte der Verf. künftig billig vermeiden, damit man ihn überall verſtehe. Uebrigens hält Recenſent dafür, daß der letzte und vorletzte Verfaſſer ſich eben nicht ſchämen dürfen, ans Tageslicht zu treten. Aber wenn ſie es auch nicht thun, ſo würde er ſichs doch zur Ehre rechnen, wenn er ſie dießfalls ſchimpfen, aber gern geſchimpft ſehen ſollte.

Damit unſre Leſer dieſes Verf. Denkungsart auch einigermaaßen kennen lernen mögen, ſo ſoll ſein letzter und ſehr billiger Satz hier ſtehen: „So lehrreich und nachahmungswürdig auch die Schubartſchen Vorſchläge zu Verbeſſerung der Landwirthſchaft ſind, und ſo anwendbar ſie auch im übrigen ſeyn mögen, ſo überſpannt ſind ſie in unbedingter Forderung der Stall- und Hordenfütterung.“ (— Sollte dem V. wohl unbekannt ſeyn, daß H. R. Schubart auch ſchon wegen Unbedingtheit der letzten zu akkordiren anfängt? —) „Aus den ganzen Schubartſchen ökonomiſchen Vorträgen über Klee- und Futterkräuterbau, Stall- und Hordenfütterung, und aus allen zum Vorſchein gekommenen, den Futterkräuterbau betreffenden Verbeſſerungsvorſchlägen, iſt das ſummariſche Reſultat zu ziehen, daß mit dem Kleebau der Landwirthſchaft ungemeinen Nutzen geſchafft, daß er den Ackerbau unſchädlich erweitert, beſonders aber, daß der Klee dürre gemacht, ein vortreffliches Winterfutter giebt, und daher dem Futtermangel billigermaaßen vorgebeugt werden kann; welches letztere bisher nicht allgemein genug bekannt geweſen, und nicht für nutzbar gehalten werden wollen. Die Anwendung und Ausführung ſothaner Vorſchläge muß nun einſichtsvollen Landwirthen lediglich überlaſſen, alle entgegenſtehender Hinderniſſe müſſen gehoben, und der Erweiterung des allgemein anerkannten nützbaren Futterbaues alle mögliche Erleichterungen verſchafft werden.“

„Wenn der kleine Landwirth ſodann ein vortreffliches Stück Klee in ſeiner Flur ſtehen ſehen wird, ſo wird er von ſelbſt den nützlichen Einfall haben, ihn nicht mit den Kühen abhüten zu laſſen, ſondern gehörig gedörret

auf

auf dem Stalle zu füttern. Daß Landwirthe ſo denken und handeln, hat die Erfahrung bereits bewieſen.“

Nur nicht allgemeine Stall- und Hordenfütterung läßt ſich aus dem Kleebau folgern. Mit Ueberzeugung läßt ſich von einer unter Händen habenden Wirthſchaft, und von dem Locale, das einem bekannt iſt, mit Gewißheit urtheilen; zu einem allgemeinen Wirthſchaftsſyſtem gehört aber mehr als ein Kopf, und bis ins Individuelle läßt ſich gar nichts beſtimmen. Ein jeder Landwirth muß die Lage ſeines Bodens, den Boden, den er bearbeitet, ſelbſt kennen, und wiſſen, was er von ihm verlangen kann. Einen andern Einfluß hat das Klima auf die Aue, einen andern wieder auf die nahe dabey liegende Anhöhe. Dort wächſt Waizen bis zum Umfallen, hier Korn mit Treſpe. Und ſo verhält ſichs auch mit dem Futterbau und der darauf beruhenden Stall- und Hordenfütterung. Nach meiner Einſicht ſind die Schaafe alsdann einer Haushaltung zuträglich, wenn ſie nur an ſolchen Orten geweidet werden, wo das Rindvieh nicht mehr weiden kann, um allen möglichen Nutzen aus einer Wirthſchaft zu ziehen. Der bloße Begriff, daß das Schaaf ein ſehr nützliches, den Bedürfniſſen unentbehrliches Thier iſt, iſt dennoch nicht Bewegungsgrund, mehr auf Schäferey als Rindviehzucht zu halten, wenn jene an einem Orte nicht ſo viel einträgt, als dieſe; da ohnehin die mehreſten Landesgegenden phyſice für Schäfereyen ſind. Daher werden Berge und Hügel, große Lahden und ſelbſt Bruchen in nicht ganz fruchtbaren Gegenden durch das Weiden mit den Schaafen am beſten benutzt werden können.“

„Die Erfahrung alſo, worauf ſich die ganze Landwirthſchaft gründet, wird den denkenden Landwirth am beſten belehren, was er nach der Lage ſeiner Gegend bauen und nicht bauen kann, und welche Arten vom Viehe, und welche Behandlung deſſelben ſeiner Wirthſchaft zuträglich ſeyn werden. Er wird alles verſuchen, und das Nützliche, das Brauchbare ſorgfältig anzuwenden, bemühet ſeyn.“

Das iſt doch wohl beſcheiden und gründlich geſprochen?

M. † †

17. Vermiſchte Nachrichten.

Ueber Preßfreyheit und deren Grenzen. Zur Beherzigung für Regenten, Cenſoren und Schriftſteller. Züllichau, bey Frommanns ſeel. Erben. 1787. 172 S. 8.

Aus dem kleinen Publikum denkender und prüfender Wahrheitsforſcher, für welche der V. mit ſchrieb, wird nicht leicht einer übrig bleiben, der dieſe intereſſante Schrift nicht ſelbſt löſe. Der Rec. macht ihren Inhalt mit ſo viel größerem Vergnügen bekannt, als die Grundſätze der Duldung und Gewiſſensfreyheit, aus denen der V. argumentirt, die nemlichen ſind, welche er ſeit zwanzig Jahren in Umlauf zu bringen mit geholfen hat. Der V. hat das, was ſeine Vorgänger darüber geſagt haben, in bündiger Kürze zuſammengefaßt und iſt noch einige Schritte weiter gegangen, ſo daß jemand, der von der Nützlichkeit des freyen Denkens und Schreibens durch dieſe Schrift nicht überzeugt wird, es ſchwerlich jemals werden möchte. Hier ſind die Punkte, worüber der V. ſeine Urtheile mit vieler Freymüthigkeit eröffnet.

I. Freyheit zu denken, höchſtes Kleinod der Menſchen; die einzige wahre Quelle aller menſchlichen Aufklärung, ohne welche keine Bildung unſers Geiſtes ſtatt findet, und Aufklärung der weſentliche Grund aller menſchlichen Glückſeligkeit. (Was kann ungezweifelter ſeyn, als dies.)

II. Was heißt aber Aufklärung? — Sie kann ſo wenig in der Größe der Verſtandeskräfte, als in der Menge eingeſammelter Kenntniſſe zu ſuchen ſeyn; „denn ich ſahe Genies, ſchreibt der V., ſahe Theologen, Rechtsgelehrte, Naturforſcher, Geſchichtkundige mit ungeheuren Maſſen von Kenntniſſen — mitten unter den Narren und Schwärmern“ zur Aufklärung gehört, daß man eigne Kenntniſſe beſitze, nicht nachgeberete Worte, alſo ſelbſt denken lerne, ſich von den Gegenſtänden ſelbſt deutliche Begriffe abgezogen, die Quellen und Kennzeichen der Wahrheit ſelbſt gebraucht, aus eigenen Grundſätzen Erfahrungen gefolgert, die Gründe der Wahrheit lange, oft und eigenſinnig geprüft habe, alſo mit

mit eigenen Augen sehe, nicht dem Herzen, der Neigung oder Abneigung zu gefallen, etwas glaube oder urtheile, keiner Autorität blindlings folge, sondern mit seinem schlichten Menschenverstande, ehe man etwas glaubt, selbst untersuche, um die Wahrheit im Lichte Gottes, im Lichte der Vernunft nur zu sehen. Weil aber kein Mensch in allen Wissenschaften aufgeklärt seyn kann, so macht Wahrheit, welche die allgemeine menschliche Glückseligkeit begründet, das vornehmste Object der Aufklärung aus. In deren erste Klasse gehören die Wahrheiten der Religion und Moral, welche die Glückseligkeit der Menschen ganz entscheiden, und in die zweyte solche, die auf deren Mehrung oder Minderung nur Einfluß haben. — Wo das Fürwahrhalten und Bekennen keines einzigen Satzes Zwang ist, d. h. durch Befehl, oder bürgerlichen Vortheil oder Verlust, bestimmt wird, da sind aufgeklärte Zeiten. Wo irgend ein Zwang ist, da ist und wird Barbarey.

III. Aufklärung ist die wesentliche Grundlage der menschlichen Glückseligkeit. Sie bildet allererst den menschlichen Geist, die obern Kräfte der Seele, die sonst ganz unthätig bleiben; macht alle übrige Kenntnisse des Menschen erst nutzbar, „wie man an Leuten von blinden „Glauben sieht, welche gewöhnlich inkonsequent sind, und oft „in der Natur und Weltkenntniß die hellsten Begriffe und „richtigsten Urtheile haben, die ihrer Religion geradehin wi„dersprechen, ohne daß sie den Widerspruch fühlen;“ sie theilt der Erkenntniß moralischer Wahrheiten helleres Licht mit, befördert stetes Wachsthum, stete Erweiterung derselben, und so gewinnt die ruhige Ueberzeugung. Und was das wichtigste ist, selbst erkannte Wahrheit wird sicherer und ausdauernd wirksam, als Antrieb zum Guten und Beruhigung im Leiden, denn sie hat deutliche Begriffe und feste Ueberzeugung. Woher kommt es aber, daß dies in der wirklichen Welt nicht zutrifft? daß unsere aufgeklärten Menschen nicht ungleich tugendhafter und getroster im Leiden sind, als die Anhänger des blinden Glaubens? Daher, weil es der erkannten Wahrheit bey ihnen an Lebhaftigkeit und Vertraulichkeit fehlt. Es verdient ganz nachgelesen zu werden, wie der Verf. dies vermeinte Räthsel auflöset, woraus denn auch begreiflich wird, daß die erste Generation, unter welcher Aufklärung beginnt, schlechter werden müsse, weil

die alten Antriebe zum Guten, die der blinde Glaube gab, weggeworfen werden, und die neuen noch keine hinlängliche Kraft haben. — Selbst erkannte Wahrheit erweckt auch Liebe zur Wahrheit und Wärme für sie, giebt, auf lauter Erfahrung gegründet, auch Kraft zur Tugend, ist die einzige ächte Quelle der Toleranz und der duldenden Menschenliebe, und schützt die Welt vor dem Ungeheuer des Aberglaubens. — Selbst im bürgerlichen Leben sieht der aufgeklärte Mensch überall richtiger, urtheilt unbefangener, weiß sich besser zu benehmen, hat (caeteris paribus) weniger Leidenschaften, begeht weniger Fehler, ist zur Freundschaft fähiger, und unleugbar ein besserer Diener und Unterthan für den Fürsten, als der, der einem blinden Glauben anhängt, sich seine Vorstellungen und Urtheile von andern vorsagen läßt, und sie nachbetet.

IV. Des Aberglaubens Schande und Gefahr. Ganz nach dem Leben geschildert, wie die Erfahrung aller Zeiten davon spricht. „Ich möchte gern, so schließt der V. „diesen Absatz, jedem König und jedem Fürsten die Frage an „sein Herz legen: Ob er eine heiligere Pflicht wisse, als die, „dem Aberglauben alle Zugänge zu versperren, und jedem „Versuche seiner Anhänger, (die sich jetzt in der schön ver„larvten Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre „vereinigt haben,) nicht nur aus Liebe zu Gott und zur „Menschheit, sondern auch aus Vorsorge für sich selbst, um „nicht ein gekrönter Sklav heuchlerischer Schwärmer zu wer„den, mit Entschlossenheit entgegen zu treten, und die einige „Stütze der Aufklärung, die Freyheit zu denken und zu „urtheilen, aufrecht zu erhalten?“

V. Freyheit zu denken, unabhängig von Autorität, von Aussprüchen des Papstes, der Konsistorien und der Kirche, allgemeines Recht der Menschheit, und zwar das heiligste, wichtigste, unverletzlichste. Gott gab es uns, und darum kann es uns kein Mensch nehmen. Es liegt in der Natur und bedarf keiner tiefsinnigen Schlüsse. Wo Kraft, Trieb, Bedürfniß ist, von Gott ertheilt, vom Schöpfer angepflanzt, da ist Recht. Macht ist das Zeichen seines Willens. Wem er die Macht wozu gab, dem gab er auch damit das Recht dazu. Man muß der Vorsehung Gottes hinten nach zusehen. Was sie thut, das ist

ihr

ihr Wille. Wem sie also Kraft giebt, der soll sie brauchen, der hat Recht, Beruf sie zu brauchen. Das heißt göttliches Recht, und eben darum ist das Recht, selbst zu denken und zu urtheilen, auch ein göttliches Recht. Und weil alle Menschen die Kraft zum eigenen Denken und Urtheilen von Gott empfangen haben, so entsteht daraus ein allgemeines Recht der Menschheit, welches dem partikularen Fürstenrecht vorgeht. (Man sieht leicht, daß der Obersatz: wer Kraft und Macht wozu hat, der hat auch Recht dazu, nicht allgemein wahr ist, sondern einer Einschränkung bedarf, wenn er Wahrheit haben soll, nämlich diese, daß durch den Gebrauch der Macht nicht eines andern Kraft und Macht gewaltsam unterdrückt, sein eben so heiliges Recht nicht offenbar gekränket wird. Ohne diese Einschränkung würden ja mit jenem Satze alle Gewaltthätigkeiten eines Menschen gegen den andern gerechtfertiget werden können, und es ließe sich in keinem Fall sagen, daß Gewalt vor Recht gegangen wäre. Der Fürst, der mächtiger ist, als sein Nachbar, würde ihn unterjochen, sein ihm zur Abhelfung vieler Bedürfnisse bequemes Land völlig an sich reißen und sagen können: Es ist Gottes Wille, daß ich das thue, denn er hat mir die Macht, Kraft, Trieb dazu gegeben, also habe ich ein göttliches Recht dazu. Selbst zur Verweigerung der Denk- und Preßfreyheit an seine Unterthanen würde dieses Principium dem Regenten ein Recht geben, weil er die Macht dazu hätte, solche durch Zwanggesetze zu hindern. Es fehlt aber auch weiter unten No. VII. nicht an der nöthigen Einschränkung obigen Satzes, sondern sie wird daselbst ausdrücklich gemacht. Nur weiß ich nicht, warum sie der Verf. nicht hier schon mit ein Paar Worten hinzugefügt hat, um aller Mißdeutung vorzubeugen.)

VI. Freyheit zu reden und zu schreiben ist nicht minder, als Freyheit zu denken, allgemeines Menschenrecht. „Der Regent spielt mit dem menschlichen Verstande, und hat die Menschheit zum Narren, der da sagt: „er erlaube jedem seine Meynung zu haben, und zu glauben, was er wolle; aber reden und schreiben dürfe er „nicht, was er wolle.“ Damit erlaubt er, was er nicht wehren kann; zernichtet aber die spaßhafte Erlaubniß dadurch, daß er der Menschheit den Genuß davon entreißt. Was ein Muß ist, steht nicht als Gnade anzurechnen. —

Da Gott allen Menſchen nebſt der Vernunft auch die Sprache gab, ſo gab er auch damit allen Kraft, Recht und Beruf, die gefundene Wahrheit mitzutheilen. Wer das Recht zu reden mir nimmt, empört ſich eben ſo ſehr gegen den Schöpfer, als wer das Recht zu denken mir nehmen wollte. — Beyde Rechte geben einen und denſelben gemeinſchaftlichen Grund, und ſind unzertrennlich verbunden. Der Zweck, wozu man Kenntniſſe einſammelt, fällt gänzlich weg, wenn ſie nicht mitgetheilt werden dürfen. Was hilft alles Denken der Wahrheit ohne Reden? — Das Mittheilen der Gedanken iſt auch allgemeines Bedürfniß, deſſen Befriedigung uns jenes Recht zu denken erſt genießbar macht. Fühlt nicht jeder Drang, das gehörte oder erlernte Neue, es mag Geſchichte oder Wiſſenſchaft angehen, mitzutheilen? — Das Recht zu reden iſt ja ſelbſt nur das einzige Mittel, die einzige Möglichkeit, das Recht zu denken zu benutzen. — Es beruhet darauf auch die ganze Ruhe den Menſchen in Abſicht auf ſeine Ueberzeugungen, und folglich alle Thätigkeit des Menſchen, ſowohl im bürgerlichen Leben, als für die Tugend. Selbſtprüfung der Wahrheit nach abgewogenen Gründen und Gegengründen, und in moraliſchen Dingen Autorität oder das Zuſammenſtimmen mehrerer einſichtsvoller Menſchen, als bloßes Zugewichte auf der Wagſchaale der Wahrheit, geben unſern Ueberzeugungen Gewißheit und Stärke. Jene muß aller Autorität vorgehen; aber auch dieſer können wir nicht ganz entbehren, da es möglich iſt, daß wir uns bey redlichem Beſtreben, Wahrheit zu finden, dennoch irren. Nimmt man uns aber das Recht zu reden und zu ſchreiben, wo ſoll dann Autorität in dem angegebenen Sinn herkommen? Wie ſoll man erfahren, ob andere mit unſern Ueberzeugungen zuſammenſtimmen, oder nicht; wer dieſe ſind, ob wir auf ihr Urtheil zu rechnen oder nicht zu rechnen hätten. Kein Menſch wüßte ja, was andere denken, könnte ſeine Wahrheit nie der Wahrheit anderer nicht vergleichen. — Gilt das Recht ſich mitzutheilen nicht als allgemeines Menſchenrecht, ſo entſtehen (was ganz ohnfehlbar iſt,) Monopoliſten der Wahrheit, welche den Verſtand aller übrigen Menſchen zu Sklaven machen, und ſie auch der Freyheit zu denken berauben; indem dieſe nur das denken, was ſie vorfinden, und jene von ihnen gedacht haben wollen. Dieß unvermeidliche Uebel von Seiten des Regenten zuzulaſſen, wäre doch wohl die ſchrecklichſte Tyranney.

VII. Hat die Freyheit zu reden und zu schreiben Grenzen? Und welche kann und darf der Gesetzgeber festsetzen? Jede Einschränkung eines Rechts kann eine physische und moralische seyn. Das Recht zu denken ist bloß einer moralischen, das zu reden zugleich einer physischen empfänglich. Denken ist innere Thätigkeit der Seele, auf welche keine physische Gewalt zu wirken vermag. Die moralische Einschränkung aber besteht in eigenen Vorstellungen unserer Seele, welche uns als Bewegungsgründe erscheinen, unser Recht selbst einzuschränken, und diese Vorstellungen oder Motiven hat der Moralist zu entwickeln. Das Reden hingegen steht mit der menschlichen Gesellschaft in Verhältniß. Da können Menschen, auf welche gewirkt wird, Gegenwirkungen hervorbringen, also durch Reaction den Handelnden einschränken. Und hieraus folgt denn auch das Recht des Staats, solche Handlungen, welche die Mitglieder desselben afficiren, in Obacht zu nehmen, und zu verhüten, daß theils das Wohl der Gesellschaft, theils die Rechte der Einzelnen, nicht dabey leiden. (Eben so, dünkt mich, hätte oben das Recht zu einer Handlung, welches die Macht dazu gewähren soll, bestimmt und eingeschränkt werden müssen, wenn von dem einen auf das andere richtig soll geschlossen werden. Man sieht wohl, der scharfsinnige Verf. hat bey seinem Schluß von Macht zu einer Handlung, auf das Recht dazu, die Einschränkung: wenn nicht das Wohl und Recht eines andern dabey leidet, in Gedanken gehabt, ohne ihrer dort ausdrücklich erwähnt zu haben. Unter keiner andern, als dieser nothwendigen Restriction, ist der Satz allgemein wahr: wozu ich Kraft, Trieb, Bedürfniß empfinde, dazu hab ich ein Recht. Sonst müßte ja jeder mächtige Usurpateur berechtigt seyn, einen benachbarten schwächern Staat zu verschlingen; jeder meiner Mitbürger, in dessen Macht es stünde, mich um mein Eigenthum zu bringen; Recht haben, es mir zu rauben.) Aus dem auf die Art richtig bestimmten obigen Grundsatz ergiebt sich denn die Natur aller Beschränkungen, sowohl der Rechte der Menschheit überhaupt, als des Rechts, seine Gedanken und Urtheile bekannt zu machen, insbesondere. Sie können sich 1) nie auf das ganze Recht erstrecken, denn das wäre wider Gott sich empörende Tyranney — auch auf kein Objekt des Rechts. — Es gilt gleich viel, worüber ich meine Urtheile sagen will, über Arzneykunde, über Geschichte, über Religion, über Bibel, oder

über den Staat selbst, oder über einzelne Glieder desselben. — Sie erstrecken sich 2) bloß auf die Art des Gebrauchs, den jemand in einzelnen Fällen von seinem Rechte macht, wenn nämlich, und so fern in solchem einzelnen Fall die Gesellschaft, oder die Rechte der Einzelnen wirklich und erheblich, nicht scheinbar und unerheblich dabey gefährdet sind. Ein gewissenhafter Regent, der diese Bestimmungen sorgfältig im Auge behält, wird bey der Anwendung seines Rechts, das Recht zu reden und zu schreiben einzuschränken, gewiß nicht irre gehen. Die kaiserl. königl. Verordnung für die Büchercensur vom 11 Jun. 1781, welche der Verf. in unparteyische Prüfung zieht, giebt ihm Gelegenheit zu untersuchen, ob man nach dem Rechte der Menschheit über Religion, Staaten, Regenten und Privatleute ebenfalls seine Gedanken laut, folglich auch gedruckt, sagen dürfe.

VIII. Schriftstellerische Freyheit in Absicht auf Religion. Das Recht, über Religion seine Gedanken mitzutheilen, darf, nach den vorhinbewiesenen Grundsätzen des Verf., gar nicht eingeschränkt werden, weil es keinen Fall gäbe, wo der Gebrauch desselben dem Staate oder den Rechten einzelner Menschen einen wirklichen Schaden thun könnte. — 1) Nicht andern Rechten der Menschheit könnte eine Schrift über die Religion, selbst wenn sie Gotteswerleugnung enthielte, unmittelbar und gewaltsam, wirklichen Schaden thun, weil doch jeder seine Freyheit zu denken und zu glauben dabey behielte, andere Menschen möchten reden und schreiben, was sie wollten. Niemand sey ja einmal gezwungen, es zu lesen, geschweige zu glauben. Der Einwurf: „andere Menschen könnten doch dadurch verleitet „werden, die Irrthümer einer irreligiösen Schrift anzunehmen," dünkt dem Verf. unstatthaft, weil er zuviel beweiset, und vieles, das bloß zum Irrthum oder zur Sünde verleitet, verboten werden müßte, was doch in Pallästen und Hütten täglich geschiehet. (Dieß, möchte Rec. sagen, geschieht denn doch nur in Privathäusern, nicht vor den Augen des Publikums, ist also nie von so unausbleiblichem, allgemeinem und öffentlichem Einfluß in die Sittenverderbung, als öffentliche Druckschriften, welche Irreligion und Gotteswerleugnung predigen. Wenn diese gleich niemanden zu lesen, oder gar mit Beyfall zu lesen, gewaltsam aufgedrungen werden, so werden ihre Grundsätze, weil sie unzähligen Begierden

den und Leidenſchaften des menſchlichen Herzens Vorſchuß thun, ſich bey vielen unmerklich einſchmeicheln, und der Moralität überaus nachtheilig werden. Wo aber Tugend und Sittlichkeit in der menſchlichen Geſellſchaft ſo offenbar gefährdet wird, da, ſollte ich denken, wäre der zu fürchtende Schade für die einzelnen Glieder derſelben wohl wirklich und groß genug, er möge nun mittelbar oder unmittelbar, gewaltſam oder nicht gewaltſam angerichtet werden. Ich will aber hier von meinen Bedenklichkeiten abſtehen, bis wir weiter unten, wo der Verf. ſelbſt darauf kömmt, ſehen, wie er ſie zu heben ſuche, und ob er ſie hinlänglich gehoben habe.) Wenn ich das Recht, meinen Glauben bekannt zu machen, auf ſolche Art brauchen wollte, wie es ehedem Prieſter und Mönche für die Ausbreitung ihres Glaubens brauchten, ſo müßte ich vom Regenten darinn beſchränkt werden. So lange das aber nicht geſchieht, ſo lange iſt keine Bedingung da, unter welcher es der Staat einſchränken müßte, denn auch dem iſt es 2) nicht unmittelbar nachtheilig, weil ihn Schriften über Religion nicht intereſſiren, und er durch ſie weder gewinnen noch verlieren kann. (directe zwar nicht; aber doch per indirectum.)

IX. Ueber kirchliche Religion; oder die in einem Staate herrſchende Lehrform der Religion. — Den Schutz, den ihr der Staat ſchuldig iſt, durch Abwendung jeder phyſiſchen Gewalt, welche ihre Bekenner an deren Bekenntniß und Ausübung hindern wollte, iſt er jeder andern Religion auch ſchuldig. Da aber Wahrheit durchaus keine Gewalt leidet, und bey ihr kein Schutz, als der Schutz der Gründe und Beweiſe gilt, ſo darf ſie weder aufgedrungen, noch durch phyſiſche Macht, welche dem Rechte der Menſchheit zuwider iſt, gewaltſam vertheidigt werden. Iſt die Lehre der einzelnen Sekte oder Kirchenpartey, iſt die im Staat privilegirte Religion, widerleglich, ſo muß dem Staat die Wahrheit über alles heilig ſeyn, und er muß keinen hindern, ſie an den Tag zu bringen, ſondern zugeben, daß durch unbegrenzte Freyheit, über Religion zu reden und zu ſchreiben, Wahrheit entdeckt, Irrthum entlarvt werde. (Auf die Weiſe intereſſiren dann doch Schriften über Religion den Staat. Und kurz vorher hieß es: ſie intereſſiren ihn nicht. Wenn er durch Religion nichts gewinnen und verlieren kann, warum ſoll ihm denn Wahrheit darinn über alles heilig

seyn.) Zum Flor des Staats kann eine besondere Lehrform der Religion, z. B. der Katholiken, Protestanten ꝛc. nichts beytragen, denn die Unterscheidungslehren oder gottesdienstlichen Gebräuche liefern nicht den mindesten eigenen Beytrag zum Glücke der menschlichen Gesellschaft. Es fällt ja in die Augen, daß es den Staat weder blühender, noch schlechter macht, ob die Unterthanen das heil. Abendmahl unter einer oder beyderley Gestalt genießen, ob sie Trinitarier Antitrinitarier sind. — Die Religion überhaupt, soferne sie die gesunden Begriffe von Gott und Tugend enthält, gewahrt dem Staat Sicherheit und Glückseligkeit. Aber eine bestimmte Lehrform derselben hilft den Thron so wenig sichern, als sie dem Regenten Weisheit giebt, oder ihn zur Führung seines Regiments geschickter macht, als jede andere. Der Verf. sagt, er sey weit entfernt, ein Indifferentist zu seyn, und in Beziehung auf eigenen Glauben, allen Religionen einerley Werth beyzulegen; aber in Beziehung auf das Wohl des Staats und dessen Regenten wären ihm alle Religionen gleichgeltend. (Doch nicht der vernünftigere und vom Aberglauben gereinigtere Religionsbegriff des Fürsten und des Unterthanen so gleichgeltend, als der unvernünftige und mit Aberglauben angefüllte? Sollte der Regent, der jenem anhängt, nicht in vieler Absicht, sich bey seinen Regentenpflichten weiser benehmen, in Beziehung auf den Glauben seiner Unterthanen selbst weit gemäßigter und duldender seyn, als der, der diesem beypflichtet? Wo, denn der V. beruft sich für seine Behauptung selbst auf die Geschichte, wo sind am öftesten Dolche wider den Fürsten gezogen worden? Dort, wo ein gesunderes Christenthum den Regenten oder das Volk erleuchtete; oder da, wo blindes Mönchsthum, und durch Mönche den Pöbel begeisternder Fanatismus herrschte? Mich dünkt, wenn mich nicht alles betrügt, der Staat fährt doch bey der so oder so bestimmten Lehrform der Religion im Ganzen besser oder schlechter; der Regent herrscht doch unter protestantischen Christen ruhiger und beglückter, als unter Muselmännern, wenn gleich der Verf. durch die heut zu Tage stehende Artheen alle seine Gesetze geltend zu machen denkt.)

X. Ueber geoffenbarte Religion. Hier ist Form und Materie zu unterscheiden. Die Materie besteht aus den Lehrsätzen von Gott, Vorsehung, Verpflichtung zur Tugend. Die Form aber in dem Ursprunge dieser Lehrsätze, wiefern dieſel-

dieselben von Gott und mittelbar geoffenbart seyn sollen. Die Materie bloß muß dem Staat wichtig seyn, denn ihm liegt daran, daß die Unterthanen hinreichende Motiven in ihrer Erkenntniß vorräthig haben, zu Fleiß, Arbeitsamkeit, Gehorsam gegen die Gesetze u. s. w. Und diese Motiven liegen in der Materie, in den Lehrsätzen. Wenn die Unterthanen diese Lehrsätze verstehen, glauben und befolgen, so kanns dem Regenten gleich viel gelten, ob sie die Form dabey annehmen oder nicht; ob das Volk die Bewegungsgründe zur Tugend aus der Vernunft oder aus der Offenbarung schöpft. So lange man aus der Geschichte, welche hier die beste Lehrmeisterin ist, nicht beweisen kann, daß Staaten, wo man an die Bibel glaubt, ohne Ausnahme, durch bürgerliche Tugend und bürgerlichen Wohlstand, blühender und glücklicher wären, als diejenigen, wo man nicht an die Bibel glaubt, sondern aus einer andern vermeinten Offenbarung, oder aus Natur und Vernunft, die Motive zur Tugend entlehnt, so lange läst sich nicht behaupten, man müsse denen, die Gott und Tugend ohne Offenbarung zu erkennen und zu verehren laut versichern, und sich von der christlichen nicht überzeugen können, den Mund verbieten und sie gewaltsam hindern, ihre Einsichten mitzutheilen, weil solches ohne Unterdrückung des Menschenrechts nicht geschehen könne. (Wenn uns doch der Verf. bey dieser Gelegenheit auch nur einen einzigen Staat aus der Geschichte genannt hätte, in welchem das Volk von ihren Gesetzgebern und Lehrern durch bloße Religion der Vernunft wäre geleitet worden. In allen Staaten, unter allen Völkern war die Religion nicht rein natürlich, sondern hatte etwas vom positiven.)

XI. Ueber moralische Religion. Unter dieser Rubrik zieht der Verf. die wichtige Frage in Untersuchung: Wie, wenn Schriftsteller auch die allgemeine Religion angriffen, das Daseyn Gottes zweifelhaft machten, die Unsterblichkeit der Seele leugneten, u. s. w. soll der Staat auch dann noch Preßfreyheit gestatten, um den Rechten der Menschheit nicht zu nahe zu treten? — Ja, sagt der Verf., mit Berufung auf seine gewissenhafteste Ueberzeugung, auch dann noch. Er würde zwar, da er die allgemeine moralische Religion als seine geprüfteste Wahrheit innigst liebte, und ihre Kraft zur Tugend und Beruhigung im Leiden fühlte, jeden Schriftsteller inständig bitten, seine Zweifel für sich zu behalten. Aber

wenn

wenn dieſer ſie doch bekannt machte, würd' er ihn weder zwingen, noch ſtrafen. Keine phyſiſche Macht kann und darf dem ehrlichen Zweifler ſein natürliches Recht nehmen, weil das Mittheilen der Zweifel auch gegen die moraliſche Religion die Wohlfahrt des Staats nie beſchädigen kann. Hier ſind ſeine Gründe. 1) bürgerliche Tugend, ſofern nämlich von ihr das Wohl des Staats abhängt, d. h. ſofern ſie die Unterthanen antreibt, fleißig, ſittſam, friedlich, häuslich, gehorſam u. ſ. w. zu ſeyn, behält auch, ohne Glauben an Gott und Unſterblichkeit ihre hinreichenden Motiven. Wenn gleich die moraliſche Religion höhere Vollkommenheit in der Tugend bey einzelnen Perſonen bewirken kann, ſo hat ſich doch der Regent als Regent, nur um den Staat, nicht um die höhere Vollkommenheit des Individuums zu bekümmern. 2) Um des zufälligen Schadens willen, den ein Einzelner durch Leſung eines freyen Schriftſtellers leiden ſollte, kann dieſem ſein allgemeines Menſchenrecht nicht ungültig gemacht werden. 3) Im Ganzen genommen iſt vom Atheismus nichts zu beſorgen, denn es hat in allen Jahrhunderten Atheiſten und atheiſtiſche Bücher gegeben, und die Gründe für das Daſeyn Gottes haben doch ihre Kraft behauptet, und den Glauben an Gott erhalten. Warum ſollten die Fürſten nun erſt gegen ſie zu Felde ziehen? 4) durch Einſchränkung des Rechts zu reden und zu ſchreiben wird alle Aufklärung in der Welt unmöglich gemacht. Wir haben ja bloß dem Rechte, frey, auch über und gegen die Religion zu reden, die Einführung des Chriſtenthums, zu verdanken. Wo wäre denn das Evangelium Jeſu, wenn Roms tolerante Regierung es nicht begünſtiget, ſondern ſpaniſche Inquiſition gehabt hätte? 5) Schriften gegen die Religion haben zu allen Zeiten der Religion ſelbſt den größten Nutzen geſchafft. 6) Durch Einſchränkung des Rechts, auch über Religion freymüthig ſeine Gedanken zu ſagen, werden die No. III. genannten großen Vortheile zernichtet, und es entſteht ein ſcheusliches Monopol der Wahrheit. — Aus dem allen geht nun natürlicher Weiſe das Reſultat hervor: „daß ein weiſer Regent das Schreiben über und gegen Religion auf keine Weiſe gewaltſam einſchränken müſſe, ja daß „er ſich als Geſetzgeber um Religion gar nicht zu bekümmern „habe, ſondern dem menſchlichen Verſtande ſeinen freyen Gang „laſſen müſſe, überzeugt, daß bürgerliche Handlungen nur „durch phyſiſche Macht; Gedanken und Urtheile aber durch

„die

„die moralische Macht der Gründe und der Belehrung ge„leitet werden sollten; und daß man höchstens jenes Men„schenrecht in Absicht auf die Manier begränzen dürfe, das „heißt, fordern, daß sich Schriftsteller niedrigen und pöbel„haften Witzes und Spottes enthalten möchten“. (oder vielmehr schlechterdings enthalten müßten.) — Um nun dies Resultat allen Lesern noch einleuchtender zu machen, folge

XII—XV. Eine Beantwortung verschiedener Bedenklichkeiten, die sich dagegen machen lassen. Da es uns zu weitläuftig fällt, sie hier Punkt vor Punkt zu berühren, so müssen wir jeden, den diese wichtige Sache interessirt, und wen sollte sie nicht interessiren? bitten, sie selbst mit Aufmerksamkeit und Nachdenken zu lesen. Der V. ist keine erhebliche Einwendung, welche sich gegen unbeschränkte Predigtfreyheit machen läßt, übergangen, und wer die Sache ohne Vorurtheil unpartheyisch prüft, wird seine Beantwortung derselben, und die Raisonnements, welche sie unterstützen, sehr befriedigend finden. Was er No. XIV. über das wahre Recht einer jeden kirchlichen Gesellschaft auf die Verpflichtung ihrer Lehrer, nichts gegen die Lehrsätze der Gesellschaft auf den ihr gehörigen Lehrstühlen zu sagen, vorträgt, scheint dem Rec. noch nicht gründlich genug auseinander gesetzt. Der philosophische V. hält dies Recht an sich für nicht unbillig. Er behauptet, es käme mit jenem allgemeinen Menschenrecht, Wahrheit nach eigener Ueberzeugung bekannt zu machen, ganz und gar nicht in Streit, sagt aber doch: „Es bliebe jedem Lehrer dabey frey, daß er da, wo er nicht „auf dem seiner Kirchengesellschaft oder Gemeine zustehenden „Lehrstuhl sich befindet, seine anderweitigen Vorstellungen, „wenn er glaubt, daß er Nutzen schaffen werde, in mündli„chen Unterredungen sowohl, als in Schriften, bescheiden „vortrage — und so jeden eines bessern belehre, der „ihn hören oder lesen will.“ (So müßte ja der Lehrer offenbar ein zweyzüngiger Mann werden, anders auf der Kanzel und anders in Privatunterredungen oder Büchern sprechen. Könnte er da ein ehrlicher Mann bleiben? Sein allgemeines Menschenrecht, überall nach Ueberzeugung Wahrheit laut zu reden, in keinem Fall selbst verleugnen? Mit solchen zweyzüngigen, unredlichen Männern möchte ich doch, um alles in der Welt willen, die kirchlichen Lehrstühle nicht besetzt wissen, und jede kirchliche Gesellschaft wird sie auch nicht mit solchen

besetzt

beſeelt haben wollen. Ich begreife alſo nicht, wie, das billig ſeyn ſollende Recht der Geſellſchaft hier mit jenem allgemeinen Menſchenrechte in gar keinen Streit kommen ſoll. Ich, dächte vielmehr, eines müßte mit dem andern auf die Weiſe geradezu darin kommen. Entweder die kirchliche Geſellſchaft hat Unrecht, ihrem Lehrer obgedachte Verpflichtung aufzulegen; oder, der Lehrer hat Unrecht, der ſeine Verpflichtung auf der Kanzel hält, aber in Privatgeſprächen und Büchern bricht.) — Gründlicher hebt der V. Abſ. XIII. die Einwendung, „daß Preßfreyheit, auch in Abſicht auf Religion, „ſchreckliche Verwirrung in der Welt, beſonders unter dem „gemeinen Volke anrichten würde.“ (Rec. ſetzet hier ein ſehr Urtheil hierüber hinzu: daß der Staat erlauben müſſe, auch über Dogmen der Landesreligion laut zu reden und zu ſchreiben, kann unter Proteſtanten wenigſtens, nicht zweifelhaft ſeyn, denn wenn Luther nicht beydes gethan hätte, wie wäre je die wohlthätige Reformation entſtanden?) Da mir aber, die Sache von allen Seiten erwogen, der Schade, welcher aus Büchern, die das Daſeyn Gottes, und dem Menſchen an das zukünftige Leben antaſten, für die Moralität und Beruhigung vieler Menſchen ohnfehlbar entſtehet, überwiegend größer und gewiſſer dünkt, als der zufällige Nutzen, den Schriftſteller und Leſer davon hätten, ſo ſcheine es mir bis jetzt, der Staat ſey gar wohl berechtiget, ſolchen, aber auch nur ſolchen Schriften die Druckfreyheit zu verſagen. Und warum? Darum, weil in jedem wohl eingerichteten Staat, wie in der großen, beſten Welt Gottes, ein kleines Uebel zugelaſſen werden muß, damit ein größeres Uebel verhindert, alſo ein größeres Gut befördert werde. Der Staat kann ja in hundert andern Fällen, bey noch ſo weiſen und guten Anordnungen, nicht auf das Wohl und das Recht eines jeden Individuums Rückſicht nehmen. Wenn beydes mit dem Wohl und Rechte des Ganzen in Kolliſion kömmt, ſo opfert der gütigſte und weiſeſte Regent des Staats jenes billigermaaßen dieſem auf; gerade wie in dem großen unermeßlichen Reiche Gottes das Individuum oft, zum Beſten des Ganzen, leiden muß. Man laſſe es alſo immer gelten, daß dem ehrlichen Zweifler an Gottes Daſeyn und der Unſterblichkeit unſrer Seele durch verweigerte Druckfreyheit ſeiner Zweifel und Einwürfe, wenn ſie gleich widerlegt werden können, ſein auch ihm gebührendes Recht, öffentlich zu reden und zu ſchreiben, gekränkt werde; warum will er, als Individuum,

nidum, ſein perſönliches Recht nicht dem Wohl des Staats aufopfern? Er wird, er muß für pflichtmäßig zum allgemeinen Beſten leiden. — Und nun 2. Was verliert er denn im Grunde bey der ihm verweigerten Preßfreyheit? Es war doch wohl nicht ſchriftſtelleriſche Eitelkeit? Suchte, mit ſeiner Schrift Aufſehen zu erregen? Begierde, Proſelyten des Unglaubens und der Atheiſterey zu machen, die ihn bewog, daß er gerade durch ein gedrucktes Buch der Welt ſein Herz ausſchütten wollte? Nein! der ehrliche Zweifler, den der V. bey ſeinem Menſchenrecht ungekränkt erhalten wiſſen will, ſucht Belehrung. Nun, wenn es ihm um weiter nichts als darum zu thun iſt, ſo kann er ſie auch, ohne erſt eine gedruckte Schrift in die Welt zu ſchicken, viel kürzer bey einſichtsvollen Freunden und Privatperſonen finden. Er rede mit ihnen ſo laut, als er immer will; trage ihnen, wo es ihm beliebt, unter vier Augen, oder öffentlich, welches ihm niemand wehren wird, ſeine Zweifel vor, und laſſe ſich eines beſſern überzeugen. Können es die nicht, ſo wirds auch keiner im Publikum vermögen. Wozu denn ſein atheiſtiſches Buch, das doch wohl mehrere verderben kann? Er mag ſeine Zweifel für ſich behalten, und hat gar keinen billigen Grund, der ihm verweigerten Preßfreyheit wegen, über gekränktes Menſchenrecht zu klagen. — So ſtelle ich mir die Sache vor. Ob ich bey dieſer Trennung von dem V. für deſſen Scharfſinn ich alle Achtung habe, irre oder nicht, mögen andere beurtheilen.) Deſto williger unterſchreibe ich ſeine übrigen Grundſätze, ſammt ihren Folgerungen, mit beyden Händen, beſonders das, was er No. XV. von dem Anſehen der heiligen Schrift, nach eines jeden verſchiedenen Begriffen, von der anzuſtellenden Prüfung, ob eine Offenbarung von Gott ſey, vom Gebrauch der Vernunft zum richtigen Verſtändniß der heiligen Schrift, wahres und lehrreiches in der Kürze geſagt hat.

XVI. Regeln der Duldung aus den vorhergehenden Betrachtungen. 1) Braucht alleſammt, auch in der Religion eure geſunde Vernunft, und ehret ſie, als das allgemeine Licht der Menſchen, ohne welche das von euch geglaubte beſondere Licht, die Offenbarung, doch nichts helfen würde. 2) Geſtattet jedem andern Menſchen in der Religion den freyen Gebrauch ſeiner Vernunft, und erzürnt euch nicht, wenn er dabey auf Gedanken und Vorſtellungen

kömmt,

kömmt, die von den eurigen verſchieden ſind, und die ihr darum Irrthum nennt. 3) Verdammt nicht den ſogenannten Naturaliſten, der alles, was geheimnißvoll, d. h. unbegreiflich und aus Erfahrungen und analogiſchen Folgerungen nicht erweislich iſt, nicht in das Gebiet der ächten Religionskenntniſſe rechnen zu müſſen glaubt. — (Drey Regeln, die man in den beyden letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts, wo der Glaube an Unbegreiflichkeiten, übernatürliche Dinge, geheime Erſcheinungen und Offenbarungen wieder ſehr in Gang kömmt, Schwärmerey und Fanatismus in vieler Menſchen Köpfen gewaltig zu rumoren anfängt, nicht laut und oft genug einſchärfen kann.)

XVII. Schriftſtellerrecht über den Regenten. Auch auf den will der Verf. das Recht, über ihn frey zu reden und zu ſchreiben, ausgedehnt wiſſen. Die Ausübung dieſes Rechts, zeigt er, nützt dem Regenten ſelbſt. — Sie macht auch die Nation edel. — Der Staat gewinnt durch Geſtattung jenes Rechts — und ſie giebt eine herrliche Ausſicht für die gekränkte Unſchuld. Die Gegenſtände des freyen Redens und Schreibens, ſind aber nur Dinge, die einmal öffentlich bekannt ſind, z. B. die Perſon des Fürſten, ſeine Talente, Beſchaffenheiten, Grundſätze, Handlungen, Urtheile, Edicte, u. ſ. w. Hingegen Dinge, die keine Publicität haben, z. B. Rechte und Anſprüche des Fürſten auf Länder, geheime Correſpondenz des Fürſten, Kabinetsgeſchäffte u. dgl. ſind ſchlechterdings davon ausgeſchloſſen. — Die einige ſichere Beſtimmung der Grenze aller Preſſfreyheit bleibt das Verhältniß des Inhalts einer Schrift gegen die Wohlfarth und Ehre des Staats und Regenten. — Und dann die zweyte Einſchränkung betrifft die Art, wie ein Schriftſteller über den Staat und den Regenten urtheilt. Die eine iſt, Forderung der Moral, daß er mit und von dem Regenten mit Beſcheidenheit ſpreche. Die andere, Forderung des Staats, nemlich Wahrheit der Sache, über welche der Schriftſteller ſich ausläßt, die noch von Wahrheit des Urtheils über die Sache unterſchieden iſt. (Wenn alle Fürſten Preußens großem Friedrich nachahmen, ſo werden ſie wider die Freyheit der Urtheile, über ihre Handlungen und Maasregeln nichts haben. Er dachte groß, und handelte recht, verfolgte, mit Feſtigkeit ſeines Charakters und ſeiner Grundſätze, ſtets

ſeine

ſtand wohl überlachen Entſchluß, und muß ſich er Volk und Schriftſteller über ſich wären und ſchreiben, was ſie wollten. Ein Raynal hätte nicht das vortheilhafteſte von ihm geſchrieben, ſondern ihn öffentlich ſehr ſcharf beurtheilt. Dennoch durfte er nach Potsdam kommen, und der König ſprach mit ihm ſehr leutſelig.)

XVIII. Schriftſtellerrecht über den Mitbürger. Der Verf. hält die Ausübung des allgemeinen Menſchenrechts, auch über Privatsperſonen, ihre Eigenſchaften, Geſinnungen, Handlungen und Verhältniſſe ſeine Gedanken und Urtheile öffentlich bekannt zu machen, ein Recht, das ſich niemand gern rauben läßt, wie es ſich jeder in Anſehung ſeiner von andern muß gefallen laſſen, aus folgenden Gründen für zuläßig und gut. — Sie verſchafft nutzbare Kenntniſſe von geſchickten Leuten, in allen Fächern der Künſte und Wiſſenſchaften, ihren Arbeiten, Producten, Schriften u. ſ. w. wie ſie uns vor Stümpern und ſchlechten Arbeitern warnt — ſie bereichert unſere Menſchenkenntniß — verurſacht die Aufſtellung ſo mancher guten, weiſen und vortrefflichen Männer, neben ſo manchen Dummkopf und Schurken — iſt folglich das einzige Mittel, die allzugroße Ungleichheit der Menſchen, welche Stand und Reichthum erzeugt hat, gleichſam wieder ins Gleichgewicht zu bringen — und eine von ſo großer Gewalt der Tugend, als eine Vormauer gegen den Strom des Laſters. — Jedoch muß der Geſetzgeber die Art des Gebrauchs einſchränken, damit der gute Name eines Menſchen nicht zu Grunde gerichtet, und dieſer alſo, um des Rechts eines andern willen an ſeinem Rechte nicht gefährdet werde. Zur anwendbaren Beſtimmung für die Grenzen der Preßfreyheit, was dieſen Punkt betrifft, giebt der Verf. als Entſcheidungsregel an: „Der Geſetzgeber verbiethe, wo der Beurtheilte ſich „ſeines Rechts nicht begab; er geſtatte, wo er ſeinen guten „Namen ſelbſt Preis gegeben hatte.“ Wenn man über Privatperſonen öffentlich urtheilen will, ſo muß es Dinge betreffen, die der Beurtheilte öffentlich geſagt, oder gethan hat — die wirklich und erweislich ſind. — Der Beurtheiler muß, was er darüber ſagt, nicht im ungeſitteten Tone des Pöbels ſagen, und nie das Recht haben, ſich ganz unentdeckbar zu machen. — Eigentliche Pasquille müſſen gar nicht geduldet werden — und dem laut Angegriffenen

muß gestanden seyn, ob gegen den Regierenden, wenn er auch der erste Minister oder Ersthof, eben so laut zu reden theidigen. — So weit erstrecken sich die Einschränkungen für die Schriftsteller, welche und wiefern sie Objekt des Gesetzgebers sind. Der Moralist hat deren noch einige besondere; welche der Regent aber dem Gewissen der Menschen überlassen muß, nämlich: der Schriftsteller brauche nie sein Recht, auch dicke Thorheiten von andern auf, ohne ein überwiegendes Gute dadurch zu beabsichtigen, und mit Wahrscheinlichkeit vorherzusehen. — es füge seinem durch freye Urtheile vermeidlichen Schaden zu — suche nicht das mit seine Schadenfreude zu nähren, oder seine Rachsucht zu kühlen, — und schone gänzlich Männer von Wahrheit und entschiedenem Verdienst auch bey offenbaren Blössen, die sie aus menschlicher Schwachheit geben. Wer sollte nicht unter solchen Einschränkungen Preßfreyheit für ein köstliches Gut schätzen, und dem scharfsinnigen Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er mit dieser kleinen gründlichen Schrift manche wichtige in diese Materie einschlagende Gewissensfrage entschieden, und unter andern auch besonders den letzten Punkt sehr aufs Reine gebracht habe. Die Sache einer uneingeschränkten Preßfreyheit hat ihre sehr sichtigen Mienen, die manchen scheu macht, sie näher anzurühren. Der Verf. greift sie mit beyden Händen dreist an, und bricht einen Stachel nach dem andern ab. Sollte die Preßfreyheit in der Folge Regenten und Censoren nicht mehr so fürchten, als bisher, dünken, so wird er gewiß nicht wenig dazu beygetragen haben.

Br.

Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1787. Mit Kupfern von Chodowiecky, nebst den neuesten Frauenzimmer- und Mannskleidungen, in Kupfer. Göttingen, bey Dietrich. 272 S. in 12.

Seit mehrern Jahren schon unterscheidet sich dieser göttingische Almanach, der auch ohne Kalender unter obigem Titel erscheint, von der zahlreichen Menge ähnlicher Institute; und man weiß, daß er diesen so auszeichnenden Vorzug hauptsächlich

Göttingen herausgiebt, einem unſrer vortrefflichſten und geiſtvollſten Schriftſteller, dem Hrn. Prof. Lichtenberg, verdankt. Auch dießmal iſt er mit einem vorzüglichen Reichthum eigner und äußerſt unterhaltender Aufſätze verſehen, die theils ernſthaft und unterrichtend, theils launig und beiſſend ſind. Zu den erſtern, die doch immer nicht nur ſehr angenehm eingekleidet, ſondern auch hie und da mit dem feinſten attiſchen Salze gewürzet ſind, gehört gleich der erſte Aufſatz von den Kometen, der eine Fortſetzung der Betrachtung über das Weltgebäude iſt. Die Ueberſchriften der folgenden kurzen Aufſätze ſind: Vom Hang zum Putz, und ſonderbaren Toilettſtücken. Sonderbare Behandlungsart der neugebohrnen Kinder bey einigen Völkern. Chriſtliches Oſtergelächter. Geſchichte der Hochzeitkränze und Brautringe. Ueber einige kräftige Mittel die Vernunft zu betäuben. Vom Aeche der Hageſtolze bey Deutſchen, Römern und Griechen. Recepte aus dem Mittelalter, wie Vergiftungen zu heilen ſind. Beytrag zur Sittengeſchichte des Mittelalters. Phyſikaliſche und andere Merkwürdigkeiten. Leichtgläubigkeit, Aberglauben und Fanatismus; eine gemiſchte Geſellſchaft, von W. Hogarth. Ein Wahlſchmaus von eben demſelben. — Dieſe beyden letzten Stücke ſind Erklärungen der, von Hrn. Riepenhauſen ins Kleine und in eine Art von Auszug gebrachten, Hogarthiſchen Kupfer, die dießmal noch kräftiger und geiſtvoller gerathen ſind. Die Erklärungen ſelbſt ſind eben ſo meiſterhaft, als die in dem zunächſt vorhergehenden Jahrgängen; und wir freuen uns im voraus ihrer Fortſetzung. — Die dießjährigen Monatskupfer ſind von Chodowiecky vortrefflich dargeſtellte Scenen aus Shakſpeare's luſtigen Weibern zu Windſor, die gleichfalls von Hrn. L. in ſeiner ſo ganz originalen und anziehenden Manier erläutert ſind. Der Verleger hat bey dieſer Gelegenheit das ganze Stück, nach der Eſchenburgiſchen Ueberſetzung beſonders, in eben dem Formate dieſes Almanachs, abdrucken laſſen, wozu man die Kupfer gleichfalls haben kann.

Er.

Ein philoſophiſcher, moraliſcher und hiſtoriſcher Verſuch über die alten Jungfern, von einem Freunde der Schweſterſchaft, aus dem Engliſchen. Drey

seyn?) Zum Flor des Staats kann eine besondere Lehrform der Religion, z. B. der Katholiken, Protestanten ꝛc. nichts beytragen, denn die Unterscheidungslehren oder gottesdienstlichen Gebräuche liefern nicht den mindesten eigenen Beytrag zum Glücke der menschlichen Gesellschaft. Es fällt ja in die Augen, daß es den Staat weder blühender, noch schlechter macht, ob die Unterthanen das heil. Abendmahl unter einer oder beyderley Gestalt genießen, ob sie Trinitarier Antitrinitarier sind. — Die Religion überhaupt, sofern sie die gesunden Begriffe von Gott und Tugend enthält, gewährt dem Staat Sicherheit und Glückseligkeit. Aber eine bestimmte Lehrform derselben hilft den Thron so wenig sichern, als sie dem Regenten Weisheit giebt, oder ihn zur Führung seines Regiments geschickter macht, als jede andere. Der Verf. sagt, er sey weit entfernt, ein Indifferentist zu seyn, und in Beziehung auf eigenen Glauben, allen Religionen einerley Werth beyzulegen; aber in Beziehung auf das Wohl des Staats und dessen Regenten wären ihm alle Religionen gleichgeltend. (Doch nicht der vernünftigere und vom Aberglauben gereinigtere Religionsbegriff des Fürsten und des Unterthanen so gleichgeltend, als der unvernünftige und mit Aberglauben angefüllte? Sollte der Regent, der jenem anhängt, nicht in vieler Absicht, sich bey seinen Regentenpflichten weiser benehmen, in Beziehung auf den Glauben seiner Unterthanen selbst weit gemäßigter und duldender seyn, als der, der diesem beypflichtet? Wo, denn der V. beruft sich für seine Behauptung selbst auf die Geschichte, wo sind am öftesten Dolche wider den Fürsten gezogen worden? Dort, wo ein gesunderes Theistenthum den Regenten oder das Volk erleuchtete; oder da, wo blindes Mönchsthum, und durch Mönche den Pöbel begeisternder Fanatismus herrschte? Mich dünkt, wenn mich nicht alles betrügt, der Staat fährt doch bey der so oder so bestimmten Lehrform der Religion im Ganzen besser oder schlechter; der Regent herrscht doch unter protestantischen Christen ruhiger und beglückter, als unter Muselmännern, wenn gleich der Verf. durch die heut zu Tage stehende Armeen alle seine Gesetze geltend zu machen denkt.)

X. Ueber geoffenbarte Religion. Hier ist Form und Materie zu unterscheiden. Die Materie besteht aus den Lehrsätzen von Gott, Vorsehung, Verpflichtung zur Tugend. Die Form aber in dem Ursprunge dieser Lehrsätze, wiefern dieſel-

dieselben von Gott und mittelbar geoffenbart seyn sollen. Die Materie bloß muß dem Staat wichtig seyn, denn ihm liegt daran, daß die Unterthanen hinreichende Motiven in ihrer Erkenntniß vorräthig haben, zu Fleiß, Arbeitsamkeit, Gehorsam gegen die Gesetze u. s. w. Und diese Motiven liegen in der Materie, in den Lehrsätzen. Wenn die Unterthanen diese Lehrsätze verstehen, glauben und befolgen, so kanns dem Regenten gleich viel gelten, ob sie die Form haben annehmen oder nicht; ob das Volk die Bewegungsgründe zur Tugend aus der Vernunft oder aus der Offenbarung schöpft. So lange man aus der Geschichte, welche hier die beste Lehrmeisterin ist, nicht beweisen kann, daß Staaten, wo man an die Bibel glaubt, ohne Ausnahme, durch bürgerliche Tugend und bürgerlichen Wohlstand, blühender und glücklicher wären, als diejenigen, wo man nicht an die Bibel glaubt, sondern aus einer andern vermeynten Offenbarung, oder aus Natur und Vernunft, die Motive zur Tugend entlehnt, so lange läßt sich nicht behaupten, man müsse denen, die Gott und Tugend ohne Offenbarung zu erkennen und zu verehren laut versichern, und sich von der christlichen nicht überzeugen können, den Mund verbieten und sie gewaltsam hindern, ihre Einsichten mitzutheilen, weil solches ohne Unterdrückung des Menschenrechts nicht geschehen könne. (Wenn uns doch der Verf. bey dieser Gelegenheit auch nur einen einzigen Staat aus der Geschichte genannt hätte, in welchem das Volk von ihren Gesetzgebern und Lehrern durch bloße Religion der Vernunft wäre geleitet worden. In allen Staaten, unter allen Völkern war die Religion nicht rein natürlich, sondern hatte etwas vom positiven.)

XI. Ueber moralische Religion. Unter dieser Rubrik zieht der Verf. die wichtige Frage in Untersuchung: Wie, wenn Schriftsteller auch die allgemeine Religion angriffen, das Daseyn Gottes zweifelhaft machten, die Unsterblichkeit der Seele leugneten, u. s. w. soll der Staat auch dann noch Preßfreyheit gestatten, um den Rechten der Menschheit nicht zu nahe zu treten? — Ja, sagt der Verf., mit Berufung auf seine gewissenhafteste Ueberzeugung, auch dann noch. Er würde zwar, da er die allgemeine moralische Religion als seine geprüfteste Wahrheit innigst liebte, und ihre Kraft zur Tugend und Beruhigung im Leiden fühlte, jeden Schriftsteller inständig bitten, seine Zweifel für sich zu behalten. Aber

wenn

wenn dieser sie doch bekannt machte, würd' er ihn weder zwingen, noch strafen. Keine physische Macht kann und darf dem ehrlichen Zweifler sein natürliches Recht nehmen, weil das Mittheilen der Zweifel auch gegen die moralische Religion die Wohlfarth des Staats nie beschädigen kann. Hier sind seine Gründe. 1) bürgerliche Tugend, sofern nämlich von ihr das Wohl des Staats abhängt, d. h. sofern sie die Unterthanen antreibt, fleißig, sittsam, friedlich, häuslich, gehorsam u. s. w. zu seyn, behält auch, ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit ihre hinreichenden Motiven. Wenn gleich die moralische Religion höhere Vollkommenheit in der Tugend bey einzelnen Personen bewirken kann, so hat sich doch der Regent als Regent, nur um den Staat, nicht um die höhere Vollkommenheit des Individuums zu bekümmern. 2) Um des zufälligen Schadens willen, den ein Einzelner durch Lesung eines freyen Schriftstellers leiden sollte, kann diesem sein allgemeines Menschenrecht nicht ungültig gemacht werden. 3) Im Ganzen genommen ist vom Atheismus nichts zu besorgen, denn es hat in allen Jahrhunderten Atheisten und atheistische Bücher gegeben, und die Gründe für das Daseyn Gottes haben doch ihre Kraft behauptet, und den Glauben an Gott erhalten. Warum sollten die Fürsten nun erst gegen sie zu Felde ziehen? 4) Durch Einschränkung des Rechts zu reden und zu schreiben wird alle Aufklärung in der Welt unmöglich gemacht. Wir haben ja bloß dem Rechte, frey, auch über und gegen die Religion zu reden, die Einführung des Christenthums, zu verdanken. Wo wäre denn das Evangelium Jesu, wenn Roms tolerante Regierung es nicht begünstiget, sondern spanische Inquisition gehabt hätte? 5) Schriften gegen die Religion haben zu allen Zeiten der Religion selbst den größten Nutzen geschafft. 6) Durch Einschränkung des Rechts, auch über Religion freymüthig seine Gedanken zu sagen, werden die No. III. genannten großen Vortheile zernichtet, und es entsteht ein scheusliches Monopol der Wahrheit. — Aus dem allen geht nun natürlicher Weise das Resultat hervor: „daß ein weiser Regent das Schreiben über und gegen Religion auf keine Weise gewaltsam einschränken müsse, ja daß „er sich als Gesetzgeber um Religion gar nicht zu bekümmern „habe, sondern dem menschlichen Verstande seinen freyen Gang „lassen müsse, überzeugt, daß bürgerliche Handlungen nur „durch physische Macht; Gedanken und Urtheile aber durch

„die

„die moralische Macht der Gründe und der Belehrung ge„leitet werden sollten; und daß man höchstens jenes Men„schenrecht in Absicht auf die Manier begränzen dürfe, das „heißt, fordern, daß sich Schriftsteller niedrigen und pöbel„haften Witzes und Spottes enthalten möchten“. (oder vielmehr schlechterdings enthalten müßten.) — Um nun dies Resultat allen Lesern noch einleuchtender zu machen, folgt

XII—XV. Eine Beantwortung verschiedener Bedenklichkeiten, die sich dagegen machen lassen. Da es uns zu weitläuftig fällt, sie hier Punkt vor Punkt zu berühren, so müssen wir jeden, den diese wichtige Sache interessirt, und wen sollte sie nicht interessiren? bitten, sie selbst mit Aufmerksamkeit und Nachdenken zu lesen. Der V. ist keine erhebliche Einwendung, welche sich gegen unbeschränkte Preßfreyheit machen läßt, übergangen, und wer die Sache ohne Vorurtheil unpartheyisch prüft, wird seine Beantwortung derselben, und die Raisonnements, welche sie unterstützen, sehr befriedigend finden. Was er No. XIV. über das wahre Recht einer jeden kirchlichen Gesellschaft auf die Verpflichtung ihrer Lehrer, nichts gegen die Lehrsätze der Gesellschaft auf den ihr gehörigen Lehrstühlen zu sagen, vorträgt, scheint dem Rec. noch nicht gründlich genug auseinander gesetzt. Der philosophische V. hält dies Recht an sich für nicht unbillig. Er behauptet, es könne mit jenem allgemeinen Menschenrecht, Wahrheit nach eigener Ueberzeugung bekannt zu machen, ganz und gar nicht in Streit, sagt aber doch: „Es bliebe jedem Lehrer dabey frey, daß er da, wo er nicht „auf dem seiner Kirchengesellschaft oder Gemeine zustehenden „Lehrstuhl sich befindet, seine anderweitigen Vorstellungen, „wenn er glaubt, daß er Nutzen schaffen werde, in mündli„chen Unterredungen sowohl, als in Schriften, bescheiden „vortrage — und so jeden eines bessern belehre, der „ihn hören oder lesen will.“ (So müßte ja der Lehrer offenbar ein zweyzüngiger Mann werden, anders auf der Kanzel und anders in Privatunterredungen oder Büchern sprechen. Könnte er da ein ehrlicher Mann bleiben? Sein allgemeines Menschenrecht, überall nach Ueberzeugung Wahrheit laut zu reden, in keinem Fall selbst verleugnen? Mit solchen zweyzüngigen, unredlichen Männern möchte ich doch, um alles in der Welt willen, die kirchlichen Lehrstühle nicht besetzt wissen, und jede kirchliche Gesellschaft wird sie auch nicht mit solchen

beseyn haben wollen. Ich begreife also nicht, wie, das billig seynsollende Recht der Gesellschaft hier mit jenem allgemeinen Menschenrechte in gar keinen Streit kommen soll. Ich, dächte vielmehr, eines müßte mit dem andern auf die Weise geradezu darin kommen. Entweder die kirchliche Gesellschaft hat Unrecht, ihrem Lehrer obgedachte Verpflichtung aufzulegen; oder der Lehrer hat Unrecht, der seine Verpflichtung auf der Kanzel hält, aber in Privatgesprächen und Büchern bricht.) — Gründlicher hebt der V. Nr. XIX. die Einwendung, „daß Preßfreyheit, auch in Absicht auf Religion, „schreckliche Verwirrung in der Welt, besonders unter dem „gemeinen Volke anrichten würde.“ (Rec. setzet hier als sein Urtheil hierüber hinzu: daß der Staat erlauben müsse, auch über Dogmen der Landesreligion laut zu reden und zu schreiben, kann unter Protestanten wenigstens, nicht zweifelhaft seyn, denn wenn Luther nicht beydes gethan hätte, wie wäre je die wohlthätige Reformation entstanden?) Da mir aber, die Sache von allen Seiten erwogen, der Schade, welcher aus Büchern, die das Daseyn Gottes, und den Glauben an das zukünftige Leben antasten, für die Moralität und Beruhigung vieler Menschen ohnfehlbar entstehet, überwiegend größer und gewisser dünkt, als der zufällige Nutzen, den Schriftsteller und Leser davon hätten, so scheint es mir bis jetzt, der Staat sey gar wohl berechtiget, solchen, aber auch nur solchen Schriften die Druckfreyheit zu versagen. Und warum? Darum, weil in jedem wohl eingerichteten Staat, wie in der großen, besten Welt Gottes, ein kleines Uebel zugelassen werden muß, damit ein größeres Uebel verhindert, also ein größeres Gut befördert werde. Der Staat kann ja in hundert andern Fällen, bey noch so weisen und guten Anordnungen, nicht auf das Wohl und das Recht eines jeden Individuums Rücksicht nehmen. Wenn beydes mit dem Wohl und Rechte des Ganzen in Kollision kömmt, so opfert der gütigste und weiseste Regent des Staats jenes billigermaaßen diesem auf; gerade wie in dem großen unermeßlichen Reiche Gottes das Individuum oft, zum Besten des Ganzen, leiden muß. Man lasse es also immer gelten, daß dem ehrlichen Zweifler an Gottes Daseyn und der Unsterblichkeit unsrer Seele durch verweigerte Druckfreyheit seiner Zweifel und Einwürfe, wenn sie gleich widerlegt werden können, sein auch ihm gebührendes Recht, öffentlich zu reden und zu schreiben, gekränkt werde; warum will er, als Individuum,

allzum, ſein perſönliches Recht nicht dem Wohl des Staats aufopfern? Er wird, er muß für pflichtmäßig zum allgemeinen Beſten leiden. — Und nun ſ. Was verliert er denn im Grunde bey der ihm verweigerten Preßfreyheit? Es war doch wohl nicht ſchriftſtelleriſche Eitelkeit? Suche, mit ſeiner Schrift Aufſehen zu erregen? Begierde, Proſelyten des Unglaubens und der Atheiſterey zu machen, die ihn bewog, daß er gerade durch ein gedrucktes Buch der Welt ſein Herz ausſchütten wollte? Nein! der ehrliche Zweifler, den der V. bey ſeinem Menſchenrecht ungekränkt erhalten wiſſen will, ſucht Belehrung. Nun, wenn es ihm um weiter nichts als darum zu thun iſt, ſo kann er ſie auch, ohne erſt eine gedruckte Schrift in die Welt zu ſchicken, viel kürzer bey einſichtsvollen Freunden und Privatperſonen finden. Er rede mit ihnen ſo laut, als er immer will; trage ihnen, wo es ihm beliebt, unter vier Augen, oder öffentlich, welches ihm niemand wehren wird, ſeine Zweifel vor, und laſſe ſich eines beſſern überzeugen. Können es die nicht, ſo wirds auch keiner im Publikum vermögen. Wozu denn ſein atheiſtiſches Buch, das doch wohl mehrere verderben kann? Er mag ſeine Zweifel für ſich behalten, und hat gar keinen billigen Grund, der ihm verweigerten Preßfreyheit wegen, über gekränktes Menſchenrecht zu klagen. — So ſtelle ich mir die Sache vor. Ob ich bey dieſer Trennung von dem V. für deſſen Scharfſinn ich alle Achtung habe, irre oder nicht, mögen andere beurtheilen.) Deſto williger unterſchreibe ich ſeine übrigen Grundſätze, ſammt ihren Folgerungen, mit beyden Händen, beſonders das, was er No. XV. von dem Anſehen der heiligen Schrift, nach eines jeden verſchiedenen Begriffen, von der anzuſtellenden Prüfung, ob eine Offenbarung von Gott ſey, vom Gebrauch der Vernunft zum richtigen Verſtändniß der heiligen Schrift, wahres und lehrreiches in der Kürze geſagt hat.

XVI. Regeln der Duldung aus den vorhergehenden Betrachtungen. 1) Braucht alleſammt, auch in der Religion eure geſunde Vernunft, und ehret ſie, als das allgemeine Licht der Menſchen, ohne welche das von euch geglaubte beſondere Licht, die Offenbarung, doch nichts helfen würde. 2) Geſtattet jedem andern Menſchen in der Religion den freyen Gebrauch ſeiner Vernunft, und erzürnt euch nicht, wenn er dabey auf Gedanken und Vorſtellungen

kömmt,

kömme, die von den ersten verschieden sind, und die ihr darum Irrthum meint. 3) Verdammt nicht den sogenannten Naturalisten, der alles, was geheimnißvoll, d. h. unbegreiflich und aus Erfahrungen und analogischen Folgerungen nicht erweislich ist, nicht in das Gebiet der ächten Religionskenntnisse rechnen zu müssen glaubt. — (Drey Regeln, die man in den beyden letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts, wo der Glaube an Unbegreiflichkeiten, übernatürliche Dinge, geheime Erscheinungen und Offenbarungen wieder sehr in Gang kömmt, Schwärmerey und Fanatismus in vieler Menschen Köpfen gewaltig zu rumoren anfängt, nicht laut und oft genug einschärfen kann.)

XVII. Schriftstellerrecht über den Regenten. Auch auf den will der Verf. das Recht, über ihn frey zu reden und zu schreiben, ausgedehnt wissen. Die Ausübung dieses Rechts, zeigt er, nützt dem Regenten selbst. — Sie macht auch die Nation edel. — Der Staat gewinnt durch Gestattung jenes Rechts — und sie giebt eine herrliche Aussicht für die gekränkte Unschuld. Die Gegenstände des freyen Redens und Schreibens, sind aber nur Dinge, die einmal öffentlich bekannt sind, z. B. die Person des Fürsten, seine Talente, Beschaffenheiten, Grundsätze, Handlungen, Urtheile, Edicte, u. s. w. Hingegen Dinge, die keine Publicität haben, z. B. Rechte und Ansprüche des Fürsten auf Länder, geheime Correspondenz des Fürsten, Kabinetsgeschäffte u. dgl. sind schlechterdings davon ausgeschlossen. — Die einige sichere Bestimmung der Grenze aller Pressfreyheit bleibt das Verhältniß des Inhalts einer Schrift gegen die Wohlfarth und Ehre des Staats und Regenten. — Und dann die zweyte Einschränkung betrift die Art, wie ein Schriftsteller über den Staat und den Regenten urtheilt. Die eine ist, Forderung der Moral, daß er mit und von dem Regenten mit Bescheidenheit spreche. Die andere, Forderung des Staats, nemlich Wahrheit der Sache, über welche der Schriftsteller sich ausläßt, die noch von Wahrheit des Urtheils über die Sache unterschieden ist. (Wenn alle Fürsten Preußens großem Friedrich nachahmen, so werden sie wider die Freyheit der Urtheile, über ihre Handlungen und Maasregeln nichts haben. Er dachte groß, und handelte recht, verfolgte, mit Festigkeit seines Charakters und seiner Grundsätze, stets

seine

sind wohl allerdings Erfindungen, und man sieht es Volk und Schriftsteller über sich reden und schreiben, was sie wollten. Ein Raynal hatte nicht das vortheilhafteste von ihm geschrieben, sondern ihn öffentlich sehr schief beurtheilt. Dennoch durfte er nach Potsdam kommen, und der König sprach mit ihm sehr leutselig.)

XVIII. Schriftstellerrecht über den Mitbürger. Der Verf. hält die Ausübung des allgemeinen Menschenrechts, auch über Privatpersonen, ihre Eigenschaften, Gesinnungen, Handlungen und Verhältnisse seine Gedanken und Urtheile öffentlich bekannt zu machen, ein Recht, das sich niemand gern rauben läßt; wie es sich jeder in Ansehung seines von andern muß gefallen lassen, aus folgenden Gründen für zulässig und gut. — Sie verschafft nutzbare Kenntnisse von geschickten Leuten, in allen Fächern der Künste und Wissenschaften, ihren Arbeiten, Producten, Schriften u. s. w. wie sie uns vor Stümpern und schlechten Arbeitern warnt — sie bereichert unsere Menschenkenntniß — verursacht die Aufstellung so manches guten, weisen und vortrefflichen Mannes, neben so manchen Dummkopf und Schurken — ist folglich das einzige Mittel, die ungeheure Ungleichheit der Menschen, welche Stand und Reichthum erzeugt hat, gleichsam wieder ins Gleichgewicht zu bringen — und eine eben so große Schutze der Tugend, als eine Vormauer gegen den Strom des Lasters. — Jedoch muß der Gesetzgeber die Art des Gebrauchs einschränken, damit der gute Name eines Menschen nicht zu Grunde gerichtet, und dieser also, um des Rechts eines andern willen an seinem Rechte nicht gefährdet werde. Zur anwendbaren Bestimmung für die Grenzen der Preßfreyheit, was diesen Punkt betrifft, giebt der Verf. als Entscheidungsregel an: „Der Gesetzgeber verbiethe, wo der Beurtheilte sich „seines Rechts nicht begab; er gestatte, wo er seinen guten „Namen selbst Preis gegeben hatte.“ Wenn man über Privatpersonen öffentlich urtheilen will, so muß es Dinge betreffen, die der Beurtheilte öffentlich gesagt, oder gethan hat — die wirklich und erweislich sind. — Der Beurtheiler muß, was er darüber sagt, nicht im ungestümen Tone des Pöbels sagen, und nie das Recht haben, sich ganz unentdeckbar zu machen. — Eigentliche Pasquille müssen gar nicht geduldet werden — und dem laut Angegriffenen

muß gestanden seyn, ihn gegen den Einwurfe, wenn er auch der erste Minister oder Günstling, in Land zu vertheidigen. — So weit erstrecken sich die Einschränkungen für die Schriftsteller, welche und wiefern sie Objekt des Gesetzgebers sind. Der Moralist hat deren noch einige besondere; welche der Regent aber dem Gewissen der Menschen überlassen muß, nämlich: der Schriftsteller brauche nie sein Recht, auch Fehler Thorheiten von andern auf, ohne ein überwiegendes Gute dadurch zu befördern, und alle Wahrscheinlichkeit vorherzusehen. — es sey seinem durch freye Urtheile vermeidlichen Schaden zu — suche nicht dar mit seine Schadenfreude zu nähren, oder seine Rachsucht zu kühlen, — und schone gänzlich Männer von Werth und entschiedenem Verdienst auch bey offenbaren Blößen, die sie aus menschlicher Schwachheit geben. Wer sollte nicht unter solchen Einschränkungen Preßfreyheit für ein köstliches Gut schätzen, und dem scharfsinnigen Verf. die Verschlagenheit niederfahren lassen, daß er mit dieser kleinen gründlichen Schrift manche wichtige in diese Materie einschlagende Gewissensfrage entschieden, und unter andern auch besonders den letzten Punkt sehr aufs Reine gebracht habe. Die Sache einer uneingeschränkten Preßfreyheit hat ihre sehr gefährlichen Zinnen, die manchen scheu machen, sie nahe anzurühren. Der Verf. greift sie mit beyden Händen herzhaft an, und bricht einen Stachel nach dem andern ab. Sollte die Preßfreyheit in der Folge Regenten und Censoren nicht mehr so fruchtbar, als bisher, dünken, so wird er gewiß nicht wenig dazu beygetragen haben.

Br.

Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1787. Mit Kupfern von Chodowiecky, nebst den neuesten Frauenzimmer- und Mannskleidungen, in Kupfer. Göttingen, bey Dietrich. 272 S. in 12.

Seit mehrern Jahren schon unterscheidet sich dieser göttingische Almanach, der auch ohne Kalender unter obigem Titel erscheint, von der zahlreichen Menge ähnlicher Institute; und man weiß, daß er diesen so auszeichnenden Vorzug hauptsäch-

lich

Lichtenberg herausgegeben, einem unsrer vortrefflichsten und geistvollsten Schriftsteller, dem Hrn. Prof. Lichtenberg, verdeutscht. Auch dießmal ist er mit einem vorzüglichen Reichthum eigner und äußerst unterhaltender Aufsätze versehen, die theils ernsthaft und unterrichtend, theils launig und beissend sind. Zu den erstern, die doch immer nicht nur sehr angenehm eingekleidet, sondern auch hie und da mit dem feinsten attischen Salze gewürzet sind, gehört gleich der erste Aufsatz von den Kometen, der eine Fortsetzung der Betrachtung über das Weltgebäude ist. Die Ueberschriften der folgenden kurzen Aufsätze sind: Vom Hang zum Putz, und sonderbaren Tollheitsstücken. Sonderbare Behandlungsart der neugebohrnen Kinder bey einigen Völkern. Christliches Ostergelächter. Geschichte der Hochzeitkränze und Brautringe. Ueber einige präsitze Mittel die Vernunft zu betäuben. Vom Rechte der Hagestolze bey Deutschen, Römern und Griechen. Recept aus dem Mittelalter, wie Vergiftungen zu heilen sind. Beytrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. Physikalische und andere Merkwürdigkeiten. Leichtgläubigkeit, Aberglauben und Fanatismus; eine gemischte Gesellschaft, von W. Hogarth. Ein Wahlschmaus von eben demselben. — Diese beyden letzten Stücke sind Erklärungen der, von Hrn. Riepenhausen ins Kleine und in eine Art von Auszug gebrachten, Hogarthischen Kupfer, die dießmal noch kräftiger und geistvoller gerathen sind. Die Erklärungen selbst sind eben so meisterhaft, als die in den zunächst vorhergehenden Jahrgängen; und wir freuen uns im voraus ihrer Fortsetzung. — Die dießjährigen Monatskupfer sind von Chodowiecky vortrefflich dargestellte Scenen aus Shakspeare's lustigen Weibern zu Windsor, die gleichfalls von Hrn. L. in seiner so ganz originalen und anziehenden Manier erläutert sind. Der Verleger hat bey dieser Gelegenheit das ganze Stück, nach der Eschenburgischen Uebersetzung besonders, in eben dem Format dieses Almanachs, abdrucken lassen, wozu man die Kupfer gleichfalls haben kann.

Fr.

Ein philosophischer, moralischer und historischer Versuch über die alten Jungfern, von einem Freunde der Schwesterschaft, aus dem Englischen. Drey

Bände. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1ſter Band 234, der B. 290, 3ter B. 248 Seiten in 8.

Mit Vergnügen zeigen wir dieſes Werk an, es zeugt von einem Verf., der durchdringenden Scharfſinn, Beleſenheit und Einſicht mit einer liebenswürdigen Gutmüthigkeit verbindet. In einer Zeit, wo die Anzahl der alten Jungfern ſich wahrſcheinlich wegen des ſteigenden Luxus vermehren wird, muß dieſe Schrift ſehr gelegen kommen, da viele gute Regeln darinn gegeben ſind, die bey der Erziehung des weiblichen Geſchlechts von Nutzen ſeyn können. Der Verf. zeigt die Fehler und Schwachheiten der alten Jungfern mit vieler Strenge, ohne lieblos zu urtheilen. Sein vorgeſetzter Zweck iſt, daß er die alten Jungfern gegen alles Unrecht, das man ihnen zufügt, zu vertheidigen hofft, und ſie wo möglich in einen Stand der Ehre, Zufriedenheit und des Troſtes zu verſetzen gedenkt. Der erſte Band enthält den philoſophiſchen und moraliſchen Theil, wo der A. im erſten Abſchnitt ihre Fehler und Schwachheiten abhandelt, nachdem er im erſten Kapitel die traurige Lage der alten Jungfern, und das harte und gefühlloſe Betragen gegen dieſelben unterſucht hat. Er glaubt, daß ſie ſich nicht ſo oft groben und beleidigenden Scherzen ausſetzen würden, wenn ſie ihre ungemächliche Lage weniger anprieſen. Eine alte Jungfer verglich ihren Stand mit einem vom Blitz verſengten Baum, der in der Mitte eines Gemeinangers ſtehet. „Was kann ich, ſagt der A., für dieſen verſengten Baum „thun? freylich kann ich ihn nicht verpflanzen, und ihm Blät„ter zu verſchaffen; wie aber, wenn ich es wenigſtens verſuch„te, einen kleinen Zaun um ihn her zu ziehen, der ihm etwas „von ſeinem vernachläſſigten Anſcheine benimmt, und die wil„den Eſel, die ihm zu nahe kommen, abhält, daß ſie ihn „nicht ſchlagen und verwunden, wie ſie ſonſt in den muthwilligen Sprüngen ihrer plumpen Lebhaftigkeit zu thun pflegen.“ Die Hauptfehler der alten Jungfern zeigt er in den vier folgenden Kapiteln, von ihrer Neubegierde, ihrer Leichtgläubigkeit, ihrer Affektation und ihrem Neide und Schadenfreude; wobey des Verf. Witz und Menſchenkenntniß ſehr hervorleuchtet. Der zweyte Abſchnitt enthält ihre guten Eigenſchaften, ihren ſinnreichen Witz, ihre Kunſtfertigkeit, ihre Geduld und ihre chriſtliche Liebe.

Die

[illegible] beyden letzten Bände machen den schwächsten Theil des Werks aus. Der Verf. gehet im dritten Abschnitt über die Sündfluth hinaus, und kömmt sodann zu der Geschichte der alten Jungfern der Juden, Aegyptier, Griechen und Römer. Im vierten und fünften Abschnitt wird von den alten Jungfern der Christen gehandelt, wegen ihr ungeheurer Zuwachs in diesen Zeiten die schicklichste Veranlassung geben mußte. Wer Kirchengeschichte studiret hat, wird hierin zwar nichts neues finden, es jedoch wegen des angenehmen Vortrags mit Vergnügen lesen. Wem die Sachen neu sind, wird dieser Theil um so angenehmer seyn, da der Verf. mit vieler Auswahl die stärksten Stellen der Jungfrauschaftspredi-ger aufgehoben hat, wodurch sich dieser epidemische Enthusiasmus am besten erklärt. Der letzte Abschnitt ist vermischten Inhalts, und enthält noch manche interessante Bemerkung. Der Verf. verbreitet sich oft über seine witzigen Gedanken zu sehr, und verfällt dadurch ins plauderhafte. Dieser Fehler entspringt aus der Furcht, daß der Scharfsinn nicht bemerkt wird; er wird dadurch nur noch mehr verhüllet, und verliert gewöhnlich seinen ganzen Werth. An der Uebersetzung ist kein Fleiß gespart, man ließ sie gern.

Aph.

Nachrichten.

Lange schon ist es, daß ich die Freunde der schönen Künste öffentlich ersuchte, mir Berichtigungen und Zusätze zu meinem deutschen Künstlerlexikon oder Verzeichniß der lebenden deutschen Künstler und zu dem beygefügten Verzeichniß sehenswürdiger Bibliotheken, Kunst- Münz- und Naturalienkabinete in Deutschland und der Schweiz, gütig mitzutheilen. An einigen Orten hat auch meine Bitte Eindruck gemacht, und man hat mich willfährig unterstützt; wofür ich immer dankbar bleiben werde. Indessen scheint doch in mehrere Gegenden mein Gesuch nicht hingebrungen zu seyn, und ich habe bisher vergebens gewartet. Deswegen wiederhole ich es hiermit angelegentlichst, mit der Versicherung, daß ich gleich nach Michael d. J. die Bearbeitung der gesammelten und bis dahin einlaufenden zugesicherten Materialien anfan-

den zweyten, allein ich auch ungedruckten Theil, meiner geschriebenen Unterstützung genießen sollte. Künstler und Kunstfreunde mögen es sich alsdann selbst zuschreiben, wenn sie in dem zur nächsten Ostermesse herauskommenden Musterzuge nicht alles so finden, wie sie es vielleicht wünschen werden. Inzwischen ersuche ich auch thätige Litteratoren, auf das Bibliothekenverzeichniß geneigte Rücksicht zu nehmen. Die Notizen von Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabineten, welche man kurz zu fassen, weil das Verzeichniß für Reisende eingerichtet ist, die sich nicht mit vielen Bänden schleppen können. — Zugleich erinnere ich meine Gönner und Freunde gelegentlich, die bald für die nächste Ostermesse bestimmten Nachträge zur 4ten Ausgabe des gelehrten Deutschlandes Beyträge zugedacht haben, mir solche, soweit sie die erste Hälfte betreffen, bis zu Ende des Septembers, und die übrigen bis zu Ende des Octobers, in der bewußten Form, gefälligst zu übersenden. Wegen des frühern Eintritts der nächsten Ostermesse muß ich auch um frühere Einsendungen bitten. Erlangen den 16ten Jul. 1787.

Johann Georg Meusel,
Hofrath u. Professor.

* * *

Hr. Nikolay, ein Oberschlesier und ehemaliger praktischer Schüler des Hrn. Amtsr. Kiem, der sich seit einem Jahre wieder bey seinem Lehrer zu Dresden befindet, und nunmehr die Stelle eines Oekonomieverwalters in Rösha antritt, hat den Preiß über den Flachs- und Hanfbau, von 25 Dukaten, von der königl. kurf. Landwirthschaftsgesellschaft zu Tellow, so wie der Hr. Prediger Schmundt zu Werder bey Ruppin das Accessit von 10 Dukaten erhalten, und beyde sind von der Gesellschaft zu ordentlichen Mitgliedern ernannt worden.

Beförderungen.

1787.

Nach dem Ableben des Hn. Appellationsraths, D. Friedrich Augusts Fischers in Nürnberg, ist der Herr Appellations-

ausgetrieb, [illegible] in die erledigte Professur Digesti veteris, Hr. D. Ernst Christian Gottfried Klügel, bisheriger Professor der Institutionen, in die Professur Digesti infortiati et novi, hinaufgerückt, und Hr. D. Christian Gottlieb Hommel, bisheriger Prof. der W. S. et R. L. zum Prof. der Institutionen ernannt worden.

Zu Halle ist Herr D. Menke zum außerordentlichen Professor der Rechte, die Herren D. Jungbans, Bertram und Gren zu außerordentlichen Professoren der Arzneygelahrtheit, und die Herren M. Jakob, Krause, Meinert und Prange zu außerordentlichen Professoren der Philosophie ernannt worden. Ebendaselbst hat Hr. Hofrath Böhmer den Charakter eines königl. geheimen Raths erhalten.

[illegible]

Todesfälle.

Am 30sten März starb in Ihro Herr M. Heinrich August Feibich, Professor der Beredtsamkeit und der schönen Wissenschaften an dortigen Ruskeneo illustri, wie auch gräfl. Reußplauischer gemeinschaftlicher Bibliothekar, im 53sten Jahre seines Alters.

Am 20sten April starb einer unsrer berühmtesten Historiker, Herr D. Georg Dominikus Häberlin, herzogl. Braunschweig-Lüneburgischer geheimer Justizrath, ordentlicher Professor des Staatsrechts und der Geschichte, Senior der Universität zu Helmstädt, und Mitglied verschiedener Akademien, im 62sten Jahre seines Alters.

An eben demselben Tage starb zu Dresden Herr Karl Franz Romanus, kurfürstl. sächs. geheimer Kriegsrath, in seinem 55sten Lebensjahre. Er hat sich in längern Jahren um die deutsche Schaubühne verdient gemacht.

Den 24sten April starb Hr. Johann Christian von Schubart, edler Herr von dem Kleefelde, des heil. röm. Reichs Ritter, herzogl. Sachsen-Coburg-Salfeldischer geheimer Rath, Hessendarmstädtischer Hofrath, Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf Würdewitz, (bey Zeitz) Pochs und Kreis-

sen,

[illegible] ſeiner [illegible] Vervollkommnung der Veterinariſchen Wiſſenſchaften, wird ſeinen Namen unſterblich erhalten.

Am 1ſten May ſtarb in Dresden Herr Georg Rudolph Fiſch, Chef des kurſächſiſchen Ingenieurkorps und Direktor des Militair-Oberbauamts, Generalmajor von der Infanterie, und Ritter des Pl[illegible]einiſch. Ordens, im 87ſten Jahre ſeines Alters. Er iſt auch als taktiſcher Schriftſteller bekannt.

Am 29ſten May ſtarb in Wien Hr. D. Maximilian Stoll, Kaiſerl. Königl. Rath, Profeſſor der praktiſchen Arzneykunde auf der Univerſität zu Wien, Phyſikus im innern Dreyfaltigkeitsſpital, und ehemahl Leibarzt des Fürſten und Staatskanzlers von Kaunitz, im 45ſten Jahre ſeines an guten und edlen Handlungen reichen Lebens. Sein Bildniß, mit einem treffenden Motto, ſteht vor dem 66ſten Bande dieſer Bibliothek.

Verbeſſerungen.

In des LXXII. Bandes II. Stück.

S. 585. Z. 14 von unten l. Sudiak. S. 585. Z. 11 von unten l. worinn ſt. warum. S. 570. Z. 10 l. vorigen ſt. vochitzen. S. 587. Z. 4 von unten l. himmliſche ſt. heimliche. S. 614. Z. 22 l. berichtete ſt. berichtigte. S. 487. Z. 6 l. Verwendungen. S. 540. Z. 14 l. Oberforſtm. ſt. Oberforſcher. S. 540. Z. 19 l. Kantonirer ſtatt Waldſter.

In des LXXV. Bandes I. Stück.

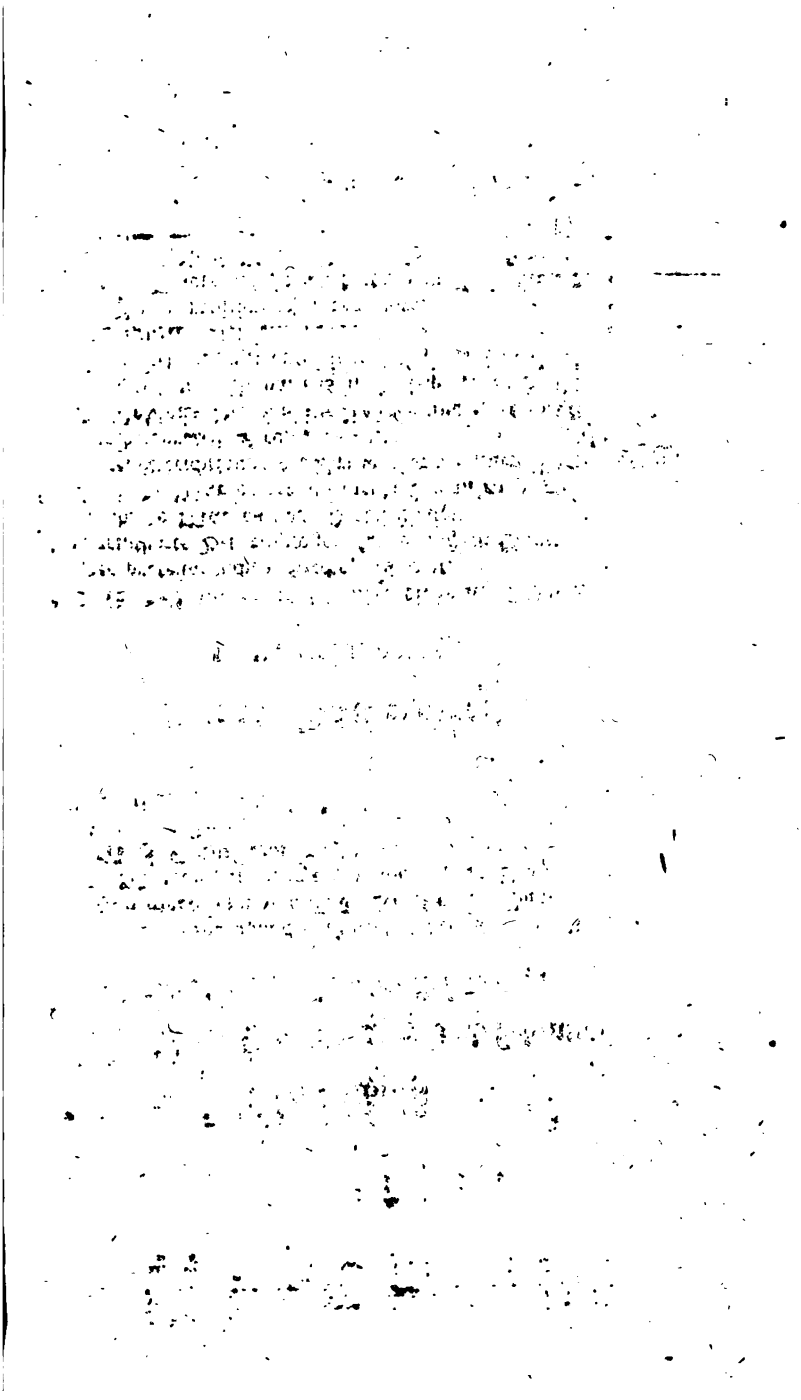
S. 116. Z. 19 von unten etwas l. varus. S. 120. Z. 14 Nigrolabium l. Scigrolabium. S. 158. Z. 7 u. 8. Stewal l. Stobl. S. 165. Z. 23 phyſie l. phyſick.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des fünf und ſiebenzigſten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1787.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des fünf und ſiebenzigſten Bandes recenſirten Bücher.

V. Aſia, ein geographiſch-hiſtoriſches Leſebuch von A. Hammerdörfer und C. T. Roſche, 3r Band, 311
VI. J. Möſers patriotiſche Phantaſien, 4r Theil, 326
VII. M. F. Schulzens Engliſch-geographiſches Leſebuch, 1r Theil, 335
VIII. Anthology by *I. F. Schiller*, 338

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

S. L. E. de Marées Briefe über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche, 18 Heft, 346
Sehr ernſthafte Beherzigungen für den Hrn. Superint. de Marées vom Probſt Teller, ebend.
S. L. E. de Marées wohlmeinende Gedanken zu mehrerer Berichtigung der Briefe über die neuen Wächter der proteſt. Kirche, 18 Heft, ebend.
M. A. Oehlers Beiträge zur Beförderung eines chriſtl. Sinnes und Verhaltens in Predigten, 2r Band, 395
Zur Ehre Jeſu Chriſti und ſeiner Religion, von H. B. Wagnitz, 2ter Theil, 386
M. F. Roos chriſtliche Glaubenslehre, 389
Jeſus von Nazareth, ſechs Predigten von J. L. Ewald, 392
D. G. F. Seilers Grundſätze zur Bildung künftiger Volks- und Jugendlehrer, 394

C. W. Cemlers Repertorium über die Paſtoraltheologie und Kaſuiſtik für angehende Prediger, 1r Theil, 396

2. Rechtsgelahrheit.

V. Hanzely Grundlinien der heutigen Reichshofrathspraxis im Allgemeinen, 399
Ebend. Grundriß des Reichshofräthl. Verfahrens in Juſtiz- und Gnadenſachen, 1r Band, 400
C. C Hofackeri Elementa iuris civilis romanorum, 401
L. Meiſter's Abriß des Eidesgenößiſchen Staatsrechts überhaupt, 404
Verſuch eines Auszugs der Röm. Geſetze, 37 — 44ſtes Buch, 405
G. A. Krafts practiſche Anmerkungen über den Concursproceß, 407
M. P. U. Moſers Berechnung der Ehegrade, ebend.

3. Arzneygelahrheit.

D. *I. F. Blumenbachii* inſtitutiones phyſiologicae, 408
J. N. Roblwes Abhandlung von den innerlichen Krankheiten der Pferde, 425
Die Geſund- und Schönheitspflege für Frauenzimmer, ebend.
Rathſchläge an kluge Eltern über die Behandlung neugebohrner Kinder, 426
D. J. H. Pfingſten Repertorium für Phyſiologie und Pſychologie, 2ten Theils 1s Stück, ebend.
H. A. Wrisberg Sylloge commentationum anatomicarum, 427
D. F. S. Blumenbachs Geſchichte und Beſchreibung der Knochen des menſchlichen Körpers, ebend.
J. Arnemann über die Reproduction der Nerven, 428
Der gutartige Carbunkel und deſſen medicinisch-chirurgiſche Heilung, von J. J. F. Bücking, ebend.
C. L. Muſſiana's Abhandlung von den Krankheiten der Schwangern, 2r Band, 429
D. J. D. Mengers Grundſätze der allgemeinen Semiotik und Therapie, 430

Magazin für die geſammte populäre Arzneykunde, 1ſten Bandes 3r, 4r, 5r und 6r Heft, 431
Ebend. zweyten Bandes 7r, 8r und 9r Heft, ebend.
S. Goldwiz neue Verſuche zu einer wahren Phyſiologie der Galle, 433
H. H. Birnſtiels geſammlete Actenſtücke zur Aufdeckung des Geheimniſſes des ſogenannten thieriſchen Magnetismus, 436

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen, 442
Auch in Palläſten wohnt drückende Armuth, von J. C. Ihn, ebend.
Weidiſches Theater, 1r Band, 443
Taſchenbuch für die Schaubühne auf das J. 1786. ebend.
Muſenalmanach für 1787 von Voß und Göking, 448
Poetiſche Blumenleſe auf das J. 1787. ebend.
H. Blair's Vorleſungen über Rhetorik und ſchöne Wiſſenſchaften, 2r Theil, 447
J. F. A. Katzners Fabeln, Epigrammen und Erzählungen, 446
Roſenau, oder es hat ſich gut geendet, 448
Oden eines Preußen, 449

5. Schöne Künſte.

Muſik.

Ueber Metaſtaſio und ſeine Werke, von J. A. Hiller, 451
Biographien einiger Tonkünſtler, 452
Beytrag zur Kirchenmuſik, von der Compoſition G. M. Telemanns, 456
Kurze Abhandl. vom Flötenſpielen, von J. G. Tromlitz, 457
Trois Sonates pour le Pianoforte — par *I. L. Duſſik*, 458
Fünf und zwanzig Lieder, in Muſik geſetzt von C. Schröter, ebend.
Verſuch einer Sammlung vermiſchter kleiner Stücke fürs Clavier, von C. R. H. Rieter, 460

Trois Sonates pour le Clavecin — par C. B. Uber. 459
Sechs Sonaten fürs Clavier, von J. C. Kühe, ebend.
Sechs kleine Clavier-Sonaten, von E. W. Wolf, 460
Baßschlüssel, von J. Riepel, herausgegeben von J. A. Schubarth, ebend.
Kurzgefaßtes musikal. Lexicon, von C. L. Wolf, 461
Musikalisches Handwörterbuch, ebend.

6. Romane.

H. Grünholz, eine Geschichte, 1r und 2r Theil.
K. Gutmann in Halle, sein Roman, 466
Auguste und Friederike, oder die zwo Kusinen, 1r u. 2r Theil, 467
Julchen Silheim, meist wahre Geschichte, 469
Der allerneueste Roman, ebend.
The Triumph of Benevolence, Vol. I. 470
Klermenes oder kurzes Skizzirbuch der Leidenschaften, 471
Gährung, 1stes und 2tes Bändchen, 472
G. H. Rivel, ein komischer Roman, 3 Theile, 473
Thisneida oder der Ritter vom goldenen Sporn, 475
Walter von Brombury, 1r und 2r Theil, 476
Amilie Wertheim, 2ten B. 1r Theil, ebend.
Ebend. 2ten B. 2r Theil, 479

7. Weltweisheit.

C. von Dalberg Gedanken von Bestimmung des moral. Werths, 483
M. C. C. E. Schmids Critik der reinen Vernunft, im Grundrisse, 487
Ideen zu einem künftigen sichern Studium des Menschen, 495
Magazin der Philosophie und schönen Litteratur, 2r Heft, 497

8. Mathematik.

J. A. Müllers populärer Beweis, daß die höhere Mathematik für das menschliche Geschlecht eine unentbehrliche Wissenschaft ist, 499
Grundsätze der bürgerl. Baukunst, 3r Theil, 500

9. Natur-

9. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Drey Abhandlungen über die phyſikal. Beſchaffenheit einiger Diſtritte und Gegenden von Böhmen, 502
Theodora ſpecioſa, ein neues Pflanzengeſchlecht, 507
D. G. J. Fuchs Verſuch einer natürl. Geſchichte des Spiegelglaſes, 512
J. S. Halle's Magie, 1r Theil, 514
J. C. P. Elwerts Magazin für Apotheker ꝛc. 2tes Stück, 516
Dictionarium botanicum, 518

10. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

D. A. F. Büſchings Beyträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, 4r Theil, 519
Hiſtoriſche Abhandlungen der kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, von D. P. A. Heiſe, 2r Band, 521
P. E. Jablonski inſtitutiones hiſtoriae chriſtianae, Tomus III. 522
Gallisch-Pfälziſche, oder Rheiniſch-Fränkiſche Denkmäler, von P. Wolfer, 524
Italiäniſche Anekdoten aus dem Reiſejournal eines deutſchen Gelehrten, 526
J. de Luca Landeskunde von Oeſterreich ob der Ens, 529
Topographie des Königreichs Böhmen, von J. Schaller, 1r — 4r Theil, 533
P. W. Gerkens Reiſen durch Schwaben, Baiern ꝛc. 3r Theil, 543
Dichteriſche Schilderungen von den berühmteſten romantiſchen Luſtörtern und maleriſchen ſchönen Gegenden in Sachſen, 1r und 2r Heft, 551
Peter Labats Reiſen nach Weſtindien, 4r Band, 553
J. G. Meuſels litterariſche Annalen der Geſchichtkunde in und außer Deutſchland für das J. 1788, 1ſtes — 56 Stück, 556
Kirchengeſchichte des Königreichs Polen, von C. G. v. Frieſe, 1r Theil, 597

Beyträge zu der Reformationsgeſchichte in Polen und Lithauen beſonders, von Ebendemſelben, 2ten Th. 1r und 2r Band, 557

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Anakreons lyriſche Lieder, von J. G. Brieger herausgegeben, 570
Dialogorum Platonis argumenta expoſita et illuſtrata, a *D. Tiedemann*, 578
Demetrii Cydonii opuſculum de contemnenda morte, 583

12. Erziehungsſchriften.

J. H. Rödings Leſeblatt für die Jugend, 1s Bändchen, 584
Vierte Harzreiſe zum Unterricht und Vergnügen der Jugend, von J. A. E. Götze, 585
Sammlung vorzüglich ſchöner Handlungen, zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend, 587
Etwas über Aufklärung und aufgeklärte Erziehung, 588
Campens kleine Seelenlehre für Kinder, 589

13. Kriegswiſſenſchaft.

Tactik der Infanterie, 589
Bibliothek für Officiere, 4tes Stück, 601

14. Vermiſchte Nachrichten.

Vorläufige Darſtellung des heutigen Jeſuitismus ꝛc. 604
Rüggericht, gehalten von Minos, Rhadamantus und Aeakus, 609
Litterariſche Chronik, 2r Band, 615

Nachrichten. 619

V.

Asia, ein geographisch-historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher von K. Hammerdörfer und C. T. Kosche, A. M. Dritter Band als eine Fortsetzung von Europa. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1786. gr. 8. 812 Seiten.

Die Einrichtung dieses Buchs ist bereits aus den beyden vorigen Theilen bekannt. Da es unstreitig bis jetzt eins unserer besten Handbücher ist: so ist eine genauere Anzeige der darin bemerkten Fehler und Mängel um so mehr nöthig, weil es gewiß in sehr viele Hände kömmt, die nicht mit den Hülfsmitteln versehen sind, um sie selbst zu verbessern.

Das erste Stück begreift das asiatische Rußland. Wenn es auch nicht in der Vorrede stände, daß Hr. H. diesen Aufsatz gemacht hätte: so würde der leichte und angenehme Vortrag ihn doch verrathen. Rec. muß ihm dabey zum Ruhme nachsagen, daß er hier sorgfältiger, als in den beyden ersten Theilen seine Quellen nachgesehen. Man bemerkt leicht, daß er sowohl, als Hr. M. K. bey der Asiatischen Türkey und Arabien Büschings größere Geographie hauptsächlich gebraucht haben, ungeachtet sie nicht unter den Quellen genannt ist; aber doch nicht die neueste Ausgabe seines Auszugs: denn er theilt das Asiatische

Rußland noch in die Gouvernemente Kasan, Astrachan, Orenburg, Tobolsk, Irkutz, Katharinenburg und in die Halbinsel Kamtschatka ein, wozu nun noch Kaukasien gekommen ist. Aus Kasan aber sind ja jetzt 5 Statthalterschaften: Kasan, Sinbirsk, Pensa, Wätka und Permien gemacht, und zur letzten ist Katharinenburg als ein untergeordneter Kreis geschlagen. Von Astrachan ist auch ein Theil zur Saratowschen Statthalterschaft gekommen, und die Orenburgsche heißt jetzt die Ufische. Von Tobolsk ist die Kolywanische Statthalterschaft getrennt. Zur Irkutzkischen aber gehört noch die Halbinsel Kamtschatka. Von ihr sowohl, als der vorigen sind die unter einem eigenen Statthalter stehenden Nertschinskischen oder Dauriſchen Bergdistrikte getrennt. Bey jedem Lande kömmt auch eine kurze Schilderung der Nationen vor. Wenn man diejenigen Tataren, oder vielmehr alle, welche gewissenhaft bey ihrer Religion, folglich auch bessere Menschen sind, ausnimmt: so ist ihr allgemeiner Charakter abscheuliche Faulheit und viehische Ausschweifung im Saufen und in der Wollust. Dabey kann doch aber wohl die Glückseligkeit nicht statt finden, die der Hr. Verf. ihnen so ziemlich allgemein beylegt, wenn er sagt: daß bey aller Unwissenheit, Sinnlichkeit und Aberglauben, wobey wenig oder gar keine Aufklärung und eigentliche Religion gedacht werden kann, der Zustand aller dieser Völker so beklagenswürdig nicht sey, als er uns bey manchen von ihnen zu seyn scheint; und wie können diese Völker den Satz beweisen, den er daraus herleiten will: daß Glückseligkeit und Mangel an Verfeinerung sich sehr wohl mit einander vertragen?

Um den Zustand der Asiatischen Völker und übrige Verfassung und Verwandschaft kennen zu lernen,

nen, iſt es weſentlich nothwendig, daß man ſich mit ihren Religionsmeynungen, nicht mit einzelnen Fabeln, ſondern den Hauptlehrſätzen, darin ſie bey aller Verſchiedenheit der Fabeln und Zuſätze ihrer Prieſter übereinkommen, bekannt mache. Bey einer ſolchen Unterſuchung wird man finden, daß in ganz Indien, China, und der Aſiatiſchen Tatarey im weitläuftigſten Umfange keine Religion ſo alt und ſo allgemein verbreitet iſt, als die Lamaiſche, oder, welche weſentlich nicht davon unterſchieden iſt, die Braminenreligion. Der Hr. Verf. hatte Gelegenheit, ihrer bey den Kalmücken in Rußland zu erwähnen, und wie Rec. glaubt: ſo iſt der ganze Aufſatz aus Pallas Merkwürdigkeiten der Mordvanen genommen. Indeß iſt die Auswahl nicht ſo ganz nach jenem Grundſatze geſchehen, und über die hier angebrachten monſtröſen Fabeln iſt mancher wichtige Grundſatz überſehen. Wozu dient z. E. die Fabel von jenem weiſſen, einige Meilen langen und hohen Elephanten mit 36 Köpfen, deren jeder 6 Rüſſel mit 6 Brunnen und 6 Sternen auf dieſen Brunnen hat, worauf 6 weibliche Luftgeiſter außer dem großen Schutzgeiſte der Erde, der auf dem mittelſten Kopfe reitet, reſidiren? Statt ſolcher Mißgeburten der Aſiatiſchen Phantaſie, die die Aufmerkſamkeit der Leſer von der Hauptſache gar zu leicht abziehen, hätten zur Vergleichung der verſchiedenen Lamaiſchen Sekten nur folgende Hauptſätze angeführt werden können: Im Anfange war ein ungeheures Chaos, in welchem ein Meer entſtand, aus deſſen Schaume ſich alle Kreaturen bildeten. Die Menſchen lebten erſt 80000 Jahre in der reinſten Unſchuld, und in dieſer Epoche konnten ſie gen Himmel fliegen. Das thaten die 1000 Burchane, welche dies Volk als Götter verehrt. Durch den Genuß

einer süssen Frucht aber verloren sie ihre erste Heiligkeit und die Kraft gen Himmel zu fliegen, verschwand; auch ihre Größe nahm merklich ab. Indeß kam von jenen 1000 Burchanen des ersten Weltalters ein Ebdeckschi Burchan auf die Erde, der die Menschen durch seine Predigten bessern wollte. Die Menschen aber wurden immer schlimmer, und zugleich nahm ihre Größe sowohl, als ihr Lebensalter immer mehr ab. Endlich kam im fünften Weltalter, nachdem alle Tugend die Welt verlassen, der Stifter der Lamaischen Religion Dschack Dschimmuni auf die Erde, und lehrte den Glauben. Die Tibetaner nennen ihn Dschakabudda, die Tanguten Schack Dschabomba, die Siamer und Peguaner Sommonacodom, die Mogolen Schigimuni, und die Chinesen Fekia oder Fo; wenigstens machen Zeit, Ort, und übrige von ihm erzählten Umstände dies höchst wahrscheinlich. Einem Sohn dieses Gottes, der noch immer auf der Welt leben soll, Arendsur, ward nach dem Kalmücken der Name Dalai Lama gegeben. Er kam mit seiner Lehre aus Indostan. Dies und hauptsächlich die allgemein angenommene Seelenwanderung, mit dem verbunden, was er hernach von den guten und bösen Geistern, Tengri genannt, dem Höllenrichter und dem verschiedenen Zustande nach dem Tode, von der Wiederkunft der ersten glücklichen Epoche (nachdem der größte Theil der Menschen, die zuletzt nur 10 Jahre leben, und eine Elle groß seyn werden, getödtet, die übrig gebliebenen aber zur Tugendgröße und ersten Vollkommenheit zurückgekehrt seyn werden), und von den besondern, zum Vortheile der Priester eingerichteten Lehren anführt, würde Rec. zur Grundlage angenommen haben, das Uebereinstimmende und das Besondere in dem Lamaischen Lehrbegriffe der

Mogo-

Mogolen, Tibetaner, Indianer u. ſ. w. zu zeigen. Bey den Tunguſen gedenkt er auch der Schamanen oder Zauberer, und bemerkt, daß ihre Kleidung nicht tunguſiſch ſey. Dies allein konnte ihn auf das Uebereinſtimmende in dem Anzuge dieſer Gaukler, daran immer viel Eiſenwerk iſt, um ſich ein fürchterliches Anſehn zu geben, in der Geſtalt und dem Gebrauche der Zaubertrummel und andern Gewohnheiten, die Gmelin ſo ſorgfältig bemerkt, aufmerkſam machen, und alsdenn wäre es hinreichend geweſen, in der Einleitung von dieſem, im Aſiatiſchen Rußland, Amerika, Lapland u ſ. w. ſo allgemeinen Aberglauben ein paar Worte zu ſagen. In allen ſüdlichen Gegenden des Aſiatiſchen Rußlands, und ſonderlich bey den Tataren werden dieſe Zauberer Kama genannt.

In der eigentlichen Geographie fehlen auch manche bemerkungswürdige Oerter, z. B. Ochotzk in der Irkutskiſchen Provinz, welches hernach Kamtſchatka genannt wird, ohne zu ſagen, wo es liegt, oder ſonſt von der Wichtigkeit dieſes vornehmſten ruſſiſchen Handelsorts im äußerſten Aſien, aus welchen alle Reiſen nicht nur nach Kamtſchatka, ſondern auch nach China, Japan und Amerika angeſtellt werden, auch nur das geringſte zu bemerken.

Von der Halbinſel Kamtſchatka hat er noch den Glauben, daß es erſt 1690 den Ruſſen durch das Gerücht bekannt geworden ſey, aber ſchon 1639 kam Dimitri Kopilow an die Küſte des Ochotzkiſchen Meerbuſens. 1648 entdeckten ſchon andere ruſſiſche Wagehälſe, daß Aſien und Amerika nicht zuſammenhiengen, und ein Koſakiſcher Wildſchütze, Simon Deſchnew, der Einzige, dem es bis dahin geglückt iſt, umſegelte die Tſchutſchiſche Halbinſel, wo Cooke

des Eises wegen umkehren mußte, und fand die Mündung des Anadyrflusses. Nun reisete Simeon Motora zu Lande nach dem Anadyr und den östlichen Küsten Asiens, welches denn zur weitern Entdeckung und Besitznehmung der Halbinsel Kamtschatka 1696 die Veranlassung gab, wie ihm unter andern aus des Hrn. Prof. Sprengels Beyträgen zur Völker- und Länderkunde, 1 Th. bekannt seyn könnte.

Von Kamtschatka sagt er, daß man hier die Zahl der zahmen Thiere noch mit Hornvieh und Pferden vermehrt hat, die auch ziemlich gut fortkommen. Das letzte ist nicht richtig. Könnte man in Ochotzk und Kamtschatka Schlachtvieh gehörig anziehen: so würde der Pelzhandel auf dem Atlantischen, Kuritischen und Fuchsinseln auch nach Amerika schon längst viel lebhafter betrieben seyn. Eine Kuh kostete 50 bis 60 Rubel, und ein Ochse 60 bis 100 Rubel. Auch in der Naturgeschichte dieses Landes wäre noch vieles zu berichtigen. Dem Seelöwen giebt der Hr. Verf. eine Länge von 20 Fuß, und ein Gewicht von 40 Centnern. Der größte männlichen Geschlechts wiegt 36 bis 40 Put, oder 1600 Pfund. Die Seekühe aber (Manati) sind wohl eben so groß, ja noch größer und schwerer. Steller (Nov. Comment. Petrop. T. II.) schätzt ihr Gewicht auf 80 Centner oder 200 Put, und ihre Länge über 24 Fuß. Den Wallfischen giebt er eine Länge von 10 bis 15 Ruthen. Steller hat so viele Saschen oder Klafter. Unser Hr. Verf. läßt die Kamtschadalen ihre Kähne mit Fischbeine zusammennähen. Das mögte wohl keine gute Nath geben: Vielleicht meint er die langen Zotten oder Haare an der innern scharfen Seite der Fischbeine oder Baarten. Die Zahl der Kurilischen Inseln

ſein ſetzt er auf 21. In der allgemeinen Karte des Ruſſiſchen Reichs ſind 30 bemerkt. Georgien ſcheint ihm vom h. Georg benannt zu ſeyn. Den guten Mann kannte aber Plinius gewiß nicht, der gleichwohl in ſeiner Naturgeſchichte die Einwohner dieſes Landes im 6ten Buche 13ten Kap. Georgier nennt.

Mehr Fleiß und Mühe, als Hr. H. hat auch in dieſem Bande Hr. Koſche auf die Ausarbeitung der Aſiatiſchen Türkey, Arabien und Perſien verwandt. Beſonders merkt man dies außerordentlich, wenn der Hr. Verf. eigene Schilderungen wagt. Nach ihm ſteht unter allen Ländern unſers Erdbodens „wohl kein „Stück Erde mit ſo vielem Rechte in dem Buche des „wankelmüthigen Schickſals oben an, als die Länder „des Türkiſchen Reichs in Aſien. Hier kamen ehe„dem Pflanzſtädte zu der Vollkommenheit, ihren „Pflegern ſich gleichzuſtellen u. ſ. w. leider aber iſt „dies hier nun auch der Ort, den ein ungünſtiges Ge„ſchick von ſeiner Höhe herabgeſtürzt. — Iſt die Fra„ge von der Landesbeſchaffenheit auf dem feſten Lande „Natoliens? ſo folgt die Antwort ſehr verſchieden — „Es hat Gebirge — Fruchtbarkeit iſt der Natur „ſchönſtes Geſchenk nicht — Es giebt auch große, „oft ungeheure Ebenen, davon viele einen unfruchtba„ren Boden haben — Auch Mineralien: und dürf„ten alle Schätze im Innern der Erde aufgeſucht und „genutzt werden: ſo würde ſich auch aus dieſen Pro„dukten eine Quelle des beſten Erfolgs ergießen — „Mehr Intereſſe hat für uns faſt kein Land und Na„tion unſerer Erde, als Arabien, und wenig Länder „ſind wohl ſo reich an beobachtungswürdigen Seltenheiten, daß unſere Einbildungskraft lieber und an„genehmer bey ihnen verweilte. Wer auf der einen

„Seite alles Schreckliche der Verwüstung (ist rich-
„tig) und auf der andern alle Annehmlichkeiten der
„fruchtbarsten Gegenden (diese haben unsere Reisen-
„den noch nicht gefunden) vereint findet, und davon
„interessirt wird, für den wird Arabien ein weites
„Feld voll Sättigung und Wißbegierde seyn —
„Nicht häufige, die Bevölkerung oder den Landbau
„entnervende Uebel haben hier gewirkt, nicht Tiran-
„ney oder Schwärmerey hat ihre schreckliche Werkstatt
„aufgeschlagen“ — Wie? ist das vom Hrn. Verf. für Arabien gedacht, oder ist es etwa aus einer Declamation auf ein anderes Land? Wenigstens paßt es nicht zu der Seite Arabiens, wo es uns alles Schreckliche der Verwüstungen zeigen soll. Um uns zu sagen, daß Arabien bey seiner brennenden Hitze in den dürren Sandwüsten auch in den Gebirgen ein sehr gemäßigtes Klima und fruchtbare Gegenden habe, macht er auch viele Umstände, und beschließt am Ende seine künstliche Periode mit dem unrichtigen Satze: „daß die Ungleichheit des Bodens eine richtige Folge „(Ursach) von der Ungleichheit des Klima sey. — „Seiner natürlichen Lage, zum Theil zwischen zween „Wendezirkeln (soll heißen: zum Theil in dem heis-„sen, zum Theil in dem gemäßigten Erdgürtel) zu-„folge ist die Luft freylich in manchen Gegenden bis „zum Unerträglichen heiß.“ — Hoffentlich wird dies genug seyn, den Hrn. Verf. selbst zu überführen, daß er sich und seinen Lesern lästig wird, wenn er den Raynal oder andere Declamatoren nachahmen will. Zum Glücke kömmt dies nicht häufig. Gewöhnlich ist die Schreibart ganz natürlich, und man merkt es alsdenn sogleich, daß hier Auszüge aus andern guten Büchern gemacht sind, wobey wir ihm für seine Genauigkeit vielen Dank schuldig sind. Daher ist bey

der

der Asiatischen Türkey und Arabien, wo er den Büsching und Niebuhr hatte, wenig zu erinnern.

Arabien theilt er nicht, wie gewöhnlich: in das steinigte, glückliche und wüste Arabien, sondern richtiger in 6 große Provinzen: Hedsjas, Jemen (Yemen), Hadramaut (durch einen Druckfehler steht hier Hadramant), Oman, Lachsa und Nedsjed ein. Die Beschreibungen sind getreu und vollständig. Nur Aden ist noch unrichtig zu dem Gebiete des Imans von Sana gerechnet. Es ist die Hauptstadt des Landes Aden, welches itzt unabhängig ist, und seinen eigenen Schech hat. Bey der Beschreibung selbst scheint es indeß, daß der Hr. Verf. nicht allemal Niebuhrs Karten vor Augen gehabt hat: z. B. Zebid (nicht Zabid, wie hier steht) eine große und gute Handelsstadt im Gebiete des Imans von Sana, soll an der Seeküste von Nemen liegen. Es hat freylich einen Hafen an der Seeküste, aber dieser liegt 5 Meilen von der Stadt. Im unabhängigen Gebiete Sahan heißt die Haupt- und Residenzstadt des Iman nicht Staade, sondern Saada oder Saade. Einige erhebliche Oerter hätten doch nicht sollen ausgelassen werden; z. B. das berühmte Tatmor (ehemals Palmyra) in der Wüste Syriens, welche noch zum wüsten Arabien gehört. Auch die Ruinen dieser Stadt sind noch so merkwürdig, als irgend eine itzt vorhandene Arabische Stadt. Indeß hat der Ort doch noch Einwohner, die unter jenen Trümmern ihre Hütten aufgeschlagen haben, und ihre Beschäftigungen bey dem Salze finden, welches das dasige Salzthal liefert. Bey der Geschichte dieses Landes hätten, wie bey Georgien und andern Ländern, billig des Hrn. von Breitenbauch schätzbare Ergänzungen der Geschichte

von Asien und Afrika genutzt werden sollen. Bey Persien bleibt Chardin immer eine Hauptquelle, die der Hr. Verf. nebst dem Otter genutzt hat. Indeß hätte Hanway's Beschreibung seiner Reisen von London durch Rußland und Persien doch auch müssen gebraucht werden. Alles, was hier von dem Zustande des Handels, den Handelsprodukten, Maaß und Gewicht u. s. w. gesagt ist, kann man gewiß von ihm am besten lernen. Aber auch seine übrigen Bemerkungen sind schätzbar, und geben ein Bild von dem traurigen Zustande, darin der letzte Wüterich, Nadir Schach, das Land versetzt, und daraus es sich während der nachher erfolgten innerlichen Kriege nicht wieder hat erholen können. Man kann daher sicher annehmen, daß keine Stadt jetzt so blühend oder volkreich ist, als sie Chardin zu Anfange dieses Jahrhunderts gefunden; eine Regel, die der Hr. Verf. selbst bey der Städtebeschreibung sich leicht hätte machen können. Gleichwohl hat er Chardins Angaben beybehalten; ja sie bey Ispahan sogar vergrößert. Chardin sagt, daß die, welche die Volkszahl aufs höchste setzen, 1100,000 Einwohner für diese Stadt angeben. Er aber nimmt jetzt gar 1500,000 Menschen darin an. Hanway sagt, daß sie 1722 zur Zeit ihres größten Flors nicht mehr als 600,000 Menschen gehabt habe. Eben so muß man bey Tauris, der zweyten in Ansehung der Größe, Bevölkerung, Handels und Reichthums nach Ispahan die Summe von 550,000 Seelen gewaltig herabsetzen. Sie enthält jetzt kaum 100,000. Von Gilan (er schreibt Guilan) ist die Hauptstadt nicht Ghadjan, sondern Resch, ein eben so ungesunder Ort, als die ganze Provinz, welche man den Kloak von Persien nennt. Uebrigens war es nicht hinreichend zu sagen, daß sie auch viel Seide her-

hervorbringe. Sie erzeugt unter allen die meiſte und ſchönſte Seide. Nach dem Hanway liefert Gilan jährlich in guten Zeiten, 30,000 Batmanns rohe Seide (ein Batmann zu 12 Pfund avoir du pois gerechnet) wovon 6000 in Perſien verarbeitet werden. Auf Gilan folgen in Anſehung der Menge und Güte der Seide die Provinzen Schirvan, Erivan, Maſanderan und Aſtrabad. Letztere führt gar keine Seide aus, weil ſie zu ſchlecht iſt. Der Hr. Verf. behauptet auch, daß alle Zahlung im Handel hier nur durch Silbergeld geſchieht: denn Gold, ſetzt er hinzu, hat keinen Cours. Hanway giebt doch viele goldene Münzen, und ihr Verhältniß zum Silbergelde, an. Wofür prägte man denn ſo viele Goldmünzen, wenn ſie keinen Cours hätten? Doch Rec. will nicht mehr tadeln, ſondern nochmals wiederholen, daß man Urſach hat, für die im Werke bewieſene Sorgfalt dem Hrn. Verf. recht ſehr zu danken.

Die übrigen Länder ſind wieder von Hrn. Hammerdörfer, als 1) Oſtindien nach dem Tieffenthaler. Doch ſind die Abtheilungen der Länder nach ihren jetzigen Beſitzern gemacht. Tieffenthaler bleibt immer eine der erſten Quellen in Hinduſtan, obgleich das Reich ſo, wie er es beſchreibt, ſeit mehr als 30 Jahren nicht mehr vorhanden iſt. Auch hat man nöthig, ſeine Schreibart nach der bey uns gewöhnlichen abzuändern, weil man ſonſt keinen Ort auf den beſten Karten finden kann; z. B. Azudea oder Abad (z wie das franzöſiſche j ausgeſprochen). Statt Oude oder Zemna, Jemna oder Jumna u. ſ. w. Außerdem aber nennt er ungemein viele große Oerter, die man auf keiner Karte findet. Dieſe gehören offenbar nicht in ein ſolches Handbuch, wenn man ihre Lage nicht beſtim-

bestimmen kann. Beydes hat der Hr. Verf. vernachläßigt. Außerdem ist doch die Abtheilung der jetzigen Staaten nicht genau. So rechnet er zu den Ueberbleibseln, die man dem großen Mogul gelassen, außer Delhi, noch Agaroha, Karnal und Bhogpor. Ob er Karnal noch hat, ist eine große Frage. Agaroha ist auf keiner Karte zu finden, und mußte also wegbleiben, zumal da der Ort zerstört ist. Für Bhogpor setzt Tieffenthaler selbst Hardoar, oder, wie Rennel es schreibt, Hardwar. Dies liegt aber weit außer dem jetzigen Gebiete des großen Moguls.

Von den Patanen oder Afghanen, die so lange die herrschende Nation in Indien gewesen, sagt er sehr unrichtig, daß sie erst zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts bekannt geworden. Sie bemächtigten sich ja gleich nach den Ghaznividen zu Ende des 12ten Jahrhunderts dieser Länder, und blieben im Besitze derselben auch bey Tamerlans Ueberschwemmung, ungeachtet er einen Theil des nördlichen Hindostans sich unterwarf. Auch die Mogolen, als sie sich seit 1525 in ihren Staaten ausbreiteten, brauchten sie, wie vorher die Türken, zu Hülfsvölkern; und wenn er auch keine andere Nachrichten von ihnen gehabt hätte; so fand er sie doch selbst beym Tieffenthaler mehrere male in der alten Geschichte Indiens.

Bey der Stadt Lahor, im Lande der Seiks sollen verschiedene Salzwerke seyn. Diese wichtigen Salzwerke sind aber weit genug davon, dies- und jenseits des Behat (Hydaspes).

Von Agra, der ehemals so berühmten Haupt- und Residenzstadt des Moguls, schreibt er: sie sey sehr volkreich, und nach Einiger Behauptung sollten darin

darin allein 200,000 zu Kriegsdienſten tüchtige Leute wohnen. Das iſt eine auffallende Unrichtigkeit. Selbſt Tieffenthaler beſchreibt ſie als eine halb verödete Stadt. Faſt alle Vorſtädte liegen jetzt wüſte. Die Häuſer ſind theils vom Alter, theils vom wiederholten Regen baufällig geworden, und die Einwohner derſelben ſind theils verhungert, theils anders wohin gezogen. Es gehört jetzt nach dem Rennel dem Nudjaff Cawn. Hr. H. nennt ihn den Khan von Agra, und rechnet zu ſeinem Gebiete Karohli (Carowly) und Gualiar. Von letzterm Orte bemerkt er nur, daß es eine anſehnliche Stadt am Fuße eines Berges ſey. Das Wichtigſte, nämlich die durch ganz Indien berühmte Bergfeſtung, läßt er aus. Beyde gehören aber nicht dem ſogenannten Chan von Agra, ſondern haben ihre eigenen Herren. Carowly ſteht unter dem Rajah von Joinagur, und Gualiar gehört dem Rana zu Ghod. Eben ſo unrichtig iſt Azmer (Agimere) und Sambhar zum Dſchabdenlande gerechnet. Der Regent dieſes Landes heißt auch Rajah zu Mewat, nicht Merwat. Sambhar, und beſonders die Salzwerke dieſer Gegend gehören den beyden Rajahs von Joinagur und Joudapour.

Noch auffallender iſt es, daß er Viſapour als einen Theil von Bengalen anſieht, der ſich unabhängig erhalten. Wenigſtens kann man in dem Zuſammenhange, da er von den Beſitzungen der Engländer in Bengalen, Bahar oder Orixa geredet, und ſelbſt aus den hier gebrauchten Worten nichts anders ſchließen. „So hart übrigens, ſagt er, das Engliſche Joch die „Bewohner Bengalens drückt: ſo hat ſich doch ein „Theil des Landes, der unter dem Namen Bisnapore „oder Viſapour bekannt iſt, frey und unabhängig zu

„erhal-

„erhalten gewußt.“ Dies große Reich liegt ja in Decan an der Malabarischen Küste, und ist den Mahratten unterworfen; wird auch in der Folge daselbst wieder genannt, nur mit dem Fehler, daß er ihnen nur einen Theil davon zueignet, da es ihnen doch ganz gehört. Von dem Stifter des Mahratten Staats Sewaji sagt er sehr unrichtig, daß er ein Abessinischer Sklave gewesen. Er stammte ja von dem Rasbatschen Fürsten von Chitor ab. Auf der Küste Koromandel zählt er Negapatnam zu den Besitzungen der Holländer mit dem Beysatze, daß im Frieden von 1784 ausgemacht worden, daß es den Engländern eingeräumt werden sollte: es hätten sich aber so viele Schwierigkeiten gefunden, daß die Abtretung wohl noch nicht geschehen seyn möchte. Was das doch für eine Flüchtigkeit ist, mit der Hr. H. seine Sachen betreibt! Wer weiß nicht, daß umgekehrt die Engländer den Ort erobert, und im Frieden 1783 behalten haben?

Bey Indien jenseits des Ganges, und besonders bey Java und Pegu sind Sonnerat und Percoto genutzt. Aus beyden aber, so sehr sie auch in vielen Stücken verschieden sind, hätte er sehen können, daß Syriam seit 1757 nicht mehr vorhanden ist, und hätte er die Karte angesehen, so würde er gefunden haben, daß es nicht zu Ava, sondern zu Pegu gehört hat. Rangon ist in einiger Entfernung dafür erbauet.

Von den Molucken sagt er, daß die Spanier 1519 auf die Seite der unterdrückten Einwohner, gegen die Portugiesen getreten. Allein im gedachten Jahre fieng ja Magelhaens seine erste Reise durch die von ihm entdeckte Straße nach den Philippinen an,

an, und erst nach seinem Tode 1521 giengen die Spanier nach den Molucken. Bey den Banda Inseln hätte bemerkt werden müssen, daß das Hauptkomtor der Holländer auf der Insel Neyra in der Nachbarschaft des feuerspeyenden Berges Gunongapi befindlich sey. Eben so ist auf Amboina das Hauptkomtor in dem Kastelle Victoria. Daß die auf der Insel Timor befindliche Portugiesen holländische Unterthanen seyn, und sich in der Stadt Kupan (Dorf Kaupang, wobey das Fort der Holländer Concardia erbauet) aufhalten sollen, ist ganz falsch. Nach Hrn. v. Hogendorp in den Abhandlungen der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia, gehört der Nördliche, und überhaupt der größere Theil der Insel noch den Portugiesen, die man in die schwarzen oder inländischen, und blanken oder europäischen Portugiesen eintheilt. Letztere haben ihr Hauptkomtor von Lifao nach Dilil verlegt, welches eine weit bessere Rhede hat, als Concordia. Eben diesen Batavischen Abhandlungen und den Briefen eines Braunschweigischen Officiers zufolge, wird Java nicht, wie hier steht, in Bantam, Mataram, Tscheribon, Balamboang und Batavia, sondern in Bantam Jackatra, Scheribon und das östliche Java eingetheilt. Vom letztern besitzen die Holländer die ganze Küste unter einem eigenen Gouverneur, der zu Smarang residirt. Außer diesem Gouvernemente auf Java hat man noch einen Kaiser und einen Sultan von Java, welche, nebst dem sehr unterjochten Prinzen, jetzt Könige von Maduran, Bundesgenossen der Holländer sind. Sura Karta (nicht Ningrat) ist die Residenz des Kaisers, und Jukja Karta die des Sultans. In Scheribon hat die Kompagnie das Fort, die Tscherining.

Doch

Doch Rec. glaubt für seinen Theil zur Berichtigung dieses Lesebuchs genug gethan zu haben. Möchte es doch dazu dienen, daß die Herren Verfasser in der Folge selbst mehr Sorgfalt auf ihre Arbeit verwendeten! Wahrheit und Richtigkeit ist unendlich mehr werth, als Reiz und Schönheit des Vortrags. Wie oft aber muß man nicht, besonders wenn auffallende Nachrichten, dergleichen man am häufigsten in den Beschreibungen fremder und noch ziemlich unbekannter Länder findet, nicht den erforderlichen Grad von Glaubwürdigkeit haben, das letzte dem ersten aufopfern?

P.

VI.

Patriotische Phantasien von Justus Möser. Vierter Theil. Herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. v. Voigt, geb. Möser. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1786. 376 Seiten in gr. 8.

Ebendieselben in klein 8.

Das angenehme Geschenk, welches die Tochter des liebenswürdigen Möser uns mit diesem neuen Theile seiner Schriften macht, wird allen Freunden des Guten und Schönen willkommen seyn. Er enthält, wie sie in dem vorstehenden Briefe an Herrn Nicolai sagt, Alles, was sie von ihres Vaters Aufsätzen noch hat auffinden können. Zwar ist das Meiste davon schon, so wie das Meiste von den Aufsätzen

sen in den vorigen drey Theilen, in den Osnabrückischen Intelligenzblättern, welche von 1767 bis 1782 unter M. Aufsicht herausgegeben sind, erschienen, und andere Monatsschriften, haben daraus wieder verschiedene Stücke entlehnt. Aber deshalb wird sehr Vieles doch nicht wenigen Lesern neu seyn; und überdem wird jeder Freund dieses vortrefflichen Schriftstellers gern alle seine Aufsätze beysammen haben, und sie gern mehrmalen zu seinem Unterrichte und Vergnügen lesen. Ueber die Art, wie der Verfasser seine Gegenstände behandelt, dürfen wir hier nichts weiter sagen, da sie ohnedem schon bekannt genug, und auch in unserer Bibliothek bey der Anzeige der vorhergehenden Theile von einem andern Recensenten (Band XXIII. S. 3 ff. und B. XXXVII. S. 265 ff.) recht gut dargestellt ist. Wir haben daher hier nichts weiter zu thun, als daß wir unsern Lesern den Inhalt dieses neuen Theils anzeigen.

Es enthält derselbe 67 Aufsätze von mannichfaltigem Inhalte, welche alle anzuführen hier zu weitläuftig seyn würde. Wir wollen daher nur einige ausheben, um die Reichhaltigkeit dieses neuen Bandes zu beweisen. Gleich der erste Aufsatz: Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange, enthält nützliche Vorschriften für einen Jeden, dem es darum zu thun ist, gut zu schreiben. Ueber das Kunstgefühl, von einem Weinhändler, ein Aufsatz, der viele Wahrheiten enthält, und mit M. origineller Laune geschrieben ist. Von der Nationalerziehung der alten Deutschen. Mit welchem Geiste der Verf. den Tacitus, Florus und Cäsar studirt hat, und wie glücklich er daher dieselben übersetzt, davon finden sich hier Beyspiele. Eine Ueber-

seßung dieser Schriftsteller, mit solchen Kenntnissen gearbeitet, müßte ein Meisterstück werden. Zur Probe nur folgende Stelle des erstern: Ignavos et imbelles et corpore infames coeno et palude mergunt. Diese wird hier so übersetzt: „Wer im Anlaufe auf „den Feind zu langsam war, oder aus Angst nicht „rasch genug einsetzte, oder wohl gar auf eine schänd„liche Art seine Sehnen unbrauchbar gemacht hatte, „den erstickten sie in dem nächsten Sumpfe.“ Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen, ein Aufsatz, welchen die strengen Moralisten beherzigen mögen. „Es „ist nicht die Frage, sagt der Verf., ob Redouten „und Comödien erlaubt sind, nein! alles kommt dar„auf an, ob sie dem Orte, worin sie gehalten wer„den, angemessen sind, und ob die Person, welche „sie besucht, ihre Pflichten dabey verletzt? Aber „wozu denn die allgemeinen Urtheile über ihre Sitt„lichkeit und Unsittlichkeit in Ansehung unbestimmter „Oerter und Personen? — Wenn du ja ins Allge„meine gehen willst: so sage mir erst, wenn du die „nothwendige Gleichheit der Stände und Güter in „der Welt als erwiesen annimmst; warum Du die „Ungleichheit der Vergnügungen minder gerecht fin„dest?“ — Und im Anfange dieses Aufsatzes heißt es ganz richtig: „daß ich im Genusse aller Menschen„freuden so sparsam und pipisch seyn soll, damit bleib „mir vom Leibe; ich genieße, was ich vertragen und „bezahlen kann; das ist mein Maaß, und das Maaß „eines jeden redlichen Mannes unter der Sonne. „Honny soit qui mal y pense.“ Das Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame, empfehlen wir allen jungen Frauen; und das Schreiben einer Dame an ihren hitzigen Freund allen aufbrausenden Streitern. Mit einer hinreißenden Laune

ist

iſt der Aufſatz abgefaßt: Alſo ſollte man die Einimpfung der Blattern ganz verbieten; Schreiben einer jungen Matrone. „Wo will es endlich hinaus, „wenn das ſo fortgeht; wenn die Brut, die izt erhalten iſt, ſich mit gleichem Eifer vermehrt, und „nichts davon abgeſchlachtet wird? Vordem dankte „eine gute Mutter dem lieben Gott, wenn er redlich „mit ihr theilte, und auch noch wohl ein Schäfchen „mehr nahm; man erkannte es als ein ſicheres Naturgeſetz, daß die Hälfte der Kinder unter dem zehnten Jahre dahin ſterben müßte, und richtete ſich „darnach mit den Wochenbetten. Aber künftig wird „man ſeine Kinder ſelbſt ſäugen, und alſo alle zwey „Jahre nur ein Wochenbette halten dürfen, oder mit „dem zwanzigſten Jahre aufhören müſſen, Kinder „zu holen, wo die Welt den Menſchenkindern nicht zu „enge werden ſoll. — Kommen folgends die Medicinalanſtalten zu Stande, womit unſer wohlthätiges Jahrhundert ſchwanger geht, ſo wird man überall Eltern mit ihren Kindern, Kindeskindern, Enkelkindern und Urenkelkindern herumwandern ſehen, „und zuletzt Mord und Todtſchlag begehen müſſen, „um ſich mit Ehren einen Platz in der Welt zu verſchaffen. — Ich halte es mit den natürlichen „Blattern, die ſo fein aufräumen, und auf jedem „Hofe gerade ein Pärchen übrig laſſen, was ſich fein „ſatt eſſen, und dem lieben Gott recht viele Enkel liefern kann.“ — *La Prude et la Coquette* zu deutſch. Der Verf. ſchlägt die Wörter Tugendſtolz, welches den Begriff der *Pruderie* völlig erſchöpft, und Fängerin für Coquette, ſo wie Fängerey für Coquetterie vor. Und wirklich iſt auch der wahre Begriff einer Coquette dieſer, daß ſie immer auf den Fang ausgeht. Ob im Ernſt oder Scherz, das muß un-

entschieden bleiben, so wie auch der Doppelsinn des Worts Tugendstolz der französischen Bedeutung völlig gleich kömmt. — Also sollte man die Testamente auf dem Siechbette ganz verbieten? Dieser Aufsatz enthält freylich eine große Wahrheit; aber Niemand würde sich deshalb doch wohl entschließen können, die Ueberschrift desselben als Frage betrachtet, mit Ja zu beantworten. — Vortrefflich, und ein Wort zu seiner Zeit geredet, ist die Abhandlung von dem wichtigen Unterschiede des wirklichen und förmlichen Rechts. „Sobald man diese beyden Begriffe verwechselt: so erlaubt man einem Jeden, dasjenige, was er für wirkliches Recht erkennet, auch „in Ausübung zu bringen. Der Fürst kann jeden „Rath, der nach seiner Ueberzeugung ein unredlicher „Mann ist, seines Dienstes entsetzen, und nach Gefallen bestrafen. Der Richter kann jeden ersten „Spruch, wenn er seiner Meynung nach wirklich „recht ist, sofort zur Vollstreckung bringen, ohne abzuwarten, daß er die Kraft förmlichen Rechtens erreiche; und um auch etwas von der Wahrheit zu sagen: so müßte jeder Pfarrer sich ein Bedenken daraus machen, das Glaubensbekenntniß seiner Kirche „zu unterschreiben, sobald es seiner Meynung nach „nicht wirklich wahr wäre, da er es doch unterschreiben kann, sobald er nur gewiß ist, daß es eine förmliche Wahrheit sey. Alle Menschen können irren, „der König wie der Philosoph, und letztere vielleicht „am ersten, da sie beyde zu hoch stehen, und vor der „Menge der Sachen, die vor ihren Augen schweben, „keine einzige vollkommen ruhig und genau betrachten „können. Dieserwegen haben es sich alle Nationen „zur Grundfeste ihrer Freyheit und ihres Eigenthums „gemacht, daß dasjenige, was ein Mensch für Recht

„und

„und Wahrheit erkennet, nie eher als Recht gelten „ſolle, bevor es nicht das Siegel der Form erhalten. „Zur Form Rechtens gehört, daß es von einem be„fugten Richter ausgeſprochen, und in die Kraft Rech„tens getreten ſey. Dies iſt ein Grundgeſetz, worin „ebenfalls alle Europäiſche Nationen übereinkommen, „und der Monarch, der eine wirkliche Wahrheit, „gleich einer förmlichen, zur Erfüllung bringen läßt, „wirft dieſes erſte, und jedem Staate heilige Grund„geſetz über einen Haufen. Ein Unternehmen, das „die Weisheit Salomons nicht entſchuldigen kann, da „alle Weisheit in der Welt nur zur wirklichen, nicht „aber zur förmlichen, Wahrheit führet.“ Ueber den Unterſchied einer kirchlichen und bürgerlichen Ehe, ein Unterſchied, der nicht genau genug beobachtet wird. Von den Militairehen der Engländer, welche darin beſtehen, daß ſich die Soldaten ein Weib vor der Trommel geben laſſen, und auch ſo wieder von ihr ſcheiden laſſen können. Sie ſind allemal eine feinere Erfindung, als die öffentlichen Häuſer. Vorſchlag zu einem neuen Plane der deutſchen Reichsgeſchichte. Der Verf. meint, man müßte eine Geſchichte unſers heutigen deutſchen Reichs mit dem Landfrieden von 1495 anfangen, und dabey den Anfang und Fortgang, ſo wie die gänzliche Zertrümmerung des ältern Reichs, in eine einzige Handlung, in eine einzige Darſtellung verwandeln. Aus der letztern ließe der Geſchichtſchreiber erſt die Nothwendigkeit dieſer neuen Vereinigung hervorgehen, zeigte dann ihre Formel, und brächte nun alles Uebrige, was ſeitdem vorgefallen iſt, als Verbeſſerungen und Verſchlimmerungen des neuen Syſtems bey. Dieſer Vorſchlag iſt allerdings vortrefflich, und eine Geſchichte des deutſchen Reichs auf dieſe Weiſe von einem Manne bearbeitet,

welcher alle dazu erforderlichen Kenntniſſe beſäſſe, müßte allerdings ein vortreffliches Werk werden. **Die Bekehrung im Alter.** Dieſer Aufſatz iſt auch deshalb merkwürdig, weil ihn ein Cenſor in Hannover vor 40 Jahren nicht die Cenſur paſſiren laſſen wollte. Itzt wird man gewiß nirgends etwas Anſtöſſiges darin finden. **Ueber die Adelsprobe in Deutſchland.** Eine ſehr wichtige Abhandlung, in welcher viel Neues vorkömmt, wiewohl einiges davon wohl noch eine genauere Prüfung verdiente, auf die wir uns aber hier nicht einlaſſen können. Sie verdient indeſſen von allen Kennern des deutſchen Rechts ſtudirt zu werden. **Was iſt bey Verwandelung der bisherigen Erbesbeſetzung mit Leibeigenen in eine freye Erbpacht zu beachten?** Auf dieſe Unterſuchung folgen das Formular eines neuen Colonatcontracts, nach welchem einem vormaligen Kammereigenbehörigen, nach vorgängiger Freylaſſung, der Hof übergeben worden; ingleichen das Formular des hiebey ertheilten Freybriefes. Dieſe Stücke ſind beſonders für das Vaterland des Verf. wichtig, und zeigen, daß man es auch dort anfängt gerathen zu finden, die dortige Leibeigenſchaft, welche freylich von der in andern Ländern gar ſehr verſchieden iſt, abzuſchaffen.

Wer die vorhergehenden Theile dieſes Werks geleſen hat, der weiß auch, daß der Verf. ſich häufig ein Vergnügen daraus macht, die Dinge von einer andern Seite zu zeigen, als von der, wovon man ſie gewöhnlich zu betrachten pflegt, wobey er denn nicht ſelten Paradoxa vertheidigt. Es iſt auch darüber ſchon bey den Anzeigen der vorigen Theile das Nöthige erinnert worden, und wir wollen nur einige Beyſpiele davon aus dieſem neuen Theile anführen.

In

In dem Aufſatze über die Erziehung des Adels iſt unſtreitig viel Wahres, und wir haben nichts dawider, wenn der künftige Oberhofmarſchall, Oberjägermeiſter, Oberſtallmeiſter, und der Officier nicht wie Gelehrte erzogen werden. Aber wenn, wie hier geſchieht, im Allgemeinen behauptet wird: „Künftige Staatsmänner würden nicht in einer Staats- oder Cameralſchule vollkommen gebildet; der Adel ſollte ſich gar nicht in den Stand der Gelehrten begeben; und die Staaten wären beſſer regiert worden, als ungelehrte Landräthe geſtimmt hätten, und ein gelehrter Kanzler die Ausfertigung darnach beſorgte, als itzt, wo alles gelehrt wäre:“ ſo müſſen wir dieſe Behauptungen nicht nur für ungegründet, ſondern auch für ſehr nachtheilig erklären. Freylich wird dabey von dem Verfaſſer, nach ſeiner großen Vorliebe für alte Einrichtungen, die adeliche Erziehung unſerer Vorältern geprieſen; aber dieſe kann alles Lob verdienen, ſie kann zu ihrer Zeit die vortrefflichſte geweſen ſeyn, und dennoch für unſere Zeiten gar nicht mehr paſſen. Die Staats- und Kameralwiſſenſchaften ſind itzt ganz andere Dinge, als ſie ehemals waren, und müſſen von einem künftigen Staatsmanne nicht blos praktiſch, ſondern auch theoretiſch ſtudirt werden. Man ſollte daher unſern Adel mehr aufmuntern, den Wiſſenſchaften fleißig obzuliegen, als daß man durch entgegengeſetzte Behauptungen alte Vorurtheile beſtärkte, welche leider hier und da noch tief genug eingewurzelt ſind, und großen Schaden ſtiften. Auch der gleich darauf folgende Aufſatz: Alſo ſoll der handelnde Theil der Menſchen nicht wie der ſpeculirende erzogen werden; beweiſt keinesweges, was er beweiſen ſoll, und folgender Satz,

welcher darin vorkömmt, möchte mit Recht gegründeten Widerspruch finden: „Ein strenger Moralist „wird niemals ein guter Minister werden, weil er „immer sein Verhalten mehr nach abstrahirten Re„geln, als nach Totalbegriffen einrichten wird.“ Ueber den Aufsatz: also sollte man den Zweykämpfen nur eine bessere Form geben, läßt sich auch sehr Vieles erinnern, und auch hier scheint Anhänglichkeit an die Gebräuche der Vorzeit den Verfasser geleitet zu haben. Wir sind überzeugt, daß das Wohl der Staaten die gänzliche Abschaffung der Zweykämpfe erfordere, weil sie Sicherheit und Ruhe, die erste wesentliche Absicht der Staatsverfassungen, stören und vernichten; und daß diese Abschaffung sehr leicht seyn werde, sobald es nur allen Europäischen Regenten ein Ernst seyn wird, dieses Uebel auszurotten. Aber freylich, da diese nicht zu hoffen ist, so würde eine verbesserte Form wenigstens das Uebel sehr mindern. Die Nachrichten von den Westphälischen Freygerichten verdient eine ausführliche Untersuchung, zu welcher hier kein Platz ist. Eben das gilt von dem Aufsatze: Warum bildet sich der deutsche Adel nicht nach dem Englischen? in welchem mancherley Behauptungen vorkommen, welche der Recensent nicht unterschreiben könnte. Das Etwas zur Naturgeschichte des Leibeigenthums ist freylich sinnreich genug erfunden, und schön genug erzählt, aber der Verfasser wird wohl schwerlich im Allgemeinen behaupten, daß alles Leibeigenthum auf diese Weise entstanden sey. Und das Jubeljahr, welches er zuletzt seinen Robinson verkündigen läßt, scheint anzuzeigen, daß er selbst die Ungerechtigkeit unserer heutigen Leibei-

gen-

genſchaft anerkennt. Und wenn er uns dieſe nur zugiebt: ſo wollen wir über den Urſprung derſelben allem Streite gern entſagen.

Tf.

VII.

Engliſch-geographiſches Leſebuch; ein zweckmäßiger Auszug aus den beſten engliſchen Reiſebeſchreibungen und andern geographiſchen Werken zum Gebrauch für den Unterricht in der engliſchen Sprache eingerichtet. Erſter Theil. Oder: Italien, ein engliſch-geographiſches Leſebuch für deutſche Liebhaber der engliſchen Sprache und des hiſtoriſch-geographiſchen Studiums von J. M. F. Schulze. Halle, 1786. bey Gebauer, 520 Seiten, 8.

Ein gewiß in aller Abſicht ſowohl für den Unterricht als die Unterhaltung nützliches Leſebuch, welches der Verf. unter einem doppelten Titel liefert, damit dieſer Theil auch für ſich als ein Ganzes angeſehen werden könne, wenn etwa der mangelnde Debit deſſelben (der aber wohl nicht zu beſorgen ſeyn möchte) einen zweyten Theil unmöglich machen ſollte. Der Gedanke iſt ſehr gut, daß der Verf. mit dem Sprachunterrichte nützliche Sachkenntniſſe verbunden, und zu dieſer die hiſtoriſch-geographiſchen Sachkenntniſſe gewählet hat, die wohl ohnſtreitig für die mehreſten

Claſſen der jungen Leſer die gefallendeſten und nützlichſten ſind. Dieſen Unterricht hat der Verf. dadurch noch gefallender und brauchbarer gemacht, daß er nicht etwa oberflächliche, oder aus den erſten beſten Büchern ausgeſchriebene Erzählungen von mehreren Ländern zuſammengehäuft, ſondern dieſe Sachkenntniſſe auf die Kenntniß eines einzigen, an intereſſanten Gegenſtänden reichhaltigen Landes, Italien, eingeſchränkt, und ſie in die Form einer für alle Claſſen von Leſern unterhaltenden Reiſebeſchreibung eingekleidet hat. Er hat aus den beſten in engliſcher Sprache geſchriebenen, oder in dieſe Sprache überſetzten Reiſebeſchreibungen geſchöpft, ſich aber vorzüglich an den Brydone gehalten, ohnſtreitig wegen der blühenden und hinreißenden Schreibart, zu dieſer Abſicht das beſte Muſter, und die aus dieſen Quellen genommenen einzelnen Stücke, doch in verſchiedenen kleineren Abſchnitten, damit der junge Leſer allenthalben ſeinen Ruhepunkt findet, in ein zuſammenhangendes Ganzes geordnet. Jeder Abſchnitt hat zu noch größerer Anlockung ſeine deutſche Ueberſchrift. Italien iſt ſo reich an Merkwürdigkeiten aller Art, daß es auch als einzelner Gegenſtand eine mannichfaltige Unterhaltung gewähren kann. So ſorgfältig wie der V. alle dieſe Merkwürdigkeiten in den Reiſebeſchreibungen aufgeſucht und zuſammengeſtellt hat, ſo fehlt es ſeinem Leſebuche des einzelnen behandelten Gegenſtandes ohngeachtet, weder an Unterhaltung noch an Abwechſelung und Mannichfaltigkeit. Auch die Abwechſelung der Schreibart, eine andere Eigenſchaft, die man von ſo einem Leſebuche fordert, wird man nicht vermiſſen, weil der Verfaſſer, wo er nicht ſelbſt Epitomator ſeyn müßte, die verſchiedenen Schriftſteller ſelbſt reden läßt. Sogar die poetiſche Lectüre hat der Verf. nicht

außer

auſſer Acht gelaſſen; er hat die von Addiſon, Pope und Dryden überſetzten Italien angehende Stellen der griechiſchen und römiſchen Dichter bey jeder Gelegenheit einzuweben gewußt. Als engliſches Leſebuch hat es die großen Bequemlichkeiten, daß es nicht nur unter dem Texte mit den nöthigen Erklärungen der vorkommenden unbekannteſten engliſchen Wörter, und am Ende mit einer mühſam verfertigten Sammlung ſolcher praktiſchen Beyſpiele, die in grammatikaliſcher Rückſicht und zur Kenntniß des Eigenthümlichen der engliſchen Sprache wichtig ſind, ſondern auch mit ſehr guten hiſtoriſchen, geographiſchen und ſtatiſtiſchen Anmerkungen verſehen iſt. Für die Reinigkeit und Güte des Ausdrucks hat der Verf. durchaus geſorgt. In der Vorrede vertheidigt er den Brydonne mit guten Gründen gegen die zu harten Beſchuldigungen ſeines Nebenbuhlers, des Grafen von Borch; iſt aber ſelbſt ſo gerecht, daß er hie und da die dem Brydonne zu Schulden kommenden Uebereilungen freymüthig anzeigt, und aus andern Reiſebeſchreibungen verbeſſert. In allem hat ſich der Verf. als ſo guter Kenner der Sprache, und der in derſelben abgehandelten Sache gezeigt, daß ſein Leſebuch vor vielen andern Büchern dieſer Art eine vorzügliche Empfehlung und eine baldige Fortſetzung verdient.

VIII.

An Anthology or a choice collection of inſtructive fables, tales etc. ſelected for the improvement of youth, from the moſt emi-

eminent engliſch writers by *John Frederic. Schiller.* Mentz and Frankfort, print. for J. F. Schiller, 1786. 486 Seiten, 8.

Zu gleicher Zeit, da Herr Schulze das Publikum mit einem engliſchen Leſebuch beſchenkt, beſchenkt es Herr Joh. Friedr. Schiller mit einer engliſchen Anthologie. Herr Sch. begnügt ſich aber damit, auf der Bahn ſeiner Vorgänger fortzuwandeln, und ein aus vielen Bruchſtücken von ganz verſchiedener Art zuſammengeſetztes Leſebuch zu liefern, bey deſſen Zuſammenſetzung er weiter keine Arbeit, als das bloſſe Sammlen und Abſchreiben aus andern Schriftſtellern nöthig hatte. Wem es bey Büchern dieſer Art um die Mannichfaltigkeit zu thun iſt, daß er von allen möglichen Geiſtesprodukten der Nation, deren Mutterſprache er erlernen will, etwas findet, der findet in dieſer Anthologie Unterhaltung und Nahrung genug. Herr Sch. hat eine ziemlich reichhaltige Beute von Fabeln, Erzählungen, Geſprächen, Briefen, Charakteren, hiſtoriſchen Schilderungen, politiſchen, philoſophiſchen Verſuchen und Reden oder Predigten zuſammengetragen; alles aus guten Schriftſtellern, ein Verdienſt, das Jeder von dem Verfaſſer ſo eines Buchs ſelbſt vorausſetzen wird. Leſebüchern von dieſer Art enthalten für den Endzweck, für welchen ſie geſchrieben ſind, von der einen Seite zu viel, und von der andern zu wenig; für die erſtere Kenntniß der Sprache, die man mit dem Gebrauche derſelben erlernen ſoll, für die Kenntniß des Eigenthümlichen, des Reichthums derſelben zu viel, und für das Alter, für die Leſer, die ſie erlernen wollen, zu wenig. In der guten Abſicht, die jungen Sprachliebhaber mit einem ſolchen Buche von dem Leichteſten bis zum

Schwe-

Schwereſten in der Sprache hinzuführen — ein ſo weit ausgedehnter Gang, der in ſo kleinen Abſätzen, mit ſo kurzen Schritten gar nicht erreicht werden kann — oder ſie mit allen, wenigſtens den beſten, Schriftſtellern, der Nation in jedem Fache bekannt zu machen, eine Abſicht, die man mit der erſtern Erlernung einer Sprache noch gar nicht verbinden ſollte, werden unter ſo vielen dem eigentlichen Endzwecke entſprechenden Aufſätzen wieder ſo viele andre in daſſelbe aufgenommen, die für wenige Liebhaber anziehend genug ſind, daß ſie den Eifer, die Wärme erwecken ſollten, die der erſtern Erlernung einer Sprache ſo ſehr zu Hülfe kömmt. Indeſſen könnte dieſe Anthologie doch wegen der guten Auswahl der in derſelben enthaltenen Aufſätze unter den andern Sammlungen gleicher Art ihren guten Platz behaupten; aber wozu folgende von dem Herrn Schiller ſelbſt verfaßte Ueberſetzung derſelben:

Anthologie oder Sammlung auserleſener und lehrreicher Fabeln, Erzählungen, Geſpräche ꝛc. zum Nutzen der Jugend, aus den beſten engliſchen Schriftſtellern von Joh. Friedrich Schiller. Mainz und Frankfurt, im Schillerſchen Verlage. 545 S. in 8.

dienen ſoll, das ſieht der Recenſent gar nicht ein. Um den jungen Sprachliebhabern das Studium der engliſchen Sprache zu erleichtern? gewiß nicht, weil ſie mit ſolchen Ueberſetzungen in den Händen von allem eignen Fleiße, welchen die gründliche Erlernung einer Sprache ſchlechterdings erfordert, durchaus abgewöhnet werden können. Sollte ſie ja Erleichterungs- oder auch Hülfsmittel, von einer

Spra-

Sprache in die andre überſetzen zu lernen, werden können, ſo müßte ſie doch wenigſtens das vor ſich haben, daß ſie das Gepräge einer wirklich guten, mit Sorgfalt für den engliſchen und deutſchen Ausdruck, für das Schöne und Eigenthümliche in jeder Sprache verfertigte Ueberſetzung an ſich trüge. Von einem ſo alten und geübten Ueberſetzer, wie Herr Joh. Friedrich Schiller iſt, erwarteten wir dieſes, wurden aber in unſerer Erwartung getäuſcht. Er hat ſich in den meiſten Aufſätzen um nichts, als um die etwanige Darlegung des Sinnes bekümmert, und die Ueberſetzung ſo eilfertig, ſo flüchtig hingeworfen, wie ſie ein gewöhnlicher Alltagsüberſetzer nur hinwerfen kann. Man läßt es allenfalls gelten, wenn der Ueberſetzer, um im ganzen Verſtande treu zu ſeyn, für den ſchönen, ſtarken, gefallenden Ausdruck der Sprache, in welche er überſetzt, unbekümmert bleibt; aber wenn er auch dann für denſelben unbekümmert bleibt, wenn die Treue gar nichts leidet, wenn ſie ſogar den beſſeren Ausdruck befiehlt, was ſoll man dann ſagen? Von den vielen Proben dieſer unverzeihlichen Nachläßigkeit, die wir in allen Aufſätzen in großer Menge angetroffen haben, hier nur einige:

In der Fabel, der Geizhals und der Engel, überſetzt Herr Sch. die Worte: The Miſer perplexd, ſtill graſps his Wealth, till Death forces him to let go his Hold, ſo der Geizhals bleibt verlegen, und hält ſeine Schätze feſt, bis der Tod ſie ihm entreißt, und in der Fabel, der Fuchs und der Hahn, die Stelle, I muſt tell you, I am not eaſy at the Place, which won't let me pay my Reſpects to you in a better Manner, ich muß dir aber auch ſagen, daß mir der Ort nicht behagt, der mir nicht verſtattet, dich zärtlicher zu begrüſſen. In beyden Stel-

Stellen hat ſich H. Schiller blos um den Sinn bekümmert, der in den Worten des Originals handgreiflich liegt, ohne darauf zu denken, daß er jeden Ausdruck des letztern auf eine ſo verſtändliche und bezeichnende Art darlege, wie es für junge Anfänger nothwendig iſt. Eine gleiche Nachläßigkeit, die oft ſo weit geht, daß H. Schiller den erſten, beſten und auch gemeinſten Ausdruck nimmt, und alles im Original liegende Schöne, oder Nachdrucksvolle außer Augen ſetzt, ſieht man folgenden Stellen an:

In der aus Robertſon's Geſchichte Carls V. genommenen Geſchichte der Brüder Horuces Barbaroſſa und Hayradies ſagt

Robertſon.	Schiller:
Horuc and Hayradin, the ſons of a potter in the iſle of Lesbos, promted by a reſtleſs and entrepriſing ſpirit, forſook their fathers trade *ran to ſea, and joined a crew of pirates*	Horuc und Hayradin, die Söhne eines Töpfers in der Inſel Lesbos wurden durch einen unruhigen und unternehmenden Muthe angetrieben, verließen ihres Vaters Handwerk, liefen zur See (eigentlich gar kein üblicher Ausdruck) und unter eine Seeräuberbande
and becoming maſters of a ſmall brigantine.	und verſchaften ſich eine kleine Brigantine.
They called themſelves the friends of the ſea and enemies of all who ſail upon it.	Sie hießen ſich ſelber Freunde der See, und Feinde aller Seefahrer. Der Ausdruck Seefahrer iſt viel zu gemein, viel

zu

zu eingeſchränkt, um das zu bezeichnen, was die Worte des Engländers ſagen ſollen.

In der Erzählung von dem Abfall des Andreas Doria ſagt

Robertſon:	Schiller:
but te revolt of Andreas Doria proved a fatal blow to all their meaſures.	allein der Abfall des Andreas Doria vereitelte auf einmal alle ihre Maaßregeln
All which he bore with abundance of ill humour. But an injury offered to his country, tranſported him beyond all bounds of patience.	und all dies fiel ihm ſchwer zu verdauen. Allein eine ſeinem Vaterlande zugefügte Beleidigung entrüſtete ihn vollends aufs höchſte.

Wir müßten ganze Bogen voll ſchreiben, wenn wir alle die Stellen auszeichnen wollten, in welchen Hr. Sch. gar nicht auf den eigentlichen Ausdruck der Worte des Originals, ſondern nur auf den obenhin gefaßten Ausdruck des in derſelben liegenden Sinnes bedacht geweſen iſt. Wie wenig es ihm darum zu thun geweſen ſey, das Original ſo darzuſtellen, wie es iſt, das mögen nur folgende Stellen beweiſen.

In der Erzählung Paetus und Arria heißt es im Original: *When he came into her preſence*, he found her with the tyrant's letter in one hand, and a dagger in the other. *Upon his approach to her*, ſhe gave him the order etc. und Hr. Sch. überſetzt: Als er zu ihr kam, fand er ſie mit des Tyrannen Brief in der einen Hand, und einem Dolch in der andern

andern. Als er zu ihr hinkam, gab ſie ihm den Befehl ꝛc. In der Geſchichte von der Verſchwörung des Fieſco giebt Robertſon dem Fieſco bey dem Abſchiede von ſeiner Gemalin folgende Worte in den Mund: *Farewell*, he cried, as he quitted the apartment; *you ſhall either never ſee me more, or you ſhall behold to morrow every thing in Genoa ſubject to your power*; und Hr. Sch. überſetzt ſie: Adieu, rief er, da er das Zimmer verließ, entweder ſollen ſie mich nicht mehr ſehen, oder ſie ſollen morgen alles in Genua ihrer Macht unterworfen ſehen. So ſorgfältig wie in beyden Stellen die Originalſchriftſteller in der Wahl der Ausdrücke geweſen ſind, ſo offenbar nachläßig und vergeſſen iſt der Ueberſetzer in denſelben geweſen. Jemand noch übereilt, aber doch verzeihlicher würde die letztre Stelle überſetzt ſeyn, wenn das Wort ſehen nur einmal am Ende gebraucht worden wäre. Solcher Stellen, die auf Unkoſten weder der Original- oder der Ueberſetzungsſprache übergetragen worden ſind, trift man eine Menge an. In der Erzählung zweyer auf dem Felde vom Blitze getödteten Liebenden ſagt Hr. Sch. S. 159 in dieſer zärtlichen Poſtur waren ſie vom Blitz erſchlagen, weil im engliſchen ſo this tender poſture ſteht. An einem andern Orte S. 249 überſetzt er die Worte their ambitious views, ihre herrſchſüchtigen Anſchläge, und at theſame time indeſſen, wo weder das eine noch das andre anpaſſend iſt. Bey allen dieſen Fehlern ſind die Ueberſetzungen faſt über Aufſätze an vielen Orten ſo ſchleppend, ſo ſteif, daß man ſie auch ohne das Original zur Seite zu haben, nicht ohne Widerwillen leſen kann. Robertſon ſagt in der Erzählung des Abfalls des Andreas Doria, vom Prinzen von

Oranien S. 251: Beloved by his troops, who, remembering the prosperity they had enjoyed under his command, served him with the utmost alacrity, he let slip no opportunity of harassing the enemy, and by continual alarms and sallies, fatigued and weakened them. Die in dieser Stelle so gut zusammengedrängte und schön in einander gefügte Verbindung der verschiedensten Ideen geht in der Uebersetzung des Herr. Sch. ganz verloren. Seine Truppen, sagt er S. 286. erinnerten sich, wie beglückt sie unter seinem Befehle gewesen waren; sie liebten ihn, und dienten ihm auf das eifrigste; er versäumte keine Gelegenheit, die Feinde zu beunruhigen, und ermattete und schwächte sie durch unaufhörliche Ausfälle und Angriffe. Um unsern Raum und die Geduld unsrer Leser zu schonen, wollen wir zum Beweise, wie langweilig, oft unverständlich und sorglos gegen das Gefallende Herr Sch. in der Uebersetzung erzähle, nur noch eine Stelle aus der bekannten Erzählung, Folgen der Unachtsamkeit, ohne den englischen Text beyzufügen, hieher setzen. „Eines Abends, „heißt sie, standen sie beysammen, ganz ruhig am „Strande, beobachteten die untergehende Sonne, die „ruhige Oberfläche der Tiefe, und das stille Aufschwellen der Wogen, die sich sanft heranwälzten, und zu „ihren Füßen brachen: als ihre Anverwandtin etwas „in der Ferne auf dem Wasser daher schwimmen sah, „das sie für einen Koffer hielt: und lächelnd zu ihr „sagte, sie habe ihn zuerst gesehen, und wenn er voller Juwelen ans Land käme, habe sie ein Recht darzu. Sie beyde hefteten ihre Augen darauf, und „sprachen über Schiffbruch und den Wrack, „with „the subject of the wreck,“ und die Waare behaupte-

„te immer ihr Recht, verſprach aber, wenns eine „koſtbare Beute wäre, (if it was a prize) ihr eine ſehr „koſtbare Koralle (a very rich coral) fürs erſte Kind, „womit ſie damals ſchwanger war, wenn ſie ſie zur „Pathin ernennete.“

Eine ſo eilfertig hingeworfene, mit ſo weniger Rückſicht auf den eigentlichen Ausdruck der Originalſprache, mit ſo ſichtbarer Sorgloſigkeit für das Schöne verfertigte Ueberſetzung, kann offenbar nicht den geringſten Nutzen zum Verſtändniß des engliſchen Textes für die jungen Sprachliebhaber haben. Poetiſche Aufſätze hat der Hr. Schiller gar nicht in dieſe Anthologie aufgenommen. Sollte er etwa auch eine poetiſche Anthologie im Sinne haben, ſo wollten wir wenigſtens die Ueberſetzung derſelben verbitten. Druck und Papier ſind äuſſerſt ſchlecht.

Bi.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche von S. L. E. de Marées. Erſtes Heft. Leipzig, bey Sommer, 1786. 8. 86 Seiten.

Sehr ernſthafte Beherzigungen für den Herrn Superintendenten de Marées in Deſſau, von dem Oberconſiſtorialrath und Probſt Teller in Berlin. Bey Mylius, 1786. 8. 88 Seiten.

Wohlmeinende Gedanken zu mehrerer Berichtigung der Briefe über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche von S. L. E. de Marées. Erſtes Heft. Epheſus, 1787. 8. 100 Seiten.

Herr de Marées hat ſich ſchon vorher, inſonderheit in ſeiner Gottesvertheidigung, wovon der erſte Theil im 66ſten Bande d. allg. deutſch. Bibl. angezeigt worden, als einen getreuen Anhänger des ſogenannten orthodoxen Lehrbegriffs, und als einen eifrigen Gegner aller derer, die ſich ſeiner Einſicht nach, auf irgend eine Weiſe an dieſem Lehrbegriff vergangen, erklärt und bewieſen, daß uns alſo dieſer neue Angriff deſſelben auf ſeine und der ſymboliſchen Theologie Gegner, inſonderheit auf die Herren Bieſter und Nicolai, und die Verfaſſer der theologiſchen Artikel der allg. d. Bibl. nicht befremden darf. Er ſcheint dieſe Briefe als das Hauptmagazin beſtimmt zu haben, worin er alle ſeine Beſchuldigungen, ſeinen ganzen Unwillen, und ſeine bittre Galle gegen alle die in Abſicht auf ſymboliſche Theologie nicht ſo wie

er

[illegible] nicht und nicht widerlegen und unschädlich [illegible] Zweifel genug ist dieser Angriff gemacht, denn man merkt, daß der gute Hr. de Marées sehr böse ist; aber höchstunbedeutend ist auch dieser Angriff, da dieser Schriftsteller so wenig deutliche Begriffe hat, und sogar elende Gründe braucht. Gleichviel ob der Angriff gleich an sich gar sehr wenig zu bedeuten hat, und sehr leicht abgeschlagen werden kann, so wird doch die Erörterung über der Klagepunkte, die er insonderheit gegen unsere Bibliothek vorbringt, und die Berichtigung so mancher verworrenen Gedanken, die Auseinandersetzung so mancher fremden, eingemischten Dinge in der Antwort, die man billigerweise von uns fordern wird, eine Weitläuftigkeit nöthig machen, und die wir unsere Leser im voraus um Vergebung bitten müssen. Es ist ganz gut, daß wir alles auseinander setzen, damit man desto deutlicher sehe, wie weit wir uns von einer gründlichen Auseinandersetzung [illegible]

Sonderbar genug ist dieser Angriff eingekleidet, und sonderbar auch die Veranlassung, die Hr. de M. dazu gesucht hat. Es ist diese, daß Hr. Biester in der Berlin. Monathsschrift, und Hr. Nicolai in seiner Reisebeschreibung, und in der A. D. Bibl. (denn alles was darin hievon vorkommt, scheint er sehr ungereimter Weise Hrn. M. gerade zuzuschreiben) von dem noch immer regen Bekehrungseifer der Katholiken, insonderheit die Jesuiten gezeugt, und die Protestanten zur Wachsamkeit und Vorsicht gegen die Versuche der Proselytenmacherey mit Recht erinnert haben. Dies nämliche Gemmt ihm so äußerst befremdlich an Männern vor, die seinem Vorgeben nach sonst die Absicht haben, und wirklich auch daran arbeiten, die protestantische Religion zu verdrängen, und an deren Stelle eine bloße Vernunftreligion einzuführen. Anstatt diese so gehäufte Beschuldigung, wie es doch wohl seine Pflicht gewesen wäre, vorher gehörig zu beweisen, nimmt er es wider den Augenschein als ganz bekannt an, daß diese antichristliche Absicht vom ersten Bande der allg. d. Bibl. durchgehends in allen den 80 Bänden, die etwa davon bisher erschienen sind, geherrscht habe, und bey diesem kindisch-leichtsinnigen Urtheil scheint es ihm gar nicht anzufechten, wie sehr er sich durch eine so unerwiesene, als unverzeihliche Beschuldigung an so vielen redlichgesinnten christlichgesinnten theol. Mitarbeitern der A. D. Bibl. versündige, worunter Männer sind,

die zu dem vorhabenden protestantischen Theologen gehören, die sich als solche auch in andern Schriften gezeigt haben, und denen ein Mann von so seichten Kenntnissen, wie sich Hr. de M. zeigt, gewiß nicht werth ist, die Schuhriemen aufzulösen. Mit Hrn. Nicolai wird er also gleich fertig, nachdem er die A. D. Bibl. abgeurtheilt hatte. Mit Hrn. Diester scheint die Sache schwerer zu seyn, indessen beruft er sich auch hier statt alles andern Beweises, auf die Berliner Monathsschrift, die gleichfalls Beweise einer antichristischen Gesinnung genug enthalten solle, und wofür er Hrn. Diester ohne mehrere Umstände verantwortlich macht. — Wir lassen übrigens die Parallele zwischen dem Hrn. Göze, dem ehemaligen Zionswächter, und Hrn. Diester und Hrn. Nicolai, die Hr. de M. mit kindischem Spotte auch Zionswächter nennet, als zur Sache nicht gehörig, weg, und fahren nur den Vorwurf der Inconsequenz und des Widerspruchs mit sich selbst an, die der Hr. de M. den vorgeblichen neuen Zionswächtern macht. Seiner Meynung nach, findet sich zwischen dem vormals so geschmähten Hamburgischen Zionswächter und dem neuern Berlinischen dieser merkliche Unterschied. „Göze „schauete auf seiner Zionswarte überall umher, sah sich auf „allen Seiten vorn und hinten um, blickte nach allem, was „seiner Kirche seiner Meynung nach, schädlich werden konnte; „diese sehen blos auf eine Seite, und sehen in die Ferne hin„aus, dicht um sie herum es lichterloh auf allen Seiten, hier „verbietet das Nennußseyn des eigenen Anlegens, dort Feuer „rufen. Ob nach der Herausgabe des Fragmente nun in ei„ner einzigen großen Stadt, in wenig Wochen Zehentausend „vom Christenthum abgefallen, wie mir selbst ein Philosoph er„zählt hat," (dieser feynsollende Philosoph ist entweder ein Windmacher gewesen, oder er hat mit Herrn de M. seinen Spas treiben, und ihm etwas aufheften wollen) „ob den Glau„benlehrer sáz alle Menschen ohne Unterschied der Religion, „ob Bücher, wie Hyrus und Hierocles, alles in den völligsten Un„glauben und Irreligiosität hineinführen? (Man hat gar nicht „gefunden, daß diese im Grunde sehr unbekannte Bücher eine sonderliche Wirkung gethan, oder der christlichen Religion Abbruch gethan hätten,) „das bekümmert sie nicht, sie sei„nen nicht einmal gerne, daß man darüber denken mache. Und „warum sollte man das thun? Es ist ja eben nicht nöthig, „daß die protestantische Kirche eine christliche seyn müsse, wenn „sie nur dahin den ersten Bekenntnißartikel gleich bleibt,

„daß

„daß der wider das Christenthum protestirt, so bekömt sie ihr unterscheidendes Kennzeichen.“ Dies sind nun so grobe Verläumdungen, deren sich Hr. de M. billig schämen sollte. Womit kann er denn das Vorgeben von der Beförderung und Begünstigung des Naturalismus, oder gar der Irreligion beweisen? etwa aus dem Stillschweigen der Herren Biester und Mieglai gegen die Angriffe der Naturalisten und Atheisten? Es liegt ja aber weder Hrn. B. noch M. so wenig als vielen andern deutschen Gelehrten die besondere Pflicht der Vertheidigung des Christenthums ob, und was insonderheit Herrn M. anbetrifft, so muß ihm ja billig nach des Briefstellers Art die Sache zu beurtheilen, da er alles was in der A. D. B. steht, Hrn. N. zuschreibt, der gegen obige den Unglauben und Irreligiösität predigende und verbreitende Schriften, in der allg. d. Bibl. geäußerte Widerspruch, jede darin versuchte Bestreitung und Widerlegung derselben, worun es ja in der A. D. Bibl. nicht fehlet, so gut zu stattem kommen und angerechnet werden, als ihm jeder Angriff auf das festgesetzte Kirchensystem zur Last gelegt wird. Uebrigens müssen wir hiedurch Hrn. de M., wenn Er dem Verdachte niedriger Afterredung ausweichen will, öffentlich auffordern, obige Beschuldigung besser, als hier geschehen, zu beweisen, und von dieser Verbindlichkeit kann ihn auch seine öffentliche Kriegserklärung gegen seine Gegner, und sein Vorsatz, die ganze Controverse kriegerisch zu behandeln, oder wie er sich ausdrückt, nach Art kluger Feldherren den Krieg ins Feindes Land zu spielen, keinesweges entbinden; denn es giebt doch auch unter gesitteten Völkern ein Kriegsrecht, und auch seinen offenbaren Feinden muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, und insonderheit auch sie nicht fälschlich beklagen. — Allein die Falschheit dieser Beschuldigungen jetzt bey Seite gesetzt, und einstweilen angenommen, daß die vorgegebenen Neuen Zionswächter, blos die reine Vernunftreligion behaupteten, was wäre denn so wunderbares und befremdliches darin, daß sie sich der Ausbreitung des Katholicismus widersetzen? und ihre Mitbürger vor einer Gefahr, von deren Wirklichkeit sie überzeugt waren, zu warnen suchen? Wer überhaupt das Christenthum verwirft, und es zu verdrängen sucht, der muß ja wohl wider den Katholicismus, als die verderbteste und schädlichste Art des Christenthums, seinen Eifer verdoppeln, wenn er anders consequent seyn will, und von dem muß es uns gar nicht befremden, wenn er beym Ueberhandnehmen

deſſelben, Feuer rufe. Schadet es denn der gemeinſchaftlichen guten Sache, wenn auch die Naturaliſten mit den Orthodoxen eine gemeinſchaftliche Sache wider die Unterdrückungen der katholiſchen Kirche machen? Man hat alſo in dem angenommenen Fall vielmehr Urſache, ſich über die wirklich ſehr eilfertige Verwunderung des Briefſtellers zu verwundern, der ſich ſo wenig in die vermeinte Stelle, die er ſeinen Gegnern anweiſet, zu verſetzen weiß.

Aber freylich das ſollten ſie, ſeiner Meynung nach, nicht thun, ſondern vielmehr beym Ueberhandnehmen des Unglaubens und der Irreligion ſollten ſie Feuer rufen — und auf welche Art ſollte denn dies Feuer rufen geſchehen? So wie es weiland Götze, polemiſchen Andenkens, der eigentliche Antipaſtor unſers Briefſtellers, trieb, und wie Hr. de M. es nun fortzuſetzen verſpricht? — dadurch daß man Arcana naturae morſ, Links und Rechts um ſich hauet, Wittenbergiſch für Roſen, und ein Heerde Schafe für ein Heer von Saracenen hält, unerwieſene und unerweisliche Beſchuldigungen häuft, aus den unſchuldigſten Dingen Gift zu ſaugen weiß, allenthalben in ſeines Gegners Worten, man mag ſie verſtehen oder nicht, die ſchädlichſten Abſichten wittert, allenthalben Ungereimtheiten und Widerſprüche wie ſich ſelbſt aufſpürt? Nennt dies Hr. de M. Feuer rufen, ſo wird es einen rechtſchaffenen, tüchtig vorbauenden Zionswächter, der die Ehre haben will des großen Gottes Wächter zu ſeyn, zukommt, ſo werden die von ihm ſo betitelten falſchen Zionswächter ſich für die Ehre bedanken, und ſie dem ſelbſt, der ſich ſo rühmlich dazu qualificirt hat, gerne überlaſſen. Aber gehört etwa zum Zionswächteramt, gründliche ernſthafte Unterſuchung der Sache ſelbſt, vernünftige und gelehrteſſen Vertheidigung der Wahrheit durch eigentliche Wahrheitsgründe — nun ſo mag er wiſſen, daß manche unter den theol. Mitarbeitern der Bibl. ſowohl in dieſem Werke, als auch durch anderweitige Schriften um die Vertheidigung und Aufrechthaltung des wahren, ächten und wohlthätigen Chriſtenthums ſich weit mehr verdient gemacht, als Götze und Conſorten, und als aller Wahrſcheinlichkeit nach, Hr. de M. bisher durch ſeine Gottesvertheidigung und dieſe Briefe gethan, und, inſonderheit als er ſo fortgeriſch zu ſeyn ſcheinen wird, je thun wird.

Er beruft sich hierauf seinen antipathetischen Gegnern den Vorwurf, daß sie die allergefährlichsten Schlingen, die je das Nahethum den Protestanten gelegt hat, nicht nur nicht gesehen haben, nicht nur selbst darin gefangen worden; sondern diese Schlingen recht gefährlich gemacht, sie immer unter uns noch gerade weiter gelegt, und viele tausend Protestanten darin gefangen haben. Und diese Schlingen, die wahrscheinlich eine jesuitische Erfindung sey, sollen darin bestehen, daß man die heil. Schrift erst selbst ungewiß machen, alle mögliche Zweifel dagegen aufsuchen, die Beweise für ihre Göttlichkeit entkräften, und so den Protestanten ihr einziges untrügliches Palladium entziehen müsse, wenn man sie wieder zu ihrer Kirche bringen wolle. Welchem Gegner dieser Ausfall eigentlich gelten soll, läßt sich schwerlich sagen; wider die Herren Bieser und Nicolai, diese beyden angeblichen neuen Zionswächter, kann es nicht gesagt seyn, denn diese haben nie etwas geschrieben, um (wie es Hr. de M. sehr unrichtig nennt,) die heil. Schrift um ihr göttliches Ansehen zu bringen, also ist seine Verunglimpfung auf andere Gegner angesehen, vermuthlich also auf die Verfasser der A. D. Bibl. Aber auch diese haben nie den jesuitischen Satz behauptet, daß die Bibel ein so widersinniges Buch, daß es sich ohne einen authentischen Ausleger nicht erklären lasse, sondern vielmehr das Gegentheil, auch haben sie nie das göttliche Ansehen derselben in einen denkbaren, vernünftigen, und der Erfahrung nicht widerstreitenden Sinn geleugnet oder bestritten. Wider wen sicht also Hr. de M.? Wider einen Schatten? Etwa wider den Wolfenb. Fragmentisten, wider Bahrdten und dergleichen, mit denen weder B. noch N. noch die Bibliothekare je gemeinschaftliche Sache gemacht haben, noch dessen, ohne die größte Ungerechtigkeit je beschuldigt werden können. Da wirft also Hr. de M. alles unter einander, und sieht mit verbundenen Augen. Kein Wunder also, daß er nicht bemerkt, wie sehr der nehmliche Vorwurf, den Katholiken, und namentlich den Jesuiten in die Hand zu arbeiten, vielmehr ihn selbst, und manche seiner orthodoxen Collegen trifft. Jenen Gegnern der Vernunft und ihres Gebrauchs in der Religion ist nämlich mit dem Ungewißmachen der Bibel und Schmähung ihres göttlichen Ansehens nur noch wenig gedient, wenn nicht auch zugleich die Vernunft von ihrem Richteramt abgesetzt, ihre Grundsätze zweifelhaft gemacht, ihre Beweise für Sophismen, und ihr

zu eingeſchränkt, um das zu bezeichnen, was die Worte des Engländers ſagen ſollen.

In der Erzählung von dem Abfall des Andreas Doria ſagt

Robertſon:	Schiller:
but te revolt of Andreas Doria proved a fatal blow to all their meaſures.	allein der Abfall des Andreas Doria vereitelte auf einmal alle ihre Maaßregeln
All which he bore with abundance of ill humour. But an injury offered to his country, tranſported him beyond all bounds of patience.	und all dies fiel ihm ſchwer zu verdauen. Allein eine ſeinem Vaterlande zugefügte Beleidigung entrüſtete ihn vollends aufs höchſte.

Wir müßten ganze Bogen voll ſchreiben, wenn wir alle die Stellen auszeichnen wollten, in welchen Hr. Sch. gar nicht auf den eigentlichen Ausdruck der Worte des Originals, ſondern nur auf den obenhin gefaßten Ausdruck des in derſelben liegenden Sinnes bedacht geweſen iſt. Wie wenig es ihm darum zu thun geweſen ſey, das Original ſo darzuſtellen, wie es iſt, das mögen nur folgende Stellen beweiſen.

In der Erzählung Paetus und Arria heißt es im Original: *When he came into her preſence*, he found her with the tyrant's letter in one hand, and a dagger in the other. *Upon his approach to her*, ſhe gave him the order etc. und Hr. Sch. überſetzt: Als er zu ihr kam, fand er ſie mit des Tyrannen Brief in der einen Hand, und einem Dolch in der andern

andern. Als er zu ihr hinkam, gab ſie ihm den Befehl ꝛc. In der Geſchichte von der Verſchwörung des Fieſco giebt Robertſon dem Fieſco bey dem Abſchiede von ſeiner Gemalin folgende Worte in den Mund: *Farewell*, he cried, as he quitted the apartment; *you ſhall either never ſee me more, or you ſhall behold to morrow every thing in Genoa ſubject to your power*; und Hr. Sch. überſetzt ſie: Adieu, rief er, da er das Zimmer verließ, entweder ſollen ſie mich nicht mehr ſehen, oder ſie ſollen morgen alles in Genua ihrer Macht unterworfen ſehen. So ſorgfältig wie in beyden Stellen die Originalſchriftſteller in der Wahl der Ausdrücke geweſen ſind, ſo offenbar nachläßig und vergeſſen iſt der Ueberſetzer in denſelben geweſen. Immer noch übereilt, aber doch verzeihlicher würde die letztre Stelle überſetzt ſeyn, wenn das Wort ſehen nur einmal am Ende gebraucht worden wäre. Solcher Stellen, die auf Unkoſten entweder der Original- oder der Ueberſetzungsſprache übergetragen worden ſind, trift man eine Menge an. In der Erzählung zweyer auf dem Felde vom Blitze getödteten Liebenden ſagt Hr. Sch. S. 159 in dieſer zärtlichen Poſtur waren ſie vom Blitz erſchlagen, weil im engliſchen in this tender poſture ſteht. An einem andern Orte S. 260 überſetzt er die Worte their ambitious views, ihre herrſchſüchtigen Anſchläge, und at the ſame time indeſſen, wo weder das eine noch das andre anpaſſend iſt. Bey allen dieſen Fehlern ſind die Ueberſetzungen faſt aller Aufſätze an vielen Orten ſo ſchleppend, ſo ſteif, daß man ſie auch ohne das Original zur Seite zu haben, nicht ohne Widerwillen leſen kann. Robertſon ſagt in der Erzählung des Abfalls des Andreas Doria, vom Prinzen von

Oranien S. 251: Beloved by his troops, who, remembering the prosperity they had enjoyed under his command, served him with the utmost alacrity, he let slip no opportunity of harassing the enemy, and by continual alarms and sallies, fatigued and weakened them. Die in dieſer Stelle ſo gut zuſammengedrängte und ſchön in einander gefügte Verbindung der verſchiedenen Ideen geht in der Ueberſetzung des Herr. Sch. ganz verloren. Seine Truppen, ſagt er S. 286. erinnerten ſich, wie beglückt ſie unter ſeinem Befehle geweſen waren; ſie liebten ihn, und dienten ihm auf das eifrigſte; er verſäumte keine Gelegenheit, die Feinde zu beunruhigen, und ermattete und ſchwächte ſie durch unaufhörliche Ausfälle und Angriffe. Um unſern Raum und die Geduld unſrer Leſer zu ſchonen, wollen wir zum Beweiſe, wie langweilig, oft unverſtändlich und ſorglos gegen das Gefallende Herr Sch. in der Ueberſetzung erzähle, nur noch eine Stelle aus der bekannten Erzählung, Folgen der Unachtſamkeit, ohne den engliſchen Text beyzufügen, hieherſetzen. „Eines Abends, „heißt ſie, ſtanden ſie beyſammen, ganz ruhig am „Strande, beobachteten die untergehende Sonne, die „ruhige Oberfläche der Tiefe, und das ſtille Aufſchwellen der Wogen, die ſich ſanft heranwälzten, und zu „ihren Füßen brachen: als ihre Anverwandtin etwas „in der Ferne auf dem Waſſer daher ſchwimmen ſah, „das ſie für einen Koffer hielt: und lächelnd zu ihr „ſagte, ſie habe ihn zuerſt geſehen, und wenn er voller Juwelen ans Land käme, habe ſie ein Recht dar„zu. Sie beyde hefteten ihre Augen darauf, und „ſprachen über Schiffbruch und den Wrack, „with „the ſubject of the wreck,“ und die Baaſe behaupte-

„te immer ihr Recht, verſprach aber, wenns eine „koſtbare Beute wäre, (if it was a prize) ihr eine ſehr „koſtbare Koralle (a very rich coral) fürs erſte Kind, „womit ſie damals ſchwanger war, wenn ſie ſie zur „Pathin ernennete.“

Eine ſo eilfertig hingeworfene, mit ſo weniger Rückſicht auf den eigentlichen Ausdruck der Originalſprache, mit ſo ſichtbarer Sorgloſigkeit für das Schöne verfertigte Ueberſetzung, kann offenbar nicht den geringſten Nutzen zum Verſtändniß des engliſchen Textes für die jungen Sprachliebhaber haben. Poetiſche Aufſätze hat der Hr. Schiller gar nicht in dieſe Anthologie aufgenommen. Sollte er etwa auch eine poetiſche Anthologie im Sinne haben, ſo wollten wir wenigſtens die Ueberſetzung derſelben verbitten. Druck und Papier ſind äuſſerſt ſchlecht.

Bi.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche von S. L. E. de Marées. Erſtes Heft. Leipzig, bey Sommer, 1786. 8. 66 Seiten.

Sehr ernſthafte Beherzigungen für den Herrn Superintendenten de Marées in Deſſau, von dem Oberconſiſtorialrath und Probſt Teller in Berlin. Bey Mylius, 1786. 8. 88 Seiten.

Wohlmeinende Gedanken zu mehrerer Berichtigung der Briefe über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche von S. L. E. de Marées. Erſtes Heft. Epheſus, 1787. 8. 100 Seiten.

Herr de Marées hat ſich ſchon vorher, inſonderheit in ſeiner Gottesvertheidigung, wovon der erſte Theil im 66ſten Bande d. allg. deutſch. Bibl. angezeigt worden, als einen getreuen Anhänger des ſogenannten orthodoxen Lehrbegriffs, und als einen eifrigen Gegner aller derer, die ſich ſeiner Einſicht nach, auf irgend eine Weiſe an dieſem Lehrbegriff vergangen, erklärt und bewieſen, daß uns alſo dieſer neue Angriff deſſelben auf ſeine und der ſymboliſchen Theologie Gegner, inſonderheit auf die Herren Bieſter und Nicolai, und die Verfaſſer der theologiſchen Artikel der allg. d. Bibl. nicht befremden darf. Er ſcheint dieſe Briefe als das Hauptmagazin beſtimmt zu haben, worin er alle ſeine Beſchuldigungen, ſeinen ganzen Unwillen, und ſeine bittre Galle gegen alle die in Abſicht auf ſymboliſche Theologie, nicht ſo wie

er

zu bilden, nicht Ende nach widerlegen und beschämen wolle. Sonsthaft genug ist dieser Angriff gemeint, denn man merkt, daß der gute Hr. de Marées sehr böse ist; aber höchstunbeholfen ist auch dieser Angriff, da dieser Schriftsteller so wenig deutliche Begriffe hat, und sogar elende Gründe braucht. Wie dem aber auch sey, ob der Angriff gleich an sich gar sehr wenig zu bedeuten hat, und sehr leicht abgeschlagen werden kann, so wird doch die Erörterung aller der Klagepunkte, die er insonderheit gegen unsere Bibliothek vorbringt, und die Berichtigung so mancher verworrenen Geschwätze, die Auseinandersetzung so mancher fremden, eingemischten Dinge in der Antwort, die man billigerweise von uns fordern wird, eine Weitläuftigkeit nöthig machen, um die wir unsere Leser im voraus um Vergebung bitten müssen. Es ist ganz gut, daß wir alles auseinander setzen, damit man desto deutlicher sehe, wie wenig wir uns vor einer gründlichen Auseinandersetzung fürchten dürfen.

Sonderbar genug ist dieser Angriff eingeleitet, und sonderbar auch die Veranlassung, die Hr. de Marées dazu gesucht hat. Es ist diese, daß Hr. Biester in der Berlin. Monathsschrift, und Hr. Nicolai in seiner Reisebeschreibung, und in der A. D. Bibl. (denn alles was darin hievon vorkommt, scheint er sehr ungeschickter Weise Hrn. B. gerade zuzuschreiben) von dem noch immer regen Bekehrungseifer der Katholiken, insonderheit der Jesuiten gezeugt, und die Protestanten zur Wachsamkeit und Vorsicht gegen alle Versuche der Proselytenmacherey sehr recht ermuntert haben. Dies nämliche Thema hat ihn so äußerst befremdlich mit Männern vor, die seinen Vorgeben nach sonst die Absicht haben, und wirklich auch daran arbeiten, die protestantische Religion zu verdrängen, und an deren Statt eine bloße Vernunftreligion einzuführen. Anstatt diese so gehäufte Beschuldigung, wie es doch wohl seine Pflicht gewesen wäre, vorher gehörig zu beweisen, nimmt er es wider den Augenschein als ganz bekannt an, daß diese antichristliche Absicht zum ersten Bande der allg. d. Bibl. durchgehends in allen den 60 Bänden, die etwa davon bis hieher erschienen sind, geherrscht habe, und bey diesem kindisch-leichtsinnigen Urtheil scheint es ihn gar nicht anzufechten, wie sehr er sich durch eine so unerwiesene, als unverzeihliche Beschuldigung um so mehr unchristlich-christlichgesinnten theol. Mitarbeiter der A. D. Bibl. versündige, worunter Männer sind,

sie zu den vernünftigsten protestantischen Theologen gehören, die sich als solche auch in andern Schriften gezeigt haben, und denen ein Mann von so seichten Kenntnissen, wie sich Hr. de M. zeigt, gewiß nicht werth ist, die Schuhriemen aufzulösen. Mit Hrn. Nicolai wird er also gleich fertig, nachdem er die A. D. Bibl. abgeurtheilt hatte. Mit Hrn. Bisper scheint die Sache schwerer zu seyn, indessen beruft er sich auch hier statt alles andern Beweises, auf die Berliner Monathsschrift, die gleichfalls Beweise einer antichristischen Gesinnung genug enthalten solle, und wofür er Hrn. Diester ohne weitere Umstände verantwortlich macht. — Wir lassen hiergegen die Parallele zwischen dem Hrn. Böse, dem ehemaligen Zionswächter, und Hrn. Diester und Hrn. Nicolai, die Hr. de M. mit kindischem Spotte auch Zionswächter nennet, als zur Sache nicht gehörig, weg, und führen nur den Vorwurf der Inconsequenz und des Widerspruchs mit sich selbst an, die der Hr. de M. den vorgeblichen neuen Zionswächtern macht. Seiner Meynung nach, findet sich zwischen dem vormals so gehaßten Hamburgischen Zionswächter und dem neuern Berlinischen dieser merkliche Unterschied. „Böse „schauete auf seiner Zionswarte überall umher, sah sich auf „allen Seiten vorn und hinten um, blickte nach allem, was „seiner Kirche seiner Meynung nach, schädlich werden konnte; „diese sehen blos auf eine Seite, und sehen in die Ferne hin„aus, dicht um sie herum ist es sicherlich auf allen Seiten, hier „verbietet das Vernunftseyn des eigenen Antlitzes, das Feuer „rufen. Ob nach der Herausgabe der Fragmente nur in einer einzigen großen Stadt, in wenig Wochen Zehentausend vom Christenthum abgefallen, wie mir selbst ein Philosoph erzählt hat," (dieser seynsollende Philosoph ist entweder ein Windmacher gewesen, oder er hat mit Herrn de M. seinen Spas treiben, und ihm etwas aufheften wollen) „ob den Zionslehrer für alle Menschen ohne Unterschied der Religion, „ob Bücher, wie Horus und Hieroeles, alles in den wüstigsten Un„glauben und Irreligiosität hineinstürzen? (Man hat gar nicht „gefunden, daß diese im Grunde sehr unbedeutende Bücher eine sonderliche Wirkung gethan, oder den christlichen Religion Abbruch gethan hätten,) „das bekümmert sie nicht, sie sehen nicht einmal gerne, daß man darüber Lerm mache. Und „warum sollte man das thun? Es ist ja eben nicht nöthig, „daß die protestantische Kirche eine christliche seyn müsse, wenn „sie nur durch den ersten Lehrsatz ihrer Glaubens gleich klar

„daß

„daß sie wider das Katholicum protestire, so behält sie ihr un„verscheidendes Kennzeichen.“ Dies sind nun so grobe Verläumdungen, deren sich Hr. de M. billig schämen sollte. Womit kann er denn das Vorgeben von der Beförderung und Begünstigung des Naturalismus, oder gar der Irreligion beweisen? etwa aus dem Stillschweigen der Herren Biester und Mitglied gegen die Angriffe der Naturalisten und Atheisten? Es liegt ja aber weder Hrn. B. noch M. so wenig als vielen andern deutschen Gelehrten die besondere Pflicht der Vertheidigung des Christenthums ob, und was insonderheit Herrn M. anbetrifft, so muß ihm ja billig nach des Briefstellers Art die Sache zu beurtheilen, da er alles was in der A. D. B. steht, Hrn. N. zuschreibt, der gegen obige den Unglauben und Irreligiosität predigende und verbreitende Schriften, in der allg. d. Bibl. geäußerte Widerspruch, jede darin versuchte Bestreitung und Widerlegung derselben, worun es ja in der A. D. Bibl. nicht fehlet, so gut zu statten kommen und angerechnet werden, als ihm jeder Angriff auf das festgesetzte Kirchensystem zur Last gelegt wird. Uebrigens müssen wir hiedurch Hrn. de M., wenn Er dem Verdachte niedriger Absichtsredung ausweichen will, öffentlich auffordern, obige Beschuldigung besser, als hier geschehen, zu beweisen, und von dieser Verbindlichkeit kann ihn auch seine öffentliche Kriegserklärung gegen seine Gegner, und sein Vorsatz, die ganze Controverse kriegerisch zu behandeln, oder wie er sich ausdrückt, nach Art kluger Feldherren den Krieg ins Feindes Land zu spielen, keinesweges entbinden; denn es giebt doch auch unter gesitteten Völkern ein Kriegsrecht, und auch seinen offenbaren Feinden muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, und insonderheit auch sie nicht fälschlich beklagen. — Allein die Falschheit dieser Beschuldigungen jetzt bey Seite gesetzt, und stillschweigend angenommen, daß die vorgegebenen Neuen Zionswächter, blos die reine Vernunftreligion behaupteten, was war denn so wunderbares und befremdliches darin, daß sie sich der Ausbreitung des Katholicismus widersetzen? und ihre Mitbürger vor einer Gefahr, von deren Wirklichkeit sie überzeugt waren, zu warnen suchen? Wer überhaupt das Christenthum verwirft, und es zu verdrängen sucht, der muß ja wohl wider den Katholicismus, als die verderbteste und schädlichste Art des Christenthums, seinen Eifer verdoppeln, wenn er anders consequent seyn will, und von dem muß es uns gar nicht befremden, wenn er beym Ueberhandnehmen

deſſelben, Feuer rufe. Scheint es beſonders gewiſſenhaften guten Sache, wenn auch die Naturaliſten mit den Proteſtanten gemeinſchaftliche Sache wider die Unterdrückungen der katholiſchen Kirche machen? Man hat alſo in dem angenommenen Fall vielmehr Urſache, ſich über die wirklich ſehr eifrige Verwunderung des Briefſtellers zu verwundern, der ſich ſo wenig in die vermeinte Stelle, die er ſeinen Gegnern anweiſet, zu verſetzen weiß.

Aber freylich das ſollten ſie, ſeiner Meynung nach, nicht thun, ſondern vielmehr beym Ueberhandnehmen des Unglaubens und der Irreligion ſollten ſie Feuer rufen — und auf welche Art ſollte denn dies Feuer rufen geſchehen? So wie es weiland Götze, polemiſchem Andenkens, der eigentliche Antepaſſus unſers Briefſtellers, trieb, und wie Hr. de M. es nun fortzuſetzen verſpricht? — dadurch daß man Anathaturum more, Links und Rechts um ſich hauet, Winkelmeſſen für Meſſen, und ein Heerde Schaafe für ein Heer von Saracenen hält, unerwieſene und unerweißliche Beſchuldigungen häufet, aus den unſchuldigſten Dingen Gift zu ſaugen weiß, allenthalben in ſeines Gegners Worten, man mag ſie verſtehen oder nicht, die ſchädlichſten Abſichten wittert, allenthalben Ungereimtheiten und Widerſprüche wie ſich ſelbſt aufſpürt? Nennt dies Hr. de M. Feuer rufen, ſo wird es einen rechtſchaffenen, tüchtig verdammenden Zionswächter, der die Ehre haben will des großen Götzens Nachfolger zu ſeyn, zukommt, ſo werden die von ihm ſo betitelten, ihren Zionswächter ſich für die Ehre bedanken, und ſie ihm ſelbſt, der ſich ſo rühmlich dazu qualifizirt hat, gerne überlaſſen. Aber gehöre etwa zum Zionswächteramt, gründliche mühſame Unterſuchung der Sache ſelbſt, vernünftige und geſchmackvolle Vertheidigung der Wahrheit durch eigentliche Wahrheitsgründe — nun ſo mag es wiſſen, daß manche, unter den theol. Mitarbeitern der Bibl. ſowohl in dieſem Werke, als auch durch anderweitige Schriften um die Vertheidigung und Aufrechthaltung des wahren, ächten und wohlthätigen Chriſtenthums ſich weit mehr verdient gemacht, als Götze und Conſorten, und als aller Wahrſcheinlichkeit nach, Hr. de M. bisher durch ſeine Gottesvertheidigung und dieſe Briefe gethan, und, inſonderheit als er ſo feurigeifrig zu eifern fortfahren wird, je thun wird.

Erwähnt auch hiermit seinen katholischen Gegnern den Vorwurf, daß sie die allergefährlichsten Schlingen, die je das Nahethum den Protestanten gelegt hat, nicht nur nicht gesehen haben, nicht nur selbst darin gefangen worden; sondern diese Schlingen recht gefährlich gemacht, sie immer unter uns nach gerade weiter gelegt, und viele tausend Protestanten darin gefangen haben. Und diese Schlingen, die wahrscheinlich eine jesuitische Erfindung sey, sollen darin bestehen, daß man die heil. Schrift erst selbst ungewiß machen, alle mögliche Zweifel dagegen aufsuchen, die Beweise für ihre Göttlichkeit entkräften, und so den Protestanten ihr einziges unentbehrliches Palladium entziehen müsse, wenn man sie wieder zu ihrer Kirche bringen wolle. Welchem Gegner dieser Ausfall eigentlich gelten soll, läßt sich schwerlich sagen; wider die Herren Biester und Nicolai, diese beyden angeblichen neuen Zionswächter, kann es nicht gesagt seyn, denn diese haben nie etwas geschrieben, um (wie es Hr. de M. sehr ungenau nennt,) die heil. Schrift um ihr göttliches Ansehen zu bringen; also ist seine Verunglimpfung auf andere Gegner angesehen, vermuthlich also auf die Verfasser der A. D. Bibl. Aber auch diese haben nie den jesuitischen Satz behauptet, daß die Bibel ein so widersinniges Buch, daß es sich ohne einen authentischen Ausleger nicht erklären lasse, sondern vielmehr das Gegentheil, auch haben sie nie das göttliche Ansehen derselben in einen denkbaren, vernünftigen, und der Erfahrung nicht widerstreitenden Sinn geleugnet oder bestritten. Wider wen sicht also Hr. de M.? Wider einen Schatten? Etwa wider den Wolfenb. Fragmentisten, wider Nahrdten und dergleichen, mit denen weder B. noch N. noch die Bibliothekare je gemeinschaftliche Sache gemacht haben, noch dessen, ohne die größte Ungerechtigkeit je beschuldigt werden können. So wirft also Hr. de M. alles unter einander, und sieht mit verbundenen Augen. Kein Wunder also, daß er nicht bemerkt, wie sehr der nehmliche Vorwurf, den Katholiken, und namentlich den Jesuiten in die Hand zu arbeiten, vielmehr ihn selbst, und manche seiner orthodoxen Collegen trift. Jenen Gegnern der Vernunft und ihres Gebrauchs in der Religion ist nähmlich mit dem Ungewißmachen der Bibel und Schmähung ihres göttlichen Ansehens nur noch wenig gedient, wenn nicht auch zugleich die Vernunft von ihrem Richteramt abgesetzt, ihre Grundsätze zweifelhaft gemacht, ihre Beweise für Sophismen, und ihre

Gebrauch auch nach der richtigsten Logik für unzuverläßig und verführerisch erklärt wird. Hierauf ist es von ihnen hauptsächlich angesehen; alles Vernunftliche muß erst ausgelöscht werden, ehe die Religionsdespoten ihr freyes Spiel mit uns treiben, uns weiß machen können, daß ein Theil größer sey, als das Ganze, daß eine Versammlung von Menschen, wovon jeder für sich fehlbar ist, unfehlbar sey u. s. w. Mit einem Worte, es liegt den katholischen und jesuitischen Bekehrern alles daran, daß der Weg der vernünftigen Untersuchung als unzuverläßig und irreführend verworfen; der Weg aber des Ansehens oder des blinden Glaubens, als der einzige richtige und sichere anerkannt werde. Hierauf beruht nun auch der eigentliche Unterschied der Protestanten und Katholiken, und in sofern wir uns dem einem oder dem andern dieser entgegengesetzten Wege nähern, sind wir entweder Protestanten oder Katholiken. Dies hätte Hrn. de M., wenn er ächte theologische Litteratur besäße, wovon man wenig Spuren findet, unter andern auch die gelehrten Streitigkeiten, lehren können, die am Ende des vergangenen Jahrhunderts der Bischof Bossuet mit den französischen Reformirten führete, die sich um diese Axe drehten, ob der Weg des Ansehens oder der eigenen Untersuchung in der Religion der richtige sey. Wer unter den Protestanten stimmt nun hier mit den Katholiken überein, wer begünstigt den Weg des Ansehens, und arbeitet ihnen in die Hände? wer anders, als Hr. de M., der bey aller Gelegenheit auf die Philosophie und die Vernunft schmähet, und symb. Bücher oder menschliches Ansehen für die Norm und Grundfeste des Bekenntnisses hält? —

Was Hr. de M. weiter von der Hoffnung der Katholiken, daß die von ihren Glaubensbüchern so sehr abweichende Protestanten nach gerade merken würden, daß ihnen ein unfehlbarer Richter in Glaubenssachen mangle, mit einer hergezogenen Stelle in Nicolai Reisebeschr. anführt, findet in dem, was Hr. N. den Katholiken geantwortet, seine Abfertigung, und überhaupt ist die Hoffnung, die die Katholiken hierauf bauen, eben so eitel, als die Hoffnung mancher Protestanten, daß die Katholiken wegen einiger unwesentlichen Veränderungen in unwichtigen Nebendingen, oder wenn man will, Verbesserungen in Disciplinarsachen und äußer Gebräuchen werden. Zwar sagt Hr. de M. Hr. N. hätte sich mit einer offen-

offenbaren Unredlichkeit durchgeholfen, weil er, wie er ganz wohl weiß, keine Menge der Orthodoxen gebe, die jetzt jeden, der bey weitem noch kein Socinianer ist, verdammen, und berufe sich auf eine entgegengesetzte Erklärung Göhens an den Hamburg. Magistrat, worin er sagt, daß seine Meynung nicht dahin gehe, die Juden, Türken und Heiden zu verdammen — allein, wie es auch mit dieser Göhischen Erklärung beschaffen seyn mag, so bleibt es doch wahr, daß er und alle die mit ihm über den Werth der symbolischen Bücher, und namentlich des Athanasischen Symbolums gleich denken, alle unitrinitarische Christen verdammen werden, und so hat Hr. M. doch wahr gesagt, so unbescheiden ihn hier auch Hr. M. der Lügen bezüchtigt. —

Der Briefsteller bemerkt nun weiter, wie der jesuitische Kunstgriff die heil. Schrift herunterzusetzen, wider den Willen und die Erwartung der Erfinder beynahe einen allgemeinen Abfall vom Christenthum, die schrecklichste Gottesverläugnung und die abscheulichste Sittenverderbniß unter den Katholiken und Protestanten nach sich gezogen. Uebel, die wenn sie wirklich so weit ausgebreitet wären, als Hr. de M. vorgiebt, gewiß ganz andere Quellen haben, als die jesuitische Herabsetzung der heil. Schrift; wie darauf die Vernünftigsten und Tugendhaftesten unter den Katholiken und Protestanten auf die Gedanken gerathen, daß die Vereinigung beyder Religionspartheyen ein nöthiges, vielleicht das einzige Mittel gegen den so weit eingerissenen Abfall von Gott, von dem Welterlöser, von der heil. Schrift, und gegen alle traurige Wirkungen desselben sey, und hätten deßfalls neuerdings mehr auffallende, oder vielmehr nur mehr ans Licht gezogene Vorschläge und Versuche zur Vereinigung gethan. — Nur ein solcher Mann, wie dieser Briefsteller, kann die katholischen Versuche zur Vereinigung, oder vielmehr zur Bekehrung, die von jeher im Stillen fortgewirkt haben, allein, oder hauptsächlich den Vernünftigsten und Tugendhaftesten dieser Religionspartheyen zuschreiben, oder sie blos als das, aus Muth, um dem gänzlichen Verfall des Christenthums abzuhelfen, ergriffene Hülfsmittel betrachten. Der immer geschäftige Eroberungsgeist der römischen Kirche und Hierarchie ist davon von jeher die wahre und hauptsächliche Ursache gewesen. Wenn aber auch Protestanten, um dem Fortgang des Unglaubens und der Irreligion Einhalt zu thun, eine Ver-

Vereinigung mit der römischen Kirche möglich hielten, so wußten es gewiß nicht, wie Hr. de M. vorgiebt, die Vernünftigsten, sondern gerade die Einfältigsten, um das Gelindeste zu sagen, weil sie nicht einsahen, daß die Vereinigung mit der sogenannten alleinseligmachenden Religion, und einer grundfalschen unfehlbaren Kirche nichts anders als ein Modewerk zu demselben seyn könne, und daß Vermischung mit dem verdorbensten und unvernünftigsten Christenthum, das ursprüngliche, wahre und vernünftige Christenthum ganz aus der Welt verdrängen, und also dem, was Christenthum heißt, vollends allen Credit und alle Achtung unbesangener Untersucher entziehen, und also das Uebel nur ärger machen würde — oder es war ihnen nur um Unterdrückung der Vernunft, Unterdrückung des eigenen Urtheils, und Ausbreitung hierarchischer Grundsätze zu thun; alsdann würden sie freylich im Herzen schon Papisten; wie sie aber dabey die vernünftigsten und tugendhaftesten Protestanten seyn könnten, wollte mir nicht einsehen. Ueberhaupt ist dies ganze Raisonnement des Briefstellers so wenig auf Thatsachen gegründet, so ins Blaue hineingeschwatzt, daß ich ganz würde vergangen haben, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, den ganzen Gang dieses ächten Nachfolgers Gözens durchzugehen. — „Und siehe," fährt er fort, „erstaunte protestantische „Deutschland, eben die Herren, die das Uebel nicht schon „wollten, die es selbst mit List und Kraft vorbereiten hatten, „die schreyen schon über die allergrößte Gefahr der protestantischen Kirche, bey einem Vorschlage, wie dem Uebel zu „helfen sey!" Kenner dessen, was neuerlich über diesen Punkt verhandelt worden, mögen urtheilen, ob dies wirklich der Fall sey, ob alle Thatsachen, die die Herren D. und M. von dem immer geschäftigen Eroberungsgeiste der Katholischen, und den Machinationen der Proselytenmacherey bisher ans Licht gezogen haben, weiter nichts angezeigt, als daß man mit von Kathol. und Protest. in der besten Meynung von der Welt, ohne alle Argliſt und Nebenabsicht, theils einer Seite, thätige freundschaftliche Vorschläge zur Vereinigung gethan habe. Freylich eine saure Arbeit, wie Hr. de M. sie hierüber scheint zu spüren, wenn sie vergebene Arbeit seyn.

Jetzt wendet sich Hr. de M. wieder zur alleg. d. Bibliothek, [illegible] Lehrmeinungsverschiedenheit, daß es in derselben

ben, vom Anfang her auf die Einführung neuer Neuerungsreligion angelegt gewesen, daß man zuerst nur die Dogmatik und Compendia, dann die symb. Bücher, dann alles das, was nicht nur die protest. sondern die ganze christliche Kirche eigenthümliches hat, endlich das göttliche Ansehen der ganzen heil. Schrift angegriffen habe. Alle diese harten Beschuldigungen stehen ganz unerwiesen da, um die so scharfsinnige Bemerkung anbringen zu können, „daß die naturalistische Aussaat eine papistische Erndte tragen, „und daß man die protest. Christen dadurch recht in die Hände der katholiken jagen mußte!“ Und wie geschieht denn dieß? „Zu einer Zeit,“ heißt es, „da die kath. Kirche, so viele erhabene Regenten und Prälaten derselben angefangen „haben, den abscheulichen, heidnischen, abgöttischen „Zusatz des Pabstthums, der durch die Reformation abgeschafft worden, nur auch bey sich abzuschaffen, womit es „freylich so geschwind nicht gehet“ Leidernicht ist bisher noch kein einziges Dogma abgeschafft, alle Veränderungen betreffen, und können schlechterdings nur Disciplinarsachen betreffen, sie bestehen größtentheils in Nebensachen, und die wichtigsten werden in der Ausführung verstümmelt. Man lese doch nur Hofmann über Gottesdienst und Religionslehre in den Oest. Staaten!) „da kommen protestantische Gottesgelehrte, „meisen einen Grundgrundriß des Christenthums nach dem andern an, lassen im ganzen Glaubensbekenntniß vom Schöpfer Himmels und der Erden bis zur Auferstehung des Fleisches nichts unangefochten — ja sie stehen sogar wider die zehen Gebote zu Felde, ohne einen Augenblick zu bedenken, „was das für erschröckliche Folgen unter dem gemeinen Volke „haben würde, wenn man es belehrete, die Gebote Gottes, „du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen ꝛc. gehen euch „nichts an? Gott hat sie nicht euch, sondern dem dummen, „rohen, nomadischen Judenvolke gegeben.“ Wie äußerst lieblos, unverständig und falsch ist doch hier die Meynung derjenigen neuern Gottesgelehrten vorgestellt, die aus so guten und rühmlichen Ursachen den jüdischen Decalogum, den doch Paulus ohne Zweifel mit unter die [illegible] rechnete, NB. nun als einen Inbegriff der ganzen christlichen Sittenlehre für unzulänglich und unschicklich erklären! —

Endlich soll, nach langen Vorbereitungen die A. D. Bibl. das ganze bisherige moralische System für Unsinn erklärt, schon

Triumpf ungestimmt haben, daß es sich kaum noch in einigen verborgenen Gesellschaften erhalten konnte, und nun rücke man mit der natürlichen reinen Vernunftreligion hervor, die allgemein die Stelle nicht nur des Christenthums, sondern aller Religionen, und zwar bald einnehmen würde. — Hr. de M. beweise diese Beschuldigungen, wir fordern ihn noch einmal dazu auf; bisher sind sie nichts als unverschämte Verläumdungen — Von allen diesen erwartet nun der Briefsteller das gerade Gegentheil, denn sie von ihren Lehrern getäuschte, in Ungewißheit und Verwirrung gestürzte Geistliche würden, wenn sie es erfahren, daß sie von ihren Volkstäuschungen für erlaubt haltenden Lehrern getäuscht würden, ihre Täuscher wieder täuschen, und statt zu der reinen Vernunftreligion sich zu wenden, schnurgerade den Katholiken in die Arme laufen, daß diese Vermuthung gegründet sey, will Hr. de M. mit der Allg. D. Bibl. selbst belegen. Im ersten Stück des 43 Bandes heißt es in der Anzeige der durch das Bahrdtische Glaubensbekenntniß veranlaßten Streitschriften: „Derjenige Erfolg, der dem Verf. indessen der wahrscheinlichste ist, daß nämlich die protest. Kirche als ein unreiniges und zersplittertes Reich nach und nach von der päpstlichen Hierarchie wieder erobert, und unter das alte unglückselige Joch wieder gebracht werde, möchten wir, so lange wenigstens Deutschland seine gegenwärtige politische Verfassung behält, am wenigsten fürchten.“ — Ein sehr unrichtiger Beleg, denn der Recensent redet, wie der einschränkende Zusatz, so lange Deutschland seine jetzige politische Verfassung behält, von einer gewaltsamen Eroberung, wie sie Ferdinand II. vorhatte, nicht aber von geheimen jesuitischen Machinationen und Bekehrung, denn was hat mit diesen letztern die politische Verfassung Deutschlands zu thun? Dies diene indessen zur Probe, wie Hr. de M. die allgemeine deutsch. Bibl. anzuführen, und daraus zu argumentiren pflegt.

„Da andere befürchteten,“ fährt der Briefsteller fort, um die Bibl. eines Widerspruchs mit sich selbst zu beschuldigen, „befürchtete die Bibl. des H. Nicolai nichts, und gieng ihren Weg, in Bestreitung des Systems der Protestanten“ (das wahre System der Protestanten, das Hr. de M. nicht kennen will, hat die Bibl. nie bestritten) „muthig fort. Auf „einmal verändert sich die Sprache im 53 Bande. Das „vorher sichere Triumpfgeschrey verwandelt sich in mürrische „Kla-

„Klagen. Darinn heißt es in der Recension eines Briefes an ei„nen Minister über das patriotische Verlangen nach einer öf„fentlichen Vereinigung der drey Hauptreligionspartheyen in „Deutschland: Diese Vereinigungsplane sind ein Werk „der Jesuiten, welche täglich anfangen, mächtigen „zu werden, und desto sicherer im Stillen fortarbei„ten, ihren Orden wieder empor zu bringen, den vie„le gutherzige Leute ganz vertilgt glauben, da er „doch anfänge, täglich mehr Consistenz zu gewinnen „u. s. w. Darauf kommen nun, heißt es weiter, „Warnun„gen an die Protestanten, die von da in den folgenden Bän„den immer reichlicher und dringender werden.“ Hr. de M. sucht nun den Grund dieser schnellen Veränderung der Gesinnungen in laute bange Besorgnisse anzugeben. In einer Veränderung der politischen Verfassung Deutschlands könne es nicht liegen, denn diese sey noch immer eben dieselbige; er frage also; sollten diese Herren etwa geheime Nachrichten wissen, daß alle oder die meisten der protest. Fürsten zu der katholischen Kirche überzugehen, im Begriff stehen? — „aber „Wachsamkeit der Schriftsteller und der Unterthanen, was „könnte die dagegen ausrichten?“ Hätte Hr. de M. nicht obige Worte aus dem 43. Bande mißverstanden, so würde er sich keine so schnelle Veränderung erdacht haben, denn dort ist, wie schon gesagt, von gewaltsamen Eroberungen, nicht, aber von listigen Machinationen der Jesuiten die Rede: diese letztern können, bey aller Unveränderlichkeit der deutschen Reichsverfassung immer besorglich und gefährlich seyn, sie können auch eine Zeitlang verborgener bleiben, so daß man darauf nicht so sehr achtet; sie können nachher durch die Wirkungen bekannter werden, und zu freymüthigen Warnungen Anlaß geben. — Und ohnedem was wäre es denn nun für großes, wenn ein nachfolgender Recensent, der bessere Nachrichten hat, Gefahr sieht und anzeigt, wo der andere auf seiner Studirstube und in seinen engen Cirkel eingeschlossen, nichts dergleichen wahrgenommen hatte? Die verschiedenen Recensenten können manche Sachen verschieden ansehen! wie kindisch ist es doch, davon so viel Aufhebens zu machen! Ich lasse das Uebrige dieses ersten Briefes, worin behauptet wird, daß die Bibel allein dem Protestantismus den Sieg über den Katholicismus verschafft habe u. s. w. weg, weil nachher der Folge sich Gelegenheit zeigen wird, des Briefstellers unverdauetes Geschwätz darüber zu rügen.

Zwey-

Gewogene Antheil. Der Freund der Hrn. de M. hält gar so wie derselbe, die neuen Wächterstimmen über die Gefahr der protest. Kirche für eine wunderbare Erscheinung unserer Zeit, nur schien er noch Bedenklichkeit darüber zu haben, ob man den neuern Sachwaltern der Protestanten so viel Witz und Antheil an dem allgemeinen Unglauben, und beynahe herrschenden Naturalismus zuschreiben dürfe, als sein Correspondent ihnen beylegt. Und wenn er auch noch in Rücksicht auf die A. D. B. zuhöre, so zweifle er doch, ob es von der Berlin. Monathsschrift zu erweisen sey. — Wer sollte hier nun nicht erwarten, daß der Briefsteller einen förmlichen Beweis dieser Beschuldigung, insonders in Absicht auf die Berlin. Monathsschrift, antreten würde? Aber nichts von allen diesen, sondern er erzählt uns nur, wie ihm schon vor 40 Jahren, bey allen den Anfällen, auf die heil. Schrift, auf den göttlichen Erlöser, und auf seine eifrigsten Bekenner und Vertheidiger zu Muthe gewesen. Von den Anfällen auf die letztern heißt es: „Hat man sie nicht als ungefehrt angesehen, die jeder nach Belieben als unsaure, unnütze und schädliche Menschen nach Herzenslust behandeln dürfe?“ Zur Rechtfertigung dieser Klage wird unter an in der Note das deutsche Museum Julius 1784 angeführt, und was darin gesündigt worden, das wird der allg. deutsch. Bibl. mit einer Unbilligkeit, die wenig ihres gleichen hat, Schuld gegeben. Was hat denn die A. D. B. oder die Berlin. Monathsschrift für Gemeinschaft mit dem deutschen Museum? muß man nicht in der That ein blinder Fechter seyn, oder gefliessentlich alles unter einander werfen, um auf diese Weise höchst übertriebene Klagen gegen einen Unschuldigen vorzubringen? Und zeigt es wohl Verstand, auf eine einzige Note in einer periodischen Schrift eine solche Anklage zu gründen? Wir lassen dann weg, was Hr. de M. um ihren blossen Inhalt zu thun, weiter ausgedacht, und zum Theil auch, weil es doch nicht recht glücken wollte, wieder verworfen hat, um nur von dem Plan, wobey er zuletzt stehen geblieben, etwas zu sagen. Er will nämlich den Krieg in der Feinde Land spielen, will das ungereimte, pathetische, despotische Widersprechende ihrer Einwürfe und Behauptungen, so wie es ist, anschauend darstellen, ohne sich durch berühmte Namen, oder persönliches Ansehen irre machen zu lassen, um so vielen Verführten auf einmal die Augen zu öffnen. Ehe er aber zum Werk schreitet, will er vorläufig ein paar Fragen un-

ter-

ursachen. Die erste ist diese: Ists nöthiger bey der Gefahr des Naturalismus oder des Katholicismus Feuer zu rufen? Er für sein Theil, hält's bey der erstern für weit nothwendiger, als bey der letztern, und dies will er nicht nur mit seinen eigenen, sondern sogar mit seiner Gegner Gründen beweisen. Seine Gründe sind 1) das schreckliche Uebel des Naturalismus ist schon da; ist mit allen seinen schrecklichen Wirkungen schon mitten unter uns, und sehr weit, nach so vielen uns von dem Gegnern selbst vorgelegten Berechnungen, ausgebreitet. Das andere droht nur, und wird uns zwar als nahe, aber doch nur als künftig vorgeschildert. Ist Feuer löschen, frägt er, nicht nöthiger, wo alles schon in Flammen steht, als Verwahrung vor Brandt, der künftig sich entzünden könnte? Der zweyte Grund ist dieser: der Naturalismus rottet das Christenthum ganz und gar mit allen seinen Confessionen aus, der Katholicismus wirft nur einige derselben um. Natürlich ist das Uebel gröser, welches eine Sache ganz zerstört, als ein andres, das nur einem Theil schädlich ist. Hier beziehet sich Hr. de M. auf eine Stelle im 26 Bande der A. D. B., wo der Recens. will, daß man statt beyde Religionen, nämlich der protest. und katholischen, lieber sagen solle: beyde Confessionen, weil doch beyde Christen sind.

Drittens hält der Hr. de M. den völligen Abfall von Christo, die gänzliche Verleugnung seines Evangeliums, für eine weit gröszere Versündigung, als den Uebergang der Protestanten in eine katholische Kirche, so wie itzt so viele erhabene und würdige Prälaten und Gelehrte sie zu bessern und zu vereinigen mit wirklichen Ernst und Handanlegung bemühet sind. Hier wird wieder die A. D. Bibl., und zwar der 39 Band S. 399 angezogen, um daraus zu beweisen, was im geringsten nicht daraus folgt, daß das Jahr 1777 nach dem Urtheil der Bibl. die Epoche der aufgeklärten protestantischen und der verbesserten kathol. Theologie gewesen; hingegen sey nach eben dieser Bibl. im Jahr 1785 die katholische noch immer eben dieselbige, die sie seit Hildebrands Zeiten gewesen, da sey es noch immer Verdienst, für diesen Feind zu warnen, und seine Annäherung zu entdecken, nothwendig, die Protestanten aus dem tiefen Schlummer aufzuschreien, in welchem sie so süß träumen, daß die kathol. Kirche sich gebessert, daß sie ihrer Gewissenstyranney und ihren Scheiterhaufenbekehrungen entsagt habe. Diese Parallele zwischen dem

Ausspruche der Bibl. vom Jahr 1777, und von 1785 wird noch weiter ausgeführet, aber es ist nicht nöthig, daß wir uns dabey aufhalten; denn aller Vortheil, den Hr. de M. aus diesem Widerspruch zu ziehen gedenkt, fällt schon dadurch weg, daß die Urheber von beyden abweichenden Aeußerungen über die katholische Kirche, zwey sehr verschieden denkende, und sehr verschieden benachrichtigte Gelehrte sind, wie denn dies nur einem so elenden undenkenden Manne, wie der Briefsteller ist, befremden kann, der es sich in den Kopf gesetzt hat, daß entweder nur Ein Verfasser alle die theologischen Artikel in der A. D. B. zusammen schreibt, oder daß sie alle nach Einem verabredeten Plane arbeiten, daß Einer für alle und alle für Einen Mann stehen. Wenn er es aber wüßte oder wissen wollte, daß jeder schlechterdings für sich denkt und urtheilt, daß keiner von dem, was der andre denkt und urtheilt, etwas weiß, und von jeden andern, insonderheit auch von dem Herausgeber der Bibl. ganz unabhängig ist, und immer bleiben wird, so würde er von diesem vorgegebenen Widerspruch nicht so viel Aufhebens machen, und einsehen, daß, wenn er auch noch so groß wäre, derselbe ihm zu der Absicht, wozu er ihn hier trägt, nur wenig hilft; in andrer Absicht aber sein verläumderisches Vorgeben, daß die theol. Artikel d. A. D. B. die Ausführung eines von weiten her auf Naturalismus gemeinschaftlich angelegten Plans sind, völlig widerleget. Er würde sich der kindischen Mühe, diesen Contrast so ekelhaft zu zergliedern, in der That schämen müssen. Der vierte Grund ist endlich dieser, weil der Naturalismus oder Theismus gerade und schnell zur gänzlichen Irreligion und Atheisterey führe. Hr. de M. bemerkt, daß diesen Einwurf selbst der Recensent von des Hrn. Dohms Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden A. D. B. Band 59 gefühlt habe. Ueber eine Stelle dieser Recension, worin unter andern gesagt wird: „Es ist begreiflich, wenn es in katholischen Ländern, wo die wahre Philosophie gegen den Druck „der Geistlichkeit nie hat aufkommen können, denkende Köpfe „giebt, die zwischen Christenthum und voller Irreligion kein „Mittel kennen, und die, wenn sie den Glauben ihrer Kirche verlassen, sich unmittelbar dem atheistischen System ergeben; aber von deutschen Protestanten, unter denen die „gründlichste Philosophie gerade ihren hauptsächlichsten Sitz hat, ist es in der That befremdend, wenn man einen

ihres

„ihrer Mittel fragen hört: was denn eine Vernunftreli„gion sey?“ macht er einen weitläuftigen Commentar, worin viel sonderbares Zeug vorkömmt, wovon wir aber nur eines und das andere berühren können. Er träumet, es sey darin zugestanden, daß man ein Protestant bleiben, und doch vom Christenthum zum Naturalismus abfallen könne; überhaupt entdecke diese Recens. sehr deutlich das Ziel, worauf die A. D. B. so lange und so versteckt mit jesuitischer Kunst losgearbeitet habe. Er will ferner, daß man den elenden Dunst bemerken solle, mit welchem der Rec. die am Tage liegende Wahrheit: daß der Theismus gerade zum Atheismus führe, dämpfen wolle. Er halte es nehmlich nur in katholischen Ländern für möglich, daß auch denkende Köpfe zwischen Christenthum und Atheismus kein Mittel finden können, welches aber bey deutschen Protestanten nicht der Fall sey — Diesem wird entgegengesetzt, daß der Druck der Geistlichkeit, die so häufig, so öffentlich verbreiteten atheistischen Systeme der Pariser Philosophen nicht habe hindern können, und doch solle sie das Aufkommen der wahren Philosophie allein verhindert haben — Dies könnte denn doch, wie es mir scheinet, sehr wohl mit einander bestehen, denn was auch Hr de M. von der Publicität der atheistischen Philosophie in Paris sagt, so ist sie doch gewiß nicht, wie etwa die Leibnitzwolfische in Deutschland, je in Frankreich die Philosophie der Schulen und des Katheders gewesen, und von einer solchen Philosophie ist nur die Rede, nur diese, nicht aber eine in anonymischen Schriften verbreitete, kann von der Geistlichkeit unterdrückt werden. Einen andern wichtiger scheinenden Einwurf gegen die obige Behauptung nimmt Hr. de M. von dem Schicksal des Theismus in England her. „Warum“ fragt er, „ist man da nicht bey der vorgeblichen Vernunftreligion eines Eherbury, Blount und Tindal geblieben, sondern schnell bis zu Humes Atheismus, bis zur höllischen Feuerey Gesellschaft, die den Teufel anbetet herabgesunken!“ (Man sehe Wendeborns Zustand von Großbritannien, dritten Theil S. 373 — 378.) Zu einer erwarteten Antwort auf diese Frage kann die Bemerkung dienen, daß sich jetzt die Theisten entweder größtentheils unter die freyern Christen von Josters und Enfields Grundsätzen verloren, oder wie auch wohl nicht geleugnet werden kann, die neuern Anhänger der französischen Moderphilosophie ergeben, sich gerades zu für den Atheismus erklärt haben. Daß der Theism aber

noch wirklich vorhanden seyn müssen, zeigt der, obgleich mißlungene Versuch Williams, einen theistischen Gottesdienst aufzurichten. Wider die Anmerkung, daß dieser Uebergang des Theismus in den Atheismus im protest. Deutschland wegen der dort herrschenden gründlichen Philosophie nicht zu befürchten sey, wird erinnert, da die gründlichste Philosophie keine Sache für das Volk sey, so erhelle schon daraus, daß eine reine Vernunftreligion keine allgemeine Religion werden könne (gerade als ob irgend jemand von Hrn. de M. Gegnern dies behauptet hätte). — Zwar verlasse, um diesen Einwurf zu heben, schon Mendelssohn selbst seine metaphysische Demonstrationen, gehe zum schlichten, gesunden Menschenverstande über, und behaupte, die natürliche Religion sey die einfachste und faßlichste Religion, so leicht, daß sie jedermanns Fähigkeiten angemessen ist, daß man erstaunen müsse, wenn man Philosophen ernsthaft behaupten höret: sie sey nicht für den gemeinen Mann, (Mendelss. an Lessings Freunde S. 30 — 36.) aber damit werde weder der Hr. Basedow in seinem Vorschlage an die Selbstdenker des 19ten Jahrhunderts, noch sein Recensent in der A. D. B., die beyde das Gegentheil behauptet, widerleget. „Aber was noch mehr ist," setzt Hr. de M. hinzu, „die Erfahrung von Schöpfung der „Welt an, bis auf unsre Zeiten, entdeckt dies Blendwerk „noch deutlicher. Kein einziges Volk auf dem Erdboden hat „nur einmal einen Versuch gemacht, eine reine Vernunftreligion einzuführen, welcher auch gewiß übel genug würde abgelaufen seyn. Das Christenthum wurde im Gegentheil sowohl bey seiner Einführung, als bey seiner Wiederherstellung geglaubt von der Welt, sobald es gepredigt worden; so „daß seine Feinde ihm den Vorwurf machten, es sey nur eine „Religion für das gemeine Volk. Es ist dadurch entschieden, „daß der gemeine Mann die geoffenbarten Lehren eher, begieriger und wirksamer annehme, als die natürlichen." Man kann hierin dem Hrn. de M. Recht geben, wiewohl jener Ausspruch Mendelssohns von der Faßlichkeit und Popularität der Vernunftreligion unter gewissen Modificationen und Einschränkungen mit der willigern Aufnahme einer positiven Religion, die so wie die jüdische, christliche und mahomedanische in der Hauptsache Vernunftreligion ist, sich noch sehr wohl vereinigen läßt; aber wenn ich ihm hierin recht gebe, so bitte ich mir dagegen von ihm aus, daß er mich, den Recensenten, wenigstens nicht in seine Anklage, als ob auch ichs daraus

angelegt habe, das Chriſtenthum zu verdrängen, und an deſſen Statt eine Vernunftreligion zur allgemeinen Volksreligion zu machen, mit hineinziehe; denn damit iſt Hr. de M. geſchwind bey der Hand. —

Am anſtößigſten iſt endlich dem Hrn. de M. was in jener Recenſ. der Dohmſchen Schrift von dem hauptſächlichſten Sitze der gründlichſten Philoſophie in dem proteſtantiſchen Deutſchlande geſagt iſt. Er äußert ſich, daß er längſt den Fall der Wolfiſchen Philoſophie, die durch ihre Definition von der Philoſophie die Vernunft zu ſo ſchwindlichten Höhen erhoben hatte, gehofft, und ſich nun freue, die Erfüllung ſeiner Hoffnung erlebt zu haben. Er führt hierauf Mendelsſohns Klage an, daß das Anſehen der philoſophiſchen Schule, worin er gebildet worden, gar ſehr geſunken ſey, und daß die beſten Köpfe Deutſchlands von aller Speculation mit ſchnöder Wegwerfung ſprechen. — Und warum, ſetzt er hinzu, ſollten ſie es nicht thun? da Mendelsſohn ſelbſt ſagt: was haben die ſpeculativen Lehrſätze mit dem Menſchen gemein? — „was aber mit dem Menſchen nichts gemein „hat, kann auch dem Menſchen nichts nutzen!“ — und nun führt er frohlockend die vermeinten neuern Gegner aller Speculation, inſonderheit der Leibnitziſchen Philoſophie, einen Kanten, Sellen, Merdemann, (wer muß dieſer Mann ſeyn?) und endlich den Poeten Jacobi an, der ſeiner Meynung nach ein tiefer ſehender Philoſoph als Mendelsſohn iſt, der uns ſoll belehrt haben, daß dieſe gründlichſte Philoſophie ſelbſt zu dem Abgrunde führe, wavor ſie bewahren ſoll, zum Fatalismus und Spinozismus. (Schade nur, daß der ſo tiefſehen ſollende Jacobi ſelbſt nicht einmal recht deutlich weiß, was Fatalismus und Spinozismus iſt) der im Grunde nichts anders iſt, als Atheismus! — Das klinget ja recht gräßlich! —. Hr. de M. hatte vorher über den Fall der Leibnitz. Philoſophie gefrohlockt, und doch ſoll dieſe Philoſophie, bey deren Verfall jetzt das Uebel des Atheismus einbrechen konnte, dies Uebel befördert haben. Dies iſt gerade ſo, als wenn man einer Wache, die, ſo lange ſie auf ihrem Poſten ſtand, den Einbruch der Diebe abwehrte, nun, nachdem ſie abgerufen worden, Schuld giebt, daß ſie die hernach einbrechenden Diebe eingelaſſen habe. Eben ſo widerſinnig iſt es, dieſer jetzt geſunkenen, nicht mehr verſtandenen und vernachläßigten Philoſophie beyzumeſſen, daß ein Buch wie Hieros

ches auf einer protest. Universität mit dem Namen des Verlegers, und also mit Censur protest. Theologen gedruckt wird. Ueberhaupt was gehet nun dieser überhandnehmende Unglaube, was gehen die neuern Schriften wider die geoffenbarte Religion, die Leibnitz. Philosophie, was die A. D. Bibl., was gehen sie Herren Biester und Nicolai an? Warum rührt der Briefsteller auf eine so unverantwortliche Weise alles zusammen? Ist denn Hr. N. mit seiner A. D. B. und Hr. B. mit der Berlin. Monathschrift auch schuld an der Irreligion der französischen Physikoatheisten, Schuld an der Verbreitung dieser Atheisterey in England, Schuld daran, daß die Modesucht auch sich bis in Deutschland verbreitet, dort die gründlichere Philosophie, durch welche Wolf den Spinozismus glücklich widerlegte, die uns durch Reimarus das schätzbarste gründlichste, faßlichste Buch über die Vernunftreligion, das je geschrieben worden, verschafft, die uns in Baumgarten, Sulzer und Mendelssohn so wackre Vertheidiger und Ruskeger dieser Religion gewährt hat, durch seichte Sophistereyen verdrängt, und daß nun an deren Statt der gröbste Materialismus, der mit dem Atheismus aufs genaueste verwandt ist) in Schwung gebracht worden?

Und wozu nun alles dieses? um zu zeigen, daß die Warnung vor der Gefahr des Unglaubens weit nothwendiger sey, als Warnung vor der hereinbrechenden Gefahr des Pabstthums — Dem sey so, wird es darum unnöthig seyn, vor der letztern zu warnen? und müssen denn alle diejenigen, die dies letztere thun, darum so bitter angelassen, so gröblich geschmähet, so niederträchtig verläumdet werden? Kann denn Hr. de M., wenn er es für nöthiger und pflichtmäßiger hält, vor dem Unglauben zu warnen, diejenigen, die vor dem Aberglauben warnen, nicht neben sich leiden, kann er nicht seinen Weg ruhig vor sich fortgehen, ohne die Gegner des Pabstthums in seinem Wege zu finden? Nächst der Gefahr, vom Unglauben hingerissen zu werden, hält er doch selbst die Gefahr vom Pabstthum verschlungen zu werden, für die wichtigste. Warum also läßt er jenen nicht gerne das Geschäft, Hier Feuer zu rufen, da er selbst es auf einer andern Seite ruft, und wahrscheinlich so, wie ers treibt, allein genug damit zu thun hat, daß er jene andre Gefahr kaum wahrnehmen, noch weniger gehörig davor warnen kann. Denn wahrlich mit dem bloßen Feuer rufen ist es in seinem von heyd-

dist

den Fällen gethan, am wenigſten wollen gegen den hereinbrechenden Unglauben Klagen, und wenn ſie auch noch ſo wehmüthig oder pathetiſch ſind, Invectiven gegen die wahren oder vermeintlichen Beförderer deſſelben, wenn ſie auch noch ſo bitter und kränkend ſind, bloſſe unerwieſene Beſchuldigungen, kurz, alle die Waffen, deren ſich der Briefſteller bedient, etwas ausrichten. Es iſt auch hier, wie bey der Warnung vor der Gefahr des Katholicismus, nicht hinreichend, nur die liſtigen Anläufe und Kunſtgriffe der Beförderer des Unglaubens ans Licht zu bringen, ſondern man muß die offenbar angegriffene Wahrheit gründlich vertheidigen. Hingegen bey dem Warnen vor dem Einſchleichen des Katholicismus iſt eigentlich nur das erſtere nöthig, und gröſtentheils zureichend, weit weniger aber nöthig, die Controverſe wieder aufzugreifen, und den Katholicismus durch Vernunft und Schrift zu beſtreiten. — Wenn indeſſen Hr. de M. ſich berufen fühlt, den Unglauben auf die erſte Art zu beſtreiten, und ſich überreden kann, daß er durch dieſe anklagende, ſchimpfende und chicanirende Polemik der geoffenbarten Religion, die ihr entzogene Verehrer wieder verſchaffen, oder die in Gefahr des Abfalls ſtehende erhalten kann, und dies vor ſeinem Gewiſſen zu verantworten weiß, ſo thue ers immer hin auf ſeine Gefahr, aber noch einmal, was gehen ihn die Beſtreiter des überhandnehmenden papiſtiſchen Aberglaubens an, wenn ſie auch zugleich die Beförderer des Unglaubens wären, welches doch die Herren Bieſter und Nicolai in ihren Schriften gewiß nicht ſind — Könnten ſie desfalls nicht in redlicher Abſicht, papiſtiſchen und jeden andern Aberglauben, Schwärmerey und theoſophiſchen Unſinn beſtreiten?

Dritter Brief. Der Briefſteller findet es, ehe er zum Treffen kömmt, nöthig, die neuen Zionswächter zu befragen, was ſie denn eigentlich unter der proteſtantiſchen Religion und Kirche wollen verſtanden haben? „Denn," ſagt er, „iſt das „ganze Lehrſyſtem der Proteſtanten lauter Unſinn, ſind die „Lehrer, die ihm getreu verblieben, die proteſtantiſchen Päpſte „und Inquiſitoren, Ketzermacher und Verfolger unſchuldiger „Leute, wofür ſie uns ſo lange ausgeſchrien haben — je nun! „was kann es dann für eine groſſe Gefahr ſeyn, Unſinn gegen „Unſinn, Päbſte und Inquiſitoren, gegen Päpſte und Inquiſitoren, u. ſ. w. zu vertauſchen?" Wie hat die A. D. Bibl. das ganze Lehrſyſtem der Proteſtanten für Unſinn erklärt, ſie

hat allemal die eigenthümlichen und ächten Lehren des Evangeliums von den Einkleidungen, Erklärungen und Zusätzen der Lehrer, immer Christenthum von Kirchenthum sorgfältig unterschieden, nie jene Hauptwahrheiten der Religion, die allgemeine Menschenliebe Gottes, als des besten Vaters der Menschen, nie seine Vorsehung, nie die göttliche Sendung Jesu, nie jene Predigt von Busse und Vergebung der Sünden in Jesu Namen, nie die Sittenlehre des Evangeliums, nie einen künftigen Zustand der Vergeltung bestritten, nie geleugnet, daß das N. Testament vernünftig und mit Anwendung der gehörigen Hülfsmittel ausgelegt, eine zuverläßige Quelle religiöser Wahrheit sey, nie geleugnet, daß die Menschen als sittlich Kranke anzusehen, eines solchen Arztes, als Jesus Christus war, und eines solchen Heilmittels, als sein Evangelium war, bedurften. — Nur manche bekannte in Systemen und symb. Büchern festgesetzte Erklärungen und Einkleidungen, die über dies Evangelium hinaus, die Art und Weise, wie man sich diese Wahrheiten gedenken müsse, mit Autorität, und also wirklich auf papistischen Fuß für immer und unwiderruflich festsetzen wollen, hat sie bestritten; und wenn man diese menschlichen Bestimmungen ungegründet, dem wahren Sinn und dem Zweck des Evangeliums widerstreitend fand, hat man sie nicht als unsinnig und unsittlich verlästert, sondern ihren Ungrund, ihre Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit mit anständigem Ernst und Bescheidenheit zu erweisen gesucht. — Sollte aber, wie der Briefst. anführt, aus dem Anhang zum 25 — 36 Bande S. 150 ein Recensent von protestant. Päpsten, Inquisitoren u. s. w. geredet haben, so werden ihm ohne Zweifel dergleichen einzelne Leute bekannt gewesen seyn, aber nimmer wird er, oder andere Recensenten alle der systematischen Kirchentheologie ergebne Lehrer, darunter begreifen, noch behaupten wollen, daß alle protest. Orthodoxen insgesammt solche Päpste, Ketzermacher u. s. w. nothwendig und von Amtswegen seyn müßten. Es wird also zwischen den protest. Päpsten u. s. w. und dem katholischen Papste u. s. w. immer dieser wichtige Unterschied statt finden, daß jene ihr protestantisches Papstthum und ihr Inquisitionsgericht nach protestantischen Grundsätzen usurpiren, diese aber nach katholischen Grundsätzen von Rechtswegen besitzen und ausüben. Sonst haben es sich die Verf. der theol. Artikel in der A. D. B. gewiß nicht vorzuwerfen, daß sie nicht bey schicklichen Gelegenheiten die Ver-

dienst

dienste auch rechtgläubiger Gottesgelehrten unterkennt, und bey allem Widerspruch gegen ihre Lehrmeynungen, ihren redlichen Absichten, ihrer Gelehrsamkeit und Talenten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Selbst wenn er denn ja Hrn. Nicolai bey der A. D. Bibl. anführen will, so wird er finden, daß dieser im Leben Seb. Rothanker einen orthodoxen Prediger in Alkmar im Iten Bande als den redlichsten, gutmüthigsten, tolerantesten Mann aufstellt. — Ich übergehe das, was der Briefst. vorbringt, von einer Ehrenerklärung, so die neuen Zionswächter durch ihr lautes Rufen der protest. Kirche gethan, oder von dem neuen Zeugnisse, wie viel sie auf die Gutmüthigkeit und Dummheit der Orthodoxen rechnen, wenn sie selbige auffordern, ihnen mit allen Kräften zu helfen, daß sie ihren strengen Vernunftdespotismus, worin bisher das verewigte (soll vermuthlich heißen das vereinigte) Berliner Aufklärungstriumvirat so glücklich gearbeitet hat, ruhig über uns fortsetzen mögen. — Dies verdient keine Antwort, nur können wir den äußerst widersinnigen und verstandlosen Vorwurf von Vernunftdespotismus nicht ganz ungerügt lassen. — Wo je contradictio in adjecto statt gefunden, so ist es hier. Wer hat denn je gehört, daß ein Philosoph, der sich seiner Vernunft bedient, und durch Vernunft belehren und überzeugen will, sich nur an die Vernunft seiner Leser oder Hörer wendet, insofern er dies thut, sich eines Despotismus schuldig mache? Wahrscheinlich findet der Briefst. daß es ihm dienlich sey, den Vorwurf, den man ihm und seines Gleichen macht, daß sie durch Ansehen, durch das Recht der Mehrheit oder des Stärkern, oder der Verführung die Wahrheit entscheiden wollen, und also eigentlich den Verstand ihrer Schüler despotisiren wollen, zu erwiedern, ohne in seiner Einfalt zu bedenken, daß dies gerade ein solcher Vorwurf sey, der sich auf die Freunde eigner vernünftiger Untersuchung schlechterdings nicht anwenden läßt.

Hr. de M. kömmt zur Frage zurück, was man unter der protest. Kirche und Religion zu verstehen habe, und da glaubt er nun, und zwar mit Recht, daß aus den Schriften der Herren B. und N. davon zu urtheilen, nichts anders gemeint sey, „als der Geist der freien Untersuchung, die „Freyheit des Nachdenkens, die glückliche Freyheit, „welche Luther uns erkämpft hat, ein seliges Geschenk!“ Aber Geist der Untersuchung, ruft er aus, und Freyheit der

Vernunft kann doch unmöglich Religion und Kirche heißen! Auch haben die oben gedachten beyden Gelehrten dies nie eigentlich protest. Religion in dem Verstande genannt, daß es den Inhalt der Lehren, wohl aber die Grundsätze, worauf die protest. Religion im Gegensatz der katholischen gebauet ist, anzeigen sollte, und insofern haben sie allerdings Recht. Luther, von welchem es Hr. de M. so befremdlich findet, daß er die eigne freye Untersuchung für die Hauptsache des Protestantismus sogar anerkannt haben, Luther selbst, wenn er ruhig und unpartheyisch über seine Reformation hätte nachdenken können und wollen, würde eingesehen haben, daß, wofern nicht die Vernunft, der er übrigens aus blossem Mißverstand abhold schien, nicht auf seiner Seite stund, er schlechterdings seinen Abfall von der römischen Kirche weder vor sich selbst, noch vor der Welt rechtfertigen konnte. — Zwar der Beklagt. sagt, Luther hatte die heil. Schrift auf seiner Seite, und dies war genug — aber wie? konnte die heil. Schrift ohne alle Auslegung entscheiden? und konnte sie ohne vernünftig, d. i. nach den Regeln und Grundsätzen des gesunden Verstandes ausgelegt zu werden, für Luthern und seine Reformation entscheiden? Beriefen sich nicht die Päpstler gleichfalls auf die Schrift? suchten sie nicht ihre Lehre von der allgemeinen Kirche, von dem Ansehen einer authentischen Auslegung und der Tradition, von der Herrschaft des Papstes und der Hierarchie u. s. w. aus der Schrift selbst zu erweisen? Wenn wir also Vernunft und Verstand als Werkzeug und Principium betrachtet (denn eins läßt sich vom andern nicht trennen) bey Erklärung der Schrift entbehren können, oder wenn es einerley ist, ob wir sie nach den Regeln einer vernünftigen Auslegungskunst erklären oder nicht, so möchte ich denjenigen sehen, der die papistischen Schriftausleger des Irrthums zeihen könne. Dies hier freylich nur beyläufig, andre, insonderheit der deutsche Commentator von Hartleys Betrachtung über den Menschen, haben dies alles ausführlich erwiesen, und gezeigt, wie ungegründet die gewöhnliche Entgegensetzung von Vernunft, als ein Werkzeug und als ein Principium der Auslegung, und wie unstatthaft auch die Entgegensetzung der Schrift und der Vernunft sey; (man sehe auch die Recension des Döderleinschen Buchs protest. Kirchenrecht, und von der Toleranz im 30 Bande der A. D. B.) wenn ja natürliche und geoffenbarte Religionserkenntniß einander entgegengesetzt wer-

werden sollen, so muß man als verschiedene Quellen derselben Werke und Wort Gottes unterscheiden, abes um beyde zu verstehen, und sich dadurch belehren zu lassen, wird auf gleiche Weise Verstand und Vernunft, d. i. die Anwendung der Regeln und Grundsätze des vernünftigen Denkens erfordert. Aus allem diesen erhellet, daß das was der Briefst. von Luthers vorgeblichen Dummheit sagt, wofern er Geist der Untersuchung und Freyheit der Vernunft in dem Sinn der sogenannten neuen Zionswächter sich zur Absicht gesetzt hätte, (weil er nämlich alsdann der Vernunft die Freyheit errungen hätte, seinen eignen Bau zu zerstören) lauter Mißverstand ist, und auch zur Sache nichts thut, nicht bloß einem unfehlbaren Richter folgen zu dürfen. Genug, wir verdanken Luthern die Freyheit, in der Religion selbst denken und untersuchen zu dürfen, denn wenn er nicht sich dieser Freyheit bedient hätte, so wäre nie eine Reformation möglich gewesen, ob es gleich sehr wohl seyn kann, daß Luther selbst die Folgen seiner heldenmüthigen Unternehmung, der unterdrückten Vernunft ihre geraubten Rechte wieder zu geben, in allen ihren Folgen nicht eingesehen hat, so wenig der Briefsteller und seines Gleichen, die der eignen Untersuchung die Fesseln des Ansehens wieder anlegen wollen, dieselben einzusehen vermögen.

„Es ist gänz unleugbar," fährt Hr. de M. fort, „daß „eine Kirche einen bestimmten Lehrbegriff haben müsse, wenn „sie von andern Kirchen unterschieden werden soll. In einer „Kirche ohne Lehrbegriff kann Jude, Muhammedaner, Socinianer, Naturalist, einer nach dem andern auftreten und „lehren, was er will. Warum denn allein der Katholik nicht? „wodurch will man den und den allein, wie den Schulrector „Seyboth zu Osterberg, bald überzeugen, daß er bey sei„ner katholischen Denkungsart nicht in einer lutheri„schen Schule, oder gar von einer Kanzel lehren „könne?" Wie genau bestimmt der Lehrbegriff seyn müsse, damit eine Anzahl von Christen eine sogenannte Kirche ausmache, läßt sich nicht eigentlich ausmachen; es kömmt darauf an, von welchen Religionspartheyen sie sich unterscheiden soll; von Juden und Muhammedanern unterscheidet sie sich dadurch, daß sie das N. T. als ihr eigentliches Religionsbuch annimmt, und von katholischen Christen würde sie sich durch die Art und Weise, wie sie die Religionslehren dar-

aus

aus schöpfet, ob nämlich nach der authentischen Auslegung eines oder mehrerer untrüglicher Glaubensrichter, oder nach eigner durch kein menschliches Ansehen eingeschränkten oder modificirten Untersuchung, unterscheiden. Auf diesen Umstand beruhet, wie gesagt, der eigentliche Unterscheidungsgrund zwischen Protestanten und Katholiken. Da dieser nun überaus wichtig ist, und hievon unter andern freyer Gebrauch oder Nichtgebrauch der Vernunft und des Verstandes nicht nur in der Religion, sondern in tausend näher oder entfernter dahin gehörigen Dinge, (z. B. ob die Sonne still stehe oder sich bewege, ob es Antipoden giebt oder nicht) Gewissensfreyheit u. s. w. abhängen, so beantwortet sich die Frage von selbst, warum der Katholik unter Protestanten weder Schul- noch Kirchenlehrer seyn kann. Aber es ist noch ein anderer wichtiger hiemit genau zusammenhängender Grund vorhanden, warum Protestanten katholischen Lehrern weder ihre Schulen noch Kanzeln öffnen können, weil nämlich jeder ächter Katholik alle außer seiner allein seligmachenden Religion und Kirche befindliche Christen, Juden u. s. w. als ipso facto verdammte betrachtet, und falls er consequent seyn will, ein Bekehrungs- und Missionar seyn, folglich bald auf eine, bald auf eine grobere Art intolerant seyn muß. Dies findet sonst bey keiner andern Religionspartey statt. Der Socinianer, der Naturalist, der Atheist selbst, kann alles dies für sich selbst seyn, ohne daß er sich, vermöge seines Glaubens- und Gewissens, gedrungen fühlt, Proselyten zu machen. Es kann es sogar nicht nur für erlaubt, sondern auch für verdienstlich halten, andre in dem Glauben, den er sich selbst nicht geben kann, zu unterrichten; aber bey den Katholiken ist gerade das Gegentheil. Es konnte also auch der katholische Rector Seyboth als ein solcher nicht geduldet werden, weil er nämlich als Katholik keine Protestanten duldet.

Nach einigen Digressionen über die im Westphälischen Frieden gegründete Rechte der Protestanten, wobey wir uns nicht aufhalten wollen, kömmt Hr. de M. wieder auf die ihm so sehr am Herzen liegende Absetzung des katholischen Rect. Seyboths, und vergleicht dieselbe mit dem Verfahren des meklenburgischen Consistoriums gegen den Hrn. Hermes. Dieses letztere, sagt er, werde in der A. D. B. als ein Inquisitionsgericht öffentlich zur Schau gestellt, weil es einen

ihm

ihm untergeordneten Prediger vorgeladen, und darüber zur Verantwortung gezogen habe, daß er nicht nur von dem Lehrbegriff, worauf er verpflichtet war, in gedruckten Schriften abgewichen, sondern zugleich erklärt habe, daß er wider den kirchlichen Lehrbegriff protestire. (Hierüber wird Band 22. S. 139. und Anhang vom 25—36 Bande S. 2580—2594. wie auch Hrn. Döderleins Schrift über Toleranz, nebst actenmäßigen Erzählung, und des Hrn. Weinlands Antwort auf die Beschuldigungen angeführt.) Aus allem diesem, meint der Briefst., erhelle, daß der Recens. sich eines unerhörten Despotismus sowohl, als der Partheylichkeit schuldig gemacht — Was aber zuerst den Vorwurf des Despotismus betrift, womit Hr. de M. so gern um sich wirft, so wissen wir gar nicht, was er hier damit sagen wolle. Einen Machespruch hat die Bibl. ja doch in dieser Sache nicht gethan, sondern wenn sie behauptet, daß das Meklenb. Consistorium, oder eigentlich der heftige Commissarius Döderlein, die Rolle eines Inquisitors gespielt habe, so bewies sie dies durch Thatsachen, und durch den bisher noch nicht widerlegten Bericht des Herrn Hermes. Sollte sie aber ja zu hart geurtheilt haben, muß man dies ja als ein fehlerhaftes Urtheil eines Privatgelehrten, und nicht als eine von einem Tribunal herabgefällte unwiderrufliche Sentenz betrachten. Wo läge denn also hier der Despotismus? Ob dies Urtheil indessen partheyisch sey oder nicht, darüber kömmt dem Hrn. de M., der offenbar mit eingenommenen Gemüthe urtheilt, keinesweges zu, zu entscheiden. Daß der Fall des in Meklenburg verfolgten Hermes, und des abgesetzten Rect. Seyboths sehr verschieden sey, läßt sich ohne Mühe einsehen. Der erste leugnete keine einzige der Grundlehren, weder der christlichen noch der protestantischen Religion insonderheit, nur hielt er eine gewisse, selbst in der Augsburg. Confession nicht genau bestimmte, aber in den theologischen Compendien, da in Predigt- und Andachtsbüchern herrschende Vorstellung von der Art und Weise der Erlösung, nicht für schriftmäßig richtig und heilsam; und wenn er dieser Vorstellung widersprach, so war er auch nicht der erste, der dies that, vielmehr hatten viele angesehene Lehrer der protestantischen Kirche schon dasselbe gethan, ohne daß je einer desfalls einer eigentlichen, und der Absetzung würdigen Abweichung von competenten Richtern wäre beschuldigt, oder desfalls in Anspruch genommen worden. Woher

alſo das harte Verfahren gegen Hrn. Hermes? warum fieng man mit ihm bey der Execution an, und behandelte ihn als einen Inquiſiten, ohne ihn erſt zu hören? Kann man damit das Verfahren gegen den Oberbergſchen Rector vergleichen, der es ſelbſt geſtand, daß er den katholiſchen Lehrbegriff für den richtigern halte, der alſo wirklich von der proteſtantiſchen Religion abfiel, und den man überzeugte, daß er bey dieſen ſeinen veränderten Religionsmeynungen ſeine Stelle nicht behalten könne. Der auch dieſes zugab. — Wir übergehen noch ein andres von den Widerſprüchen mit ſich ſelbſt aufgeſtelltes Beyſpiel aus der A. D. B., da es ganz offenbar iſt, daß der Briefſt. den Recenſ. von Baſedows ſogenannter Urkunde im 43 Bande S. 83 fälſchlich beſchuldigt, als hätte er die dort blos angeführte Worte Baſedows, oder vielmehr Semlers ſelbſt nur von Baſedow gloſſirte Worte, als ſeine Meynung vorgetragen. Man ſehe aber auch dies, als eine Probe der Aufrichtigkeit und Genauigkeit an, womit der Hr. de M. die allg. d. B. anzuführen pflegt. Er ſollte ſich ſchämen, entweder ſo unredlich, oder ſo höchſtnachläßig zu Werke zu gehen. Er muß dadurch bey jedem Leſer, der die Sachen etwas genauer unterſucht, das Zutrauen verlieren.

Die Reſultate, die der Briefſt. endlich aus allem dieſem zieht, ſind ſeine Erdichtungen, und verdienen weiter keine Bemerkung. Nur um des folgenden willen müſſen wir noch anführen, daß er nicht nur Deſpotismus und Partheylichkeit, ſondern auch ſogar Papſtthum in der A. D. Bibl., und zwar recht viel zu entdecken glaubt. Und dies letztre will er nun im vierten Briefe beweiſen. Wir müſſen doch auch dieſen ſeltſamen Beweis beleuchten.

Vierter Brief. Die A. D. B. ſoll die Maxime der Päpſte, die Menſchen von den Eiden, die ſie Gott geſchworen haben, zu entbinden, zu der ihrigen gemacht haben; ſie ſoll nämlich ohne Bedenken alle proteſt. Lehrer von dem eidlichen, bey Uebernehmung ihrer Aemter geleiſteten Verſprechen, entbunden haben, und hier beziehe ſich der Ankläger wieder auf die oben im zweyten Briefe weitläuftig angeführte und beurtheilte Recenſion aus dem 4. Bande 2 St. S. 58 über die kleine Schrift: Iſt ein Lehrer verbunden, nach Entfernung von den kirchlichen Lehrbegriffen, ſein Amt niederzulegen? — Dieſe Beſchuldigung iſt nun abermals eine der gehäſig-

ſten,

ſten, die einem theol. und moraliſchen Schriftſteller nur kann gemacht werden, inſofern ſie aber unerwieſen da ſteht, eine verſchämte Verunglimpfung. Niemals hat die A. D. B. es für erlaubt erklärt, mit Religionseiden zu ſpielen, viel mehr hat ſie bey Gelegenheit ſich laut wider die ungereimte Gewohnheit erklärt, einen Gottesgelehrten durch einen Eid verpflichten zu wollen, nie in ſeinen Kenntniſſen und Einſichten zu wachſen und ſich zu ändern, welches zu einer wahren Unmöglichkeit, oder auch zu einer gänzlichen Gedankenloſigkeit und Unterdrückung alles weitern Nachforſchens und Nachdenkens verpflichten heißt. Eben ſo hat ſie es auch für eine ſchädliche Gewohnheit auerklärt, nur durch einen Eid auf menſchliche Glaubens- und Lehrvorſchriften verpflichten zu wollen, daß man gerade nichts anders, als was dieſe enthalten, lehre, und in ſeinem Vortrage nicht im geringſten davon abweiche. Die Verfaſſer der theologiſchen Artikel konnten ſich laut gegen alle ſolche Eide erklären, da ſie durchgehends von einer ſolchen eidlichen Verpflichtung nichts wiſſen, wie denn auch dergleichen Eide wohl in den wenigſten proteſtantiſchen Ländern üblich ſeyn mögen. Wenn indeſſen dieſer harte Zwang noch hie und da ausgeübt wird, ſo haben die gedachten Verfaſſer nie gelehrt, daß man in ſolchen Ländern dieſen Religionseid leichtſinnigerweiſe, und mit dem Vorſatz ihn zu brechen, oder auch mit dem Bewußtſeyn, daß man den beſchwornen Lehrbegriff nicht für wahr halten, ſchwören könne und dürfe. Allein ſie haben dem Verf. der obengedachten recenſirten Schrift inſofern Recht gegeben, daß ein ſolcher Lehrer, wenn er in der Folge ſeine beſchworne Meynung ändern ſollte, und er ſeine Abweichung beſcheiden und mit Gründen unterſtützt, vorgetragen, er nicht ſogleich darum ſeinen Abſchied fordern, ſondern ruhig abwarten ſolle, was diejenigen, die ein Recht haben, über ſeine Abſetzungswürdigkeit zu erkennen, mit ihm vornehmen; und daß er, falls ſie ihn ſeiner Abweichung ungeachtet, beyzubehalten für gut finden ſollten, ſich keines eigentlichen Meineids ſchuldig achten ſolle, weder deswegen, weil er ſeine beſchworne Meynung geändert, noch weil er nicht ſogleich als ein Unwürdiger ſein Amt niedergelegt habe, indem ihn in dieſem Falle, die Obern ſelbſt, die ihm den Eid auf die unverbrüchliche Anhänglichkeit an menſchliche Glaubensformeln abgenommen hatten, entweder ſtillſchweigend, oder ausdrücklich dieſes Eides entbinden. — Wenn

dieſe

dieſe Erklärung einer päpſtlichen Entbindung von rechtmäſſigen Eiden gleich geachtet werden ſoll, ſo haben ſich dieſes Verbrechens noch andre ſehr würdige Gottesgelehrte unſrer Kirche, namentlich Hr. D. Leß, den doch Hr. de M. wenigſtens für orthodox halten wird, ſchuldig gemacht, weswegen wir der Kürze halber auf Anhang zu XXXV—XXXVI. B. 3 Abth. S. 2572 verweiſen. — Die Päbſte unterſagten den Layen das Leſen der heil. Schrift; auch dieſer päpſtlichen Sünde ſoll ſich die Allg. D. Bibl. ſchuldig gemacht haben. Band 38. S. 410 heißt es: „nach einem Befehl Papſt Pius „IV. darf kein Laye in der römiſchen Kirche ohne beſondere „Erlaubniß die heil. Schrift leſen. Clemens VIII. und Gregorius XV. unter andern ſind noch weiter gegangen, haben „auch dieſe Vergünſtigung ihres Vorfahren ſo gut als aufgehoben. — Sehr nützlich würde unter uns die Einſchränkung dieſes Verbots auf die Kindheit und Jugend „ſeyn.“ Dieſer Vorwurf verdient kaum eine ernſthafte Abfertigung. Nur ſeine geringe Einſicht oder ſeine kriegeriſche Hitze konnte den Briefſteller verleiten, ſich nicht an das bekannte Sprüchlein: duo cum faciunt idem, non eſt idem, zu erinnern, oder es auf den gegenwärtigen Fall, wohin es ſo natürlich gehört, anzuwenden. Folgende ſinnreich ſeynſollende Antitheſe, die der Briefſteller bey dieſer Gelegenheit anbringt: die Päpſte hatten ehemals das Bibelleſen verboten, damit die Menſchen glauben möchten: es ſtünde alles darin, was man ihnen als göttliche Vorſchrift aufbürden wollte, hingegen jetzt verbieten es Proteſtanten, damit die Chriſten glauben möchten: das ſtünde nicht darin, was ſie ſo gerne und mit ſo vielen Künſten daraus erweiſen wollen — braucht man auch nur herzuſetzen, ohne zu zeigen, wie abgeſchmackt, und zugleich wie hämiſch ſie ſey, da in jener Recenſion nur von einigen wegen der zu menſchlichen und kleinfügigen Vorſtellungen von Gott, anſtößigen Stellen des A. Teſtaments, und nur von Kindern und jungen Leuten, welche noch nicht die gehörige Beurtheilungskraft haben, die Rede war. Und endlich wie ſehr unterſchieden iſt der beyläufige Rath eines einzelnen Schriftſtellers, und das Verbot ex cathedra eines unfehlbaren Richters! —

Gerne antworteten wir auch noch auf die Vorwürfe, die Hr. de M. den Recenſenten von Baſedows Schrift für forſchende Gelbſtdenker, (Band 45. S. 408 u. f. w.) macht, wenn nicht

nicht schon dieser Aufsatz zu weitläuftig geworden wäre. Nur eins und das andre müssen wir erinnern. Die Anmerkung des Briefst., die Aeußerung des Recensenten über Basedows Klage, daß der unveränderliche metaphysische Gott der Philosophen, nicht der empfindsame Gott der Christen sey, betreffend, daß die metaphysische Vorstellung von Gott als einem schlechterdings unveränderlichen Wesen, zur Religion nicht tauge, folglich unmöglich die richtige seyn könne, kann der Verf. der gerügten Recension auf ihrem Werth beruhen lassen; er hat es nicht zu verfechten, denn er ist nicht der Erfinder jener metaphysischen Vorstellung von Gott, und er würde es dem Briefsteller Dank wissen, wenn er ihn belehrt hätte, daß die metaphysische Vorstellung nicht eine absolute Unveränderlichkeit Gottes erfordere, oder daß wir dieser metaphysischen Vorstellung von Gott und des Beweises für sein Daseyn aus der Zufälligkeit der Welt völlig entbehren könnten. Wenn er ferner bemerkt, daß es Christum schmähen heiße, wenn man die gehäuften theuresten Verheißungen Christi von Gottes väterlicher Barmherzigkeit u. s. w. für Herablassung, die nicht strenge Wahrheit sey, ausgeben wollen, denn Versprechungen, die nicht Wahrheit sind, kann man nicht Herablassung nennen, sie seyen Betrug — so dient ihm zur Antwort: Wenn aber der Erfolg für uns der nehmliche ist, als wenn sie strenge Wahrheit wären, so kann es kein Betrug heißen, und gewiß hat auch der Recensent hier unter Herablassung nicht Betrug gedacht, sondern eine den Menschen mögliche und angemessene und seine Einschränkung faßliche Vorstellungsart der Gottheit, Ihres Einflusses und Verhältnisses zur Welt analogisch der Art und Weise, wie wir uns die Substanzen überhaupt nach Leibnitzens Idealismus vorstellen. Wir sehen so wenig die Dinge außer uns, wie sie so in sich sind, als wir die Gottheit, nach ihrem absoluten Seyn, und ihre innere Beschaffenheit erkennen können, wir müssen uns begnügen, was sie in Verhältniß auf die Welt und uns ist. Und diese unsre relative Erkenntniß ist jene Sprache des Evangeliums, und die Vorstellung von Gott, als dem besten Vater, ist sonach wirkliche Wahrheit für uns — Doch dies kann hier nicht weiter ausgeführt werden, würde auch für unsern antiphilosophischen Ankläger immer verlorene Mühe seyn. Wenn er zuletzt in dem Umstande, daß Basedow hier so gelinde behandelt worden, da doch bey ähnlichen Gelegenheiten Lavatern und Häfeli so übel mitgespielt worden, einen Beweis

von der häßlichen in der A. D. B. herrschenden Partheylichkeit finden will, so dient ihm zur Antwort, daß dieser Recens. nicht Lavatern bey einer ähnlichen Gelegenheit, und Häfelin überall niemals recensirt hat, folglich auch nicht übel mitgespielt hat. Sollte ein anderer Recensent das gethan haben, so wird er dazu Veranlassung bey diesen beyden Schriftstellern gefunden haben, die jener beym Basedow nicht fand; und ohnedem war schon dies, daß Basedow bey dieser Gelegenheit als ein ruhiger Denker gesprochen, Lavater aber wahrscheinlich als erhitzter Fanatiker sich über diesen Punkt geäußert hat, Grund genug zu einer verschiednen Behandlung. Man denke sich auch einmal die mißliche Lage eines armen Recensenten, wenn solche Ankläger sollen gehört werden; schreibt er gelinde und gemäßigt, so ist es häßliche Partheylichkeit, schreibt er derbe und nachdrücklich, so ist er intolerant, und ein Vernünftdespot, er mache es also, wie er wolle, so hat ein solcher Ankläger als Hr. de M. immer einen giftigen Pfeil in Bereitschaft, den er auf ihn abschießt.

Er kömmt nun noch zu einem neuen Vergleichungspuncte zwischen den philosophischen und den römischen Päpsten. Das „finstre Papstthum," heißt es, „forderte einen blinden „Glauben; ein jeder sollte glauben, was die Kirche glaubt. „Unsre neuern Aufklärer, so sehr sie wider jene Forderung eiferten, so wenig schienen sie doch uns erlassen zu wollen. „Als der Hr. D. Semler noch ihr Haupt war, schrieb er: in „der Lehre von der Gottheit Christi hat der gemeine „Christ keine Stimme, und weiter: Lehrer und Prediger „müssen sich nicht als Augen, sondern als Hände und „Füße an dem Leibe Christi betrachten, und von dem „Professor mit Vorurtheil annehmen, was sie ihre „Gemeinen lehren sollen." Diese Aeußerung des Hrn. Prof. Semlers ist freylich sonderbar und egoistisch genug, aber was gehet sie die Verfasser der theol. Artikel in der A. D. B. an, die, so viel ich weiß, nie diese Semlerische Behauptung gebilligt, und zu der ihrigen gemacht, noch jemals den Hrn. Prof. Semler zu ihrem Haupte angenommen haben! ob sie ihm gleich vor und nach seinem Rückzuge unter die Fahne der Orthodoxie, da, wo er es ihnen zu verdienen schien, beygestimmt, und überhaupt seinem mühsamen, ernstlichen, und nicht unglücklichen Forschen nach Wahrheit und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit unpartheyisch die schuldige

dige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sind ohnedem von aller abergläubischen Verehrung der Universitätsprofessoren, und blinder Auffassung der von Cathedern herabwerkündigten Orakel so weit entfernt, daß man ihnen vielmehr, wiewohl mit Unrecht, das entgegengesetzte Extrem hat Schuld geben wollen. Es würde also wohl die höchste Ungerechtigkeit seyn, wenn man ihnen diesen unreifen Einfall des Hrn. P. Semlers zur Last legen wollte. Mag er selbst darür stehen, und wenn er ihn zurückgenommen, und, wie der Brief. selbst sagt, hernachmals ganz anders darüber geschrieben hat, so hätte billig blos um den Bibliothekaren, die doch ganz unschuldig daran sind, wehe zu thun, der vielleicht nur flüchtige Gedanke des großen Gelehrten hier nicht noch sollen gerügt werden. Also auch diese Anklage steht ganz unerwiesen da. Eben so unbegründet ist auch die Beschuldigung, daß wir dem Hrn Semler die Freyheit seine Meynung zu verändern, nicht zugestehen wollen. — Wo haben wir ihm je das Recht, dieses zu thun, bestritten? Wir haben blos bey Gelegenheit seiner Widerlegung des Bahrdtischen Glaubensbekenntnisses gesagt, daß seine Widerlegung uns mit seinen ehemaligen Grundsätzen und Aeußerungen nicht übereinzustimmen, und sein Verfahren nicht consequent scheine. Dies würden wir auch über Götzen und Piederit geurtheilt haben, wenn sie sich etwa zu Vertheidigern dieses Glaubensbekenntnisses aufgeworfen hätten.

Fünfter Brief. Noch eine neue Aehnlichkeit der neuen Aufklärer mit den Papisten, und gar in Ansehung der auf gleiche Weise eingeschränkten Schriftauslegung. „Sie wissen,“ schreibt Hr. de M. an seinen Freund, „wie die katholische Kirche auch dadurch ihre Glaubensherrschaft beweisen, daß sie „den Lehrern die Schranken ihrer Schriftauslegung vorzeichnet, sie muß mit den Schlüssen der Kirchenversammlungen und den Erklärungen der Kirchenväter übereinstimmen. Sie wissen auch, wie lustig sich die philosophischen „Bibelumschmelzer darüber gebehrden. Gleichwohl haben „sie uns auch hierin auf gut papistisch behandeln wollen. „innern sie sich nur der Geschichte des Tellerischen Wörterbuchs, welches Hr. Herder mit einem einzigen Wort so treffend charakterisirt hat: Wörterbuch eines neuen Testaments, lesen Sie die Recension davon in der A. D. Bibl. „und sehen Sie das Pabstthum. Nach derselben soll dieses

„Buch gewiß Epoche der verbesserten Schriftauslegung ma„chen, soll der Weg, den der Vers. so ganz uneingeschränkt „betreten hat, ohnstreitig der einzige richtige seyn. Nach „derselben sollen auf Universitäten die jungen Theologen dar„aus zur Schrifterklärung gebildet, und sogar die Uebersetzung „der Bibel für das gemeine Volk verbessert werden. Es ist „Ihnen auch bekannt, wie oft diese ungemessene Anpreisung „wiederholt, wie stark uns die unvergleichlichen Vorreden zur „Richtschnur aufgedrungen worden; wie alles den Ton dieses „Bravo! nachgebetet, sogar daß Recensenten, Knaben und „Jünglinge, deren ganze Weisheit aus Heften und Journa„len floß, alle sämmtliche noch ächtprotestantische Lehrer „in die Schule des Tellerischen Wörterbuchs jagen wollten!“ Wie viel ist doch der Briefsteller von diesem günstigem Urtheil entfernt! er kenne keine Schriftauslegung, in welcher mehr Unrichtigkeiten zusammengeflossen; aber, um dies zu beweisen; müsse er Bücher und keine Briefe schreiben. Aber Proben müsse er geben, vor deren Widerlegung ihm nicht bange sey, wenn der Leser die Recension der A. D. B. und das Tellersche Wörterbuch diesem Schreiber zur Seite legen wolle, da er sich denn augenscheinlich überzeugen könne, auf welcher Seite die Wahrheit sey! — Wie gewiß doch ein Mann von seichten Kenntnissen und heftigen Leidenschaften seiner Sache ist! und wenn dann der Recensent des Tell. Wörterbuchs seiner Sache ebenfalls gewiß war, soll es denn nur bey diesen und nicht beym Briefsteller Papstthum seyn, das, wovon er gewiß war, nämlich die Güte und Brauchbarkeit der Tellerschen Auslegungsgrundsätze und Regeln freymüthig herauszusagen? Ist es nicht äußerst widersinnig, solchen Gelehrten, wie obiger Recensent ist, die ihre Meynung offenherzig sagen, und zu ihrer Unterstützung Empfehlung und Ausbreitung sich keiner andern Mittel, als bloßer Wahrheitsgründe bedienen, die keine Parthey machen, kein Conclave stiften, keine symbolische Bücher weder für sich anführen, noch erst zu machen suchen, auf kein Ansehen Anspruch machen, sich auf kein Recht der Verjährung berufen, ein Papstthum blos um ihrer Freymüthigkeit willen, Schuld zu geben! Was aber die Beweise seines ungünstigen Urtheils anbetrifft, so mag der Hr. O. C. Rath Teller selbst in dem oben angeführten: Sehr ernsthaften Beherzigungen für den Herrn Superint. de Marées darauf antworten. Wir wollen das

Wich-

Wichtigſte aus dieſem kleinen merkwürdigen Aufſatze mit-theilen.

Hr. O. C. R. Teller erklärt zuerſt, daß es das erſtemal ſey, daß er ſich dem Publikum auf dieſe Art zeige, es ſolle aber auch das letztemal ſeyn, der Hr. Sup. de Marées ſchreibe nun noch ferner noch ſo viel über ihn und gegen ihn, als er wolle; „theils," ſagt er, „bin ich deſſen ſchon ſo ziemlich „gewohnt, theils verabſcheue ich von ganzem Herzen den theo„logiſchen Federkrieg. Wirklich behandelt auch Hr. de M. in „ſeinen Briefen über die neuen Zionswächter der proteſtanti„ſchen Kirche, das was eigentlich ruhige beſcheidne Prüfung „der Meynungen anderer ſeyn ſollte, förmlich wie einen Krieg, „indem er den Feldherren nachahmen will, die den Krieg in „der Feinde Land ſpielen, und ſo hat er denn auch einen feind„lichen Ueberfall in das kleine Gebiet meines Wörterbuchs des „N. Teſtamentes gethan, rechnet mich mit unter ſeine Gegner, „ob ich ihm gleich nie einen Streit angeboten habe. Ich mag „alſo auch jetzo keinen Streit, und will ihm nur zu beherzigen „geben, daß er mich zur Ungebühr zum Gegenſtande ſeines „Anfalls mitgemacht hat. Zu dieſem hält er ſich berechtigt „wegen von mir begangner Unterlaſſungsſünden, und denn „wegen verübter Untreue, welches letztere denn nun freylich „das ärgſte wäre; daß aber eben deswegen am wenigſten theo„logiſche Schriftſteller auch bey dem ſtärkſten Verdacht einan„der vorwerfen ſollten." „Was ſind wir doch," ſetzt Hr. T. hinzu, „für armſelige Menſchen! Wir predigen auf allen „Kanzeln, daß der Höchſte allein das Herz kennet, und daß „man daher über die menſchlichen Abſichten kein richterliches „Anſehen ſich anmaſſen dürfe. Kömmt es denn aber zum „Fechten, ſo werfen wir, gleich gemeinen Scheltſtellern, mit „Schmähungen um uns her, als wenn wir noch ſo genau jes „des menſchliche Herz kennten. Fern ſey es alſo von mir, „Hrn. de Marées mit ſo groſſen Beſchuldigungen zur Laſt „zu fallen; ich will alles gern für bloſſe Uebereilungen hal„ten, wenn er nur ſelbſt ſie dafür erkennet. Ich will ſogar „ſogleich einen Unterlaſſungsfehler geſtehen," (denn er wird doch den bekannten Unterſchied unter Fehlern und Sünden gelten laſſen.) „den ich begangen haben mag. Es iſt der: ich „hatte unter dem Artikel König geſagt, daß Jeſus ſich ſelbſt „nie einen König genannt habe. Grundfalſch, ſagt Hr. de „M. S. 70 er hat ſich zweymal ſo genannt, Matth. 27, „v. 24. 49 — Ich danke ihm alſo für dieſe Anzeige, inſofern

„ſie die Behauptung — nie ſelbſt — berichtige. In der „Hauptſache bleibt es doch immer dabey, daß er, in Anſe„hung ſeines Geſchäfts auf Erden, nie für einen König „ſich ausgegeben; oder die Diſtinction hinzugeſetzt: der die „Wahrheit lehren ſoll. Und dies wollte ich hauptſächlich „feſtſetzen; daß er der Regierer der Einfältigen und Geſinnu„gen habe ſeyn ſollen.“ Wir haben dieſe Stelle abgeſchrieben, weil ſie eine Probe und einen Beweis enthält, wie wenig Hr. O. C. R. Teller ſich durch den bittern, ſchmähenden Ton ſeines erhitzten Gegners zu gleicher Heftigkeit hinreißen laſſe, ſondern wie liebreich und ſchonend er ihn behandelt, und wo dieſer heftige Mann Bosheit und Untreue würde gerügt haben, nur Uebereilungen ihm anrechnen will. Denn es findet ſich nun, daß der kleine Sieg, den ihm Hr. T. freywillig zugeſtanden, gerade der einzige iſt, den er über Hrn. T. und ſein Wörterbuch in dieſem hitzigen Ueberfall gewinnt. Alle übrige Angriffe betreffen nicht nur durchaehends ſehr unbedeutende Dinge, wollin ſich Hr. T. allenfalls könnte gelehrt haben, ohne ſich wegen der Untreue ſchuldig zu machen, noch das Verdienſt eines guten Auslegers zu verwirken, ſondern was das übelſte iſt, und gegen die obigen Verſicherungen, wie gewiß er ſeiner Sache ſey, gewaltig abſticht, es findet ſich, daß er auch nicht ein einzigesmal in ſeinen Anklagen Recht hat, ſondern ſich durchgehends übereilt hat. Da, wo er aber Recht hat, welches zwey- oder dreymal der Fall iſt, da rügt er Fehler, die Hr. T. ſchon ſelbſt in der dritten und vierten Auflage ſeines Wörterbuchs anerkannt, und ſelbſt berichtigt hatte. Wir ſind unſern Leſer auch hievon einige Beweiſe zu geben ſchuldig.

Hr. T. bemerkt, daß es die erſte obgleich kleinſte Uebereilung des Hrn. de M. ſey, daß er ſich nicht die Mühe giebt, eine Sache gehörig durchzudenken, (Ach das iſt ſehr wahr!) und dies erhellet aus folgendem. Hr. T. hatte das Bekenntniß des Nathanaels, Joh. 1, 50. du biſt Gottes Sohn, ein König in Iſrael, ſo erklärt, daß die Billigung Chriſti mehr auf das — du biſt Gottes Sohn — komme gegangen ſeyn, es aber auch für eine bloſſe Muthmaſſung ausgegeben. Da fährt ihn nun Hr. de M. wieder an: Eben ſo falſch, wie das erſte, leſen Sie doch Joh. 12, 13, wo viel Volks Jeſu zuſchrie: Hoſianna, gelobt ſey der da kömmt im Namen des Herrn, ein König von Iſrael. Vergleichen Sie damit Luc. 19, 38 — 40. „Was iſt es nun,“ verſetzt Hr. T., „nämlich ich hätte nicht dies vermuthen, ſondern bereits

„aus

„behaupten sollen: das Bekenntniß Nathanaels gehöre gar „nicht hieher, König ohne Zusatz, und König von Israel „sey, nicht einerley; dieses sey eine damals gewöhnliche Be„schreibung des Messias gewesen, diesen habe das Volk in den „beyden nun von Hrn. de M. herbeygezognen Schriftstellen „gleichfalls unter dem ein König von Israel verstanden; „dies beweise der vorhergehende Zuruf: Gelobet sey der da „kömmt im Namen des Herrn. Daher werde bey dem an„derweitigem Gebrauche dieser Formel (Matth. 21, 9) ein „König von Israel, weggelassen; und also habe Christus „mit seinem Beyfall es bestätigen wollen, daß er der Messias „sey, und gar nicht, daß er ein wirklicher König seyn wolle. „Da ich es denn nicht gesagt, hätte nicht Hr. de M. sich noch „diese mögliche Erklärung denken sollen, ehe er es wagte, in „einem noch dazu so entscheidendem Tone — Grundfalsch „— eben so falsch, wie das erste — das Siegsgeschrey über „mich zu erheben? Eine zweyte weit größere Uebereilung,“ führt Hr. T. fort, „ist, daß er Dinge ohne Bestimmung ver„stehe, die ich mit sichtbarer Einschränkung gesagt, und nun „gegen mich streitet, daß ich so allgemeine Behauptungen „niedergeschrieben.“ Hr. Teller hatte geschrieben: Gebote ohne Zusatz sind Landesverordnungen, und daher in der Sprache des N. Test. gröſtentheils die im Mosaischen Rechte enthaltenen jüdischen Landesverordnungen, den sittlichen Theil derselben nicht ausgenommen, weil sie Gott, als Souverain seines Volks gegeben hatte — Dagegen führt nun Hr. de M. die Antwort Christi auf die Frage des Jünglings — halte die Gebote, ferner die Worte 1 Tim. 1, 5 die Hauptsumme des Gebots u. s. w. — „Wie seltsam,“ antwortet Hr. T., „ich sage bedächtig gröſtentheils wird im N. T. die„ser Unterschied unter Gebot-Gesetz, Gesetz Mosis und Gebot „Gottes, Jesu, Gesetz Gottes, Christi gemacht. Aber Hr. „de M. in der Hitze des Angriffs übersieht es, und will mir „nun Schriftstellen anführen, wo dieser Unterschied nicht be„obachtet worden. Hab ich denn je dies geleugnet, nicht selbst „Joh. 13, 14 angeführt! Um das gröſtentheils war es mir „zu thun, um den herrschenden Gebrauch der Schrift, den „Geist derselben. Ist das nun nicht aufs gelindeste gesagt, „etwas zu viel Uebereilung?“ Doch es kömmt gleich noch besser. Hrn. de M. nämlich giebt Hrn. T. ferner Schuld, daß er den Grundtext nicht vorher nachgesehen habe, welches er bey dem Artikel: Rechtfertigen, Rechtfertigung nicht ge-

than habe, denn dieſer habe ſo ent: Das Neumwort komme ein einzigesmal vor Röm. 5, 18, freylich in der deutſchen Ueberſetzung, aber im Griechiſchen ſtehet es noch einmal, nämlich C. 4, 23 (man muß hier 25 für 23 leſen). Hierauf antwortet Hr. Teller: „Hr. de M. ſey ſelbſt unpartheyiſcher „Richter, wer von uns den Grundtext genauer angeſehen hat, „ihn richtiger verſteht? und er ſage ſich ſelbſt, warum er „meine Worte ſo verſtümmelt angeführet hat? Das Neum„wort, läßt er mich ſagen, kömmt ein einzigesmal Röm. 18 „vor; und da hat er gut ſagen bey Leſern, die mein Buch „nicht zur Hand haben. Ich ſage aber vollſtändig: es kömmt „dies einzigemal vor in der Bedeutung: Urtheil, richterli„cher Ausſpruch. Verändert dieſer Zuſatz nicht auf ein„mal die Sache?“ Hr. T. zeigt deutlich, daß das Wort dieſe Bedeutung in dieſer einzigen Stelle habe; in jener aber, die ihm Hr. de M. aufdringen will, werde es ſchon in der engern Bedeutung von Begnadigung genommen u. ſ. w. — „Die dritte Uebereilung,“ fährt Hr. Teller fort, „iſt nicht ge„ringer, wenn er mir ſichtbare Unwahrheiten Schuld giebt, „ſelbſt einer höchſt auffallenden Unbilligkeit, um mich „recht mäßig auszudrucken, ſich ſchuldig mache.“ „Das „Telleriſche Wörterbuch,“ heißt es in den Briefen über neue Zionswächter S. 70, „zeigt nicht einmal Bekanntſchaft ge„nug mit der deutſchen Bibel, die ſonſt ſo manche offenbare „Unwahrheit hätte verhindern können. Unter dem Artikel: „Menſchenſohn, ſtehet, daß Jeſus ſelbſt ſich nie anders nenne, „als Menſchenſohn. Welche ſichtbare Unwahrheit! wie oft „hat er ſich den Sohn, ohne Zuſatz, den Sohn Gottes, den „eingebohrnen Sohn, den Herrn, den Herrn und Meiſter, „den Sohn des Hochgelobten, den Meſſias genannt? wozu „ſoll ich Ihnen die lange Reihe von Stellen anführen, die „dies beweiſen, da ſie ſchon, und jedem fleißigen Bibelleſer „bekannt ſind?“ — Hiegegen erinnert nun Hr. Teller, daß er nie leugnen wollen, daß Chriſtus ſelbſt auch Sohn, ohne Zuſatz, Gottes, den eignen, eingebohrnen, geliebten, (und alſo noch mehr als er verlangt) ſich genannt habe, denn es ſtehe ja wörtlich unter der Rubrik: Sohn, wo es hingehörte, S. 365 der dritten und 429 der vierten Auflage, da führe er die lange Reihe von Stellen an, die es beweiſen, wie er es haben will. „Was hat er nun,“ ſetzt er hinzu, „ſeine Le„ſer glaubend machen wollen? und warum führte er wieder „meine Worte nicht mit dem nöthigen Zuſammenhang an,

„noch

„nach weglassen ich noch sage: Menschensohn bedeute nach der „Sprache an sich nichts mehr und nichts weniger als Mensch; „und wie nun das die Sache ist, nicht überhaupt, daß er sich „des Menschensohn so oft genannt, sondern nie anders, nie „etwa der Mensch Jesus, der Mensch Christus, wie Pau„lus im Brief an den Timotheus gethan hat. Ich weiß „doch wahrhaftig nicht, wo der Mann hingedacht hat?“

Hierauf rügt Hr. T. als eine sehr grose Uebereilung drey falsche Anklagen gegen das Wörterbuch, die daher rühren, daß Hr. de M. seinen Gegner noch im Jahr 1786 Dinge sagen läßt, die dieser schon in der dritten Auflage nicht weiter gesagt hatte, und gar nicht thut, als wenn er etwas davon wüßte. „Unbekannt,“ sagt Hr. T. „könnten ihm doch die „dritte und vierte Auflage nicht geblieben seyn. Ungekauft „mochte er sie lassen, wenn ihm einmal mein Wörterbuch „mißfällig war; aber vergleichen mußte er sie doch auch um „sein Selbst willen, so bald er, besonders mit so vieler Selbst„genügsamkeit und Bitterkeit darüber urtheilen wollte. Daß „es denn nun nicht geschehen ist, so bekommen seine Leser „folgende drey falsche Anklagen gegen mein Wörterbuch u. s. w.“ Diese drey falschen Anklagen betreffen das Wort Hölle, und den Artikel: Teufel, Satan, wo Hr. T. das was Hr. de M. tadelt, schon in der dritten Auflage zurückgenommen hatte. Er setzt hinzu: „ich schämte mich nicht, es zu bekennen, „wenn sich meine Einsicht geändert; und auch Hr. de M. hätte weit eher bey Gelegenheit, wo er an Hrn. D. Semler „das billiget, mir gleiche Gerechtigkeit können wiederfahren „lassen. Aber nein! statt dessen rügt er ruhig und unbesorgt, „was ich lange selbst verworfen habe.“ Wir übergehen die wenigen übrigen Klagpuncte, die eben so kahl ausfallen, als die vorhergehenden, und setzen noch den Schluß her: „Ihm „selbst und seiner ruhigen Nachüberlegung überlasse ich nun, „was er mit Hrn. Teller und seinen Verbündeten hat „sagen wollen. In welchem Complot bin ich? mit wem ha„be ich mich verbündet? weiß er die Personen, so nenne er sie „mit Namen, weiß er sie nicht, hat er ein falsches Wort er„griffen, und etwa sagen wollen — seine Anhänger — „oder als zu Felde gegen mich ziehend, auch diesen kriegeri„schen Ausdruck mehr brauchen wollen, so mag es seyn. In„dessen wünsche ich doch sehr, daß er künftig als ein gesetzter „Mann, als Gelehrter, Theolog, Vorgesetzter einer ganzen

„Geistlichkeit, auch ein nachahmungswürdigeres Muster einer „ernsthaften Schreibart geben, und über dem Festhalten an „ihm wichtige Einsichten, nicht das Festhalten an der Liebe „vergessen möge, die mehr werth ist, als alles Erkenntniß.“

Ueber den dritten auf dem Titel angezeigten Aufsatz, oder über die wohlmeinende Gedanken zu mehrerer Berichtigung der Briefe über die neuen Zionswächter ꝛc. können wir uns kürzer fassen, weil wir in der That wenig oder gar nichts daraus verstehen. Es ist alles in einer so witzig-mystischen und räthselhaften Sprache aufgesetzt, daß wir selbst darüber zweifelhaft sind, ob der Verf. dem Hrn. de M., den er sonst fast immer einen verehrungswürdigen Greis nennet, beystimmen, oder ihr zum Besten haben wolle. Doch ist uns das erstere wahrscheinlicher. Da Hamanns Schreibart nachgeahmt ist, immer gewürzet mit Antithesen und beständigen Anspielungen auf Schriftstellen alles verdunkelt, nichts natürlich und deutlich gesagt wird, so möchte man diesen nordischen Magus fast für den Verfasser halten, aber dazu scheint das Schriftchen nicht Originalität genug zu haben, nicht Sinn genug durch die Dunkelheit hervorzuschimmern. Das Verständlichste ist uns noch die freylich nicht übel angebrachte Erinnerung an Hrn. de M. gewesen, daß, falls die neuen Zionswächter es auch nicht recht ehrlich mit der protestantischen Kirche meinen sollten, ihre Wächterstimmen und Warnungen gegen den Katholicismus, wie auch immer ihre Absicht beschaffen seyn mag, doch Nutzen stiften, und daher nicht so ganz zu verwerfen seyn möchten. Er vergleicht daher sie in Ansehung ihrer Bemühungen, (nicht aber ihrer Person) mit jenen Judenjungen, die weder vor noch nachher (zu Jesu) bekehrt, dennoch in Jesu Namen mit gutem Erfolg den Dämonen auszufahren geboten, und ermahnt den Hrn. de M. „erinnern Sie Sich aus herzlicher Liebe und „geistlicher Klugheit für Publikum, des heiligen Urtheils des „Erlösers über dieses Judenbeginnen. Lassen Sie sie rufen, „ohnmaßgeblich sich heisch schreyen: Feuer, wie Sie zu sa„gen belieben, allen Protestanten zuzurufen! — Sie werden „mir gern nachsehen, wenn ich Ihre fernere Schilderung „hierüber nicht verfolge, sondern sie blos wiederholend noch „ist an Jesu Urtheil erinnere!“

Ein

Ein zweytes Heft der Briefe des Hrn. le M., das wir eben erhalten, werden wir zu seiner Zeit auch anzeigen. Es ist dignum patella operculum!

St.

Beiträge zur Beförderung eines christlichen Sinnes und Verhaltens in Predigten, von M. A. Oehler, Evangel. Prediger in Grosstädteln und Grosdeuben bey Leipzig. Zweeter Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1786. 303 Seiten, 8.

Der Verf. danke in der Vorrede den Recenſenten für das ihm b. y Beurtheilung des erſten Bandes dieſer Predigten ertheilte Lob. Rec. der ſich der Sünde, einen jungen, übrigens hoffnungsvollen Mann durch unzeitiges Lob zu verderben, nicht ſchuldig gemacht, vielmehr aufrichtig ſeine Meynung geſagt hat, kann ſich alſo auch keinen Theil von dieſer Dankſagung anmaaßen. Eben ſo wenig findet er Urſache, ſein Urtheil bey dieſem zweyten Bande abzuändern. Es herrſcht in demſelben eben der ſchwülſtige Ton, der unnütze Wortprunk, kurz, alle die Fehler, die wir bey der erſten Sammlung gerügt haben. Zum Beweiſe ſchreiben wir gleich den Anfang der erſten am Oſterfeſte gehaltenen Predigt ab. „Wie erfreu„lich, wie entzückend mußte euch der Morgen ſeyn, edle, ge„fühlvolle Freundinnen eures vollendeten Erretters, wo ihr „ſeine offene Gruft mit den erſten glühenden Stralen der hol„den Morgenröthe begrüßtet! Zwar bange Furcht durch„ſchauert eure Gebeine, indem ihr, eurer ſehnlichen Hoffnung „ungewiß, in grauer Dämmerung zu ſeinem Grabe wallet; „eure Herzen umnebeln Traurigkeit und düſtre Beſorgniß, ſo „wie noch Licht und Dunkelheit über euren Häuptern am Him„mel mit einander kämpfen. Aber — welch ein Anblick! Der „Purpur der hervorbrechenden holden Morgenſonne verdrängt „die über dem Erdkreis liegende Dämmerung, und die offene „Gruft eures Freundes erhellet eure Herzen. Welch ein „Morgen, welch ein Anblick! — Der Stein iſt weggeſchleudert, das Grab iſt offen! Bebt nicht zurück! — Tretet näher! — Wallet hinab in die Gruft, wo euer göttli-

„cher

„cher Freund ſchlummerte. Entſetzet euch nicht! Es iſt ſein „Schutzgeiſt (warum nicht gar ſein Genius?) da — im „Lichtgewand, der ſeine Gruft entriegelte!“ Es wird uns zu ſauer, mehr abzuſchreiben, ſonſt kämen wir noch auf den nagenden Zahn der Verweſung und andere ſchöne Sachen. Iſt das die Sprache von Zollikofer und Moſus, die ſich der Verf. (laut der Vorrede) zu Muſtern gewählt hat? Iſt es auch ſelbſt vor der aufgeklärteſten Verſammlung die wahre Kanzelſprache? Wie wenig geläuterten Geſchmack verräth Hr. O. wenn er glaubt: ſo etwas laſſe ſich doch mit Vergnügen leſen, wenn gleich nicht von verwöhnten Zuhörern mit Nutzen hören; oder wenn er meynt zeigen zu müſſen, daß er nicht blos populär, ſondern auch in ſchönen Floskeln predigen könne! Hätte er doch nur ſolche Predigten geliefert (wenn ſie ja gedruckt werden mußten) wie die VIII. in dieſer Sammlung iſt, die gegen die Uebrigen auf eine vortheilhaftere Art abſticht, und wirklich populär iſt: ſo wollten wir ihn eben ſo gern, als unſere geſälligern Collegen gelobt haben.

Zur Ehre Jeſu Chriſti und ſeiner Religion. Eine Sonntagslectüre für unſtudirte Chriſten. Von H. B. Wagnitz, Prediger an der Hauptkirche zu u. l. Fr. in Halle. Zweiter Theil. Halle, bey Grunert, 1786. 326 S. 8.

Da dieß vortreffliche Erbauungsbuch (deſſen erſten Theil ein anderer Recenſent angezeigt hat) nicht nur unſtudirten Chriſten, ſondern auch Predigern als eine reichhaltige Quelle von Materialien zu praktiſchen Religionsvorträgen bekannter zu ſeyn verdient: ſo wollen wir unſere Leſer auch mit dem Inhalte dieſes zweyten Theils näher bekannt machen. Ohne indeß die Ueberſchriften aller einzelnen Betrachtungen, die dieſer Theil vom erſten Oſtertage bis zum letzten Trinitatis-Sonntage enthält, abzuſchreiben, wird es genug ſeyn, in einigen allgemeinen Anmerkungen zu zeigen, was der Verf. zur Beförderung reinerer Religionsbegriffe und wahrer Frömmigkeit geleiſtet hat.

Seinen erſten Zweck, den der Titel angiebt, nämlich innige Hochachtung und Liebe gegen den Stifter des Chriſtenthums

thums zu erwecken, hat er durch alle Abhandlungen sehr glücklich ausgeführt. Ohne Deklamation, aber mit Wärme und Lebhaftigkeit, werden in jeder die Vorzüge der Lehre Jesu in Absicht auf Beruhigung, Besserung, äußeres Menschenwohl und künftige Hoffnungen dem Verstande und der Empfindung in einer faßlichen Sprache nahe gelegt. Man sieht leicht, daß der Verf. hierbey nicht bloß unstudierte Christen, sondern auch solche im Auge gehabt hat, die mit der philosophischen und theologischen Litteratur unsrer Zeiten bekannter sind, um bey diesen den Eindruck auszulöschen, den eine schädliche Lectüre zum Nachtheil des Christenthums auf sie machen möchte. Eine löbliche Absicht, die Hr. W. in der Art, wie er sie zu erreichen sucht, gewiß nicht verfehlen wird, wenigstens bey denen nicht, deren Herz noch für lautere, sanft gesagte Wahrheit Empfänglichkeit haben.

Eben so sehr hat es uns gefallen, daß der Verf. alle berührte Religionslehren und biblische Geschichten in der leichtesten Manier von ihrer fruchtbaren Seite darzustellen weiß. Zum Beweise führen wir die Betrachtungen am X und XII S. nach Trin. an. In der Ersten erzählt er die Zerstörung Jerusalems (gerade so, wie wir sie, wo es ja noch üblich ist, öffentlich vorzulesen wünschten) und zeigt, in welcher Verbindung sie mit unserer Religion stehe. Die Andere hat die Ueberschrift: Die Lehren und Wunder Jesu in ihrer Verbindung mit einander. Eine der Vorzüglichsten. Was Hr. W. von den Wundern Jesu als Bedürfniß für jene Zeiten, und von ihrem moralischen Werthe sagt, erinnern wir uns nicht leicht so gut gelesen zu haben. Ueberall ist in diesem Buche alles anwendbar für Herz und Leben. Ein besonderes Verdienst um die Erbauung hat sich der Verf. dadurch erworben, daß er in einem Anhange zu dieser Schrift der Classe von Lesern, welchen sie zunächst bestimmt ist, einige der besten Erbauungsbücher nennt, und in vertraulichem Tone empfiehlt. Es hält wirklich sonst schwer, gemeine Christen für gute, absonderlich neue Gebet- und Communionbücher, Liedersammlungen u. s. w. zu gewinnen; aber Hrn. W. wird es hoffentlich bey vielen glücken, denen dieß sein Buch zu Händen kömmt.

Etliche Erinnerungen fügen wir bloß hinzu, weil wir einer so guten Erbauungsschrift die möglichste Vollkommenheit wünschen. Verschiedene Schriftsprüche scheinen uns

nicht

nicht an ihrer rechten Stelle zu ſtehen. So S. 37. wo der Verf. einen Zweifler die Frage aufwerfen läßt: warum Jeſus nicht noch mehr Licht über die Zukunft verbreitet habe, heißt es wohl nicht recht paſſend: „Ich antworte dir mein Freund „mit dem Hausvater: Siehest du darum ſcheel, daß „Gott ſo gütig iſt?“ S. 87 wird die Stelle aus Pſ. 51, 19 bey der Beſchreibung der Lehre Jeſu von der Beſſerung angebracht. Aber dieſe Stelle, die ſo ganz noch den vor einem ſtrengen Richter zitternden Iſraeliten verräth, iſt nicht dem Geiſte des ſich beſſernden Chriſten gemäß, den der Verf. übrigens in dieſer Betrachtung ſo gut geſchildert hat. Wie kann ſich der reuige Chriſt ängſtigen, wenn er zu einem Vater zurückkehrt, der ihn, wie er weiß, willig wieder annimmt? Auch haben wir uns gewundert, daß Hr. W. ſich der Ausdrücke Zorn Gottes, Rache Gottes hat bedienen können, da er doch ſelbſt dieſe leidenſchaftlichen Vorſtellungen von Gott ſeinen Leſern ſo gut auszureden verſteht. Nach S. 89 ſoll der Menſch ſich bey eintretenden Landplagen befragen: „ob er ſich als einen Gegenſtand des göttlichen „Wohlgefallens oder des göttlichen Zorns anzuſehen habe.“ S. 139 iſt der Ausdruck im Gebete des Charakters Jeſu — man denke ihn ſich auch immer als Richter — nicht würdig: „an welchem (Tage) wir dich ſehen werden herniederkom„men vom Himmel Rache zu üben an deinen Feinden.“ In der Wahl der Verſe aus Liedern, die am Schluſſe der Betrachtungen ſtehen, hätte wohl etwas mehr Strenge bewieſen werden können. Vielleicht wollte der Verf. gewiſſen Leſern, deren Geſchmack noch mehr für alte, als neue beſſere Lieder iſt, gefällig ſeyn. Aber wie viel verliert ſein Buch dadurch bey Aufgeklärtern? Uns war es wirklich auffallend, in einer ſehr guten Betrachtung folgenden Vers zu finden: (S. 264.)

Selig, ja ſelig iſt der zu nennen,
Des Hülfe der Gott Jakob iſt.
Welcher vom Glauben ſich nichts läßt trennen
Und hofft getroſt auf Jeſum Chriſt.
Wer dieſen Herrn zum Beiſtand hat,
Findet am beſten Rath und That, u. ſ. w.

Einem ſchlechtern Erbauungsbuche könnten wir ſo etwas hingehen laſſen; nicht aber dieſem, das wir als eins der beſten

gern

gern allen Verehrern des Christenthums zum Nährungsmittel für die Andacht empfehlen möchten.

Dg.

Christliche Glaubenslehre für diejenige (diejenigen) welche sich zur gegenwärtigen Zeit nicht mit mancherley und fremden Lehren umtreiben lassen wollen, nach der heiligen Schrift verfertigt von Magnus Friedrich Roos, Herzogl. Würtemb. Rath und Prälaten zu Anhausen an der Brenz. Stutgard, bey Metzler, 1786. 324 S. 8.

Schon der Zusatz „für diejenigen“ u. s. w. läßt denkende Leser errathen, was sie hier zu suchen haben. Aber einen solchen Wust von veralteten dogmatischen und polemischen Sätzen, schiefen Erklärungen biblischer Sprüche, und an Schwärmerey grenzenden Meynungen, aus denen dieß Buch zusammengesetzt ist, sollte man in itzigen Zeiten kaum noch erwarten. Es würde sich der Mühe nicht verlohnen, von dem ohnehin äußerst verworrenen System desselben einen Auszug zu machen; und noch weniger verdient es eine eigentliche Widerlegung. Rec. will bloß, um den Verdacht einer zu harten Beschuldigung von sich abzulehnen, hin und wieder einige Stellen ausheben. Unsere Leser mögen dann selbst Richter seyn.

Zuvörderst wird sehr über die itzige Gewohnheit, den kirchlichen Lehrbegriff zu verfälschen, gewehklagt, und die Größe dieses Verderbens unter andern aus 1 Cor. 1, 18 — 28 folgendermassen erwiesen: „Man darf nicht meynen, als ob „diese Worte keinen Gelehrten, der den Christennamen führt, „und mehr weiß, als die ehmaligen Juden und Griechen, angehen könnten. Denn Paulus macht keinen Unterschied unter den Nationen, oder unter den Stufen natürlicher Weisheit, sondern er setzt hier diejenigen, die verlohren und die „selig werden einander entgegen. Er redet von Weisen nach „dem Fleisch: solche können aber auch den christlichen Namen „führen: denn Fleisch ist, was vom Fleisch gebohren ist, und „noch keine Wiedergeburt erfahren hat.“ — — „Wenn also auch ein solcher christlicher Gelehrter oder Gewaltiger zur „wah-

„wahren und seligmachenden Erkenntniß Christi erlangen will: „so muß er vor der Welt thöricht, schwach, gnedel, „verachtet und nichts werden. — S. 37. „Kein „Buch hat so nachdrückliche Zeugnisse der ältesten Christen für „sich, als die Offenbarung Johannis, welche doch jezo von „dem Fürsten der Welt am meisten angefochten wird.“ (Unsere itzigen Kritiker wissen also, zu wessen Fahne sie gehören, wenn sie es wagen, an der Aechtheit der Apokalypse zu zweifeln.) S. 45. 46. „Es ist insonderheit eine Gotteslästerung, wenn „man sagt, daß der Herr Jesus selbst, in dessen Munde kein „Betrug erfunden worden, sich nach den irrigen Begriffen „der Juden gerichtet, und z. B. von bösen Geistern geredet „habe, wo doch keine waren.“ (Sonach ist es denn auch Gotteslästerung, Gespenster zu leugnen, weil Christus Matth. 14, 26 die Meynung der Jünger über die Gespenster nicht widerlegt.) S. 47. „Auch hat man eine lateinische Ueber„setzung der ganzen Bibel, die bald nach Christi Geburt ge„macht ist.“ (Also wohl gar eher, als die Bücher des N. T. geschrieben wurden, oder man muß sich bey diesem bald eine Kleinigkeit von Jahrhunderten denken.) S. 94. „Nach„dem also das Licht und der Himmel geschaffen waren, und „ehe Gott das Erdreich auf seinen Boden“ (was für einen Boden?) „gegründet hatte, machte er am zweyten Tage seine „Engel zu Geistern, und seine Diener zu Feuerflammen. Der „ungeordnete, öde und finstere Zustand also, dessen Mose „1 Mose 1, 2. Meldung thut, entstund nicht von dem Fall „und Grimm des sogenannten Lucifers; denn dieser Lucifer „war damals noch nicht erschaffen: auch sahe Gott noch am „sechsten Tage alles was er gemacht hatte, an, und siehe, es „war sehr gut. 1 Mos. 1, 31 folglich war damals noch kein „Engel gefallen.“ (Der arme Lucifer! was ihm doch für Uesus Schuld gegeben wird! Nein, man muß ihm auch nicht zu viel thun, und es ist gut, daß er doch hier einmal wider einen ungerechten Vorwurf sehr bündig und scharfsinnig vertheidigt wird. Doch Hr. R. geht nicht immer so glimpflich mit ihm um, wie denn überhaupt die Lehre vom Satan fast auf allen Blättern vorkömmt.) S. 108. „Auf dem Sa„tan und seinen Engeln liegt der 1 Mos 3, 14 ausgesprochene „Fluch, und ein Gericht des großen Tages wartet auf sie, „wiewohl ihnen doch, ungeachtet ihrer Ketten, die Macht zu „verklagen, zu versuchen, zu binden“ (wie ein Gebundener binden könne, läßt sich schwer begreifen) „und zu verschlingen

„bis

„bis auf eine gewiſſe Zeit, und unter den Einſchränkungen, „welche die Macht Gottes macht, gelaſſen worden.“ S. 137. „Der ſtarke gewapnete Satan hat (iſt) inne worden, „daß ein Stärkerer, nehmlich (nämlich) der Sohn Gottes „über ihn komme, ihn binden könne, und ihm zwar nicht die „Stärke ſeiner Natur, doch aber etwas, das Harniſch heißt, „nehme, folglich ihn ausziehe u. ſ. f.“ S. 141 behauptet der Verfaſſer, die Wirkungen des Teufels ließen ſich inſonderheit bey Beſeſſenen und ſchwermüthigen Selbſtmörderm wahrnehmen. S. 142. „Man ſagt die Beſeſſene „ſeyen Raſende geweſen; wie denn die beſeſſene Gergeſener „alle Kennzeichen der Wahnwitzigen und Raſenden an ſich ge„habt haben: allein man ſollte fragen, ob nicht die Raſenden „zu allen Zeiten Beſeſſene ſeyn, folglich der Einwurf, daß es „keine Beſeſſene mehr gebe, ungegründet ſey.“ (Ja, das fehlt noch, daß wir Wahnwitz und hitzige Krankheiten in „Teufeleyen verwandeln, und à la Gaßner kuriren.) S. 158. „Als Gott zu Adam ſagte: welches Tages du von dem Bau„me eſſen wirſt, ſollſt du des Todes ſterben, ſo drohete er „nicht, wie ein irdiſcher König, der, wenn er einen Miſſe„thäter zum Tode verdammt, es ihm gönnt, wenn Gott „deſſen Seele ein ewiges Leben ſchenkt, und ſeinen Leib zum „Leben auferweckt.“ (Gott alſo gönnte dem ſündigenden Menſchen dieſe künftige Glückſeligkeit nicht. Entſetzlich!) Eben ſo arg und erniedrigend für die höchſte Liebe heißt es S. 158. „Ja, er (Gott) behielt ſich auch die Macht vor, „das Todesurtheil an vielen Menſchen zweymal zu vollziehen, „und ſie nur zu dem Ende aus dem Grabe zu erwecken, da„mit ſie noch einmal, oder des andern Todes, der noch ſchröck„licher als der erſte iſt, ſterben könnten.“ (So ſchafft Gott nicht nur Menſchen um ſie zu ſtrafen, ſondern er erweckt mit dem Tode Beſtrafte, damit — welch ein ſchreckliches Wort! — er ſie noch einmal tödten, d. h. ſeine Rachſucht und Grauſamkeit doppelt ſättigen könne. Bedachte der Verf., als er dies ſchrieb, daß er damit Gott bis zu jenem Tyrannen erniedrigte, der Feri, ut ſentiat ſe mori! zu ſagen pflegte?) Bey folgender Stelle kann man ſich aber des Lachens nicht erwehren S. 198. „Auf dem Bauch ſollte die Schlange gehen, die „ohne Zweifel vorher aufgerichtet gegangen war,“ (doch wohl nicht gar pfahlrecht?) „und indem ſie auf dem Boden krenche, „und ihre Nahrung ſucht, Erde in den Mund bekommen, und „eſſen ihr lebelang.“ S. 232, 233. „Der Herr Jeſus iſt

„noch jetzo der Liturgus im himmlischen Heiligthum, das ist, „er verwaltet das Amt eines Hohenpriesters in demselben „(Hebr. 8, 2.); thut da, was er am Kreuz gelobet hatte „(Ps. 22, 26.), nennet den Vater seinen Gott (Offenb. Joh. „3, 12.), wandelt als Aufseher mitten unter den goldenen „Leuchtern, das ist unter den christlichen Gemeinden (Offenb. Joh. 2, 1.). Die Braut, mit welcher er Hochzeit halten „will, steht zu seiner Rechten (Ps. 45, 10.). Ja er wird sich „aufschürzen, seine Knechte, die er wachend gefunden hat, „bey einem himmlischen Gastmahl zu Tische setzen, und vor „ihnen gehen, und ihnen aufwarten.“ — Doch wir sind des Abschreibens, und unsere Leser hoffentlich des Lesens müde.

Yg.

Jesus von Nazareth. Was sollt er uns seyn, nach der Bibel? und, was ist er uns? Sechs Predigten von Johann Ludwig Ewald, Generalsuperintendenten und Prediger zu Detmold. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1786. 7 Bogen groß 8.

Hrn. Ewalds Vortrag ist deutlich und angenehm, und in der Ausführung seiner Materien ist auch zuweilen Gründlichkeit. Es sey uns aber erlaubt, ihm einige Bedenklichkeiten offenherzig mitzutheilen. Je heller der Kopf ist, desto williger verträgt er die Berichtigung. Zuvörderst gefällt uns die Wahl des Titels nicht, wenn man ihn mit dem Inhalt der Predigten vergleicht. Nr. 1. Sehnsucht nach Hülfe, Nähe, Offenbarung Gottes, bezieht sich auf die Wünsche und den Glauben der Frommen im A. Test. Nr. 2. Was wurde in dem Messias erwartet? bezeichnet die Glaubensideen aus dem A. T. Nr. 3. Worin liegts, daß sich Jesus nicht nach seiner ganzen Kraft zeigt? verweiset auf den Mangel des Glaubens der Menschen Nr. 4. In wiefern kann sich der Mensch Glauben geben oder nicht? Nr. 5. Warum hat der Glaube so viel Werth in Gottes Augen. Nr. 6. Es kömmt, was noch nicht ist. Hieraus erhellet, daß der Verfasser die Glaubenslehre

der

der Menſchen in alten und neuern Zeiten vor Augen hat. Dieſe beziehe ſich freylich auf die Eigenſchaften und Handlungen Chriſti, aber hievon iſt nur wenig, beyläufig berührt. — Wer ſeiner Sache nicht recht gewiß iſt, ſeines eigenen Glaubens nicht lebt, dem ſchwindelt gewiß der Kopf, wenn er dieſe Predigten mit der Abhandlung vom Glauben, in der Berliner Monatsſchrift, vergleicht. Beyde Schriften handeln doch vom Glauben. Welche hat beſſer unterſchieden wovon die Rede iſt? Im Ernſt, unſere Gottesgelehrten ſollten mit den Glaubenspredigten diskreter ſeyn, denn, daß es da viel zu unterſcheiden gebe, ſieht jeder Vernünftiger leicht ein. Nimmt man auch das Wort Glauben mit dem Verf. von Zuverſicht und Vertrauen auf Gott: ſo frägt ſichs doch: a) Was erwartet des Menſchen Glaube von Gott? doch nicht alles, was ihm irgend gelüſten mag, ſintemal unter den Gütern und Bedürfniſſen ſo viel Verſchiedenheit herrſcht. Dieſen wichtigen Punkt hat Hr. E. gar nicht berührt, und es könnte daher leicht kommen, daß ſein Predigtweſen Mißbrauch und Schwärmerey nach ſich ziehen könnte. b) Worauf gründet des Menſchen Glaube ſich? Schön und ſicher führt hier der Verf. ſeine Zuhörer auf die Wohlthat Gottes im Reiche der Natur, und auf die eigene Erfahrung in der Erziehung und Lebensart. Dies iſt die zuverläßigſte Glaubensanalogie, die keinen irre führt. Noch öfter und dringender leitet aber der Hr. Verf. zur heiligen Schrift, um aus ihren Geſchichten und Zuſagen zu lernen wie und was der Glaube erwarten ſoll. Allerdings iſt die Schrift dem, der wohlzubereitet iſt, ein vortreffliches Vehikel der Glaubenskraft. Aber, Herr Ewald denke ſelbſt: ob Glaube eines Davids, Joſephs und Abrahams mit dem Glauben eines Petrus und Paulus von Einer Art ſey, und ſeyn könne? Im Grunde iſt es Vertrauen gegen Gott, auf jeden Fall, aber, nach dem Genius der Zeit, des Volks, der gefühlten Bedürfniß unendlich verſchieden modificirt, wie Glaube zur Zeit Chriſti, und Glaube zu unſerer Zeit. Wieder im Grunde zwar Zuverſicht auf Gottes Wohlmachen, aber, wie ſieht die Zuverſicht eines rohen ungebildeten Volks von kindiſcher Denkungsart aus, und wie führt der weiſe Lehrmeiſter es zu dem ihm nöthigen Vertrauen an? und, wie vertrauet ein Volk Gott, das ſchon eigene Erfahrung, und Summen von Erkenntniſſen eingeſammlet hat? Wie ſteht der Glaube der ſinnlichen Welt bey leiblichen, wie, bey geiſtlichen Bedürfniſſen

sen aus? Welchen Glaubensweg mußte Jesus das rohe Volk damaliger Zeit führen; und welcher ist für unser Zeitalter der angemessene? Die Menschen sind sich ja nicht gleich, wie die Krankheit, so muß das Heilmittel seyn. Qui bene distinguit, bene docet. Daß die Glaubenspredigten bey uns gemeiniglich tauben Ohren geprediget werden, rührt mit davon her, weil man Individualumstände älterer Zeit und Denkungsart untereinander mischt, und auch für uns brauchbar machen will, wo man doch auf dem Wege eigener Erfahrungen besser zum Ziel gelangen würde.

Bm.

Grundsätze zur Bildung künftiger Volks- und Jugendlehrer, oder der Homiletik, Katechetik, Pädagogik, entworfen von D. Georg Friedrich Seiler. Zwote verbesserte Auflage. Erlangen, bey Palm, 1786. 1 Alphb. in 8.

Die Homiletik des Verfassers enthält eine recht gute und vernünftige Anweisung, nach welchen Regeln eine Predigt bearbeitet und vorgetragen werden müsse. Der Verf. geht darin vielen gangbaren Fehlern und Gebrechen, welche noch unter jungen und alten Predigern herrschen, entgegen, und sein Unterricht verdient daher von vielen überdacht und beherziget zu werden. Nur nach der Vorrede, worin der Verf. mit Recht sagt, daß die Erziehung und Bildung künftiger Volkslehrer mehr, als gewöhnlich geschieht, nach ihren künftigen Arbeiten eingerichtet werden müsse, indem sie auf Schulen sowohl, als besonders auf Academien, von gelehrten Sachen zu viel, und von zweckmäßigen zu wenig lernten, erwartete Recensent, der Verf. würde mehrere Rücksicht darauf nehmen, was Prediger als Volkslehrer besonders zu beobachten hätten. Das Augenmerk scheint aber nicht bestimmt genung darauf genommen zu seyn. So sagt er zwar S. 22 „man müsse die wesentliche Lehren der Religion predigen, nicht aber das, was zur eigentlichen Theologie gehöre," er lehrt aber nicht, welches doch angehenden Geistlichen so nothwendig zu seyn scheint, und oft seltsam genung von ihnen mißverstanden wird, wie man wesentliche Religions-

glaubslehren und eigentliche Theologie von einander unterscheiden solle. Eben so empfiehlt er S. 62 dem Prediger Klugheit im Gebrauch neuer Schriftauslegungen, aber er sagt nicht, welche Art von neuen Schriftauslegungen er damit meyne. Es giebt nach so viele Gemeinen und so viele Prediger, denen alles neu und verwerflich ist, worüber doch verständige Gottesgelehrten schon seit 30 bis 40 Jahren einig sind. In der Einleitung erwartete Rec. darüber Aufschluß, aber das Gute, was darin gesagt worden, ist zu allgemein und unbestimmt gesagt, so wie auch der Volkslehrer unter der angeführten Menge gedruckter Predigten, die zum Theil in Ton, Behandlungsart und Vortrag himmelweit von einander unterschieden sind, schwerlich diejenigen, ohne belehrende Critik herausfinden wird, die ihn zum Volkslehrer bilden können. Vielleicht hat das der Verfasser dem mündlichen Vortrag vorbehalten.

In der Katechetik sind recht brauchbare Regeln kurz zusammengefaßt; die verschiedene Methode des Socrates, Sophisten zu beschämen, und Menschen aus ihrer eigenen Empfindung und aus ihren erkannten Grundsätzen zu belehren, wohl unterschieden; (wo wir doch die Anwendung der letztern bey dem Unterricht der Kinder minder brauchbar, desto brauchbarer aber bey dem Unterricht der Erwachsenen finden,) auch wird dem Katecheten mit Recht sehr empfohlen, auf die Empfindung und Erfahrung des Lehrlings vornämlich seine Beweise zu bauen, und Erläuterungen darauf zurückzuführen). Wie dieß aber geschehen solle, und wie der Lehrer diese Empfindungen und Erfahrungen aufspüren und benutzen solle, welches doch zum Unterricht des Katecheten die Hauptsache zu seyn scheint, darüber hätte Rec. vornämlich eine bestimmte Anweisung gewünscht.

Die Pädagogik endlich faßt eine Anzahl recht brauchbarer Regeln und Cautelen in sich, welche Erzieher und Lehrer bey der körperlichen sowohl als sittlichen Erziehung, und bey dem Unterricht der Jugend zu beobachten haben. Zwar sind sie nicht ganz vollständig noch mit Beweisen belegt, und grosentheils nur aus andern pädagogischen Schriften gesammlet; alle und jede möchte auch wohl der philosophische Pädagoge nicht gelten lassen. Indessen wünschte sie doch Rec. in den Händen vieler Erzieher und Schullehrer, und selbst auch der Prediger, welche nicht nur über die Schulen ihres Bezirks

die Aufsicht führen, sondern auch, wenn sie wollten, durch ihren Einfluß und durch Rath und That eine bessere häusliche Erziehung in den Städten, und besonders auf dem Lande, befördern könnten und sollten. Würden die hier gegebene Regeln allgemeiner befolgt, so wäre schon ein guter Schritt zur Verbesserung der Erziehung gethan.

Tz.

Repertorium über die Pastoraltheologie und Kasuistik für angehende Prediger nach alphabetischer Ordnung. Erster Theil. Christian Wilhelm Oemler, Konsistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer. Jena, bey Kröker. 1786. gr. 8. 3 Alph. 18 Bogen.

Ein Prediger hat viel zu lesen. Das erste und vornehmste Buch ist allezeit die Bibel, und zwar in den Grundsprachen. Ein Protestant erkennet sie als den einzigen Grund seiner Erkenntniß, und zwar im Original. Die Uebersetzung hat bey gelehrten Untersuchungen keine Gültigkeit. Dogmatische, moralische, exegetische Schriften und Kirchengeschichte muß der Prediger lesen, um seine Kenntnisse zu erweitern, und um den heutigen Zustand der theologischen Gelehrsamkeit zu kennen: wozu die Lesung der Journale nöthig ist. Indessen die eigentliche Würde eines Predigers ist nicht blos Gelehrsamkeit, sondern eine treue und weise Führung seines Amts. Diese allein giebt ihm die frohe Erwartung, bey der Abrufung von seinem Posten von seinem Oberhirten den frohen Zuruf zu hören: ey du frommer und getreuer Knecht! Wer Redlichkeit, Gelehrsamkeit, Klugheit und Menschenkenntniß hat, wird sich bey den Vorfällen in seinem Amt selbst ziemlich finden können; aber wie mancher Kandidat kömmt ins Predigtamt, dem es an einem oder wohl mehrern von diesen Stücken fehlet? Wo kann der Sohn eines Bauern, oder eines Handwerkers, der nach der Akademie etwan ein paar Jahr bey einem schlechten Pfarrer, Pächter, Förster in Kondition g . . sen, Klugheit und Weltkenntniß erlanget haben? Ich verdenke es Predigern und Schulleuten, wenn sie geringer und armer Leute Kinder zum Studiren bereden. Ab-

mah-

mahnen sollten sie dieselben vielmehr, es wäre denn, daß sich wirklich etwas außerordentliches in ihrem Verstande zeigte. Die Fehler der schlechten Erziehung hängen ihnen gemeiniglich an. Ich weiß aus der Erfahrung, daß Prediger aus geringem Stande eben diejenigen waren, welche durch Stolz, Eigensinn und unweise Aufführung ihrem Patron und der Gemeinde anstößig wurden, und wohl gar in Prozesse geriethen, welche ein verständiger und weltkluger Mann leicht vermieden haben würde. Solchen Männern sind Schriften der Pastoraltheologie höchst nöthig, so auch Männer von Verstand und Gelehrsamkeit werden solche Schriften nützen können. Wir können vieles oft recht gut selbst einsehen, und haben doch Erinnerungen nöthig.

Herr Ormier fängt jetzt an ein Werk zu liefern, in welchem alles, was zur Pastoraltheologie und Kasuistik gehöret, in alphabetischer Ordnung enthalten seyn soll. Daß Hr. Ormier hierzu geschickt sey, wird Niemand zweifeln: da er auf dieses Fach der Gelehrsamkeit sich hauptsächlich geleget, und schon sehr viel Gutes darüber geschrieben hat. Man wirft ihm mit Recht die Weitläuftigkeit vor, man wirft ihm vor, daß er sich seine Amtsbrüder gar zu einfältig vorstelle, und ihnen alles gleichsam an den Fingern vorzähle. So ganz ungegründet sind diese Vorwürfe nicht. Wir bemerken auch, daß er den Prediger gegen den Superintendenten zu sehr herabsetzet. Er redet oft von Vorgesetzten ihrer Dözes, von ihren Verordnungen und Befehlen. Die Superintendenten können und sollen die Befehle und Verordnung des Konsistoriums ihren Amtsbrüdern bekannt machen: sie selbst aber können keine Verordnungen noch Gesetze geben. Er sagt, daß Vorgesetzte die Prediger gezwungen, Kinder zum Abendmal anzunehmen, welche sie noch nicht vor tüchtig gehalten. Dies wäre schlecht gegen seinen Amtsbruder gehandelt: und es brächte ihn auf einmal um sein Ansehn bey der Gemeinde. Es ist allzeit besser, ein Kind abzuhalten, als es zu früh anzunehmen. Die Vermuthung streitet allezeit für den Prediger: dieser muß seine Kinder besser kennen, als der Superintendent. Ich würde in solchem Fall ans Konsistorium appelliren, und darauf bestehen, daß das streitige Kind von einem Dritten geprüfet würde. Dem sey, wie ihm wolle, so enthalten die Pastoralschriften des M. doch viel Nützliches, und Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen.

Hr. O. schreibt verständlich, schöpft in diesem Werk bey wichtigen Punkten die besten Bücher an, und seine Urtheile sind mehrentheils richtig. Wenn hier und da ein unrichtiger Gedanke seyn sollte, so wird ein verständiger Leser ihn leicht einsehen: und ein einfältiger Leser wird, wenn er ihm folget, sicher gehen.

Wir wollen bey dem weitläuftigen Artikel vom Abendmal noch einige Anmerkungen machen. Der Verf. tadelt es, daß ein Prediger sich selbst das Abendmal reicht, und seine Gründe sind nicht wichtig. Rez. hat diesen Gebrauch in der Grafschaft Sain gefunden. Es war da keine Privatbeichte. Der Prediger beichtete gar nicht, und gab sich das Brod und den Wein selbst. Sollte es nicht recht erbaulich seyn, wenn der Prediger bey jeder Kommunion das Sakrament erst nähme, und dann seinen Zuhörern erst reichte?

Beym Kelch kann es leicht kommen, daß man Wein aus der Flasche nachgießen muß: bey den Oblaten kann man sich leicht versehen, daß man nicht nöthig hat, aus der Schachtel noch einige nachzunehmen. Ich sehe gar nicht ein, warum über den nachgegossenen Wein das Vater Unser und die Einsetzungsworte noch einmal hergebetet werden sollen. Ich habe beym Anfange der heiligen Handlung die Einsetzungsworte den Kommunikanten vorgelesen, damit diese wissen, was sie mit dem Brod und Wein empfangen, und worauf sie ihre Gedanken richten sollen. Die Einsetzungsworte haben nicht die geringste Wirkung auf die zuerst auf den Teller gelegte Oblaten, und auf den zuerst in den Kelch eingegossnen Wein gehabt: sie werden auch nicht die geringste Wirkung in die nachgelegte Oblaten, und in den nachgegossnen Wein haben. Die in der Geschwindigkeit über den Wein und über die Oblaten hergemurmelte Worte werden so wenig von den Kommunikanten, als von dem Brod und Wein verstanden. Es ist ein alter Gebrauch, der aus dem Aberglauben von Verwandlung des Brods und Weins herrühret.

Zwey Bürgerweiber vergehn sich im Zank wegen des Vorangehens so weit, daß es vor dem Altar zum Schimpfen und Stossen kömmt. Sollte der Prediger nicht beyde vom Altar zurückgewiesen haben? Der öffentliche Anstoß und das Aufsehen war von den Weibern öffentlich gemacht, und verdiente eine öffentliche Ahndung. Sie konnten so wenig

würdig zum Abendmahl gehen, als ein Besserer, der taumelnd zum Altar sich nahete. Man müßte aber diesen Fall sogleich an das Konsistorium berichten.

Rf.

2. Rechtsgelahrheit.

Vincenz Hanzely Grundlinien der heutigen Reichshofrathspraxis im Allgemeinen mit erläuternden Anmerkungen und Beyspielen. Frankfurt und Leipzig, 1785. 160 Seiten und 72 Seiten Beylagen in 4.

Fortsetzung der Grundlinien der heutigen Reichshofrathspraxis, ebendas. 1785. mit Beylagen 376 Seiten in 4.

Die erstere Schrift des Verfassers kam schon im Jahr 1778 zu Nördlingen heraus, und erhielt außer einigen Vermehrungen der Beylagen nur ein umgeändertes Titelblatt mit veränderter Jahrzahl und Namen des Verlegers. Die oben schon im XXXVIII. B. dieser Bibliothek S. 107 u. f. gemachte Anzeige bezeichnet schon das auszeichnend Vorzügliche dieser Ausführung, welches in einem deutlichen Vortrag über die Verfahrungsart des Reichshofraths im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf besondere Gattungen des Prozesses, verbunden mit erläuternden Beylagen besteht. Die Fortsetzung handelt auf eben dieselbe Weise, wiewohl nicht im bestgeordneten Zusammenhang, von Insinuationen, Prorogationen, von Legitimation der Anwälde, und besonders noch den sogenannten Syndicaten, wo wiederum bey jeder Lehre brauchbare Formeln für alle in dieselbe einschlagende Ausfertigungen in dem Anhang beygesetzt sind, die zu einer weit anschaulicheren Einsicht der Erfordernisse solcher Aufsätze dienen müssen, als blosse theoretische Auseinandersetzung der Grundsätze und

Form der Reichshofrathspraxis, nach welchen sie abzufassen sind.

Yt.

Vincenz Hanzely, Grundriß des Reichs-Hofräthlichen Verfahrens in Justiz- und Gnaden-Sachen, mit den nöthigen Formeln. Erster Band. Stuttgard, bey Mezler. 1786. 8. 508 S.

Der Verfasser hat vor einigen Jahren eine Anleitung zur neuesten Reichshofrathspraxis geschrieben (s. A. D. Bibl. 66 B. 1 St.), welche, in zween Haupttheilen, einem theoretischen und einem praktischen, die Verfassung des R. H. Raths und das Verfahren desselben, abhandelt. In dem sogenannten praktischen Theile hat er, nach drey Abtheilungen, 1) das Verfahren im Allgemeinen, 2) das Verfahren in Justiz- und 3) in Gnadensachen betrachtet. Indessen war doch auch diese Abhandlung mehr theoretisch, und enthielt eigentlich noch nicht den, dem Praktiker unumgänglich nöthigen, ausführlichen Unterricht von den, bey diesem Höchsten Reichsgerichte, nach Verschiedenheit der Fälle, zu beobachtenden Formalien. Er gab deswegen noch Grundlinien der Reichs-H. R. Praxis im Allgemeinen, heraus, welche, obgleich unter einem nicht gut gewählten Titel, eine mehr praktische Ausführung der ersten Unterabtheilung eines praktischen Theils enthalten; und eben so ist gegenwärtiger Grundriß der mehr praktischen Ausführung der zweyten und dritten Abtheilung gewidmet. So viel auch gegen diesen Plan, wenn man die drey Werke als ein Ganzes betrachtet, einzuwenden seyn möchte; so ist doch das vorliegende, für sich allein, sowohl in Ansehung der Anordnung und Vollständigkeit der Materien, als der Deutlichkeit und Gründlichkeit des Vortrags, ein für den praktischen Rechtsgelehrten überaus nützliches und schätzbares Werk. Es enthält die Reichshofräthliche Routine (das Wort Praxis wäre doch wohl besser, und wenigstens bedeutet eines nichts anders als dieses) in Justiz- und Gnadensachen, oder das Verfahren in diesen Sachen, nach den unzählig vielen näheren Bestimmungen, welche nach und nach die, in den Gesetzen gegründete allgemeine Theorie, durch die Anwendung auf einzle Fälle, erhalten hat. In diesem

ersten

erſten Bande wird, nach einer kurzen Einleitung, welche eine Ueberſicht der verſchiednen bey dem Reichshofrath vorkommenden Juſtiz- und Gnadenſachen enthält, in vier Capiteln, vom Citationsproceſſe, vom Proceſſu communicativo ad excipiendum, vom Vornehmlaſſungsproceſſe, und vom Mandatsproceſſe gehandelt. Der ganze Gang dieſer verſchiedenen Proceßarten wird von Anfang bis zu Ende, mit allen gewöhnlichen Zwiſchenvorfällen, vorgeſtellt; und ſo kurz auch die darüber gegebne Regeln ſind; ſo wird doch dem Advokaten, dem Agenten, und ſelbſt dem Referenten, nicht leicht ein Fall vorkommen, in welchem er ſich nicht daraus Rathe erholen konnte. Den größten Theil des Werks machen die angehängten Formulare, deren für jeden, in der Abhandlung angegebenen Fall, eines zur Erläuterung beygefügt iſt, aus. Sie ſind alle aus wirklich geführten, zum Theil, noch anhängigen und merkwürdigen Proceſſen genommen, und der Verfaſſer hat dadurch, außerdem daß ſolche Muſter, wenn die Auswahl mit Sachkenntniß geſchieht, zuverläßiger, als erdichtete ſind, die Trockenheit großentheils vermieden, die er in der Vorerinnerung befürchtet. Uebrigens konnte man aber freylich nicht verlangen, daß dieſe Formulare, die nur die Abſicht haben, den Gang des Verfahrens anſchauend zu lehren, auch zugleich durchaus gute Muſter der juriſtiſchen Schreibart und rechtlicher Ausführungen ſeyn ſollten. Der Verfaſſer wird ſich alle, beſonders angehende, praktiſche Rechtsgelehrte, die am Reichshofrath Geſchäfte haben, ſehr verbinden, wenn er die übrige Bände dieſer praktiſchen Anleitung recht bald nachfolgen läßt.

Fn.

Elementa iuris civilis romanorum, auctore *Car. Chriſtoph. Hofacker.* Goett. 1785. 1 Alphabet 3 Bogen in 8. bey Vandenhök.

Das erſte Lehrbuch des Verf. haben wir zu ſeiner Zeit angezeigt. Gegenwärtiges iſt nicht eine neue Ausgabe des vorigen, ſondern ein ganz umgearbeitetes Buch. Der Verf. ſchließt ſich jetzt weit genauer ſowohl an die Ordnung der Inſtitutionen im Ganzen, als in das römiſche Syſtem in einzelnen Materien an. Er trägt zuerſt allgemeine Grundſätze von

Recht

Recht und Gerechtigkeit, die Eintheilungen des Rechts, die Gattungen des Römischen insonderheit, eine kurze Rechtsgeschichte, und die Lehre von den Rechtsgegenständen, vor. Unter dieser letzten Rubrik sind einige allgemeine Ideen, Begriffe und Sätze von Klagen, Exceptionen, Zeittheilung, Zufall, Nachläßigkeit, Dolus, Gewaltthätigkeit, Bedingungen beygebracht, und mehr gehört auch, unsers Erachtens, nicht hieher. Alsdann folgt das Personenrecht, wo am Ende auch etwas weniges von der römischen Staatsverfassung und den Magistratspersonen vorkömmt. Im Sachenrecht wird von der Eintheilung der Sachen, dem Eigenthum und dem Besitz gehandelt. Unter dem Eigenthum, *iure dominii*, begreift er alle dingliche Rechte, Erbrecht, Servituten, Pfandrecht, auch die Rechte des redlichen Besitzers. Darauf folgt das *ius obligationis*, wie es der Verf. nennt; allgemeine Sätze von der Verbindlichkeit, Conventionen, Verbrechen variae causarum figurae, und endlich die Lehre von der Erlöschung der Verbindlichkeit. — Rec. schätzt die Talente und Kenntnisse des Verf. hoch, hat nichts dagegen, daß er nur reines römisches, nicht mit deutschem vermischtes, Recht vorträgt, billigt sehr, daß die Beweisstellen aus den Gesetzbüchern wörtlich hinzugesetzt sind, findet überhaupt in diesem Lehrbuche viel gutes, und zieht es dem ersten des V. in manchem Betracht vor. Allein dem ungeachtet kann er auch hier nicht alle Ideen des Verf. billigen. Bey dem vorigen Lehrbuch tadelten wir, daß Hr. H. ein System im Ganzen und in einzelnen Lehren aufgestellt, das den römischen Juristen völlig unbekannt war. Jetzt müssen wir mißbilligen, daß er auf das entgegengesetzte Extrem fällt, und sich zu fest an die römische Juristen anschmiegt. Auffallend ist es, daß er die fehlerhafteste Legaldefinitionen, z. E. vom Testament, der Tutel, ja sogar die so oft verlachte: mortis est imitatio, beybehält. Von der Eintheilung in dingliches und persönliches Recht (ius in re und ad rem) findet man hier keine Spur: warum? sie kömmt bey den römischen Juristen nicht wörtlich vor. Allein gleichwohl ist sie das Fundament des ganzen Gebäudes vom Sachenrecht. Sie schwebte den Alten gewiß vor, und schimmert allenthalben aus ihren Sätzen durch. Daß sie dieselbe nicht mit klaren und ausdrücklichen Worten vortragen, ist kein Grund, es in unsern Lehrbüchern auch zu unterlassen.

Eben

Eben so wenig darf, nach unſrer Meynung, die Eintheilung des Eigenthums in widerrufliches und unwiderrufliches, die Diſtinction zwiſchen univerſitas iuris und hominis etc. etc. in einem Lehrbuche fehlen, obgleich alle dieſe Dinge nicht namentlich im Pandecten- oder Inſtitutionentext ſtehen.

Zuweilen ſcheint uns auch Hrn. H. Syſtem nicht einmal den Begriffen der alten Juriſten gemäß zu ſeyn. Er ſagt z. E. dominium eſt ius rei propriae; es iſt entweder dominium rei ſingularis oder ius hereditarium. Das erſte iſt entweder dominium corporis oder iuris; das dominium iuris begreift dominium poſſeſſionis, iura praediorum und pignus. Dominium poſſeſſionis nämlich ſoll ſeyn: proprietas iuris, quo quid poſſeſſionem rei non ſuae ſibi propriam habet, eiusque utilitates et fructus ſibi percipit et adquirit. Der Verf. rechnet (mit Galvan) dahin: ius eius, qui ſe tuetur praeſcriptione longi vel longiſſimi temporis, ius emphyteutae, ſuperficiarii, und bonae fidei poſſeſſoris. Bey dieſer Vorſtellungsart iſt vieles zu erinnern. 1) Was ſoll das heißen: dominium eſt ius rei propriae? Sobald man Pfandrecht und Mißbrauch unter dem Wort Eigenthum begriffe, ſo weiß ich nicht, was res propria ſeyn ſoll. 2) Der Ausdruck dominium poſſeſſionis iſt nicht römiſch. Kein alter Juriſt braucht ihn. Erſt einem Secretär Conſtantins M. fiel es ein, mit Verwirrung aller Begriffe, den Niesbrauch des Vaters über die Adventitien der Kinder, (L. 2. C. Theodoſ. de bon. matern.) ja ſogar jeden Beſitz (L. 2. C. uti in rem act.) dominium poſſeſſionis zu nennen. Und darauf wollen wir ein Syſtem bauen, daraus einen Redegebrauch abſtrahiren? Ein anderer Concipient aus demſelben Zeitalter nennt in der L. 1. C. Gregor. ſi ſub alter. nom. das volle, mit dem Beſitz verbundene Eigenthum: *dominium poſſeſſionis*, zum Beweis, daß dieſes Wort damals kein Kunſtwort von beſtimmter Bedeutung war. 3) Nach der Erklärung, die Hr. H. vom dominio poſſeſſionis giebt, hat der Miethsmann auch ein dergleichen Eigenthum. Hat er nicht poſſeſſionem rei ſibi non propriae? Genießt und erwirbt er ſich nicht alle Nutzungen? 4) Dominium poſſeſſionis ſoll einer haben, der eine Sache longo oder longiſſimo tempore verjährt hat. Allein dieſer hat ja nach Juſtinianiſchem Rechte alle Rechte des Eigenthümers ohne einzige Ausnahme. Daß er nur *utilem* rei vindicationem habe,

de, ist unerweislich, und gesetzt es wäre, so hat doch diese mit der direkta einerley Wirkungen. Wie kann man also sagen, ein solcher habe dominium rei non suae? 5) Die Dienstbarkeiten können als eine Gattung des Eigenthums nicht gelten, man muß dann das Wort so weitläuftig nehmen, daß es am Ende auf alle Rechte in der Welt paßt. Wie könnten auch die römische Juristen sagen: nemini fundus suus servire potest, und usufructus est jus rebus alienis utendi fruendi, wann Dienstbarkeit eine Gattung des Eigenthums wäre. Eben so wenig kann 6) das Pfandrecht als eine Gattung des Eigenthumsrechtes angesetzt werden. Hingegen kann 7) der emphyteuta über das Gut unter den Lebendigen, und im letzten Willen disponiren, es läßt sich also nicht sagen, daß er rem non suam besitze. In der L. 12. C. de fund. patrim. wird er auch *fundi dominus* genennet, und in der L. 5. C. de div. praed. urb. et rust. ihm *dominium* zugeschrieben. Daß Paulus in der L. 1. D. si ager vectig. sagt, er sey kein Eigenthümer, kömmt wohl daher, weil man damals noch viele als einen bloßen Miethsmann ansahe. 8) Der superficiarius disponirt unumschränkt über die superficies; soll man ihm das Eigenthum deswegen allein absprechen, weil Cajus nach den subtilen Begriffen auch dem Herrn des Bodens eine Proprietät zuschreibt? Wir dächten also, man bliebe bey der gemeinen Vorstellungsart, die uns besser, wenigstens eben so gut zu den Ideen der römischen Rechtsgelehrten zu passen scheint, als das System unsers Verfassers, und sagte, wie man bisher gesagt hat: jus rerum ist entweder in re oder ad rem; in re entweder Eigenthum, oder Erbrecht, oder Dienstbarkeit, oder Pfand, u. s. w.

Anmerkungen über einzelne Sätze zu machen, erlaubt uns die Zeit nicht, und wozu könnte es auch nützen?

Leonard Meister's Abriß des Eydsgenößischen Staatsrechts überhaupt, nebst dem besondern Staatsrechte jedes Kantons und Ortes. Facies non omnibus una nec diversa tamen, qualem decet esse sororum. St. Gallen, bey Reutiner, S. 448. 1786. 8.

Wohl

Wohl hat der Verf. Recht, wenn er in der Vorrede behauptet, daß es schon jedem Weltweisen interessant seyn müsse, die menschlichen (bürgerlichen) Verfassungen von mehreren Seiten kennen zu lernen. Besonders erheblich muß dem deutschen Publicisten eine nähere Kenntniß der Staatsverfassungen der Schweizer-Kantone seyn. Sie sind meistentheils die Fortsetzung der großen Revolution, so im XIIIten Jahrhundert über die deutsche Reichsverfassung ergangen, und um so merkwürdiger, als es mit diesen Fragmenten des Herzogthums Schwaben und des Königreichs Burgund eine ganz andere Wendung genommen hat, als im übrigen deutsch. Reiche. Nur verdienten die Staatsverfassungen der Schweizerkantone, wenn sie ja von neuem entworfen werden sollten, eine bessere Bearbeitung, als hier in diesem Abrisse geschehen ist. Sichtbar besteht dieser in einer bloßen Kompilation von Beyträgen, die aus verschiedenen Federn geflossen sind. Der Entwurf der Staatsverfassung von Zürch; noch vielmehr aber der von Bern, so von einem Bernischen Landvogt, A. L. von Wattenweil, herrührt, und aus dem St. II. des Schweizerischen Museums genommen ist, verdient vornehmlich gelesen zu werden. Unter den Uebrigen sind Mehrere sehr mittelmäßig. Bey Genf ist die neueste Grundgesetzgebung ganz eingerückt. Den Beschluß macht eine kurze Geschichte des eydgenößischen Staatsrechts, in drey Abschnitten. I. Von der Grundlage der eydgenossischen Verbindung 1315, bis auf die Kriege mit Friederich von Oestreich 1415. II. — bis zur Aufnahme des Appenzeller Kantons 1513. III. — bis auf die Verbindung der Eydgenossen mit Frankreich, 1777.

Nm.

Versuch eines Auszugs der Römischen Gesetze in einer freyen Uebersetzung zum Behuf der Abfassung eines Volks-Codex. XXXVIIstes bis XLIVstes Buch, nach Ordnung der Pandecten. Breslau, 1786. 288 S. 8.

Auch dieser Theil enthält aus den angezeigten Büchern der Pandecten freye, und öfters solche unrichtige Uebersetzungen, wel-

welche genug beweisen, daß der Verf. in den Geist der Römischen Gesetze nicht eingedrungen sey. Selbst die Titel der Pandecten sind zum Theil wunderlich übersetzt, z. B. si tabulae testamenti extabunt, heißt: von dem unverbesserlichen Fehler eines Testaments; de conjungendis cum emancipato liberis ejus, von Kindern ausgesetzter Söhne; unde legitimi, von Erbbesitz der Verwandten männlicher Linie; de veteranorum militum successione, vom Erbbesitz einer Soldatenverlassenschaft; de suis et legitimis heredibus, von der Erbfolge, wenn kein Testament da ist. Aus dem Titel de operis libertorum hat der Verf. mehrere Stellen, weil sie auf andere Dienste anwendbar sind, übersetzt, hingegen viele andere Titel, und besonders das ganze 40ste Buch, welches von Sclaven, ihrer Freylassung u. s. w. handelt, weil sie heut zu Tag nicht anwendbar seyen, ganz ohne Uebersetzung gelassen; wiewohl sich vielleicht von manchem dieser Titel und ihrem Inhalte einige Anwendbarkeit behaupten ließe. Oefters ist auch die in den Auszügen enthaltene Theorie, und die Uebersetzung ganz unrichtig. Die im 38sten B. 16ten Tit. §. 6. enthaltene neue Römische Intestaterbfolge ist ganz verwirrt und unrichtig vorgetragen. Ganz unrichtig heißt es im 17ten Tit. §. 1. eben dieses Buchs, daß zuerst der Orphitianische Rathschluß den Kindern das Recht der Erbfolge auf das Vermögen ihrer Mutter gegeben und umgekehrt; vielmehr gab zuerst der Tertullianische Rathschluß der Mutter die Erbfolge im Vermögen ihrer Kinder; und 20 Jahre nachher der Orphitianische den Kindern im Vermögen ihrer Mutter. Einreden sollen nach des 44sten B. 1sten Tit. §. 1. Erzählungen des Beklagten von andern Thatsachen seyn. Wer falsch übersetzte Gesetzstellen haben will, vergleiche z. B. l. 6. D. de collat. mit S. 10. §. 6. Die l. 3. §. 12. D. de suis et leg. hered. mit des 38sten B. 16ten Tit. §. 5. nach welchem ein Kind, so 182 Tage nach der Zeugungsstunde gebohren ist, für ehlich gebohren geachtet wird; die l. 5. D. de donat. mit S. 62. Die l. 36. D. de A. R. D. mit S. 83. §. 40. und die l. 4. §. 13. D. de dol. mal. et met. exc. mit S. 207. §. 16. Die Anmerkungen und Zusätze nehmen hauptsächlich Rücksicht auf die Gesetzgebung, wozu der Verf. auch hie und da, z. B. wegen einer Proceßordnung über die Abtretung der Güter u. s. w. Vorschläge macht, auch seine Uebersetzungen zu rechtfertigen sucht, und Römische Gesetze ungeschickt tadelt, wie er z. B. bey der An-

Anmerkung über die l. 35. §. 2. D. de donat. nicht bedacht hat, daß unter Großeltern und Enkeln, von welchen der Text redet, leichter als von andern eine Schenkung vermuthet wird.

Im.

Sebastian Adam Krafts, Hochfürstl. Brandenburg. Justißraths und Universitäts-Syndicus und Secretarius, practische Anmerkungen über den Concursproceß so wol überhaupts, als in Franken, besonders in den Hochfürstlich Brandenburgischen Landen daselbst. Erlang, bey Palm, 1786. in 8.

Der Titel ist zu bescheiden. Es ist eine practische, wohlgeordnete, deutliche und vollständige Abhandlung von dem Verfahren bey Concursen, zwar vorzüglich für Fürstlich-Brandenburg., aber auch für andere Gelehrte mit Behutsamkeit sehr brauchbar; ein würdiger Pendant zu Gmelins Ordnung der Gläubiger.

Die Berechnung der Ehegrade, gezeigt von M. Phil. Ulrich Moser, Pfarrer zu Oettingen, Heidenheimer Herrschaft. Mit 32 Kupfertafeln. Stutgart, in der Erhardtischen Buchhandlung, 1786. 295 S. in 8.

Was der Titel verspricht, ist auf das vollständigste, faßlichste; und sowohl im Werke selbst, als in den Kupfertafeln mit einer Weitläuftigkeit ausgeführt, die an einigen Orten manchem zum Ekel seyn wird. So ist z. B. die Regel: in gerader Linie seyen alle Ehen verboten, auf alle mögliche Arten paraphrasirt, und mit allen denkbaren Beyspielen in der auf- und absteigenden Linie erläutert, und nicht genug, daß es heißt, ein Weib darf ihren Sohn ꝛc. nicht heurathen, sondern es heißt darnach umgekehrt, ein Mann darf seine Tochter, Enkelin ꝛc. nicht heurathen. Philosophische und critische Bemerkungen muß man hier keine suchen; der Ver-

faſſer verſpricht auch keine, ſondern er legt die Moſaiſche Eheverbothe in ihrer weitläuftigſten Auslegung, und die Würtembergiſche Eheordnung zum Grunde. Zu den bisher bekannten Berechnungsarten nach dem bürgerlichen und canoniſchen Rechte ſchlägt er eine dritte vor, daß nämlich bey Zwerchverwandten die Grade jeder Linie beſonders gezählt, und die beſondere Zahl jeder Linie mit einmal ausgedrückt werden ſolle. Z. B. Bruder ſind im erſt-erſten, Bruder und Vetters Kind im erſt-zweyten, Geſchwiſterkinder im zweyt-zweyten Grad u. ſ. w. verwandt. Der Verf. verſpricht ſich Vortheile von dieſer Berechnungsart, die wir aber nicht von der Wichtigkeit finden, daß die ſchon bekannte Arten verdrungen, oder mit einer neuern vermehrt werden ſollten. Ob man ſagt, in ungleicher Linie ſind auch entferntere Heurathen bey einem reſpectu parentelae verboten, oder der erſt-zweyte, der erſt-dritte, der erſt-vierte Grad ſind verbothen, iſt einerley mit andern Worten geſagt, und bis man einem erklärt, was der erſt-zweyte, erſt-dritte Grad u. ſ. w. ſeyen, hat man einem auch erklärt, was reſpectus parentelae, deſſen Begriff der Verfaſſer ohnehin auch bey ſeiner Art nicht entbehren kann, ſey?

Em.

3. Arzneygelahrheit.

D. *Io. Frid. Blumenbachii*, Prof. Med. ordin. etc. Inſtitutiones phyſiologiae. Acced. tabulae aeneae. Goetting. apud Dieterich. 1787. 8 mai. pagg. 511.

Von einem Manne, der ſchon in mehreren Schriften rühmlichen Eifer für die Zunahme der Natur- und Arzneikunde, und in beiden Wiſſenſchaften eben ſo viel eignen Fleiß in Unterſuchungen als Beleſenheit gezeigt hat, kann man mit Fug erwarten, daß er im Stande ſey, ein gutes Handbuch der Phyſiologie des menſchlichen Körpers zu liefern, um ſo mehr, da er ſich an einem andern Orte erklärt hat, daß er vollkom-

men

men den erhabnen Begriffen eines Bacon von Verulam von einem Compendium einer Wiſſenſchaft beypflichte, daß es nämlich der körnigte Inbegriff der wichtigſten Wahrheiten derſelben ſeyn ſolle, die als reine, nahrhafte Quelle für die Zeitgenoſſen, und in Zukunft fürs Archiv der Literatur noch als ächte Urkunde dienen könne, wie hoch man zu damaligen Zeiten in den Wiſſenſchaften geſtiegen war. In der That hat auch der Verfaſſer dieſes ſehr brauchbaren Buches ſo viele Requiſite eines guten Compendiums zu erfüllen geſucht, und größtentheils wirklich erfüllt, daß wir für unſere Schuldigkeit halten, es zu einem Handbuche jungen Studirenden ſehr zu empfehlen. Der Vortrag iſt gedrungen und deutlich; die Ordnung durchgehends gut gewählt, ſo daß die folgenden Abſchnitte auf die vorhergehenden ſich beziehen können, und dadurch ſowohl Unverſtändlichkeit für den Anfänger auf einer, als unnöthige Wiederholungen auf der andern vermieden werden. Rec. pflegt indeſſen in ſeinen Vorleſungen die Lehre von den Muskeln und ihren Eigenſchaften, und von der Muskelbewegung überhaupt, mit der Lehre von der Reizbarkeit, vor der Lehre vom Herzen und deſſen Bewegung abzuhandeln, und von der Muskelbewegung, in ſo fern ſie der Willkühr in den meiſten Muskeln unterworfen iſt, nachher in dem Abſchnitte, von den Verrichtungen des Nervenſyſtemes da zu reden, wo der Verfaſſer die ganze Lehre von den Muskeln und ihrer Bewegung abgehandelt hat. Auch pflegt Rec. den Abſchnitt von der Ausdünſtung der Haut erſt nach dem Abſchnitte von der Abſonderung überhaupt, unmittelbar vor oder nach dem Abſchnitte von der Abſonderung des Harns vorzunehmen. Eine ganz vollkommene Ordnung, bey der nichts geſagt würde, das nicht ſchon im vorigen erläutert wäre, und bey der man nie nöthig hätte, einmal etwas aus einem folgenden Kapitel zur Erklärung anticipiren zu müſſen, iſt in einer ſolchen Wiſſenſchaft, als Phyſiologie, freylich ganz unerreichbar.

Ueberall ſind, jedoch ohne unnöthigen Aufwand, ſowohl die klaſſiſchen Schriften über jeden wichtigen Gegenſtand, und die beſten Abbildungen der Theile, als auch hie und da andere Quellen angegeben, die zur Erörterung wichtiger Materien Data liefern. Auch die neueren Entdeckungen, und die wichtigern Hypotheſen führt der Verfaſſer an ihren Orten, und zugleich die Erfinder namentlich an. Sowohl jenes, als dieſes giebt dieſem Handbuche, wenigſtens in dieſen Rückſichten,

einen Vorzug vor den primis lineis des sel. Haller, in welchen weder Schriften noch Abbildungen, auch fast gar kein Name eines Erfinders oder Schriftstellers genannt worden, weil der vortreffliche Mann dieses den Vorlesungen über sein Compendium vorbehielt. Rec. glaubt, daß das angeführte ein Hauptrequisit eines Buchs sey, das bestimmt ist, zum Leitfaden in Vorlesungen zu dienen, weil in diesen mit dem Dictiren der Namen und Schriften, die noch dazu, wenn manche Schüler nicht qui pro quo in ihre Hefte schreiben sollen, langsam und wiederholt vorgesagt werden müssen, zu viele Zeit verloren geht, die ohnedem bey der itzigen Einrichtung auf Akademien kurz genug abgemessen ist.

An verschiedenen Orten sind Noten hinzugefügt, die großentheils interessante Bemerkungen, zum Theil auch wichtige zootomische Beobachtungen des Verfassers enthalten. Von einigen Materien hat der Verf., wie billig, in besondern Kapiteln gehandelt, die gemeiniglich mit andern, nur gleichsam beyläufig, abgehandelt werden, z. B. die thierische Wärme, der Schlaf, die Blutbereitung, der Unterschied der Geschlechter außer dem der Geburtstheile, die Milch. — Dagegen aber hat er sich an verschiedenen Orten fast zu kurz gefaßt, so daß dadurch das Buch für solche Anfänger, die nicht des Verfassers eigne, oder eines andern guten Lehrers Erklärung hören können, minder brauchbar wird. Besonders gilt dieses von den anatomischen Beschreibungen mancher Theile, indem der Verf. einige nur sehr kurz, weit kürzer, als Haller in seinen primis lineis, andere aber nur genannt, und gar nicht beschrieben hat. Zwar erhellt aus dem Ganzen, es sey des Verf. Absicht gewesen, in diesem Buche die Verrichtungen der Theile, und nicht die Theile selbst, abzuhandeln, wie man denn überhaupt unter dem Namen der Physiologie, die Lehre von den Verrichtungen des Körpers zu begreifen, und von der Anatomie, welche die Theile selbst betrachtet, zu unterscheiden pflegt. Allein Rec. glaubt, daß es am besten sey, in physiologischen Vorlesungen vor einer jeden Abhandlung von der Verrichtung eines Theiles den Theil selbst anatomisch zu beschreiben, und zu demonstriren, und daß daher in einem physiologischen Compendium alle Theile, ausgenommen die meisten einzelnen Knochen, Muskeln, Gefäße und Nerven, zwar kurz, nach Verhältniß der Kürze des Ganzen, aber doch vollständig, (und daß beides verbunden werden könne,

hat der Verf. durch verschiedene physiologische Sätze des Buches bewiesen,) beschrieben werden müssen. Rec. pflegt daher in seinen physiologischen Vorlesungen, welche von Ostern bis Ostern fortgehen, die Eingeweide, Sinnesorgane, und andere Theile des Körpers, jeden in seinem Abschnitte zu beschreiben, und zu demonstriren, und nur die Demonstration der einzelnen Knochen, Muskeln, Gefässe und Nerven seinen blos anatomischen Vorlesungen zu überlassen. Auf diese Weise läßt sich das Zweckmäßige, in dem Bau, der Lage der Theile, am besten und faßlichsten sagen und zeigen, auch bekommt das Ganze mehr eine systematische Gestalt, und eben dadurch wird dem Anfänger die Uebersicht desselben erleichtert; denn es ist doch nicht möglich, Physiologie Anfängern verständlich vorzutragen, ohne hie und da sich auf Anatomie zu berufen, und Beschreibungen zu wiederholen, weil man schwerlich bey einem gewöhnlichen Schüler auf Akademien so viel anatomische Kenntniß voraussetzen darf, daß dieses unnöthig wäre.

Das ganze Buch ist in 48 Abschnitte getheilt. I. De corpore humano in universum. Der Verf. glaubt, daß die vires vitales zwar hauptsächlich den festen Theilen zukommen, aber doch auch einigen Flüßigkeiten des Körpers nicht fehlen. II. De humoribus C. H. in universum et de sanguine in specie. Serum und lympha, deren Namen gemeiniglich promiscue gebraucht werden, sind hier gehörig unterschieden. Serum nämlich ist der Theil des Blutwassers, welcher dem Eiweiß gleich kömmt, und in einer Wärme von 150° Fahrenh. gerinnt. Lympha ist der Bestandtheil des Blutes, welcher im ausgelaufenen Blute von selbst gerinnt, und mit den rothen Blutkügelchen das Crassament ausmacht. Der Verf. macht auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam, daß die Luft, der ein mit Blut angefülltes Gefäß ausgesetzt ist, auf die Oberfläche des Blutkuchens wirkt, und die Farbe desselben ändert, (nämlich heller macht,) ohngeachtet derselbe mit Serum bedeckt ist, welche Wirkung ungleich schwerer erfolgt, wenn der Blutkuchen durch eine andere Flüßigkeit bedeckt wird. — Die Blutkügelchen sind, nach des Verfassers Beobachtungen, kugelförmig und solide. — Eisen hat er nur im calcinirten Cruor durch den Magnet entdecken können, in dem bloß getrockneten und aufs feinste gepulverten hat ihm der Magnet keine Spur von Eisen gezeigt. — Das princi-

pium vieſe, wenn anders das Blut ein ſolches hat, ſcheint ihm vorzüglich in der lympha zu liegen. III. De ſolidis C. H. in univerſum, ſpeciatim vero de tela celluloſa. Die Kalkerde im Körper iſt gröſtentheils mit Phosphorſäure, zum Theil auch mit Zuckerſäure geſättigt. — §. 26. ſagt der Verf. „Magna pars ſolidorum corporis noſtri *fibroſam* compagem monſtrat, ex filis plus minus parallelis contextam.“ §. 27. „Aliis vero partibus diverſa ab hac, quam diximus, textura eſt, ut nihil fere fibroſi in ipſis diſcernere liceat, ſed alia ſuique generis peculiaris compages, quam *parenchyma* graece dicunt.....“ §. 28. „Verum omnibus hiſce compagum generibus, ſive ad fibram, ſive ad parenchyma proprium pertineant, communis quaedam *tela* intertexta eſt, quae *celluloſa* audit, inter primas et principes et maxime memorabiles corporis noſtri partes conſtitutivas referenda.“ Rec. glaubt, daß die Beſchaffenheit der tela celluloſa im allgemeinen hier hätte beſchrieben werden müſſen, wenn es auch nur durch die kurze Definition: laminarum compages, geſchehen wäre; und daß vermöge dieſer, jeder tela celluloſa im Körper von der ſtipatiſſima bis zur laxiſſima, zukommenden Definition, das ſogenannte parenchyma eigentlich aus tela celluloſa beſtehe; daß folglich das parenchyma als eine Art der tela celluloſa hätte angeführt werden können. Der Verf. ſagt auch ſelbſt im §. 29: „Plures C. H. partes ſolidae vere totae quantae ex eiusmodi tela ſunt conſtipatae.“ — Hunters Meynung, daß das Zellgewebe Gefäſſe enthalte, verwirft der Verf. nach ſeinen eignen mit gehöriger Vorſicht angeſtellten mikroſkopiſchen Unterſuchungen. — Vom Fett redet er, wie Haller, in demſelben Abſchnitte, und giebt §. 37 von demſelben eine vortreffliche Definition. Wir vermiſſen aber die Anführung der Urſachen, welche zum Fettwerden diſponiren, es befördern, und derer, die es verhindern. IV. De viribus vitalibus in univerſum, ſpeciatim vero de contractilitate. Der Verf. findet für nöthig, zur Erklärung verſchiedener Phänomene die Zahl der bisher angenommenen Lebenskräfte zu vermehren. Außer der Elaſticität, Irritabilität und Senſibilität nämlich nimmt er erſtlich eine ſogenannte *contractilitas* an, die er ſowohl von der Elaſticität, als von der Irritabilität unterſcheidet. Dieſe kömmt dem ganzen Zellgewebe zu, und auf ihr ſcheint dem Verf. der tonus des Stahl zu beruhen. Fürs andere glaubt er, daß man gewiſſen Theilen, welche ſich in

ihrem

ihrem Thun und ihren Verrichtungen so sehr von einander unterscheiden, besondere Arten von Lebenskraft zugestehen müsse, welche er unter dem Namen: *vita propria*, begreift. Endlich führet er unter den Lebenskräften seinen Bildungstrieb an, von dem er aber nachher in einem besondern Abschnitte handelt. V. De sanitate et natura humana. In diesem Kapitel redet der Verf. zugleich von den Temperamenten, zwar kurz, aber unserm Bedünken nach, sehr richtig: auch hat uns die Definition sehr gefallen, welche er §. 62 von der menschlichen Natur giebt: „universus omnium facultatum et legum complexus, quibus functiones C. H. per totum vitae decursum ad ipsam usque mortem regantur et peragantur." VI. De sanguinis motu in universum. Mit Recht erinnert der Verf. §. 67. daß die Geschwindigkeit des Blutumlaufes sich nicht bestimmen lasse, weil sowohl ein Mensch vor dem andern, besonders in Rücksicht des Alters, darin verschieden sey, als auch in den Theilen desselben Körpers Verschiedenheit Statt habe. — Er glaubt nicht, daß die Blutkügelchen sich um ihre Axe drehen. VII. De arteriis. Der sogenannten membrana externa, welche freylich nicht wesentlich ist, sondern vom anliegenden Zellgewebe, und der Membranen, durch welche die Arterien gehen, abhängt, erwähnt der Verf. nicht. — §. 74 äußert er einen Zweifel, den Rec. selbst schon öfter gehegt hat, gegen den Satz, daß die Summe der Oeffnungsweiten der Zweige größer sey, als die Oeffnungsweiten ihres Stammes. Auch glaubt er §. 75. nicht, daß einzelne Stämme eine konische Figur haben, indem sie gegen das Herz zu weiter seyn, und im Fortgange abnehmen sollen. Es ist indessen wohl nicht zu leugnen, daß ein Stamm bey jedem Zweige, den er giebt, abnehme, wenn er gleich von einem Zweige bis zum andern cylindrisch erscheint. Die Stämme sind also eigentlich, als aus mehrern an einander gesetzten Kylindern zusammengesetzt zu betrachten, die an Weite immer abnehmen, je weiter sie sich vom Herzen entfernen. — Die arterias serosas leugnet der Verf. nicht, dagegen aber erklärt er sich nicht im folgenden Abschnitte: VIII. De venis sanguiferis, ob es venas serosas annehme, die sich auf eben die Art in die venas sanguiferas endigen, wie die arteriae serosae aus den arteriis sanguiferis entspringen. IX. De corde. Das Herz verkürzt sich allerdings in der Systole, daß aber diese Verkürzung nicht absolut nothwendig sey, erhellet aus der sonderbaren

Beschaffenheit eines Entenherzens, das der Verf. besitzt, und welches von der Basis bis zur Spitze hin verknöchert ist, ausgenommen an den Seiten, wo noch Fleischsubstanz erhalten worden, vermöge welcher die Herzkammern zusammengezogen werden können. XI. De viribus sanguinem pellentibus. Den Schlagadern spricht der Verf. die Systole in so fern ab, als er der Meynung ist, daß sie, nach jedesmaliger vom Herzen bewirkten diastole derselben, sich wiederum in ihre natürliche Weite zusammenziehen; aber sie, so lange noch das Herz sein Geschäft gehörig verrichtet, sich über ihre natürliche Weite verengern; doch giebt er zu, daß sie dazu fähig sind, und den Trieb des Blutes dadurch befördern, wenn das Herz durch eine Krankheit desselben an seiner gehörigen Zusammenziehung gehindert wird. XI. De respirationis ejusque usu primario. Die Lungen und ihre Zubehöre werden zwar kurz, aber sehr gut beschrieben; doch scheint uns nachher von den Intercostalmuskeln, dem Zwerchfelle und den Bauchmuskeln der Verf. zu wenig zu sagen, da man aus der Beschreibung der Lungen sieht, daß er eine hinlängliche anatomische Kenntniß der beim Athemholen wirkenden Theile nicht vorausgesetzt habe. Auch die Beschreibung der Inspiration und Exspiration im §. 140. ist wirklich zu kurz, wenn anders dieses Buch nicht bloß als ein Leitfaden der Vorlesungen des Verf. angesehen werden soll, welches wir darum nicht glauben, weil er über manche andere Materien sich viel umständlicher ausgelassen hat. Man muß sich bey Lesung solcher äußerst kurzer Sätze ganz in die Stelle der Anfänger versetzen, für die doch eigentlich die Compendien sind, und man wird fühlen, daß sie ohne Erklärung nicht verständlich sind, wenigstens keinen ganz deutlichen Begriff ihres Gegenstandes geben. — Daß das Brustbein bey der Inspiration vorwärts getrieben werde, hat der Verf. beim ruhigen Athemholen nie beobachten können. — In Absicht des Nutzens pflichtet er der Meynung bey, daß durch die Exspiration fixe Luft und Phlogiston erzeugt, und dagegen durch die dephlogistisirte Luft dem Blute Wärme mitgetheilt werde. XII. De voce et loquela. Die Beschreibung des Larynx ist ebenfalls äußerst kurz, indem nicht einmal die einzelnen Knorpel genannt sind, geschweige denn die bey der Stimme wirkenden Muskeln. — In Absicht der Theorie der Stimme glaubt der Verfasser, daß es sowohl auf die Verengerung und Erweiterung der Stimmritze, als auf die Spannung und Erschlaffung der Ligamen-

gamente abkomme. XIII. De calore animali. — Der Verf. ſtimmt der Crawfordſchen Theorie bey, und handelt dieſe Materie ſehr gründlich ab. XIV. De perſpiratione cutanea. In dieſem Abſchnitte handelt der Verf. von der Haut, und den Haaren umſtändlicher, als von andern Organen, und beweiſet unter andern auch hier, daß er die Anatomie in dieſem Buche nicht ganz vorausgeſetzt habe. Und eben deswegen finden wir ſo viele andere anatomiſche Beſchreibungen zu kurz, und vermiſſen einige ganz. — Der Verf. glaubt, daß die bulbuli der Haare mehr zu ihrer Befeſtigung, als zu ihrer Ernährung dienen, weil die Haare, die man bisweilen in Geſchwülſten findet, ohne dieſelben ſind. — Er unterſcheidet die Ausdünſtungsmaterie ganz von dem Schweiße; jene, ſagt er, ſey eine luftförmige Flüßigkeit, welche der, die von den Lungen exernirt wird, ſehr ähnlich, und mit Phlogiſton geſchwängert ſey. Er pflichtet darin der Meynung bey, welche Milly und Lavoiſier geäußert haben. — Am Schluſſe dieſes Kapitels ſagt er hinzu, daß wahrſcheinlich auch durch die innere Fläche des Darmkanales eine ſolche Phlogiſtiſirung der durchgehenden Luft, als durch die Lungen und die Haut, geſchehe. XV. De ſenſorio et nervis. Gegen Whells Meynung vom Nutzen des knöchernen tentorii, daß es bey den ſchnell ſpringenden Thieren das kleine Gehirn vor dem Stoße des großen ſchütze, führt der Verf. an, daß auch der Bär und andere langſame Thiere mit einem ſolchen verſehen ſind. — Das wechſelsweiſe Anſchwellen und Sinken des Gehirns, welches mit der Exſpiration und Inſpiration harmonirt, hat der Verf. an einem jungen Menſchen beobachten können, dem nach einem Hirnſchädelbruche eine Oeffnung im Knochen zurück blieb, die nur mit den häutigen Decken bedeckt war. — In zween Noten ſagt er über die Trüglichkeit des Urtheils der Kranken von dem Orte eines innern Schmerzes, und von der Trüglichkeit der Verſuche über Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit der Theile, verſchiedenes intereſſante. XVI. De functionibus ſyſtematis nervoſi in univerſum. Nicht alle Energie des Nervenſyſtemes hänge vom Gehirn ab, ſondern auch das Rückenmark und die Nerven beſitzen ihre eignen Kräfte, wodurch ſie die Muskeln in Bewegung ſetzen können; zur Erhaltung welcher Kräfte der gefäßreiche cortex dieſer Theile viel beyzutragen ſcheine. Doch ſeyen bey dem Menſchen dieſe Kräfte der Nerven geringer, hingegen die vom Gehirn ſelbſt abhängenden größer, als in andern Thieren, beſonders kalt-

thätigen. — Das ſenſorium habe nicht allein die Fähigkeit auf diejenigen Nerven, von welchen es Eindrücke empfängt, ſondern auch auf andere zurück zu wirken. Der Verfaſſer ſtimmt darin mit Hildebrandt überein, welcher in einem Programm de motu iridis ſeine Theorie de reactione nervoſa vorgetragen hat, führt auch ſelbſt die Bewegung der iris als ein Beyſpiel einer Wirkung ſolcher Reaction an. — Die beyden Theorien vom Nervenſaft und von der Oſcillation der Nerven ſucht er zu vereinigen, indem er zwar jenen zugiebt, aber auch nicht abgeneigt iſt, aus guten Gründen dieſe auf gewiſſe Weiſe Statt finden zu laſſen. XVII. De ſenſibus externis in univerſum, ſpeciatim vero de tactu. Der Verf. iſt nicht geneigt, außer den gewöhnlich angenommenen fünf Sinnen auch andere beſondere Empfindungsarten, z. B. den Hunger, mit zu denſelben zu rechnen. XVIII. De guſtu. Der nervus lingualis vom fünften Paare ſey wahrſcheinlich der Geſchmacksnerve; das neunte Paar, und der glossopharyngaeus vom achten dienen mehr zu den verſchiedenen Bewegungen der Zunge. XIX. De olfactu. Die verſchiedene Beſchaffenheit der innern Theile der Naſe wird ſehr richtig unterſchieden. — Die Nerven des erſten Paars ſeien wahrſcheinlich die Geruchsnerven, und die Naſenzweige vom fünften dienen mehr zu der allgemeinen Empfindung, z. B. beim Nieſen — und zur Beſtätigung führt er in einer Note die Loderſche Beobachtung einer Geruchloſigkeit an, die von einer Geſchwulſt entſtand, welche dieſe Nerven zuſammen drückte, auch die Bemerkung, daß bey den Thieren, die einen ſehr ſcharfen Geruch haben, die Siebplatte der Naſe ſehr groß, und mit zahlreichen Löchern durchgebohrt ſey. — Von der großen Wirkung dieſes Sinnes auf das ſenſorium, und ſelbſt auf die Einbildungskraft. — XX. De auditu. Von dem äußern Ohre nur äußerſt kurz, umſtändlicher vom innern. — Vom Gehöre ſelbſt redet der Verf. ebenfalls kurz; auf die Unterſuchung der Urſache der Annehmlichkeit der Conſonanzen hat er ſich nicht eingelaſſen, auch iſt von der großen Wirkung der Muſik auf Seele und Körper hier nichts erwähnt. XXI. De viſu. Der Verf. wiederholt hier ſeine in den Gött. Commentarien ſchon bekannt gemachte ſehr ſinnreiche Meynung von der membrana pupillari. Er glaubt nämlich, ihr Nutzen ſey, die iris, indem der Augapfel im fetus ſo ſehr ſchnell wächſt, ausgeſpannt zu erhalten, daß im ſiebenten, achten Monate dieſe Membran in der Mitte ſich

löſe,

lös, und die Bogen ihrer Gefäße nach und nach zurückgezogen werden, worauf diese den innern Ring der iris bilden. — Der Verf. nimmt auch die hintere Augenkammer an. — Die Bewegung der iris erklärt er, wie schon aus einer besondern Schrift desselben bekannt ist, aus einer vita propria, die er derselben zuschreibt: und als entfernte Ursache derselben nimmt er eine reactio nervosa des sensorii an. —. Daß die innern Veränderungen des Auges, größtentheils wenigstens, durch die Zusammenziehung der geraden Augenmuskeln, welche den Augapfel verkürzen, geschehen, davon hat der Verf. sich durch den besondern Bau und die Biegsamkeit der sclerotica in dem Auge der phoca groenlandica überzeugt. — XXII. De sensibus internis, aliisque animae facultatibus. Der Instinct unterscheide sich dadurch von der Vernunft, daß er angeboren sey, hingegen der Gebrauch der Vernunft nur durch Cultur und Erziehung erlangt werde. So wahr dieses im Ganzen ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß Handlungen abgerichteter Thiere auch erst durch Erziehung bewirkt werden, ohngeachtet sie, wenigstens eine mittelbare, Folge ihres Instinctes sind, und daß dem Menschen die Vernunft selbst ohnstreitig angeboren sey, wenn gleich die Erziehung ihre Ausbildung bewirkt. XXIII. De ijs, corporis actionibus, quae voluntatis arbitrio sunt obnoxiae. Die Gränzen zwischen den von der Willkühr abhängenden, und den von ihr nicht abhängenden Verrichtungen des Körpers lassen sich nach des Verf. Meynung kaum bestimmen, weil auf der einen Seite äußerst wenige Verrichtungen sind, auf welche der Wille gar nichts vermag, und auf der andern verschiedene willkührliche Handlungen durch Gewohnheit gleichsam unwillkührlich werden. Als Beyspiele von dem letztern führet der Verf. die unwillkührliche Verschließung der Augenlieder an, wenn sich der Finger eines Freundes dem Auge nähert, obgleich er es nicht berührt; die Bewegungen im tiefsten Schlafe, die ohne unser Wissen geschehen — als Beyspiele von dem erstern die Geschichte eines englischen Obristen, der nach Willkühr die Bewegung des Herzens und der Schlagadern unterdrücken konnte, eines Mannes, der nach Willkühr wiederkäute, und eines andern, der im Stande war, seine Regenbogenhaut in der Dämmerung zu verengern. XXIV. De motu musculari. Der Verf. pflichtet der Meynung derer, welche glauben, daß die Muskeln in Flächsen verwandelt werden, nicht bey, weil diese von jenen zu sehr verschieden sind. — Den Milchgefäs-

sen

ſen und Drüſen, der Gallenblaſe, der Gebärmutter, der Harnröhre und der männlichen Ruthe ſpricht er die Reizbarkeit ab, und ſchreibt dieſen Organen nur Contractilität zu. Rec. iſt indeſſen geneigt, der Gebärmutter die Reizbarkeit zuzugeſtehen, weil die Zuſammenziehungen bey der Geburt, die er oft durch eignes Gefühl zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, zu viele Aehnlichkeit mit krampfhaften Zuſammenziehungen der Muskeln haben. — Von der vis nervea wird die Reizbarkeit hier ſehr richtig unterſchieden; doch ſteht er mit Recht die Wirkung der Nerven als eine entfernte Urſache der Muskelbewegung an. XXV. De somno. Der Verf. glaubt, daß die Phänomene des Schlafs ſehr fürs fluidum nervosum reden. — Er behauptet, daß im Schlafe die Verdauung ſchleuniger von Statten gehe, und dem ſcheint auch auf der andern Seite das zu entſprechen, daß die meiſten Menſchen des Abends nicht im Stande ſind, eine ſo ſtarke Mahlzeit zu vertragen, als des Mittags, und nach einer ſtarken Abendmahlzeit, ohngeachtet die ganze Nacht durch Zeit genug zur Verdauung wäre, gemeiniglich ſich des andern Morgens übel befinden. Doch aber widerſpricht dem das andere andern Orts, daß die meiſten menſchenähnlichen Thiere gleich der Mahlzeit ermüden und ſchlafen, und man ſollte denken, daß die Verdauung von der Natur des Körpers dann am beſten bewirkt werden könnte, wenn ſie nicht nöthig hat, ihre Kräfte zu den willkührlichen Verrichtungen zu verwenden. XXVI. De victu eiusque apperentia. Der Menſch iſt ſowohl für Pflanzen- als für Fleiſchnahrung beſtimmt. XXVII. De masticatione et deglutitione. In einer Note von der ſonderbaren Geſtalt der Schneidezähne in den Mumienköpfen. — Die masseteres und temporales heben die Kinnbacke auf, die pterygoidei interni und externi bewegen ſie ſeitwärts, und dieſe letztern können ſie auch vorwärts bewegen. (Rec. glaubt, daß die masseteres die Kinnbacke aufwärts, und zugleich vorwärts, die temporales dieſelbe aufwärts, und zugleich hinterwärts, und beide Paare von Muskeln in der Diagonale gerade aufwärts bewegen; daß aber auch die pterygoidei interni nicht allein ſeitwärts bewegen, ſondern auch aufheben.) — Von dem Trinken redet der Verf. nicht beſonders. XXVIII. De digestione (sc. in ventriculo). Er verwirft den motus peristalticus des Magens nicht, wiewohl er ihm nicht ſo große Kräfte beilegt, als einige mathematiſche Phyſiologen ihm zugeſchrieben haben. XXIX. De

succo pancreatico. Der Nutzen dieses Saftes sey die Auflösung des chymus, und die fernere Assimilation desselben, wodurch er zur Chylification geschickter gemacht wird. — XXX. De bile. Die Pfortader entspringe aus den meisten Venen der Eingeweide des Unterleibes. — (Wir wünschten, daß bestimmter hinzugefügt wäre, der Eingeweide, welche zum Verdauungssysteme gehören.) — Der Verf. legt §. 285 der Gallenblase nur Contractilität bey, indem er ihr schon § 306. die Reizbarkeit abgesprochen, sagt aber doch: „quid quod ea insignis vesicae contractilitas, quam vivi sectiones et phaenomena pathologica docent, istum excretionem adiuvare posse, sane non improbabile videtur; *maxime ubi vis stimulans contentae bilis accesserit.* Wenn nun anders Reizbarkeit diejenige Eigenschaft der Theile ist, vermöge welcher sie sich dann zusammenziehen, wenn sie gereizt, d. h. von einem solchen Körper berühret werden, der diese Eigenschaft rege machen kann, so muß der Verf. doch entweder der Gallenblase die Reizbarkeit zugestehen, oder wir können den Unterschied zwischen seiner Contractilität und der Reizbarkeit nicht einsehen. — Der Geschmack der Galle möchte, unserer Meynung nach, mehr von dem bittern salzigen Wesen der Galle, als vom brennbaren, abhängen, wiewohl dieses durch seine Verbindung mit jenem, und Modification desselben, ebenfalls viel dazu beitragen kann, so wie das Brennbare des Zuckers durch Modification der Zuckersäure den süssen Geschmack desselben bewirkt. — Der Verf. glaubt nicht, daß die Galle die öligten und wässerigen Theile des Speisenbreies mische, sondern daß sie die faeces aus ihm präcipitire, und den Milchsaft davon scheide; ferner daß sie selbst in zween Theile zerlegt werde, deren einer der brennbare die faeces färbe, und mit ihnen ausgeführt werde, deren anderer aber, der wäßrige, mit dem Milchsafte vermischt, ins Blut übergehe. Auf diese Weise werde dem Blute das überflüßige Phlogiston in der Leber entzogen, und zu einem nützlichern Safte verwandt, hernach aber, nebst den Excrementen fortgeschafft. Außerdem aber diene sie auch, die Därme zur Bewegung zu reizen. — XXXI. De lienis functione. Gute Beschreibung der Structur dieses Eingeweides. — Zum Beweise der phlogistischen Beschaffenheit des Milzblutes, welche schon aus seiner dunklern Farbe erhellet, zerschnitt der Verf. eine frische Menschenmilz, und setzte die Stücke dephlogistisirter Luft aus. Sie wurden dadurch hellroth, und die Luft ablag-

giſtirt. — Der Nutzen dieſes in ſeiner Art einzigen Eingeweides beſtehe darin, daß es der Vernichtung der Leber diene, und phlogiſtiſche Theile zur Bereitung der Galle liefere. XXXII. De omenti functione. In der Beſchreibung des großen Netzes nennt der Verf. die Adhäſion an das querliegende Colon nicht. — Er iſt nicht der Meynung, daß das Fett aus dem Netze eingeſogen, und zur Leber geführt werde, um der Galle öligte Theile zu liefern, ſowohl deswegen, weil er zweifelt, daß ſich in geſunder Galle Fettigkeit finde, als auch deswegen, weil er nicht einmal in Fröſchen poros gefunden hat, welche zu dieſer Einſaugung dienen könnten. Allein, ſollte es ſich ganz leugnen laſſen, daß auch die geſundeſte Galle öligte Theile enthalte, wiewohl ſie durch ihr Salzweſen unter die wäßrigen gemiſcht ſind? Und, wie ſollte denn bey Krankheiten der dicke Bauch fetter Leute ſo ſehr abnehmen können, deſſen Dicke, ſo großentheils von der Fettigkeit des Netzes abhängt, wenn keine Einſaugung dieſes Fettes Statt fände? — Der wahre Nutzen des Netzes ſcheint dem Verf. darin zu beruhen, daß es die Gedärme ſchlüpfrig macht, und dadurch ihre ſtete Bewegung erleichtert. Mit Recht verwirft er den angeblichen Nutzen, daß es die Kälte abhalte, weil das Netz eines ganz geſunden Menſchen wenig oder gar kein Fett hat. XXXIII. De functione intestinorum. Rec. ſcheint nicht hinlänglich angegeben zu ſeyn, wie man ſich den Unterſchied des ieiunum und ileum zu denken habe, indem nur geſagt wird, daß jenes in den Leichen zuſammengefallen erſcheine, und nur eine breiartige Flüßigkeit enthalte, dieſes aber, in welchem ſchon die faeces abgelegt ſind, und die figirte Luft entwickelt worden, aufgeblaſener ſey. Denn das ieiunum unterſcheidet ſich von dem ileum auch dadurch, daß es mehr Gefäſſe, und mehr Kerkringiſche Valveln hat. Bey der Angebung dieſes Unterſchiedes iſt Anfängern freilich zugleich zu bedeuten, daß vom Anfange des ieiunum bis ans Ende des ileum die Menge der Gefäſſe und der Valveln nach und nach abnehme, ſo daß ſich keine beſtimmte Gränze angeben laſſe, wo das ieiunum aufhöre, und das ileum anfange, ſondern daß die erſte Benennung dem Theile des dünnen Darmes gegeben werde, welcher dem Magen, und die letzte dem, welcher dem dicken Darm näher liegt; wie denn auch der vom Verf. richtig angegebene Unterſchied keine ſolche beſtimmte Gränze hat. — Die Brunnerſchen und Peyerſchen Drüſen, ſo wie ſie abgebildet werden,

gehö-

gehören, nach des Verf. Meynung, zum kranken Zustande, indem er in gesunden Därmen keine Spur solcher schwammigten, mit einer Oeffnung versehenen Wärzchen, in den Därmen solcher hingegen, die mit Aphthen gestorben waren, fast den ganzen Darmkanal mit einer Menge derselben angefüllt gefunden hat. Rec. pflichtet dem bey, und gesteht, daß er in verschiedenen Därmen, die er in dieser Absicht untersucht, die besagten Drüsen nicht habe entdecken können. — Die Klappe des Grimmdarms nennt der Verf., nach dem Fallopia, weil dieser, wie er schon in seiner Bibliothek erinnert, sie vor dem Bauhin beschrieben hat. XXXIV. De functione systematis vasorum absorbentium. Der Verf. ist der sehr wahrscheinlichen Meynung, daß in dem Milchsafte der Antheil der einheimischen Säfte, die sich in seiner Mischung befinden, den der aus dem Speisebrey abgesonderten weit übertreffe, und daß dadurch die Assimilation der letztgenannten erklärbar sey. Rec. glaubt, daß eben deswegen der mäßige Genuß der Speisen besser gedeie, als der übermäßige, und daß dieser darum nicht zu Gute komme, weil die Assimilation desto schwerer von Statten geht, je weniger der Antheil der einheimischen Säfte den der eingebrachten übertrift. — Von dem Nutzen der lymphatischen Drüsen im Gekröse, ist der Verf. mit mehreren anderen der Meynung, daß sie dazu dienen, den Milchsaft in seinem Fortgange aufzuhalten, der durch seine Verweilung in ihnen der thierischen Natur mehr verähnlicht wird. — Der Meynung aber, daß der Milchsaft auch in die Zweige der Pfortader eingesogen werde, tritt er nicht bey. — Die Valvel, mit welcher die Bruströhre sich in die Schlüsselblutader öffnet, dient, wie er dafür hält, nicht dazu, den Einfluß des Bluts in dieselbe zu hindern, sondern den Eintritt des Milchsafts in diese Blutader zu modificiren, damit er nur tropfenweise in dieselbe eintreten könne. Dadurch werde verhütet, sagt der Verf., daß nie eine zu starke Portion des frischen Milchsafts ins Blut gelange, welche sonst das Herz zu stark reizen könnte, auch schwerer eingemischt werden würde. — Die Lymphe im Körper hält er für verschieden, nach Verschiedenheit der Theile, von welchen sie zurückgeführt wird, und der Nutzen der lymphatischen Drüsen besteht seiner Meynung nach darin, daß sie durch Verweilung der Lymphe in ihnen dieselbe der thierischen Natur mehr verähnlichen, damit nirgend Säfte ins Blut gelangen, welche zu roh sind, und auf schädliche Weise

reiz-

reizen können. Daher glaubt er auch nicht, daß die Blutvenen irgendwo etwas anders zurückführen, als wahres Blut. XXXV. De sanguificatione. Die Windungen der Milchgefäße und lymphatischer Gefäße in den sogenannten Drüsen derselben, tragen, wie gesagt, sehr viel zur Verähnlichung des Milchsafts und der Lymphe bey. Auch die Mischung der aus andern Theilen zurückgeführten, und dem Blute schon mehr ähnlichen Lymphe mit dem Milchsafte in der Bruströhre begünstige dieselbe. Daher glaubt auch der Verf., daß der Milchsaft sich haldiger mit dem Blute mische, als man gemeiniglich glaubt, und daß man von dem auf dem Blute schwimmenden Milchsafte, den man bey Aderlässen beobachtet, nicht auf den gesunden Zustand schließen dürfe, weil der entzündliche Zustand des Blutes, (bey dem doch nur, weil dann oft Eile nöthig ist, bald nach dem Essen Aderlässe vorgenommen werden,) die Einmischung hindere. XXXVI. De nutritione. Daß auch die festen Theile allerdings ernährt werden, beweiset der Verf. durch die bekannte Erfahrung mit der Färberröthe, und durch das Dünnewerden der Schädelknochen bey Alten, bey denen die Ernährung leidet. — Er setzt den Satz fest, daß kein Theil des menschlichen, und des Körpers anderer warmblütigen Thiere Reproductionskraft habe, welcher außer der Contractilität auch eine andere Lebenskraft, Reizbarkeit, Empfindlichkeit, oder vita propria besitze, und daß diese Theile ihr perennirendes parenchyma haben, so daß durch die Ernährung nur für die Ausfüllung der Zwischenräume desselben gesorgt wird. XXXVII. De secretione. Diese dunkle Verrichtung ist mit sehr vieler Deutlichkeit abgehandelt. — Er glaubt, daß jedes absondernde Eingeweide, so wie sein eignes parenchyma, so auch seine vita propria habe, auch, daß die Absonderung der verschiedenen Säfte dadurch befördert werde, wenn durch die lymphatischen Gefäße aus den Absonderungseingeweiden von diesen Säften etwas ins Blut zurückgeführt wird. XXXVIII. De urina. Der Verf. erklärt sich für die Meynung, daß es außer den bekannten Wegen des Harns auch verborgene gebe, die aus den Eingeweiden gerades Weges zu den Harnorganen gehen. Dies macht der schnelle Gang der Getränke zur Blase, und der specifike Geruch, welcher sich von einigen Nahrungsmitteln dem Harn mittheilt, wahrscheinlich u. s. w. — Unter den Bestandtheilen des Harns nennt der Verfasser das Phlogiston nicht, welches dem Harne die Farbe zu geben scheint,

ſcheint, und von welchem mit der Phosphorſäure des Harns der Harnphosphor entſteht. XXXIX. De ſexuum diſcrimine in univerſum. In dieſem Abſchnitte werden die Verſchiedenheiten des männlichen und weiblichen Körpers, außer der der Gebärtstheile, abgehandelt. XL. De functione genitali ſexus virilis. Die Herabſteigung des Hodens in dem ſetus wird umſtändlicher und ſehr deutlich beſchrieben, auch durch eine beygefügte gute Abbildung den Anfängern noch deutlicher gemacht. Um die Urſache des Herabſteigens zu erklären, nimmt der Verf. ebenfalls ſeine vita propria an. — Er glaubt nicht, daß in einem geſunden Menſchen wahrer Saamen aus den Bläschen eingeſogen werde, ſondern daß die nächtlichen Pollutionen beim Ueberfluſſe deſſelben den heftigen Wirkungen vorbeugen, welche eine zu ſtarke Anhäufung deſſelben bey Thieren hat. XLI. De functione genitali ſexus ſequioris. Von Muskelfaſern hat der Verf in der Gebärmutter nie die geringſte Spur entdecken können, und er iſt überzeugt, daß ſie keine Reizbarkeit, ſondern eine vita propria beſitze. XLII. De menſtruis. Als entfernte Urſachen derſelben führt der Verf. die aufrechte Stellung und das beſondere parenchyma der Gebärmutter, dann auch die vita propria derſelben, an. XLIII. De lacte. In Rückſicht des conſenſus zwiſchen den Brüſten und der Gebärmutter habe man zwar der Anaſtomoſe zwiſchen der arteria epigaſtrica und der mammaria interna zu viel zugeſchrieben, doch ſey dieſelbe nicht ganz aus der Acht zu laſſen, da die epigaſtricae zur Zeit der Schwangerſchaft und des Säugens ſo ſehr erweitert werden. XLIV. De conceptione et graviditate. In dieſem Kapitel wird von den Veränderungen der Gebärmutter während der Schwangerſchaft, von dem Eie, von der Frucht im allgemeinen — geredet. Rec. pflegt dieſe drey Gegenſtände in ſeinen Vorleſungen zu trennen, weil ſie ſonſt Anfängern ſchwer deutlich zu machen ſind. — Die Anaſtomoſe der Gefäſſe des Mutterkuchens, und derer der Gebärmutter, nimmt zwar der Verf. nicht an, glaubt aber doch, daß das von den Nabelſchlagadern der Frucht in den Mutterkuchen geführte Blut in die Blutadern der Mutter, und das von der Mutter kommende Schlagaderblut in die Blutadern des Mutterkuchens eingeſogen werde. Der Meynung, daß der liquor amnii auch dazu diene, das Kind durch den Mund zu ernähren, tritt er nicht bey. XLV. De niſu formativo. Man wird ſich wohl nicht wundern, daß der Verf. vom Bildungs-

triebe in einem besondern Abschnitte redet. Er trägt seine, schon aus andern seiner Schriften, bekannte Hypothese sehr faßlich vor, und unterstützt sie mit Gründen, die von den Vertheidigern des Emboitement schwer zu widerlegen seyn werden. XLVI. De partu eiusque sequelis. Als nächste Ursache giebt der Verf. die vita propria der Gebärmutter an. — In einer Note erklärt er sich, daß er zwar die Anschwellung der Beckenknorpel und Bänder, und die allmälige Ausdehnung des Beckens dadurch in der Schwangerschaft, aber nicht die plötzliche Ausdehnung in der Geburt durch die Gewalt des eindringenden Kopfs zugebe. XLVII. De hominis nati et nascendi differentiis. Das meconium entstehe von den einheimischen Säften, vorzüglich von der Galle. — XLVIII. De incremento, statu et decremento hominis. In der menschlichen Frucht, so wie überhaupt in denen, die lebendig gebohren werden, scheint die Natur deswegen die Knochen schneller zu bilden, um den zufälligen Deformationen vorzubeugen, denen die jungen Vögel, in die Schale ihres Eies eingeschlossen, weit weniger ausgesetzt sind. Die allmäligen Veränderungen der Frucht des gebornen Menschen von der Kindheit zur Mannbarkeit, und durchs männliche bis zum hohen Alter, und endlich der natürliche Tod, werden in deutlicher Kürze beschrieben. Als gewisse Kennzeichen des erfolgten Todes sind angegeben: frigori iuncta rigiditas, odor cadaverosus, cornea oculi flaccida, anus hians. — Der Verf. schließt mit der Betrachtung, daß nächst der Klage der Sophisten über das Elend des menschlichen Lebens keine unbilliger sey, als die, welche sie über die Kürze desselben anzustellen pflegen, wenn man nämlich die Lebensdauer des Menschen mit der der meisten anderen Thiere vergleicht. — Am Ende sind vier sehr gut gezeichnete und trefflich gestochene Kupfertafeln beigefügt. Die erste stellt das Herz mit den großen Gefäßen von der hintern Seite vor. Auf der zweyten ist das Auge so vorgestellet, daß die Hälfte der sclerotica und cornea weggenommen, und die iris am Rande abgelöset worden, so daß sich die Augenkammern zeigen: und in der andern Figur die membrana pupillaris, wie sie anfängt sich zu lösen. Die dritte enthält zwo Abbildungen zur Erklärung des Herabsteigens der Hoden, und auf der vierten ist ein ovulum von etwa einem Monate in der ersten Figur durchschnitten, in der zweiten von der Außenseite abgebildet.

Johann Nicolaus Rohlwes, Regimentspferdearzt bey dem Hannöverschen Leibregiment, Abhandlung von den innerlichen Krankheiten der Pferde, zur Bildung für angehende Thierärzte. Lüneburg, 1786. bey Lemke.

Der Name des Verfassers ist schon aus der Ausgabe von den äußerlichen Krankheiten der Pferde bekannt. Es ist ein ganz brauchbares Werk. Uebrigens wünschten wir, daß der Herr Verfasser sich mit der Materia medica der Neuern mehr bekannt gemacht hätte, so würden manche Medicamente aus seinen Recepten weggeblieben seyn. Was das Bocksblut und der Bergzinnober gegen den Blasenstein wirken sollen, wissen wir nicht. Auch hätte er besser gethan, wenn er sich anstatt seiner fehlerhaften lateinischen Formeln deutscher bedient hätte. z. B. ℞ Opium ℥j, ferner: ℞ Gum. Myrrhe ℥ß. extrahiert in Sp. Vin. ℥iij adde Mellis crud. Sal und Bolus schreibt man nicht mit zwey l.

Ey.

Die Gesund- und Schönheitspflege für Frauenzimmer. Wien, bey Wappler, 1785. in 8. 304 Seiten.

Eine Diätetik in den Leisten der schönseynsollenden Wochenschriften gezwängt, und mit Süßigkeiten, deutschen Verslein u. s. w. so reichlich versehen, daß sie uns weder gefallen noch behagt hat. Der Verf. schwatzt seinen holden Schönen etwas von der Schönheit, überhaupt und insbesondere, vorzüglich des Körpers, und den dazu gehörigen Mitteln, von den Speisen und Getränken, von Bewegung, Schlaf, Luft und Kleidung, von Ausleerungen und Reinlichkeit, von äußerlichen Verletzungen und Leidenschaften, vor, und wiederholt alles zuletzt noch einmal. Bravo, mein lieber J. A. V. — M. D. Sie haben ein sehr mittelmäßiges, und dem gesetzten Manne sehr ekelhaftes Schriftlein geliefert. Lernen Sie doch männlich denken und schreiben!

Rathschläge an kluge Eltern über die Behandlung neugebohrner Kinder. Bern, bey Haller, 1786. 8. 168 Seiten.

Dies Werklein ist die Uebersetzungsfrucht (s. Vorr.) des Hrn. Tribolet de la Lance. Hätte er sich doch erst erkundigt, ob es nicht schon übersetzt war, und sich dadurch die Mühe, den Käufern aber das Kaufgeld erspart! Es ist hier enthalten: 1. Ballexserd Abhandlung, welches sind die Hauptursachen, daß so viele Kinder sterben? und diese Schrift ist schon 1776. in Strasburg bey König erschienen, ungleich treuer und lesbarer, als hier. 2. Camper über die Behandlung neugebohrner Kinder, und stehet, selbst nach der Bemerkung des Herausgebers D. St. im B. 2. St. 1. der Samml. prakt. Aerzte. Wozu diente also diese neue Ausgabe?

Hr.

D. Joh. Herm. Pfingsten Repertorium für Physiologie und Psychologie. Zweyten Theils erstes Stück. Hof, in der Vierlingischen Buchhandlung. 1785. 7½ Bogen, 8vo.

Hier lieset man: 1. Gaubius zweyte Rede von der Zierung des Geistes, welche den Aerzten zukommt. 2. Abr. Kaau Boerhave Rede von dem, was einen Arzt bildet und ziert. 3. Hebenstreit's Erwiederung auf die Boerhaavische Rede. Dergleichen Ausarbeitungen solcher Aerzte enthalten allzeit so wichtige Betrachtungen, daß sie, besonders von jungen Aerzten, verdienen gelesen zu werden, theils um Wahrheiten zu fassen, theils die Erforschung und Prüfung derselben daraus zu erlernen. Beydes wird selbst durch das Feuer der Beredsamkeit erleichtert, und dringt unvermerkt tiefer ein, als bey einem sanften, ruhigen, philosophischen Vortrag, der wegen Mangel der Lebhaftigkeit nicht selten ermüdet.

Herr.

Henr. Aug. Wrisberg Sylloge commentationum anatomicarum. Goetting. apud. Dieterich. 1786. 4to. 11½ Bogen.

Dieſe Sammlung enthält drey ſehr leſenswerthe Abhandlungen dieſes fleißigen und rühmlichſt bekannten Zergliederers. 1) De membranarum ac involucrorum continuationibus, 1783: in der Akad. d. Wiſſ. vorgeleſen. 2) De nervis arteriis venasque comitantibus, eine akademiſche Schrift. 3) Obſervationes de nervis pharyngis, im vorigen Jahre vorgeleſen. Man lernt hieraus nicht ſeine Anatomie allein, ſondern auch unmittelbar die Anwendung derſelben zu Erklärung verſchiedner ſonſt dunkler Erſcheinungen bey Kranken und Geſunden, welches dieſer Schrift zum beſte gröſſern Empfehlung dient.

D. Joh. Fried. Blumenbachs Geſchichte und Beſchreibung der Knochen des menſchlichen Körpers. Göttingen, bey Dietrich, 1786. 33 Bogen in 8vo.

Wenn wir dieſen Lehrbuch über die Oſteologie für allen ſeines Gleichen den Vorzug geben, ſo laſſen wir ihm blos ſein verdientes Recht wiederfahren. Die gründliche — nicht nachgebetete — Abhandlung des Gegenſtandes iſt nicht das einzige, wodurch es ſich empfiehlt; denn in dieſer Rückſicht zeichnet ſich das Walterſche ebenfalls aus. Allein die an ſich trockne und ermüdende Lehre von den Knochen, iſt hier durch eingeſtreute praktiſche Bemerkungen ſo angenehm unterhaltend dargeſtellt, und durch ſchicklich angebrachte anatomia comparata ſo abwechſend gemacht, daß gar keine Ermüdung des Leſers zu beſorgen ſteht, und ſeine Aufmerkſamkeit in beſtändiger Lebhaftigkeit erhalten wird. Ohne von dem Plan weitläuftig zu reden, empfehlen wir jedem, der ſich eine gründliche Kenntniß der Arzneywiſſenſchaft erwerben will, dies Buch, worauf alle Aerzte zu ihrem Vergnügen und Nutzen die erſte Grundlage ihrer Wiſſenſchaft hernehmen können, und welches auch durch ſeine bündige und reine Schreibart ſehr gefallen wird. Auf zwey beygefügten Kupfertafeln, welche Herr

Prof. Camper gezeichnet, und Vinkeles recht gut gestochen hat, sind die Knochen der Hand, des Fußes, und die Basis des Kopfs der Natur gemäß vorgestellt.

Id.

Ueber die Reproduktion der Nerven, von Justus Arnemann, — Doctorand. Göttingen, 1786. 8. Dieterich. 61 Seiten.

Unsre Leser wissen, was Michaelis neulich über die Regeneration der Nerven geschrieben hat. (Allgem. d. Biblioth. B. 65. S. 113. wobey wir zugleich 5 grobe in jener Recension befindliche Druckfehler verbessern wollen, da Lin. 16. Physiologie anstatt Philosophie, und Lin. 24. Ruyschiana anstatt Prystliana, Lin. 16 in der Bräune anstatt um — zu lesen ist.) Hr. Arnemann findet Ursache, die Erfahrungen desselben in Zweifel zu ziehen, und eine wahre Regeneration anzunehmen, oder von dieser Lehre einen beträchtlichen Einfluß auf die medicinische Praxis zu erwarten. Er will jedoch bey den wenigen Versuchen, die er bisher angestellt hat, noch nichts entscheiden, und hat diese Materie zum Gegenstande seiner Dissertation gewählet. Es wäre also von uns auch Uebereilung, wenn wir nicht erst die Erscheinung jener Dissertation, und mehrere Versuche, die der Verfasser verspricht, erwarteten, ehe wir über seine jetzige Ankündigung urtheilen.

Wr.

Der gukartige Carbunkel und dessen medicinisch-chirurgische Heilung, von J. J. Z. Bücking Stendal, 1786. 8. 64 Seiten.

Ganz artig und jedem Wundarzte empfehlungswürdig. Der Verf. empfiehlet blos erweichende Mittel, nachdem er vorher den Character des Uebels und seinen Sitz genau bestimmet. Da er jedoch ihm besonders den Rücken und Nacken anweiset, so siehet man nicht, wie das am Ende beschriebene Uebel am Schenkel hieher gerechnet werden könne. Auch wundert

es

es uns, im ganzen Aufsatze das Wort Furunkel nicht gefunden zu haben.

Rg.

C. L. Mursinna's Abhandlung von den Krankheiten der Schwangern, Gebährenden und Wöchnerinnen. Zweiter Band. Berlin, bey Himburg, 1786. 344 Seiten, gr. 8.

Die Krankheiten der Schwangern und Gebärenden hat der Verfasser schon im ersten Bande beendiget; gegenwärtiger zweyter handelt in 5 Kapiteln die öftern Zufälle der Neuentbundenen und ihrer Säuglinge ab.

Das erste Kapitel ist überschrieben: Von der Nothwendigkeit, die Nachgeburt bald nach der Entbindung zu lösen und wegzunehmen. Das bald in der Ueberschrift, wogegen wohl nicht leicht jemand etwas einwenden wird, hat sich in der Abhandlung selbst in ein gleich verwandelt. Der Verf. will, wann die Nachgeburt nicht gleich dem Kinde folgt, daß man sogleich die Hand nachbringen, und dieselbe holen soll. — Es giebt Fälle, wo dies nothwendig ist; aber wäre es durchgehends wohl nicht ein wenig zu rasch gehandelt? Die Geburt des Kindes will ja ihre Zeit haben, und auch die der Nachgeburt. Selten folgt letztere dem erstern gleich auf dem Fuße nach; gewöhnlich ruhet die Mutter erst einige Augenblicke aus, dann folgt wieder eine Wehe, und darauf die Nachgeburt. So verhält es sich im natürlichen Zustande, warum wollten wir hier also meistern; sollte der kleine Zwischenraum und die darauf folgende Wehe nicht weise Absicht der Natur und ohne Nutzen seyn?

Die beiden folgenden Kapitel handeln: Von den Zufällen nach der Geburt, deren Zeichen und Ursachen und den Heilmitteln, nebst dem Verhalten in diesen Krankheiten. Hier ist der Verf. besonders freigebig mit dem Mohnsafte; aber der junge Arzt sey hier behutsam, und erwäge bey dem Gebrauche dieses Mittels ja recht wohl Zeit und Umstände, die der Verf. nicht genau genug bestimme. Unter andern räth der Verf. den Mohnsaft zu gebrauchen, wann die Geburtswehen nicht gehörig folgen wollen. — Nun ist es wahr, der Mohnsaft vermehre die Reizbarkeit der Mus-

ſkelfieber, und kann alſo auch wohl eine Wehe ſchaffen; aber, wie kurze Zeit hält dieſer Reiz an, und wie, wann nun das Kind in der Zeit nicht folgt, und nun die Gebärmutter noch mehr erſchlafft wird? — Wollte man hier ſo viel Mohnſaft reichen, als zur Unterhaltung der Wehen nothwendig iſt, ſo möchte dies wohl bey vielen Subjekten von äußerſt nachtheiligen Folgen ſeyn: hier giebt uns wirklich die Kunſt wirkſamere und ſichrere Mittel an die Hand. Uebrigens ſagt der Verf. recht viel Gutes, nur erſchöpft er die Materie bey weitem nicht. Was wir beſonders empfehlen wollen, das iſt die Lehre vom Kindbettfieber; auch die beiden letzten Kapitel, von den Krankheiten der Neugebohrnen und ihren Geneſungamitteln, enthalten manche heilſame Vorſchrift.

Pgr.

Grundſätze der allgemeinen Semiotik und Therapie. Ein Lehrbuch, von D. Johann Daniel Metzger, Hofr. u. d. A. W. Prof. Königsberg, bey Hartung, 1785. 8. 146 Seiten.

Der Verf. gehet ſeinen Weg muthig fort, ohne ſich an das Geſchrey einiger gelehrten Partheigänger zu kehren. Man kann ja doch nicht allen gefallen! Er liefert hier, zum Gebrauche ſeiner Vorleſungen in der Semiotik einen quinteſſenzirten Gruner, und in der Therapie etwas nach eigener Manier. Dort hat er das Verdienſt, zwar eben nichts Neues, aber das Bekannte kurz und faßlich geſagt zu haben, und hier dürfte er vielleicht manchem ſtrengen Kritiker zu kurz vorkommen, und darnach geächtet werden. Sein Generalſatz iſt (S. 3), daß die Semiotik die Kunſt ſey, richtig zu ſehen und zu ſchließen, und die Therapie die Kunſt, den Kranken nach richtigen Schlüſſen ſchicklich zu behandeln. Nach einer allgemeinen Erklärung der Symptome (S. 3—108), in wiefern ſie hier Zeichen abgeben, deren Eintheilung, und der Hülfsmittel, entwirft er die ganze Lehre in wenig Kapiteln. 1) Veränderte äuſſere Beſchaffenheit des Körpers. 2) Lebensverrichtungen; 3) thieriſche; 4) natürliche, und 5) Geſchlechtsverrichtungen. 6) Ausführungen. 7) Koction und Kriſis. 8) Bösartigkeit. 9) Tod.

Allen-

Allenthalben führt er die vornehmſten Sätze an, zum Theil nach eigener Einſicht und Erfahrung, und daher erfolgter Einſchränkung. — — Die Therapie (S. 108 — 146) iſt kürzer gerathen, und beruhet auf folgenden Stützen. 1) Heilkräfte der Natur. Wichtig für den Praktiker, den andere mit Gaub in die Pathologie verweiſen werden, mit eingeſtreueten Winken gegen neuere Lieblingsmeinungen, die, ungeprüft angenommen, zu Irrthümern in der Praxis verleiten können. 2) Heilkräfte und Wirkungen der Arzneymittel. Auch von Giften iſt hier die Rede. Sollte dies nicht eher in die Arzneymittellehre gehören, oder doch wenigſtens an einem andern Platze ſtehen? 3) Indicationen. Die therapeutiſche Erklärung der angenommenen Kunſtwörter. 4) Aetiologiſche Claſſification der Krankheiten. Zeigt vom Denken des Verf., und iſt allerdings in der Heilkunde brauchbar. Sollte aber wohl dadurch der unerfahrne Jüngling im Stande ſeyn, ſich ſelbſt in allen vorkommenden Fällen der Heilkunde zu helfen? Bey einer zweyten Auflage möchte dieſer Theil, d. i. die Therapie, wohl die meiſten Zuſätze, Erweiterungen u. ſ. w. nöthig haben.

Magazin für die geſammte populäre Arzneykunde, beſonders für die ſogenannten Hausmittel. Erſten Bandes dritter Heft. May, 1785. Vierter Heft. Junius, 1785. Fünfter Heft. Julius, 1785. Sechſter Heft. Auguſt, 1785. 8. 396 Seiten ohne Regiſter.

D. Johann Chriſtoph Fahner Magazin für die geſamte populäre Arzneykunde, beſonders für die ſogenannten Hausmittel. Zweyter Band. Siebender Heft. Erfurt, 1785. bey Keyſer. Achter Heft. Neunter Heft. 1785. 8vo. 192 Seiten.

Wir finden keine Urſache, von unſerm ſchon ehedem geäußerten Urtheil abzugehen. Der Verf. iſt noch immer ſo geſprächig, wie ein alter Mann, der nie das Ende der Erzählung

finden kann, und macht aus den vorhandenen Populenschriften ein neues Quodlibet für Jedermann. Sollte also die Schrift einigen Nutzen gewähren, so war nöthig, das Bekannte kurz zu sagen, oder es doch auf eine neue Art aufzufrischen. Der Volksschriftsteller muß dies so gut verstehen, wie der Maler. Kann er dies nicht; ey nun, so lasse er Dinte und Feder in Ruhe. In allen diesen Heften (wir können und wollen sie nicht einzeln hererzählen) findet sich etwas von Kinderkrankheiten, (nach Rosenstein, Mellin u. s. w.) von Hausmitteln, die hier ziemlich allgemein und unbestimmt angegeben sind, von Kopfschmerzen, (manches Gute, nur nicht für die Layen schicklich) von Reinlichkeit, (aus Frank und Weikard genommen) von Rettungsmitteln gegen Giftpflanzen, (nach Halle) von hauswirthschaftlichen Hausmitteln, die sich hören lassen, von zwey neuentdeckten Gesundheitsquellen, welche beyde zu Gerstendorf, ohnweit Artern in Sachsen gefunden werden, stahlartig sind, und in Hust- und Steinschmerzen, in Gliederreißen und Sodbrennen gute Dienste thun; von Gewohnheiten, von Fürsorge für Schwangere, von Zahnschmerzen, wo gegen die abergläubischen Mittel, ähnliche gute und schlechte Mittel angeführt, gelobt oder getadelt werden; Reimarus und seine Gegner, (ist gegen die bekannte Aeußerung von der Entbehrlichkeit eines Kollegium medicum) von Gesundbrunnen und Bädern, (nach Zückerts Leitung, und für diese Klasse von Lesern wohl zu gelehrt) und somit der erste Band geschlossen.

Der zweyte Band, der mit dem siebenden Hefte anhebt, scheint etwas besser zu werden, aber eben nicht beträchtlich. Es laufen hier noch immer die meisten angefangenen Artikel fort, und wenn der Verf. Leben, Feder, Dinte und Papier behält, so haben wir noch manches Bändchen von dem nämlichen Werthe zu hoffen. Hier also nur kürzlich die neuen Rubriken von der physischen Erziehung des Menschen, (ließe sich wohl besser und beyfälliger sagen!) von Krankenwärtern, (nach Gruner, und mit Wärme empfohlen) Klagen rechtschaffener Aerzte, (sind gegründet!) Rekruten zur Quacksalberlegion, (sind die klugen Männer und Weiber im Voigtlande, mit dem Zauberkrystall und sympathetischen Kuren). So hätten wir denn unser

Amt

Amt verrichtet. Ob als kompetente Richter? Darüber richte der unbefangene Kenner, aber nicht der Verfaſſer.

Sebaſtian Goldwitz, d. Philoſ. u. A. D. Neue Verſuche zu einer wahren Phyſiologie der Galle. Bamberg, bey Dederich, 1785, 8. 250 Seiten.

Die Galle hat von jeher das Schickſal gehabt, der Gegenſtand der theoretiſchen und praktiſchen Unterſuchung zu ſeyn, und doch ſtehet hier ein neuer Reformator auf, der alle bisher angenommene Sätze des Syſtems von der ſeifenartigen Natur der Galle umſtürzen, wenigſtens durch einige flüchtige chemiſche Proceſſe wegpurrhoniſiren will. Wir wollen ſehen, was der Verfaſſer uns Neues und Unerhörtes lehrt.

Den Anfang macht die Einleitung, die uns ſogleich den Mann kennen lernt, weil er behauptet, in Gallenfiebern, oder in der praktiſchen Sprache am Krankenbette, alle Schultheorie falſch und unzulänglich gefunden zu haben, folglich die Neuern im Grunde der Empirie der Alten immer wieder ſehr nahe kommen, wofern ſie die Fackel der Chymie nicht zu Hülfe nehmen. (Hm! ſollte dieſe wohl in der Lehre der abgeſonderten und ſo vielfach modificirten Säfte thieriſcher Körper ſichere Aufſchlüſſe geben? Sollte das erfundene Brennbare auch hier den Schlüſſel zur verborgenen Natur abgeben?) Dann folgt eine Geſchichte der Galle, eine ziemlich vollſtändige Darlegung der Gallenmeynungen, deren Urheber ſo gut, wie unſer Verf. wähnte, mehr zu wiſſen, als alle andere Menſchenkinder, und ſich dennoch irrten. Denn Boerhaave, auch ein ächter Chemiſte, dergleichen ſich G. dünkt, hielt die Galle für eine Seife, und er muß nicht recht haben. Nun geht es an den Beweis ſelbſt.

I. Abtheilung. Von der Galle, ihrer Abſonderung und derſelben Beſtandtheile. Hier wird die Werkſtatt der Galle, deren Abſonderung und Beſtandtheile beſchrieben, nach dem Vorgange anderer Schriftſteller, nachher aber unterſucht, ob die Galle ein Alkali enthalte, und aus 10 Verſuchen, wo Säuren mit derſelben vermiſcht wurden, deſſen Daſeyn bezweifelt. (Iſt wohl dieſe Vermiſchung allein hinreichend, dies alles zu beweiſen?) Eben ſo folgert der Verf. auf ähnliche Art, daß die Galle kein Oel liefere, ſon-

ſondern blos die gerinnbare Lymphe, (davon ſieht man in den Verſuchen nichts Befriedigendes) alſo an keine ſeifenartige Natur zu denken ſey. (Warum nicht? Es mag das enthaltene Oel nun von dem einen oder dem andern herkommen. Noch weniger iſt die Behauptung richtig, daß die mit Säuren enthaltene Maſſe kein Fett, ſondern eine ſchwefelartige Maſſe ſey.) Die Luft, die ſich entwickelt, iſt nicht in der Galle, ſondern in dem Raume der Retorte befindlich. Die Blaſen ſind Wirkung der Hitze: das dem Milchzucker ähnliche Salz iſt zufällig, und das Eiſen nicht zu entdecken. (Was ſich durch die Chymie nicht alles wegdemonſtriren läßt?) Dagegen ſind die einzigen wahren Beſtandtheile die eigenthümliche Feuchtigkeit, d. i. Fließwaſſer und gerinnbare Lymphe, und dieſe immer beſtimmt und unveränderlich. (Möchte wohl der täglichen Erfahrung der Praktiker zuwider ſeyn, und eben daher begreiflich werden, woher die verſchiedenen Meynungen über die Beſtandtheile der Galle ihren Urſprung nahmen. Möchte wohl noch immer zweifelhaft, wenigſtens unerwieſen bleiben, daß die Leberpulsader (S. 114) zur Abſonderung der Galle die gröbern, mit noch etwas Brennbaren vermiſchten erdigten und ſchleimichten Theile hergebe.)

II. Abſchnitt. Von den Eigenſchaften und der Wirkungsart der Galle, und derſelben Nutzen im thieriſchen Körper. Hier wird nun zur Anwendung obiger Vorderſätze geſchritten, und ſogar aus einer Weikardſchen Tirade, dergleichen dieſer gute Mann ſich oft und viel hat zu ſchulden kommen laſſen, und ſeine blinden Freunde für Ausbrüche großer Weisheit halten, (S. 121.) die Unſicherheit der Gallentheorie und Ruhr bezweifelt. (Dieſe Erſcheinung läßt ſich auch von einem nichtphiloſophiſchen Kopf gar wohl erklären.) Daher wiederum Verſuche, um das Daſeyn und die Wirkungskraft der Feuermaterie darzulegen, und die ſeifenhafte Beſchaffenheit zu verdrängen, ihre Kraft, Waſſer und Oel mit einander zu vereinigen, abzuläugnen, und die Auflöſungskraft der Harze für eine ganz beſondere Wirkung (Hm!) zu erklären, hingegen die wahre Wirkung der Galle in die Austreibung des Oels aus ſeinen Miſchungen und Veränderung des Oels in einem Raum, in Verhinderung der ſauren Gährung, in Stümpfung der ſauren Salze, und in Verfertigung des Milchſaftes zu ſetzen.

III. Abſchnitt. Fragen, Erklärungen und praktiſche Vortheile. Die Fragen ſind, ob die Galle das Gerinnen der Milch hindere? (wird vielmehr das Gegentheil behauptet) ob die Galle die Luft in den Därmen vermindere? (wird verneinet.) Ob die Galle im geſunden Zuſtande in das Blut zurück trete? (wird verworfen angenommen, aber freylich ohne anatomiſchen und phyſiologiſchen Beleg, daß die Gekrösdrüſen dieſelbe durch eigene Gefäſſe nach den Nieren leiten.) Ob die Galle das Blut auflöſe? (wird bejahet.) Ob die Galle ein Auswurf ſey? (ebenfalls zugeſtanden.) Leidet die Galle bey der Bereitung des Milchſaftes ſelbſt eine Veränderung? (Nein.) Ob die Galle der Gallenblaſe einen Vorzug vor der Lebergalle habe? (die erſtere iſt allerdings beſſer, als die letztere.) Was nimmt die Galle für einen Weg aus dem thieriſchen Körper? (den natürlichen alten Weg.) Sind die Galle und das Fett einander ähnlich? (Nur in ſo fern, daß ſie ihren hauptſächlichſten Beſtandtheil mit einander gemein haben.) In wie weit ſind das Blut und die Galle einander ähnlich? (Sie haben einerley Theile, aber in verſchiedener Menge und Verbindung.) Die Erklärungen anlangend, ſo betreffen ſie die Berichtigung einiger Verſchiedenheiten in den Verſuchen, und die praktiſchen Vortheile ſind, daß man nun weiß, warum in faulen Krankheiten die Milch gerinnet, welches der Leibarzt (nicht doch, Kammermedikus iſt er) Weikard mit ſeiner Philoſophie nicht einſehen konnte, warum gallenreiche Perſonen von Säuren keine Spuren der Säure in den Därmen zeigen, warum die Stühle davon grünlicht werden, u. ſ. w. Dies iſt alſo das Reſultat der chemiſchen Verſuche unſers Verf., wodurch manche angenommene phyſiologiſche und praktiſche Grundſätze erſchüttert werden. Da hier alte und neue chemiſche Erfahrungen gegen einander ſtreiten, ſo dürfte wohl zu wünſchen ſeyn, daß einige denkende Chemiſten an verſchiedenen Orten, ohne Partheylichkeit und Vorliebe für das Neue, die nämlichen Verſuche widerholten, um den Grund oder Ungrund der neuen Behauptungen darlegen zu können, aber auch dieſen Gegenſtand noch weiter verfolgten, andere Miſchungen und andere Wege einſchlügen, und ſo mit unbefangener Wahrheitsliebe zeigten, ob Boerhaave oder Goldwiz Recht hatte. Dadurch müßte die

Wahr-

Wahrheit gewinnen, die jetzt nur in ein falſches Licht geſtellet zu ſeyn ſcheinet.

Hr.

Geſammlete Aktenſtücke zur Aufdeckung des Geheimniſſes des ſogenannten thieriſchen Magnetismus, in einigen freundſchaftlichen Briefen an Herrn Baldinger mitgetheilt von Franz Heinrich Birnſtiel, d. A. W. Dokt. zu Bruchſal ꝛc. Marburg, in der akademiſchen Buchhandlung, 1787. 96 Seiten in 8vo.

Wenn die vernünftigſten Vorſtellungen den Kurzſichtigen von der Täuſchung auch nicht überzeugen, in die er von jedem Magnetiſten und deſſen Anhang verſtrickt wird, wenn er nicht Denkkraft genug hat, den Gang dieſer Vorſtellungen zu folgen, und ihre Richtigkeit ihn nicht von dem ſchwärmeriſchen Gedanken an lauter Wunder, wo nur lauter Natur zum Grunde liegt, abziehen kann; ſo iſt doch noch das kräftigſte Mittel die blendende Decke vor den Augen wegzureißen, und den Betrug klar darzuthun, dieſes, daß man Thatſachen in ihrer ſimpleſten Wahrheit öffentlich bekannt macht, woraus das Weſentliche nebſt der Täuſchung des künſtlich erſonnenen Magnetismus auch dem ärgſten Schwärmer und einfältigſten Kurzſichtigen einleuchten muß. Ganz gewiß bekehrt hier ein Beyſpiel aus der Erfahrung mehr, als noch ſo viele Vernunftſchlüſſe aus der Phyſiologie des Menſchen, weil jenes jeder durch Sinne begreift, dieſe aber aus Mangel der Vorkenntniß nicht jeder verſteht, und dagegen noch vieles erinnern zu können wähnt. Darum danke das deutſche unbefangene Publikum dem Hrn. Verf. dieſes Büchleins für die darin mitgetheilte Aufklärung und Zurechtweiſung der ſchwachen Brüder, welche zur rechten Zeit noch ausgebreitet werden kann, da die Magnetiſtenwuth erſt anfängt, in unſerm deutſchen Vaterlande von Frankreich aus epidemiſch zu werden. Rec. ſey es erlaubt, um der Wichtigkeit dieſer Entdeckung ihr gebührendes Recht wiederfahren zu laſſen, in einem Auszug das Weſentliche derſelben anzuzeigen. Doch muß er zuvor nicht unerinnert laſſen, daß in der ganzen Schrift ſcharfſinni-

gen

ger unpartheyischer Beobachtungsgeist, philosophische Prüfung, kaltblütige Vergleichung und genaue Beschreibung der gehörten und gesehenen Vorfälle herrschen, daß Hr. D. B. nichts weniger als gegen die Sache, oder gegen die Personen eingenommen gewesen, sondern vielmehr bis auf den letzten Augenblick diese zu entschuldigen sich bemühet, ob er schon jene durchaus verachten mußte.

Nun zur Geschichte selbst. Die Hauptperson darin ist Hr. d'Jnarre, der durch sein Buch von der Elektricität unter den Physikern sich einigermassen bekannt macht, aber jetzt als Chef der Magnetiseurs unter denselben wenig Ruhm erwerben wird. Er reiset in gedachter Qualität mit einer Clairvoyante, Namens Demoiselle Lehn, der leidenden Menschheit zum Besten — nämlich seynsollende Kuren zu verrichten, und Proselyten des Magnetismus zu machen. Versteht er aber seine Kunst nicht besser, als er in gegenwärtigem Falle gezeigt hat, so besorge ich sehr, daß er seinen hohen Posten unter den magnetischen Gauklern sehr bald verlieren werde. Man möchte ihm gern den Rath geben, seine Clairvoyante besser abzurichten. Die Erzählung der Geschichte wird mich hierüber rechtfertigen. Dieser Hr. d'Jnarre kam nehmlich mit seiner Gehülfin von Frankfurt nach S. um von da nach Mainz zu reisen, und daselbst durch Magnetisiren Wunder zu bewirken. Zu S. logierte er bey seinem alten Bekannten, den Hrn. von F., den er zum Magnetisten schuf, einem Busenfreunde des Hrn. von G., bey welchem jene täglich speiseten. Dieser letzte war schon lang kränklich gewesen, und die Ursach seiner Krankheit jetzt erst entdeckt. Sie bestand nach den allergewissesten Zeichen in einem Nierengeschwür, und erforderte stündlichen Gebrauch von Arzneyen. Vor dieser Entdeckung waren die Meynungen der Aerzte über das Uebel und die Wahl der Arzneyen so schwankend und widersprechend, daß auch Hr. von F. um das Wohl seines Freundes sehr besorgt, dem jetzigen wahren Urtheil des Arztes, nämlich Hrn. D. Biernstiels, und dessen Kurart wegen ihrer langsamen guten Wirkung noch nicht alles Zutrauen geben konnte. Nach 10tägigem Aufenthalt des Magnetisten bey jenem Herrn entschloß Hr. von G. sich, dem gutgemeinten Rathe des Hrn von F. nachzugeben, daß er mit der Clairvoyante bey ihrer Krisis möchte in Rapport gehen, (so heißt das Magnetistische Kunstwort) um von ihr über seinen

um Zustand und die nöthigen Hülfsmittel den richtigsten Aufschluß zu bekommen. Der Ausgang hiervon war, daß Dem. Lehn das unrichtigste Urtheil weissagte, mit dem Arzte über die Mittel in Rapport zu konferiren wünschte, bis dahin aber einige Vorschriften mittheilte, wovon Hr. D. B. eine Originalabschrift gedruckt liefert, die gar nicht dem Zwecke so angemessen abgefaßt sind, wie sie von wirklichen Wahrsagern seyn müßten. Auch ohne Manipulation, ohne Krisis hätte die Klairvoyance sagen können, was sie aus dem in den verflossenen 10 Tagen Gehörten und Gesehenen von dem Kranken hielte, es würde darum nicht weniger mehr gewesen seyn. Sie mochte aber wohl so wenig, als ihr Führer von vereiterten Nieren Begriff haben, darum ließen sie es bey der Verschleimung. — Man müßte sehr blind seyn, wenn man hier nicht den Grund der Wahrsagerkunst finden wollte. — —

Hr. D. B. reisete nachher auf Verlangen seines Patienten selbst nach B. um mit der Klairvoyante, wie sie gewünscht hatte, in Rapport zu gehen. Er traf sie in ihrer Krisis an, welche durch Manipulation des Magnetisten, der sich ihr bald zur Seite, bald vor ihr Knie gegen Knie setzte, unterhalten zu werden schien. Die Augen schienen verschlossen, wenigstens nach Art der Bußfertigen, niedergeschlagen zu seyn, zuweilen wurden sie in nickende Bewegung gesetzt. Der Magnetist sprach während dieser Gaukeleyen mit ihr in sanftstillen, murmelnden, für die Zuschauer unverständlichen Tone, in welchem sie auch antwortete. Ganz nahe heranzutreten wurde Hrn. D. B. durch Winke des Magnetisten weißlich untersagt. Uebrigens kam so wenig die Stellung als das übrige Benehmen der Somnambülaire mit dem Gegenstande eines schlafenden überein. Sie saß nämlich frey auf einem Stuhl, ohne den Rücken anzulehnen, und mit geradem Nacken, in natürlicher Richtung, verzog die Gesichtszüge willkührlich, wenn sie was zu flüstern hatte, schneuzte, cranck, und warm der Manipulant mit sprühenden Daumen an ihren bedeckten Busen, oder die unterste Region ihres Unterleibes manövrirte, und ihrem Gesicht den Zug eines schalkhaften Lächelns entlockte. Sie griff mit den Händen an sich und den gegen ihr überstehenden willkührlich herum, ergriff dessen Hände, hielt sie fest, bewegte sie freywillig, wiederholte dieses öfters, sprach, antwortete, wenn

sie

ſie freywillig, wiederholte dieſes öfters, ſprach, antwortete, wenn ſie wollte, und alle dieſe Handlungen hatten nicht den geringſten Schein vom Widernatürlichen, ſondern waren alle ſo zweckmäßig, als man bey Wachenden bemerken kann. Die ſelten vorgefallenen Zuckungen machten auch keine Ausnahme hievon, denn ſie unterſchieden ſich zu deutlich von Verzuckungen wahrer Kranken, daß man ſie hier alſo nur als einen Theil der Taktik, welche das Ganze ausmachte, anſehen konnte. Dies Urtheil wird durch das Benehmen des Magnetiſten gegen den Hrn. D. B. ſehr unterſtützt. Denn als dieſer ſich zu der Abſicht melden ließ, mit der Clairvoyante in Rapport zu gehen, wie ſie ſelbſt dem Hrn. von G. den Vorſchlag gethan hatte; ſo antwortete jener, dem Hr. D. B. vielleicht zu ſcharfe Augen hatte, daß die Demoiſelle L. eben im Begriff ſey, zu erwachen, weil es ihr beliebe, die Kriſis abzukürzen. Und gleichwohl verlängerte ſie die vorher beſtimmte Zeit der Kriſis noch auf mehrere Minuten. — Sonderbar, daß die Handlungen im widernatürlichen Zuſtand ſo willkührlich bleiben, daß man nach Belieben ſelbſt dieſen Zuſtand verkürzen und verlängern kann, je nachdem es die Konvenienz beſtimmt. Von dergleichen Schlafſuchten haben freylich die Aerzte gar keinen Begriff. —

Noch mehr, als Hr. D. B. verſicherte, er habe Mangel an ſeiner Geſundheit, nachdem der Magnetiſt ihm ſein Verlangen aus dem Grund, weil er geſund ſey, (weil er geſcheut ſey; dachte er vielleicht) abſchlug, blieb ihm doch der Zutritt zu der Wunderthäterin verſagt. Und endlich warum durfte Hr. D. B. nicht ganz nahe zur Somnambulaire treten, da er gern den Vorgang mit allen Umſtänden ſehen wollte? Sollten die Herren Magnetiſten nicht verſichern, daß ſie die Ausdünſtungen aufgeklärter Zuſchauer ihren Somnambulairen ſchädlich gefunden hatten, und ſie daher entfernt halten wüßten? — Unterdeß daß Hr. D. B. nichts erhalten konnte, rief die Clairvoyante — (Claireſeouvenante ſollte ſie eher heißen) — einen Hrn. M. in Rapport, bey dem ſie Abends vorher geſpeiſet, und bey der Gelegenheit ſchon geſagt hatte, daß der rothe Wein, welchen er etwas reichlich genoſſen, ſeinen Fluß am Arm offenbar verſchlimmern dürfte, und wußte in ihrer Kriſis auf ein Haar ihm öffentlich eben das wiederzuſagen. — Iſt das nicht ein Wunder, bey verſchloßnen Augen ſich des geſtrigen zu erin-

nern? Aber Hrn. M. verdroß dies höchlich, und trug vieles dazu bey, daß der sämmtlich versammleten Gesellschaft die Augen aufgiengen, wo nur Augen zum sehen waren, um zu bemerken, daß die ganze magnetische Scene auf eine mit Spott und Verachtung der Klugheit sämmtlicher Zuschauer abgesehene Komödie hinaus lief. — Aber hiebey muß der Kaltblütige noch zweifelhaft bleiben, ob er mehr über die Dreistigkeit des einen Theils, oder über die Nachgiebigkeit des andern erstaunen soll, wenn er bemerkt, daß aller Entdeckung ohngeachtet, jener fortfährt, seinen Betrug als Wirkungen übernatürlicher Kräfte, die er durch Tugend und Christenpflicht nur erringen kann, auszubreiten, und der andre, troß der deutlichsten Darstellung des Irrthums noch dem, der den Irrthum verursacht, freudigen Beyfall opfert, beym hellen Sonnenlicht die Augen mit Fleiß zudrückt, um im finstern zu tappen. — Nach diesem Vorfalle verlangte die Somnambulaire zu erwachen. Andrer Orten, z. B. in Bremen, erwachen die begeisterten Schläferinnen ohne Hülfe des Magnetisten. Hier aber mußte Hr. d'Jnarre derselben den Magnetismus aus dem Leibe ziehen. Er machte allerley Gaukeleyen mit den Händen, sie öffnete die Augen, doch wie er versicherte, ohne zu sehen, endlich gab er ihr das Gesicht, sie begrüßte die Gesellschaft, versicherte, daß sie von allen Vorgängen nichts wisse, (welche Unverschämtheit!) und hiemit endigte sich dies Schauspiel.

Der Magnetist hätte gern den Hrn. D. B. zum Geständniß gebracht, daß er Wunder gesehen, welcher aber versichert, nichts als Natur und Täuschung gesehen zu haben, und wenig Bedenken trug, den Magnetisten nicht zu schmeicheln. Nach des Magnetisten Meynung sollte der Zustand seiner Dem. Lehn in der Krisis kataleptisch seyn, welches aber der D. B. wegen der willkührlichen Handlungen und Empfindungen nicht zugeben konnte. Jener suchte sich damit zu helfen, daß man das gebrauchte Wort nicht im strengen medicinischen Verstande nehmen müsse. — Und das meynen wir auch, denn der Zustand war nur eine nachgeäffete willkührliche Starrsucht, bey der man aus Unkunde des Originals die Hauptzüge vergessen hatte. — Sehr begreiflich ist es wohl, daß der Magnetist sehr aufgebracht werden mußte, sich in Gegenwart einer ansehnlichen Versammlung, selbst seines Schülers, von einem angesehenen Arzt, dessen Urtheil sein

Anse-

Ansehen im ganzen dasigen Publikum in nichts verwandeln konnte, aus einer Verschanzung in die andere vertrieben zu sehen. Aber daß er nur über einen mißgedeuteten Ausdruck, den er so auslegte, als ob Hr. D. B. ihn für einen Betrüger hielt, da dieser ihm nur als einen Betrogenen zureden wollte, sich so entrüstete, und seinen Gegner auf Degen und Pistol zum Zweykampf foderte, dadurch scheint er sich gerade am mehrsten verdächtig gemacht zu haben. Es scheint, man will es dahin bringen, daß niemand die magnetistischen Gaukeleyen für das erkennen soll, was sie sind, ohne daß man in Händel gerathen soll. Wer also Händel fürchtet, soll daher lieber stillschweigen. Das ist ein feiner Weg zur Erforschung der Wahrheit. Warum erschrack denn Hr. J. über des Hrn. D. B. Entdeckung eines geschliffenen Stahls, und als dieser frug, ob er zu seinem Magnetismus sich dessen bediene? Warum schmälete er darauf Mesmern? Ahndete ihm Mesmers Schicksal? —

Daß der Effekt des Magnetismus auf andere Menschen durch nichts als Einbildung, erhitzte Einbildung erregt werde, davon wurde Hr. D. B. vom Hrn. d'Jnarre durch die Versicherung überzeugt, nach welcher jeder gemachte Versuch der Manipulation bey Thieren, Kindern, Blödsinnigen und Wahnwitzigen, und bey denen, welche, ohne es zu wissen, oder ohne sich von der möglichen Wirksamkeit desselben lebhaft zu überzeugen, magnetisirt würden, schlechterdings nicht wirke. — Hört's, ihr Wundergläubigen, dies sagt ein Chef der Magnetisten, ein Physiker sagt's, der Versuche anzustellen verstehe. Nicht in euch liegt das Wunder, sondern in der Thätigkeit der Phantasie, die ihr in den schwachen Köpfen der Leichtgläubigen und Schwärmer, und hysterischen Weibern auffeuert, daß sie wahnsinnig werden. Und was sind nun eure Somnambulisme, eure Clairvoyanten, selbst wenn ihr und sie keinen förmlichen Betrug spielt? Wäre in euch die Wunderkraft, warum könnt ihr sie nicht mittheilen, wenn ihr wollet? — Hr. d'Jnarre hat gestanden, daß nicht jeder Magnetist jede Krankheit heile, sondern der eine diese, der andre jene. Allein venerische und Pestkranke werden von der magnetischen Heilung ganz ausgeschlossen, weil man erfahren habe, daß die Ausdünstung der ersten stark auf das Gehirn des Magnetisten wirke, und

einige davon unheilbar wahnsinnig geworden wären. — Oder es fürchten sich vielleicht die Herren sowohl für den Hauch der Pestkranken, als den aus dem Munde der Venerischen? Kurz, sie bewahren doch ihren Verstand nach Möglichkeit. — Diese letzten Entdeckungen des Hrn. d'Inarre setzen ihn wirklich über die mehrsten Magnetisten in den Augen der Vernunftigen hinaus, und ziehen ihm ein günstigeres Urtheil zu, nach welchem es möglich seyn kann, daß er in einen Irrthum schwebt, und ohne es zu wollen, sich betrügt. Es ist immer möglich, daß er als ein Physiker sich aus dem Wahn hinaus windet, und wenn ihn kein unanständiger Stolz plagt, seinen Irrthum gesteht. Aber wer weiß, was ihn von der sogenannten wohlthätigen Gesellschaft als einen Heerführer für Pflichten aufgelegt sind!

Mh.

4. Schöne Wissenschaften.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. In Einem Aufzuge. Leipzig, bey Dyk, 1786. 4 Bogen, 8.

Eine gute wörtliche Uebersetzung der bekannten französischen Farce: Les battus payent l'amende, welche auf dem italienischen Theater in Paris so viel unverdientes Aufsehen gemacht hat, ein Glück, das sie nur Carlins herrlichem Spiele, und der französischen Laune zu danken haben konnte, denn der ganze Witz in diesem Lustspiele beruht auf dem Umstand, daß der dumme Jannot aus einem Fenster mit Urin besudelt wird.

G.

Auch in Palläſten wohnt drückende Armuth. Ein Familiengemälde für Kinder, in drey Aufzügen, von J. C. Ihn. Leipzig, bey Heinsius, 1786. 7½ Bogen, 8.

Der

Der Titel paßt nicht zum Inhalte; man zeigt uns keine Scenen der Armuth in Pallästen. Das Stück enthält ganz gute Grundsätze, aber freylich ist es damit, wie mit den mehresten Kinderkomödien, nämlich, daß die Kinder, welche darin zum Muster aufgestellt werden, nach so festen, edeln Grundsätzen, und mit so viel Consequenz und Verleugnung handeln, als in so jungen Jahren gar nicht zu erwarten noch zu verlangen ist, wodurch dann ein großer Theil des Zwecks verlohren geht.

Yr.

Brittisches Theater. Für die Mannheimer Schaubühne bearbeitet. Erster Band. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhandlung, 1786. gr. 8vo.

Die vier in diesem ersten Bande enthaltene Schauspiele sind: Julius Cäsar, ein Trauerspiel, nach Shakspeare; der Koleriſche, ein Lustspiel, nach Cumberland; Oronooko, ein Trauerspiel, (nach Hawksworth;) und die Brüder, ein Lustspiel, nach Cumberland. Jedes dieser Stücke ist mit besonderm Titel und Seitenzahlen abgedruckt, und wird auch einzeln verkauft. Die Umarbeitung der Stücke scheint ohne große Veränderung mit den Originalen gemacht, und vornehmlich nur zum Behuf einer bequemern theatraliſchen Vorstellung gemacht zu seyn.

Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1786. Gotha, bey Ettinger, 258 S. 12.

Auch dieser zwölfte Jahrgang des bekannten, von Hrn. Rath und Bibliothekar Reichard in Gotha besorgten, Theaterkalenders, enthält manche gute und unterhaltende Aufsätze. Unter den Gedichten giebt es kein sehr hervorstechendes. Das beste ist noch der gleich Anfangs stehende Prolog von dem verstorbenen Freyherrn von Seckendorf, einem Improvisatore, in den Mund gelegt, für den vielleicht die seltsame Rechtschreibung mit dem gb für g und ch nöthig war, um seine deutsche Aussprache nach der italienischen zu bequemen; nur

ſehe man nicht, warum man das im Abdruck beybehielt. Unter den Abhandlungen ſteht eine ganz gute über den Nutzen, den das alte Trauerſpiel von ſeinen Chören hatte, vom Hrn. Hofrath Wolfter; und eine andre ganz launige über die ehemals üblichen Schäferſpiele, vom Hrn. Vulpius. Die Biographie Molieve's hätte vielleicht mit einer andern eines weniger ſeinen Lebensumſtänden nach bekannten Schauſpieldichters vertauſcht werden ſollen. Ganz beluſtigend ſind manche unter den Anekdoten und Miſcellaneen. Die übrigen Rubriken ſind die gewöhnlichen, aber berichtigt, vermehrt, und fortgeſetzt.

Bk.

Muſenalmanach für 1787, herausgegeben von Voß und Gökingk. Hamburg, bey Bohn, 23 Seiten, 12.

Am meiſten gefielen dem Recenſenten: zwey Epiſteln von Bernhard Becker, einem würdigen Geiſtlichen in Kurland; einige kleine Stücke von Gleim und Gökingk, beſonders des letztern Lied, Rückerinnerung überſchrieben; einige Lieder des Hrn. Regierungsraths von Halem, voller Leichtigkeit und Natur; zwey Gedichte der Frau v. d. Lühe, geb. v. Brandenſtein; die Elegie von Matthiſſon, in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben; drey epigrammatiſche Erzählungen von Pfeffel, einige Logauiſtiſche Sinngedichte, von Hrn. Ramler nachgeleſen und abgeändert; ein paar leichte, angenehme Stücke des Freyh. v. Salis; und die Beyträge der Grafen zu Stolberg. Von Hrn. Voß enthält dieſer Jahrgang nichts weiter, als drey kurze poetiſche Inſchriften auf die Särge fürſtlicher Perſonen.

Poetiſche Blumenleſe, auf das Jahr 1787. Göttingen, bey Dieterich. 204 S. 12.

Verſchiedene gute Dichter, deren Stücke ſich in dem eben angezeigten Hamburger Muſenalmanach auszeichnen, haben auch zu dem gegenwärtigen Göttinger beygetragen, z. B. Pfeffel, v. Salis und Schlez. Außerdem zieht es darin noch

doch manche gute Sachen, besonders unter den kürzern Gedichten. Die Kästnerischen Epigrammen werden von selbst vorzügliche Aufmerksamkeit erregen; und einige von Hrn. Bürger können nicht anders als jedem Leser von irgend edelm Gefühl Widerwillen und Ekel verursachen; z. B. das Bekenntniß, S. 37. Bessres Mitgefühl freylich erregt folgendes, S. 55.

Vollkommener Ernst.

Sprich, junger Freund, o sprich, was dich bewegt
Nach schnödem Dichterruhm dich athemlos zu laufen?
Ha, diesen Dorn, den ach! mein Wohlseyn in sich trägt,
Den Satansengel, der mein Glück mit Fäusten schlägt,
Wollt' ich — o könnt ich nur! — spottwohlfeil dir verkaufen.

Hugo Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von K. G. Schreiter. Zweyter Theil. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert, 1786. 1 Alphb. groß 8vo.

Bey der Anzeige des ersten Bandes dieser Uebersetzung ist sowohl den Blairischen Vorlesungen selbst, als dem Fleiße und den zu solch einer literarischen Unternehmung nothwendigen eignen Einsichten des Uebersetzers in Sprache und Inhalt des Originals, das gebührende Lob ertheilt; und so dürfen wir diesen zweyten Theil, auf den das alles wieder zutrifft, nur kürzlich anzeigen. Er enthält eilf Vorlesungen, von der fünften bis zur fünf und zwanzigsten, deren Inhalt durchgehends rhetorisch ist. Sie betreffen theils die Redefiguren, theils die Schreibart überhaupt, und deren verschiednes charakteristisches Gepräge, theils eine kritische Prüfung derselben in einem Aufsatze von Addison; dann noch sehr lehrreiche Betrachtungen über öffentliche Vorträge, eine kurze Geschichte der Beredsamkeit, und den Anfang einzelner Bemerkungen über die verschiedenen Gattungen öffentlicher Vorträ-

ge. Im Originale sind nach der zwey und zwanzigsten noch ein paar andre, die gleichfalls kritische Würdigungen schriftstellerischer Aufsätze enthalten. Da sie für deutsche Leser minder lehrreich gewesen wären, so macht uns der Uebersetzer Hoffnung, ein paar andre Beurtheilungen ähnlicher Art, deutsche Originalskribenten betreffend, in ihre Stelle zu setzen, und diese in seinen Anmerkungen und Ergänzungen mitzutheilen, denen wir, so wie der Vollendung des Ganzen, mit Vergnügen entgegen sehen.

Gr.

Fabeln, Epigrammen und Erzählungen von Joh. Friedr. August Katzner. Frankfurt, 1786. 21 Bogen, 8.

Daß es nur Wenigen vergönnt sey, sich in vielen Dichtungsarten zugleich vortheilhaft auszuzeichnen, davon ist gegenwärtige Sammlung ein neuer Beweis. Mit Glück betritt der Verf. die Bahn, die Lessing den deutschen Fabeldichtern vorgezeichnet hat, aber desto weiter entfernt er sich von diesem sichern Führer in Epigrammen. Letztere sind nicht selten unter aller Kritik, da sich die Fabeln hingegen bald durch neue Erfindungen, bald durch unerwartete Anwendungen und treffliche Maximen, bald durch beydes empfehlen. Wir wählen, um unser Urtheil zu rechtfertigen, eine der kürzern, die 23. des 1. B., aus.

Die Henne und ihre Kollegen.

Eine Henne scharrte auf einem lockern Boden, und fand einen Haufen Weitzenkörner. Sie lockte freudig den Hahn und die andern Hennen herbey, welche die Körner rein auffrassen. Eben diese Henne scharrte wieder, und fand nichts. Da eilte der Hahn mit den andern Hühnern herzu, und sprach zornig: Du hast die gefundenen Körner allein aufgefressen. Und alle Hühner schrien ihm nach: Sie hat sie allein aufgefressen! und hackten sie mit ihren Schnäbeln todt. — Das arme Huhn starb den Märtyrertod eines redlichen Kameralisten.

Gleich gut, vielleicht noch besser, sind die Katze und der Kanarienvogel, der Cocadu des Fürsten, die Dohle mit den Pfaun-

Pfauenfedern, die Wachtel und der Handwerksmann, und viele andre. Freylich bewähren sich nicht alle auf den Probiersteine der Kritik. Zuweilen werden den Thieren Eigenschaften beygelegt, die sie gar nicht besitzen. Der Schmetterling ist in der 11 F. des 1. B. das Bild des Geizes, und doch genießt Niemand sorgloser und schneller, als er. Ein ander mal hören die Thiere ganz auf, Thiere zu seyn. So in der 20 F. des 3. B., wo Hund und Wolf einen sehr menschlichen Vertrag mit einander errichten. Oft auch ist die Moral bald zu alltäglich, bald zu gekünstelt. Jener Vorwurf trift die 27 F. des 1. B. aus der, unsers Bedünkens, eine weit reichhaltigere Maxime hätte können gezogen werden, als die: „der Geizige freyt nach einem reichen Weibe, und wird durch sie zum Bettler;“ dieser die 27. F. des 4 B. Indeß ist der größere Theil der Fabeln von allen diesen Fehlern frey, und wir wünschten nur, daß die Epigrammen nicht tadelnswürdiger wären. Allein hier ist die Ausbeute gar sehr geringe. Die meisten sind an Gehalt, wie folgende:

Bav.

Es ist der Richter Bav der jämmerlichste Dichter,
Und doch noch besserer Poet, als Richter.

Des Amtmanns Schreiber.

Vix schreibt mit Esels-Langsamkeit,
Flink frißt er, wie ein Gaul.
So wär kein Schreiber weit und breit,
Schrieb Vix nur mit dem Maul!

Wie kurz und vortrefflich ist dagegen Lessings bekanntes Epigramm:

Im Essen bist du schnell zum Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

Die Erzählungen, deren zum Glück nur fünfe sind, kommen uns, die poetischen wenigstens, beynahe noch schlechter vor, als die Epigrammen. Hier ist der Anfang der zweyten.

Kätzen und Marie lieben,
Einſt in einer großen Stadt,
Die, wie ſchon die Alten ſagten,
Große, große Sünder hat.

Ach ſie wurden mutterloſe
Waiſen früh. Der Vater blieb
Wittwer, ſeiner Kinder wegen,
Und der ſel'gen Frau zulieb.

Schlecht und redlich lebt' der Vater;
That, was ſeines Amtes war;
Hatt' jetzt viel, jetzt nichts zu ſchaffen;
Denn der Vater war Notar.

Und in ſolchen elenden Reimen ohne Ausdruck und Wohlklang geht es eilf Seiten fort. Das heißt die Geduld ſeiner Leſer auf eine, in Wahrheit harte, Probe ſtellen. Wir begreifen nicht, wie ein Dichter, deſſen Fabeln ſich durch Witz und Vortrag empfehlen, im Epigramm ſo unwitzig und geiſtlos, und in der Erzählung ſo langweilig und unkräftig werden konnte.

Zh.

Roſenau, oder es hat ſich gut geendet. Ein Schauſpiel in drey Aufzügen von J. G. A··· Augsburg, in der Wolkiſchen Buchhandlung, 4 Bogen. 8. 1786.

Der Verf. verſichert ganz treuherzig, daß ſeine Arbeit blos Verſuch, keinesweges aber ein Meiſterſtück ſey. Vielleicht, ſetzt er hinzu, auch Verſuch, ob man nicht tragiſche, dramatiſche, oder komiſche Stücke liefern könne, die zwar, nach dermaligem Geſchmack, mit Heurathen ausgehen, aber ohne daß ſie der Jugend ſo gefährlich würden, wies doch die meiſten ſind. — — Die ganze Anlage und Ausführung des Stücks iſt äußerſt kahl und armſelig, und doch dabey alles ſo gut gemeint, daß man beym Leſen immer weniger Unwillen als Mitleiden gegen den Verf. empfindet. Frau v. Roſenau, eine arme adliche Wittbe, wird von einem harten

Gläu-

Gläubiger um eine Schuld von 1000 Rthlr. gedrängt, und auf das unbarmherzigste gemißhandelt. Zwey fremde Offiziere, ein Hauptmann und ein Obrister, beyde erst vor einigen Tagen angekommen, versprechen ihr Hülfe, und unterstützen sie mit 560 Th. Damit aber ist der Gläubiger, eine Gerichtsperson im Orte, nicht zufrieden: er jagt sie aus ihrem Schloß, und läßt Karolinen, die Tochter der Wittbe — Gott weiß warum? — ins — Zuchthaus bringen. Unterdessen langt Edmund v. N., der jüngste Sohn der Wittbe, an, und erhält Orgons Stelle — dieß ist der Name des Gläubigers — dessen Bübereyen entdeckt und bestraft werden. Der Oberste giebt sich als den verlohren geachteten ältesten Sohn der Fr. v. N. zu erkennen, und der Hauptmann, damit man doch auch erfährt, warum er da ist, läßt es sich noch ganz kurz vor dem Schlusse des Stücks einfallen, um Karolinens Hand anzuhalten, die ihm, wie man denken kann, nicht versagt wird. — Dieß ist der Plan, nun nur noch eine kleine Probe von der Ausführung!

Karolina. Mutter! Mutter! leb auf! nur noch Einen Kuß! und ich will mit dir in jene seeligen Gefilde hinwandeln, wo's keine Teufel in Menschengestalten, keine Orgon mehr giebt. (Sie küßt sie heftig.) Sie lebt wieder! Sie athmet! Dank Allmächtiger! Wie ist Ihnen liebste, theuerste Mutter? Sehen Sie, Karoline ist an Ihrer Seite, hält Sie in ihren Armen.

Rosenau. Karoline, du bist noch da? o theuerstes Pfand meiner Liebe! Du noch da? Gelt, du verläßt mich nicht?

Karolina. Nein doch! o daß Sie nur wieder leben!

Sekretär. (weint.) Herr Orgon! ich kanns nicht mehr aushalten. — Man muß Teufel seyn, wenn man von dieser Scene nicht gerührt wird. Adieu. (geht ab.)

Orgon. Ha! ich war wie betäubt! und dieser Hasenfuß verläßt mich auch! Ich will dem Gewinsel ein Ende machen. (geht wüthend ab.)

Nt.

Oden eines Preußen. Jena, in der akad. Buchhandlung, 1786. 184 S. 8.

Man

Man würde dem Verfaſſer, welcher unter ſeiner Nachrede ſich Munoch unterſchreibt, Unrecht thun, wenn man ihm das Dichtertalent abſprechen wollte. Beſonders hat er viel Phantaſie, und oft kühne Bilder und große Gedanken. Es iſt gegenwärtig ein guter Moſt, welcher auch guter Wein werden wird, wenn er ſich Zeit läßt, auszubrauſen. Seine Oden eines Preußen, führen dieſen Namen nicht blos deswegen, weil ein Preuße ſie gemacht hat, ein ſonſt nicht ungewöhnlicher Fall, ſondern weil ſie den Preuß. Nationalgeiſt, das heißt, Heldenmuth, Patriotismus, Freyheitsſinn und Königsliebe athmen. Dieſe Gedichte ſind zu verſchiedenen Zeiten, und einige ſchon in frühern Jahren entſtanden. Und eben ſo verſchieden iſt auch ihr Gehalt und Werth. Ueberhaupt fehlt dem Verfaſſer noch die Kunſt, die Bilder ſeiner Phantaſie beſſer auszubilden, Licht und Schatten beſſer zu vertheilen, die Verwörter ſchicklicher zu wählen, ſeinen Plan nicht bald zu viel, bald zu wenig Mannichfaltigkeit zu geben, ſich mehr gleich zu bleiben, Stärke mehr in den Gedanken als in dem Schalle der Worte zu ſuchen, und ſeine Regel Horazens nie zu vergeſſen: non ſatis eſt pulchra — eſſe poemata, dulcia ſunto etc. Die erſte Ode an den Freyherrn von Zedlitz iſt ſehr gedehnt. Die mehrern Oden auf Friedrich den Einzigen enthalten zu ſichtbare, und doch nicht immer glückliche Nachahmung des Horaz, unter welchen die 7te Ode leicht die ſchlechteſte iſt. Wenn er in der 13te Ode von ſeinem Vaterlande ſagt — Kannſt du — — nicht auch Nachtigalen erziehen, wie du Löwen erziehſt? Ach, der Löwe verbrüllt den Sang — ſo ſagt er es weder zur Ehre des Vaterlandes, noch auch der Wahrheit. Zum Beweiſe, daß ſeine Muſe oft im Dunkeln einher gehe, oder auch ins gezwungene oder tändelnde falle, mag folgende Strophe aus der 22ſten Ode dienen:

In deiner Jugend, weil der Leib die Tanzgeſänge
Des Geiſtes tanzt, der Geiſt den Tanz des Leibes
ſingt — —

In der 21ſten Ode ergrimmt er über den Frevel eines jungen Officiers, welcher einen alten Krieger ſchlägt. Hinweg, ſagt er, du adlicher Bube, mit deinem heuloſen Stocke. — Wenden muß ich den Blick, daß ich nicht hingeh, und breche dem Knaben den Hals. Doch es finden ſich auch

nicht

nicht wenige Gedichte, welche bald durch ihren raſchen, bald ruhigen und natürlichen Gang, je nachdem es die Sache verlangt, durch feine Wendungen und angenehme Bilder und Gemählde ſich auszeichnen, unter welchen Rez. die 11te Ode des 1ſten Buchs, und die erſte im Anhange mit am beſten gefallen haben. Kurz, der Verfaſſer verdient Aufmunterung, ſein Dichtertalent immer mehr zu vervollkommnen, und die feurige Phantaſie durch die kaltere Vernunft in etwas abzukühlen. Wenn er in einer Stelle Friedrich den Tödter der Zwietracht, und den Lebendigmacher des Friedens nennt, ſo ſprechen wir ihm, in Abſicht auf die Worte, das Schöpfungsrecht eines Odendichters nicht ab, aber wir verlangen auch von ihm Schöpferweisheit. In der Nachrede giebt er uns Nachricht von ſeiner dichteriſchen Bildung, wo auch einige Reimereyen von ſeinem 10ten Jahre mit beygefügt werden. Er fieng mit Hübner und Stoppe an, gieng dann zum Horaz, und drauf zur Bibel über. Nunmehr fiel ihm Kleiſt, Asmus und Klopſtock in die Hände. Seine Gedichte haben alſo bald den Anſtrich von dieſem, bald von jenem Dichter, je nachdem ihre Entſtehung in die Lektüre eines derſelben fiel. Ich laſſe, ſchließt er, andern den Horaz und den Virgil, und alle Römer gern, und wohne bey meinem Oſſian und bey meinem Jeſaias und Hiob. — Uns ſcheint bey dieſer Bildung bey weitem noch nicht genug geſchehn, und der Uebergang von dem einem zum andern nicht ſchicklich genug zu ſeyn. Ueberhaupt ſollten junge Dichter erſt Sprache, Natur und die Werke der Alten und Neuern ſtudiren, und dann ausgerüſtet mit dieſem Reichthume nicht einen oder den andern nachahmen, ſondern ihren eignen Weg gehn.

Dz.

---

5. Schöne Künſte.

Muſik.

Ueber Metaſtaſio und ſeine Werke. Nebſt einigen Ueberſetzungen aus demſelben. Von Johann Adam Hiller, Herzogl. Curländ. Kapellmeiſter. Leip-

Leipzig, im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung, 1785. 21½ Bogen in gr. 8vo.

Von einem ſo verdienſtvollen, in ſeiner Gattung ſo vorzüglichen und klaſſiſchen Dichter, wie Metaſtaſio, deſſen Werke ſowohl durch ihre Leſung als muſikaliſche Aufführung auch in Deutſchland beliebter und berühmter geworden ſind, als die Werke irgend eines andern italiäniſchen Dichters, muß eine ausführliche kritiſche Abhandlung, die ihren innern Gehalt, und die ihnen eignen Vorzüge ins Licht ſetzt, ſehr erwünſcht und willkommen ſeyn. Dieſe Abhandlung und kritiſche Würdigung von einem Manne zu erhalten, der ſich ſchon längſt nicht bloß als Komponiſt von vorzüglichem Range, ſondern auch als Muſikgelehrter und geſchmackvoller Kenner aller Erforderniſſe der muſikaliſchen Poeſie rühmlich bekannt gemacht hat, war dem Recenſenten keine geringe Freude, die noch mehr durch das erhöht wurde, was der Verf. gleich Anfangs von dem Zwecke ſeiner Schrift und deren Einrichtung ſagt. Freilich aber erwartete er auch über den Metaſtaſio ſelbſt und über ſeine Lebensumſtände etwas mehr beygebracht und geſammelt zu ſehen, als das Wenige und ſehr Bekannte, was er hier darüber fand; und noch mehr wurde ſeine Erwartung getäuſcht, als er, nach manchen ziemlich allgemeinen Bemerkungen über die großen Verdienſte dieſes Dichters, und über die Mißhandlungen, welche die meiſten bisherigen Ueberſetzer ſeiner Opern in Deutſchland verübt haben, nun nichts weiter in dieſer Schrift, von S. 28 an bis zu Ende der Abhandlung, fand, als eine Ueberſetzung der aus der ſehr gangbaren Turiner Ausgabe des Metaſtaſio ſchon genugſam bekannten Diſſertazione ſulle Poeſie Drammatiche del Sig. Abbate *Pietro Metaſtaſio*, von Ranieri de' Calſabigi. Der Verf. bedient ſich dabey der Wendung, daß er kaum Muth genug habe, ſich allein gewiſſen Vorurtheilen, die man hin und wieder gegen M. habe, zu widerſetzen: daß ein geborner Italiäner, der ſelbſt Dichter iſt, der in eben dem Fache gedichtet, und ſich ſchon mit Ruhm gezeigt hat, vielleicht mit mehrerm Effekt von ihm reden, und mit größerer Zuverläßigkeit über ſeine Werke urtheilen könne. Und dieſen läßt er daher größtentheils ſtatt ſeiner reden; denn nur hie und da hat er kleine Abänderungen und ſparſame Zuſätze zu ſeiner Diſſertation gemacht. Man muß freilich nun ſo fürlieb nehmen,

Was

Was Hr. H. sonst noch liefert, sind Uebersetzungen von vier ganzen Stücken aus Metastasio's Werken; nämlich der Oper, Attilius Regulus; des Oratorio's, Isaak, ein Vorbild des Erlösers; und der beyden kleinern Singestücke: Die Freystätte Amors, und, die chinesischen Mädchen. Er selbst erklärt sich, S. 14, über die rathsamste Verfahrungsart bey der Uebersetzung dieses Dichters, und will seine Erklärung darüber als den Maaßstab seiner eignen Versuche angesehen wissen. Seinen hier geäußerten Grundsätzen stimmen wir völlig bey. Sie bestehen, um es kurz zu sagen, darin: daß man nicht das Sylbenmaaß, aber wohl den Reim, in einer solchen Uebersetzung aufgeben dürfe; daß man jenes den Originalen, so viel als möglich, ähnlich zu erhalten suchen solle; und daß man in den Recitativen zwar kein bestimmtes und gleichförmiges Sylbenmaaß, aber doch einen gewissen wohlklingenden Rhythmus, in kürzern und längern Zeilen, beobachten müsse. Vergleicht man nun die Arbeit unsers Verfassers, worin er diesen Grundsätzen treu bleibt, mit der Wiener, und den meisten andern Uebersetzungen, wovon er zu Anfange seiner Schrift einige, allerdings höchst verwerfliche und geschmacklose Proben giebt; so bedarf es keiner grossen Scharfsichtigkeit oder kritischen Prüfung, um die auffallenden Vorzüge der hier gelieferten Uebersetzungen einzusehen. Minder vortheilhaft aber möchte nun wohl eine Vergleichung dieser Kopien mit ihren Originalen ausfallen; auch dann noch, wenn man die ganz eigenthümlichen, und zum Theil unerreichbaren Vorzüge dieser letztern abrechnet, die sie durch den so harmonischen Bau der Sprache, und durch die äußerst glückliche Ründung des Verses behaupten. Nur allzu oft ist die Würde und der Adel des poetischen Ausdrucks, wodurch nicht selten dem Inhalte und der Leidenschaft selbst gar sehr aufgeholfen wird, in diesen deutschen Uebersetzungen nicht genug beobachtet, nicht in dem Grade beybehalten, wie es größerer Fleiß und tieferes Schöpfen aus den gewiß doch sehr ergiebigen Quellen unserer poetischen Sprache möglich gemacht hätte. Wir könten dies unser Urtheil mit vielen Beyspielen bestätigen; aber es sey, des Raums wegen, an folgendem genug. Pallas sagt in der Freystätte Amors:

La vigilanza mia
Dall' insidie d'Amor non afficura
L'Areopago, il Liceo. V'entra il fallace

Den

Con le ſpoglie or di queſta,
Or di quella virtù. Confuſi i ſaggi
Non conoſcon ſe ſteſſi. Altri prudenza,
Altri chiama giuſtizia, altri pietade,
La propria debolezza. Empion le carte
Di ſole luminoſe, e il proprio inganno
Propagano in altrui. Leggon gli ſciocchi,
Che da un' anima bella
Virtù s'impara; o che figura un volto
L'armonia della ſfere;
Che un celeſte potere
Tutti ſforza ad amar; che furon ſtelle,
E che appreſero, prima
Di veſtir mortal velo,
L'anime amanti a vagheggiarſi in Cielo.
Nè ritrova contraſto
Una ſcienza fallace,
Per cui ſembra virtù l'error, che piace.

Onde mai ſperar ſalute,
Se, velato in mille guiſe,
D'una rigida virtute
Tutti i pregi uſurpa Amor?

Reo d'un fallo è chi 'l commiſſe;
Contumace è chi 'l difende;
Mà perverſo è, chi pretende
Anche gloria nell' error.

Hiemit vergleiche man nun folgende Ueberſetzung, worin uns faſt keine Spur mehr von der Poeſie des Originals, vollends in der Arie, und der ſchönen Steigerung im zweyten Theile derſelben übrig zu ſeyn ſcheint:

Meine Wachſamkeit kann weder
Den Areopagus, noch das Lyceum
Vor den Nachſtellungen Amors bewahren.
Der Bube ſchleicht ſich bald in Geſtalt dieſer
Bald jener Tugend hinein. Die bethörten Weiſen
Kennen ſich ſelbſt nicht mehr. Einer nennt Klugheit,
Ein andrer Gerechtigkeit, ein dritter Mitleid,
Seine eigne Schwachheit. Sie füllen Bücher

Mit

Mit ſchimmernden Thorheiten an, und pflanzen
Ihren eignen Betrug auf andre fort.
Nun leſen die Einfältigen, daß man
Von ſchönen Augen Tugend lerne; oder
Daß ein ſchön Geſicht die Harmonie der Sphären
Abbilde; daß eine himmliſche Gewalt
Alle zur Liebe zwinge; daß die liebenden Seelen,
Ehe ſie ſich in ſterbliche Leiber hüllten,
Sterne waren, und am Himmel ſchon
Mit einander liebäugelten.
Eine ſo unſichre Wiſſenſchaft findet auch
Keinen Widerſpruch, da durch ſie
Ein angenehmer Irrthum zur Wahrheit erhoben
wird.

Was iſt Gutes wohl zu hoffen,
Wenn in mancherley Geſtalten
Amor jedes Vorrecht raubet,
Das der Tugend nur gebührt?

Schlimm iſts, Fehler zu begehen,
Schlimmer, ſie vertheidgen wollen;
Aber Ruhm davon erwarten,
Iſt das Schlimmſte ganz gewiß.

Und dieß Beyſpiel iſt das ſchlimmſte ganz gewiß noch nicht!

Kr.

Biographien einiger Tonkünſtler. Ein Beitrag zur muſikaliſchen Gelehrtengeſchichte. Frankfurt und Leipzig, 1786. 3 Bogen, 8vo.

Zuerſt, etwas zur Geſchichte der Muſik in Nürnberg, wo dieſe Biographien geſchrieben und gedruckt zu ſeyn ſcheinen. Auch in der Tonkunſt hat ſich dieſe Stadt von jeher vortheilhaft, wenn gleich weniger, als in den bildenden Künſten, ausgezeichnet; und unter den hier angeführten nürnbergiſchen Muſikdirektoren giebt es einige ganz berühmte Namen. Die hier gelieferten ausführlichen Lebensbeſchreibungen ſind von dem berühmten Lauteniſten, Ernſt Gottlieb Baron, deſ-

sen Leben schon Walther und andre, aber nirnder vollständig erzählt n; des Nürnbergischen Organisten, Cornelius Heinrich Dretzel, von dem man ein sehr gutes Choralbuch hat; des sehr geschickten Harfenspielers, Ernst Johann Benedikt Lang, der gleichfalls in Nürnberg lebte, und daselbst noch ziemlich jung im J. 1785. starb. Man hat von ihm einige Bürgerliche Lieder in Musik gesetzt; und der Verf. dieser Biographien hätte bey ihrer Herausgabe die wohlthätige Absicht, seinen hülflosen Hinterbliebenen einige Unterstützung auszuwirken. Dann folgen die Lebensumstände des verstorbenen Nürnbergischen Organisten, Johann Siebenkäs; und des ehemaligen dortigen Kapellmeisters, Maximilian Feidler, zum Theil aus Mattheson's Ehrenpforte genommen, aber mit verschiednen Zusätzen vermehrt. Angehängt sind einige literarische Anzeigen und Ankündigungen musikalischer Schriften.

Fk.

Beytrag zur Kirchen-Musik, bestehend in einer Anzahl geistlicher Chöre, wie auch für die Orgel eingerichteten Chorale und Fugen, von der Composition Georg Michael Telemann's, Cantors, Musikdirectors, wie auch Collegen der Domschule in Riga. Königsberg und Leipzig, bey Hartung, 1785. 35 Bogen in Folio ohne Zueignungsschrift und Vorbericht.

Der Verf. dieser Stücke, der ein würdiger Enkel des ehemaligen Capellmeisters und Musikdirektors in Hamburg, Georg Philipp Telemann, ist, hat mit Recht, den Freunden der Kirchenmusik, und insbesondere den Vorstehern des kirchlichen Gesanges, den Cantoren und Organisten, durch diesen Beytrag keinen unangenehmen Dienst zu erweisen. Diese werden ihm gewiß dafür Dank wissen, und um so viel mehr, da die Worte dieser Chöre und die Choralmelodien in den mehrsten christlichen Kirchen üblich sind, und da an dergleichen guten gedruckten Sachen wirklich ein großer Mangel ist. Wir können zwar die in diesem Beytrag enthaltenen Stücke nicht für Meisterstücke ausgeben, aber sie erheben

sich

sich doch sehr über das Mittelmäßige, und halten ein gutes Mittel zwischen dem strengen Kirchen- und dem freyen Theaterstyl. Die Chöre haben daneben das Gute, daß sie leicht zu exequiren sind, indem die Singstimmen öfters nur drey- und zweystimmig vertheilt sind. Das erste Chor ist über die Worte: Veni, sancte spiritus etc. Dann folgen 4 Chöre über das Sanctus, wovon eins über deutsche Worte. Hierauf folgt noch ein Gloria, und 3 Chöre über das Magnificat. Alle diese Chöre sind mit voller Instrumentalbegleitung in Partitur gedruckt, und im Ganzen genommen, brav gearbeitet, so wie auch der sechste Vers aus dem Liede: Wie schön leuchtet der Morgenstern, der durchgängig frey canonisch bearbeitet ist.

Die Chorale und Fugen für die Orgel sind weniger nach unserm Geschmack, und wir würden den Verf. ersuchen, statt derselben künftig mehre deutsche Chöre und vollständige Kirchencantaten von seiner Composition herauszugeben. Auch würde, in Ermangelung des bessern, eine Sammlung der besten annoch ungedruckten Festcantaten von seinem verstorbenen Großvater, die der Verf. wenn er dazu aufgefodert wird, herauszugeben geneigt ist, den Cantoren noch immer sehr willkommen seyn.

Kurze Abhandlung vom Flötenspielen von Joh. George Tromlitz. Leipzig, bey Breitkopf, 1786. 4 Bogen in 4.

So kurz diese Abhandlung auch seyn soll, so lang ist sie uns doch beym Lesen vorgekommen. Der Verf. geräth vom Hundertten ins Tausende, und ist über alles böse. Man würde am Ende nicht recht wissen, was er eigentlich wolle, wenn er nicht am Schlusse der Abhandlung von einigen neu erfundenen Klappen Nachricht gäbe, die die Gleichheit und Reinheit einiger auf den gewöhnlichen Flöten dumpfen, schwachen und unreinen Töne hervorbringen sollen. Eine Tromlitzsche Flöte hat nun 7 Klappen, nämlich zu den Tönen es, die zwey zu f, gis, b und zu dem zweygestrichnen c. Ob diese Klappen die gehörige Wirkung hervorbringen, und überhaupt brauchbar sind, mögen Flötenspieler entscheiden, die sich von dem Erfinder über ihren Gebrauch schriftlich oder mündlich

unterrichten laſſen; denn in dieſer Abhandlung wird blos das Daſeyn der Klappen angezeigt: und Hr. T. verſpricht nur, ſo er das Leben behält, mit der Zeit einen beſondern Unterricht vom Flötenſpielen bekannt zu machen, worin er unter andern auch den Gebrauch der einfachen ſowol, als der Doppelzunge, deren Vortheile nach Quanzens Vorſchrift nicht vollkommen gelernt werden können, zeigen will, und woſelbſt man auch die Urſachen finden wird, warum er den Ausdruck: ſtoßen auf der Flöte nicht billigen kann, ſondern verwirft.

Trois Sonates pour le Piano-forte avec l'accompagnement d'un Violon et Baſſe compoſées — par *Jean Louis Duſſik*. A Berlin, chez Himburg. 1786. 12 Bogen Clavierparthie, und 6 Bogen Violin und Baß.

Virtuoſen-Sonaten heutiger Zeit; das iſt alles, was wir davon ſagen können. Um daran Gefallen zu finden, muß man fertige Finger höher ſchätzen, als die Kunſt ſelbſt, und ein gegen alle höhere Schönheiten der Muſik verſchloßenes Herz haben.

Fünf und zwanzig Lieder. In Muſik geſetzt von Corona Schröter. Weimar, 1786. 32 Seiten in groß 4. ohne Titel und Pränumeranten-Verzeichniß.

Sehr artige ausdrucksvolle Melodien, die der Kunſtkenntniß und dem richtig fühlenden Herzen der Verfaſſerin Ehre machen. Die mehrſten Texte ſind aus den Herderſchen Volksliedern genommen. Unbequem für den Liebhaber iſt es, daß bey manchen dieſer Lieder, deren Ton die Verf. ſo vollkommen getroffen hat, wegen der ungleichen Sylbenvertheilung in den Strophen, wie z. B. S. 13, die Melodie in vielen Strophen danach abgeändert werden muß, womit gewiß mancher nicht fertig wird, und dadurch gerade viele der naiveſten Melodien dieſer Sammlung ungeſungen läßt.

Arr.

Ver-

Verſuch einer Sammlung vermiſchter kleiner Stücke fürs Clavier von C. M. H. Ritter. Bremen, 1786. 32 Seiten. 4.

Schülerarbeit.

Trois Sonates pour le Clavecin avec l'accompagnement d'un Violon et Violoncelle obligés, et de deux Cors de chaſſe ad libitum, de même d'une Flute pour la prémiere Sonate, composées par C. B. Uber le Cadet. Collection prémiere. 14 Bogen Fol.

Hr. Juſtizcommiſſarius Uber weiß für einen Liebhaber genug, aber doch viel zu wenig, um für einen guten Componiſten zu gelten. Es fehlt ihm zwar nicht an einiger Kunſtkenntniß, aber ſie erſtreckt ſich nicht weiter, als auf die Oberfläche der Kunſt; auch nicht an Gedanken, aber ſie ſind mager an innerm Gehalte. So iſt alles, was wir von ihm kennen, und ſo ſind auch dieſe 3 Sonaten, bey denen vorzüglich die begleitenden Partien eine gar armſelige Rolle ſpielen.

Sechs Sonaten fürs Clavier, mit Begleitung einer Flöte, von J. C. Ribbe. 16 Bogen Qf. Berlin, bey Hoffm. 1786.

Der Verf. ſucht zwar nur einigen Beyfall des Liebhabers zu erndten. Wir zweifeln aber, daß es ihm da beſſer als bey dem Kenner glücken werde. Es fehlt dieſen Sonaten zu viel, um weder dieſen noch jenen angenehm zu unterhalten. Wir ſind bey dieſer Critik ſo weit von aller Unterdrückungsſucht entfernt, daß wir vielmehr dem Verf. wohlmeynendlich rathen, noch einige Jahre lang Kirnbergers Kunſt des reinen Satzes zu ſtudiren, ehe er mit ähnlichen Arbeiten öffentlich wieder auftritt. Denn wer ſeinen Zuhörer nicht durch neue und geſchmackvolle Gedanken unterhalten kann, muß wenigſtens rein ſchreiben, um erträglich befunden zu werden.

Man würde dem Verfaſſer, welcher unter ſeiner Nachrede ſich Mnioch unterſchreibt, Unrecht thun, wenn man ihm das Dichtertalent abſprechen wollte. Beſonders hat er viel Phantaſie, und oft kühne Bilder und große Gedanken. Es iſt gegenwärtig ein guter Moſt, welcher auch guter Wein werden wird, wenn er ſich Zeit läßt, auszubrauſen. Seine Oden eines Preußen, führen dieſen Namen nicht blos deswegen, weil ein Preuße ſie gemacht hat, ein ſonſt nicht ungewöhnlicher Fall, ſondern weil ſie den Preuß. Nationalgeiſt, das heißt, Heldenmuth, Patriotismus, Freyheitsſinn und Königsliebe athmen. Dieſe Gedichte ſind zu verſchiedenen Zeiten, und einige ſchon in frühern Jahren entſtanden. Und eben ſo verſchieden iſt auch ihr Gehalt und Werth. Ueberhaupt fehlt dem Verfaſſer noch die Kunſt, die Bilder ſeiner Phantaſie beſſer auszubilden, Licht und Schatten beſſer zu vertheilen, die Beywörter ſchicklicher zu wählen, ſeinen Plan nicht bald zu viel, bald zu wenig Mannichfaltigkeit zu geben, ſich mehr gleich zu bleiben, Stärke mehr in den Gedanken als in dem Schalle der Worte zu ſuchen, und jene Regel Horazens nie zu vergeſſen: non ſatis eſt pulchra — eſſe poemata, dulcia ſunto etc. Die erſte Ode an den Freyherrn von Zedlitz iſt ſehr gedehnt. Die mehrern Oden auf Friedrich den Einzigen enthalten zu ſichtbare, und doch nicht immer glückliche Nachahmung des Horaz, unter welchen die 7te Ode leicht die ſchlechteſte iſt. Wenn er in der 13te Ode von ſeinem Vaterlande ſagt — Kannſt du — — nicht auch Nachtigalen erziehen, wie du Löwen erziehſt? Ach, der Löwe verbrüllt den Sang — ſo ſagt er es weder zur Ehre des Vaterlandes, noch auch der Wahrheit. Zum Beweiſe, daß ſeine Muſe oft im Dunkeln einher gehe, oder auch ins gezwungene oder tändelnde falle, mag folgende Strophe aus der 22ſten Ode dienen:

In deiner Jugend, weil der Leib die Tanzgeſänge
Des Geiſtes tanzt, der Geiſt den Tanz des Leibes
ſingt — —

In der 21ſten Ode ergrimmt er über den Frevel eines jungen Officiers, welcher einen alten Krieger ſchlägt. Hinweg, ſagt er, du gottloſer Bube, mit deinem heuloſen Stocke. — Wenden muß ich den Blick, daß ich nicht hingeh, und breche dem Knaben den Hals. Doch es finden ſich auch

nicht

nicht wenige Gedichte, welche bald durch ihren raſchen, bald ruhigen und natürlichen Gang, je nachdem es die Sache verlangt, durch ſeine Wendungen und angenehme Bilder und Gemählde ſich auszeichnen, unter welchen Rec. die 11te Ode des 1ſten Buchs, und die erſte im Anhange mit am beſten gefallen haben. Kurz, der Verfaſſer verdient Aufmunterung, ſein Dichtertalent immer mehr zu vervollkommnen, und die feurige Phantaſie durch die kaltere Vernunft in etwas abzukühlen. Wenn er in einer Stelle Friedrich den Tödter der Zwietracht, und den Lebendigmacher des Friedens nennt, ſo ſprechen wir ihm, in Abſicht auf die Worte, das Schöpfungsrecht eines Odendichters nicht ab, aber wir verlangen auch von ihm Schöpferweisheit. In der Nachrede giebt er uns Nachricht von ſeiner dichteriſchen Bildung, wo auch einige Reimreyen von ſeinem 10ten Jahre mit beygefügt werden. Er fieng mit Hübner und Stoppe an, gieng dann zum Horaz, und drauf zur Bibel über. Nunmehr fiel ihm Kleiſt, Asmus und Klopſtock in die Hände. Seine Gedichte haben alſo bald den Anſtrich von dieſem, bald von jenem Dichter, je nachdem ihre Entſtehung in die Lektüre eines derſelben fiel. Ich laſſe, ſchließt er, andern den Horaz und den Virgil, und alle Römer gern, und wohne bey meinem Oſſian und bey meinem Jeſaias und Hiob. — Uns ſcheint bey dieſer Bildung bey weitem noch nicht genug geſchehn, und der Uebergang von dem einem zum andern nicht ſchicklich genug zu ſeyn. Ueberhaupt ſollten junge Dichter erſt Sprache, Natur und die Werke der Alten und Neuern ſtudiren, und dann ausgerüſtet mit dieſem Reichthume nicht einen oder den andern nachahmen, ſondern ihren eignen Weg gehn.

Dz.

---

5. Schöne Künſte.

Muſik.

Ueber Metaſtaſio und ſeine Werke. Nebſt einigen Ueberſetzungen aus demſelben. Von Johann Adam Hiller, Herzogl. Curländ. Kapellmeiſter. Leip-

Leipzig, im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung, 1785. 21½ Bogen in gr. 8vo.

Von einem ſo verdienſtvollen, in ſeiner Gattung ſo vorzüglichen und klaſſiſchen Dichter, wie Metaſtaſio, deſſen Werke ſowohl durch ihre Leſung als muſikaliſche Aufführung auch in Deutſchland beliebter und berühmter geworden ſind, als die Werke irgend eines andern italiäniſchen Dichters, muß eine ausführliche kritiſche Abhandlung, die ihren innern Gehalt, und die ihnen eignen Vorzüge ins Licht ſetzt, ſehr erwünſcht und willkommen ſeyn. Dieſe Abhandlung und kritiſche Würdigung von einem Manne zu erhalten, der ſich ſchon längſt nicht bloß als Komponiſt von vorzüglichem Range, ſondern auch als Muſikgelehrter und geſchmackvoller Kenner aller Erforderniſſe der muſikaliſchen Poeſie rühmlich bekannt gemacht hat, war dem Recenſenten keine geringe Freude, die noch mehr durch das erhöht wurde, was der Verf. gleich Anfangs von dem Zwecke ſeiner Schrift und deren Einrichtung ſagt. Freilich aber erwartete er auch über den Metaſtaſio ſelbſt und über ſeine Lebensumſtände etwas mehr beygebracht und geſammelt zu ſehen, als das Wenige und ſehr Bekannte, was er hier darüber fand; und noch mehr wurde ſeine Erwartung getäuſcht, als er, nach manchen ziemlich allgemeinen Bemerkungen über die großen Verdienſte dieſes Dichters, und über die Mißhandlungen, welche die meiſten bisherigen Ueberſetzer ſeiner Opern in Deutſchland verübt haben, nun nichts weiter in dieſer Schrift, von S. 28 an bis zu Ende der Abhandlung, fand, als eine Ueberſetzung der aus der ſehr gangbaren Turiner Ausgabe des Metaſtaſio ſchon genugſam bekannten Diſſertazione ſulle Poeſie Drammatiche del Sig. Abbate *Pietro Metaſtaſio*, von Ranieri de' Calſabigi. Der Verf. bedient ſich dabey der Wendung, daß er kaum Muth genug habe, ſich allein gewiſſen Vorurtheilen, die man hin und wieder gegen M. habe, zu widerſetzen: daß ein geborner Italiäner, der ſelbſt Dichter iſt, der in eben dem Fache gedichtet, und ſich ſchon mit Ruhm gezeigt hat, vielleicht mit mehrerm Effekt von ihm reden, und mit größerer Zuverläßigkeit über ſeine Werke urtheilen könne. Und dieſen läßt er daher größtentheils ſtatt ſeiner reden; denn nur hie und da hat er kleine Abänderungen und ſparſame Zuſätze zu ſeiner Diſſertation gemacht. Man muß freilich nun ſo fürlieb nehmen.

Was

Was Hr. H. ſonſt noch liefert, ſind Ueberſetzungen von vier ganzen Stücken aus Metaſtaſio's Werken; nämlich der Oper, Attilius Regulus; des Oratoris's, Iſaak, ein Vorbild des Erlöſers; und der beyden kleinern Singeſtücke: Die Freyſtätte Amors, und, die chineſiſchen Mädchen. Er ſelbſt erklärt ſich, S. 14, über die rathſamſte Verfahrungsart bey der Ueberſetzung dieſes Dichters, und will ſeine Erklärung darüber als den Maaßſtab ſeiner eignen Verſuche angeſehen wiſſen. Seinen hier geäußerten Grundſätzen ſtimmen wir völlig bey. Sie beſtehen, um es kurz zu ſagen, darin: daß man nicht das Sylbenmaaß, aber wohl den Reim, in einer ſolchen Ueberſetzung aufgeben dürfe; daß man jenes den Originalen, ſo viel als möglich, ähnlich zu erhalten ſuchen ſolle; und daß man in den Recitativen zwar kein beſtimmtes und gleichförmiges Sylbenmaaß, aber doch einen gewiſſen wohlklingenden Rhythmus, in kürzern und längern Zeilen, beobachten müſſe. Vergleicht man nun die Arbeit unſers Verfaſſers, worin er dieſen Grundſätzen treu bleibt, mit der Wiener, und den meiſten andern Ueberſetzungen, wovon er zu Anfange ſeiner Schrift einige, allerdings höchſt verwerfliche und geſchmackloſe Proben giebt; ſo bedarf es keiner groſſen Scharfſichtigkeit oder kritiſchen Prüfung, um die auffallenden Vorzüge der hier gelieferten Ueberſetzungen einzuſehen. Minder vortheilhaft aber möchte nun wohl eine Vergleichung dieſer Kopien mit ihren Originalen ausfallen; auch dann noch, wenn man die ganz eigenthümlichen, und zum Theil unerreichbaren Vorzüge dieſer letztern abrechnet, die ſie durch den ſo harmoniſchen Bau der Sprache, und durch die äußerſt glückliche Ründung des Verſes behaupten. Nur allzu oft iſt die Würde und der Adel des poëtiſchen Ausdrucks, wodurch nicht ſelten dem Inhalte und der Leidenſchaft ſelbſt gar ſehr aufgeholfen wird, in dieſen deutſchen Ueberſetzungen nicht genug beobachtet, nicht in dem Grade beybehalten, wie es gröſſerer Fleiß und tieferes Schöpfen aus den gewiß doch ſehr ergiebigen Quellen unſerer poetiſchen Sprache möglich gemacht hätte. Wir könnten dies unſer Urtheil mit vielen Beyſpielen beſtätigen; aber es ſey, des Raums wegen, an folgendem genug. Pallas ſagt in der Freyſtätte Amors:

La vigilanza mia
Dall' inſidie d'Amor non aſſicura
L'Areopago, il Liceo. V'entra il fallace

Dan

Con le ſpoglie or di queſta,
Or di quella virtù. Confuſi i ſaggi
Non conoſcon ſe ſteſſi. Altri prudenza,
Altri chiama giuſtizia, altri pietade,
La propria debolezza. Empion le carte
Di ſole luminoſe, e il proprio inganno
Propagano in altrui. Leggon gli ſciocchi,
Che da un' anima bella
Virtù s'impara; o che figura un volto
L'armonia della ſfere;
Che un celeſte potere
Tutti ſforza ad amar; che furon ſtelle,
E che appreſero, prima
Di veſtir mortal velo,
L'anime amanti a vagheggiarſi in Cielo.
Nè ritrova contraſto
Una ſcienza fallace,
Per cui ſembra virtù l'error, che piace.

Onde mai ſperar ſalute,
Se, velato in mille guiſe,
D'una rigida virtute
Tutti i pregi uſurpa Amor?

Reo d'un fallo è chi 'l commiſſe;
Contumace è chi 'l difende;
Mà perverſo è, chi pretende
Anche gloria nell' error.

Hiemit vergleiche man nun folgende Ueberſetzung, worin uns faſt keine Spur mehr von der Poeſie des Originals, vollends in der Arie, und der ſchönen Steigerung im zweyten Theile derſelben übrig zu ſeyn ſcheint:

Meine Wachſamkeit kann weder
Den Areopagus, noch das Lyceum
Vor den Nachſtellungen Amors bewahren.
Der Bube ſchleicht ſich bald in Geſtalt dieſer
Bald jener Tugend hinein. Die berhörten Weiſen
Kennen ſich ſelbſt nicht mehr. Einer nennt Klugheit,
Ein andrer Gerechtigkeit, ein dritter Mitleid,
Seine eigne Schwachheit. Sie füllen Bücher

Mit

Mit ſchimmernden Thorheiten an, und pflanzen
Ihren eignen Betrug auf andre fort.
Nun leſen die Einfältigen, daß man
Von ſchönen Augen Tugend lerne; oder
Daß ein ſchön Geſicht die Harmonie der Sphären
Abbilde; daß eine himmliſche Gewalt
Alle zur Liebe zwinge; daß die liebenden Seelen,
Ehe ſie ſich in ſterbliche Leiber hüllten,
Sterne waren, und am Himmel ſchon
Mit einander liebäugelten.
Eine ſo unſichre Wiſſenſchaft findet auch
Keinen Widerſpruch, da durch ſie
Ein angenehmer Irrthum zur Wahrheit erhoben
wird.

Was iſt Gutes wohl zu hoffen,
Wenn in mancherley Geſtalten
Amor jedes Vorrecht raubet,
Das der Tugend nur gebührt?

Schlimm iſts, Fehler zu begehen,
Schlimmer, ſie vertheidgen wollen:
Aber Ruhm davon erwarten,
Iſt das Schlimmſte ganz gewiß.

Und dieß Beyſpiel iſt das ſchlimmſte ganz gewiß noch nicht!

Kr.

Biographien einiger Tonkünſtler. Ein Beitrag zur muſikaliſchen Gelehrtengeſchichte. Frankfurt und Leipzig, 1786. 3 Bogen, 8vo.

Zuerſt, etwas zur Geſchichte der Muſik in Nürnberg, mu dieſe Biographien geſchrieben und gedruckt zu ſeyn ſcheinen. Auch in der Tonkunſt hat ſich dieſe Stadt von jeher vortheilhaft, wenn gleich weniger, als in den bildenden Künſten, ausgezeichnet; und unter den hier angeführten nürnbergiſchen Muſikdirektoren giebt es einige ganz berühmte Namen. Die hier gelieferten ausführlichen Lebensbeſchreibungen ſind: von dem berühmten Lauteniſten, Ernſt Gottlieb Baron, der

ſen Leben ſchon Walther und andre, aber minder vollſtändig erzählt n; des Nürnbergiſchen Organiſten, Cornelius Heinrich Dretzel, von dem man ein ſehr gutes Choralbuch hat; des ſehr geſchickten Harfenſpielers, Ernſt Johann Benedikt Lang, der gleichfalls in Nürnberg lebte, und daſelbſt noch ziemlich jung im J. 1785. ſtarb. Man hat von ihm einige Bürgeriſche Lieder in Muſik geſetzt; und der Verf. dieſer Biographien hatte bey ihrer Herausgabe die wohlthätige Abſicht, ſeinen hülfloſen Hinterblibenen einige Unterſtützung auszuwirken. Dann folgen die Lebensumſtände des verſtorbenen Nürnbergiſchen Organiſten, Johann Siebenkäs; und des ehemaligen dortigen Kapellmeiſters, Maximilian Zeidler, zum Theil aus Mattheſon's Ehrenpforte genommen, aber mit verſchiednen Zuſätzen vermehrt. Angehängt ſind einige literariſche Anzeigen und Ankündigungen muſikaliſcher Schriften.

Fk.

Beytrag zur Kirchen-Muſik, beſtehend in einer Anzahl geiſtlicher Chöre, wie auch für die Orgel eingerichteten Chorale und Fugen, von der Compoſition Georg Michael Telemann's, Cantors, Muſikdirectors, wie auch Collegen der Domſchule in Riga. Königsberg und Leipzig, bey Hartung, 1785. 35 Bogen in Folio ohne Zueignungsſchrift und Vorbericht.

Der Verf. dieſer Stücke, der ein würdiger Enkel des ehemaligen Capellmeiſters und Muſikdirektors in Hamburg, Georg Philipp Telemann, iſt, hofft mit Recht, den Freunden der Kirchenmuſik, und insbeſondere den Vorſtehern des kirchlichen Geſanges, den Cantoren und Organiſten, durch dieſen Beytrag keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen. Dieſe werden ihm gewiß dafür Dank wiſſen, und um ſo viel mehr, da die Worte dieſer Chöre und die Choralmelodien in den mehrſten chriſtlichen Kirchen üblich ſind, und da an dergleichen guten gedruckten Sachen wirklich ein großer Mangel iſt. Wir können zwar die in dieſem Beytrag enthaltenen Stücke nicht für Meiſterſtücke ausgeben, aber ſie erheben

ſich

sich doch sehr über das Mittelmäßige, und halten ein gutes Mittel zwischen dem strengen Kirchen- und dem freyen Theaterstyl. Die Chöre haben daneben das Gute, daß sie leicht zu executiren sind, indem die Singstimmen öfters nur drey- und zweystimmig vertheilt sind. Das erste Chor ist über die Worte: Veni, sancte spiritus etc. Dann folgen 4 Chöre über das Sanctus, wovon eins über deutsche Worte. Hierauf folgt noch ein Gloria, und 3 Chöre über das Magnificat. Alle diese Chöre sind mit vollst Instrumentalbegleitung in Partitur gedruckt, und im Ganzen genommen, brav gearbeitet, so wie auch der sechste Vers aus dem Liede: Wie schön leuchtet der Morgenstern, der durchgängig frey canonisch bearbeitet ist.

Die Chorale und Fugen für die Orgel sind weniger nach unserm Geschmack, und wir würden den Verf. ersuchen, statt derselben künftig mehre deutsche Chöre und vollständige Kirchencantaten von seiner Composition herauszugeben. Auch würde, in Ermangelung des bessern, eine Sammlung der besten annoch ungedruckten Festcantaten von seinem verstorbenen Großvater, die der Verf. wenn er dazu aufgefodert wird, herauszugeben geneigt ist, den Cantoren noch immer sehr willkommen seyn.

Kurze Abhandlung vom Flötenspielen von Joh. Georg Tromlitz. Leipzig, bey Breitkopf, 1786. 4 Bogen in 4.

So kurz diese Abhandlung auch seyn soll, so lang ist sie uns doch beym Lesen vorgekommen. Der Verf. geräth vom Hundertten ins Tausende, und ist über alles böse. Man würde am Ende nicht recht wissen, was er eigentlich wolle, wenn er nicht am Schlusse der Abhandlung von einigen neu erfundenen Klappen Nachricht gäbe, die die Gleichheit und Reinheit einiger auf den gewöhnlichen Flöten dumpfen, schwachen und unreinen Töne hervorbringen sollen. Eine Tromlitzsche Flöte hat nun 7 Klappen, nämlich zu den Tönen es, die zwey zu f, gis, b und zu dem zweygestrichnen c. Ob diese Klappen die gehörige Wirkung hervorbringen, und überhaupt brauchbar sind, mögen Flötenspieler entscheiden, die sich von dem Erfinder über ihren Gebrauch schriftlich oder mündlich

unterrichten laſſen; denn in dieſer Abhandlung wird blos das Daſeyn der Klappen angezeigt: und Hr. T. verſpricht nur, ſo er das Leben behält, mit der Zeit einen beſondern Unterricht vom Flötenſpielen bekannt zu machen, worin er unter andern auch den Gebrauch der einfachen ſowol, als der Doppelzunge, deren Vortheile nach Quanzens Vorſchrift nicht vollkommen gelernt werden können, zeigen will, und woſelbſt man auch die Urſachen finden wird, warum er den Ausdruck: ſtoßen auf der Flöte nicht billigen kann, ſondern verwirft.

Trois Sonates pour le Piano-forte avec l'accompagnement d'un Violon et Baſſe composées — par *Jean Louis Duſſik*. A Berlin, chez Himburg. 1786. 12 Bogen Clavierparthie, und 6 Bogen Violin und Baß.

Virtuoſen-Sonaten heutiger Zeit; das iſt alles, was wir davon ſagen können. Um daran Gefallen zu finden, muß man fertige Finger höher ſchätzen, als die Kunſt ſelbſt, und ein gegen alle höhere Schönheiten der Muſik verſchloßenes Herz haben.

Fünf und zwanzig Lieder. In Muſik geſetzt von Corona Schröter. Weimar, 1786. 30 Seiten in groß 4. ohne Titel und Pränumeranten-Verzeichniß.

Sehr artige ausdrucksvolle Melodien, die der Kunſtkenntniß und dem richtig fühlenden Herzen der Verfaſſerin Ehre machen. Die mehrſten Texte ſind aus den Herderſchen Volksliedern genommen. Unbequem für den Liebhaber iſt es, daß bey manchen dieſer Lieder, deren Ton die Verf. ſo vollkommen getroffen hat, wegen der ungleichen Sylbenvertheilung in den Strophen, wie z. B. S. 13, die Melodie in vielen Strophen danach abgeändert werden muß, womit gewiß mancher nicht fertig wird, und dadurch gerade viele der naivſten Melodien dieſer Sammlung ungeſungen läßt.

Arr.

Vey.

Verſuch einer Sammlung vermiſchter kleiner Stücke fürs Clavier von C. M. H. Ritter. Bremen, 1786. 32 Seiten. 4.

Schülerarbeit.

Trois Sonates pour le Claveçin avec l'accompagnement d'un Violon et Violoncelle obligés, et de deux Cors de chaſſe ad libitum, de même d'une Flute pour la prémiere Sonate, composées par C. B. Uber le Cadet. Collection prémiere. 14 Bogen Fol.

Hr. Juſtizcommiſſarius Uber weiß für einen Liebhaber genug, aber doch viel zu wenig, um für einen guten Componiſten zu gelten. Es fehlt ihm zwar nicht an einiger Kunſtkenntniß, aber ſie erſtreckt ſich nicht weiter, als auf die Oberfläche der Kunſt; auch nicht an Gedanken, aber ſie ſind mager an innerm Gehalte. So iſt alles, was wir von ihm kennen, und ſo ſind auch dieſe 3 Sonaten, bey denen vorzüglich die begleitenden Partien eine gar armſelige Rolle ſpielen.

Sechs Sonaten fürs Clavier, mit Begleitung einer Flöte, von J. C. Ribbe. 16 Bogen Qf. Berlin, bey Hoffe, 1786.

Der Verf. ſucht zwar nur einigen Beyfall des Liebhabers zu erndten. Wir zweifeln aber, daß es ihm da beſſer als bey dem Kenner glücken werde. Es fehlt dieſen Sonaten zu viel, um weder dieſen noch jenen angenehm zu unterhalten. Wir ſind bey dieſer Critik ſo weit von aller Unterdrückungsſucht entfernt, daß wir vielmehr dem Verf. wohlmeynendlich rathen, noch einige Jahre lang Kirnbergers Kunſt des reinen Satzes zu ſtudiren, ehe er mit ähnlichen Arbeiten öffentlich wieder auftritt. Denn wer ſeinen Zuhörer nicht durch neue und geſchmackvolle Gedanken unterhalten kann, muß wenigſtens rein ſchreiben, um erträglich befunden zu werden.

Sechs leichte Clavier-Sonaten, von Ernſt Wilhelm Wolf Weimar, 1786. 24 Seiten in Quart.

Daß auch dieſe Sonaten des fruchtbaren und geſchickten Hrn W. ſich unter ſo vielen ähnlichen Werken heutiger Sonatencomponiſten vorzüglich auszeichnen, können wir gewiß verſichern; doch ſind ſie wohl nicht durchgängig im eigentlichen Verſtande leicht zu nennen.

Swr.

Baßſchlüſſel, das iſt, Anleitung für Anfänger und Liebhaber der Setzkunſt, die ſchöne Gedanken haben und zu Papier bringen, aber nur klagen, daß ſie keinen Baß recht dazu zu ſetzen wiſſen, von Joſeph Riepl, Sr. Durchl. des Fürſten von Thurn und Taxis geweſenen Muſikdirektor, herausgegeben von J. K. Schubarth, Cantor. Regensburg, 1786. Bey Montags Erben. 21 Bogen in Fol. ohne Zueignungsſchrift und Vorrede.

Wer aus dieſem poſſierlich-geſchriebenen Werke componiren, oder, wie der Verf. will, einen rechten Baß ſetzen lernen kann, den wollen wir ſehen. Ohne den geringſten Begriff von der Harmonie, den Accorden, ihren Verwechſslungen, und ihrer fortſchreitenden Eigenſchaft zu geben, bindet der V. blos bey der auf- und abſteigenden Dur- und Molltonleiter ſtehen, zeigt, wie dieſelbe, wenn ſie zum Grunde gelegt wird, beziffert werden müſſe, und wenn ſie oben liegt, welche Töne dazu im Baß angeſchlagen werden müſſen. Solches und eine Menge willkührlicher Ausnahmen werden in ekelhaft trocknen und geſchmackloſen, ja ſelbſt unrichtigen Exempeln dem Leſer gezeigt, und nebenher die abgeſchmacktſten Seitenſprünge auf die Lehre vom Grundbaß, die der Verf. gar nicht verſtanden hat, und ſo viele witzigſeynſollende Schnörkel und Anekdötchen im ſelbſtgefälligen Mattheſonſchen Tone angebracht, daß wir froh waren, als wir am Ende des Werks waren, und die Zeit bedauerten, die wir darauf verwande

wandt hatten, ohne das geringſte daraus gelernt zu haben. Seitdem wir das Kirnbergerſche Werk von der Kunſt des reinen Satzes, hauptſächlich den erſten Theil deſſelben beſitzen, ſind die mehrſten der vorhergehenden Handbücher und Anleitungen zur Compoſition überflüßig geworden; um ſo mehr hätte dieſes Vermächtniß des verſtorbenen Verf., das ſelbſt in früheren Zeiten nur eine ſchlechte Figur gemacht haben würde, von dem Herausgeber der verdienten Vergeſſenheit übergeben werden ſollen.

Kurzgefaßtes muſikaliſches Lexicon, zuſammengetragen von G. F. Wolf, Hochgr. Stolbergiſch-Stolbergiſchen Kapellmeiſter. Halle, bey Hendel, 1787. 26 Bogen, 8.

Muſikaliſches Handwörterbuch oder kurzgefaßte Anleitung, ſämmtliche im Muſikweſen vorkommende, vornehmlich ausländiſche Kunſtwörter richtig zu ſchreiben, auszuſprechen und zu verſtehn. Nebſt einem Anhange, welcher ſehr wichtige Muſik-Vortheile und eine neue Erfindung beſchreibt. Ein Buch für jeden, der die Muſik treibt, lehrt oder lernt. Mit einer Kupfertafel. Weimar, bey Hoffmann, 1786. 29½ Bogen, 8.

Der Verf. des erſten Werks hat die muſikaliſchen Artikel in Sulzers Theorie der ſchönen Künſte ins Kurze gezogen, und ſie mit andern aus der practiſchen Muſik vermehret, woraus denn ein ganz brauchbares, hauptſächlich für Anfänger oder ungelehrte Tonkünſtler, muſikaliſches Lexicon entſtanden iſt, das mehrentheils unbeſtimmte Erklärungen aller jetzt gebräuchlichen Kunſtausdrücke, und richtige Bedeutung aller muſikaliſchen Zeichen, daneben von der Beſchaffenheit der Singſtimmen, und der jetzt gebräuchlichſten Inſtrumente, und von den verſchiedenen Arten der Muſikſtücke und ihrer Beſchaffenheit, ſelbſt derer, die ſchon abgekommen ſind, die vornehmſten Artikel enthält.

Von der Manier des zweyten Verf. mögen unſre Leſer gleich aus dem erſten Artikel A., den wir abſchreiben wollen, ſich einen Begriff machen:

A.

Ital. auch Franz. Ueberſ. zu auch auf. Sinfonia a 4 voci. Ausſprache Sinfonia a Kwattro Wodſchi. Ueberſ. Sinfonie auf 4 Stimmen. Ferner compoſé par Stamitz a Mannheim. Fr. Ausſp. Kongpohſeh parr Stamitz a etc. Ueberſ. in Muſik geſetzt von S. zu Mannheim.

Ferner:

a piacimento Ital. Ausſp. a piadſchimento. Ueberſ. nach Gefallen, oder nach Willkühr, u. ſ. w.

Auf dieſe Art ſind unter dem Buchſtaben A noch folgende Wörter erklärt: Accompagnato, Accompagné, Adagio, Ad libitum, Affettuoſo, al, alla breve, alla Capella, alla diritta, alla polacca, alla ſiciliana, all' unisono, alla Zoppa, Alcuni, Allegro, Allegretto, Allegriſſimo, Allemande, Alternativemente, Alto, Altri, Amabile, Amoroſo, Andante, Andantino, Angloiſe, Aniſeng, Anthema, Appaſſionato, Ardito, Arietta, Arioſo, Arpeggio, Aſſai, Au, Audace, Avec (z. B. avec l'accompagnement d'un Violon). Das Wort Accord ſucht man vergebens; hingegen findet man Giuſeppe, Monſeigneur, Monſieur, Scripſit u. dergl. Die Erklärung des Worts Muſicus lautet folgendermaſſen: Lat. Ausſpr. Muhſikus. — Genitiv. des Muſici, Dat. dem Muſico, Acc. den Muſicum, Voc. o Muſiker, Abl. von dem Muſico. Für wen mag doch wohl ein ſolches Werk ſeyn? Derjenige Muſicus, der weiß, was ein Nomin. Genit. ꝛc. iſt, wird doch auch zu declinieren, und die Vokabeln, die in der Muſik zu wiſſen nöthig ſind, richtig zu ſchreiben, auszuſprechen und zu verſtehen wiſſen; und weiß er es nicht, ſo wird er es auch nicht aus dieſem ſtümperhaften Wörterbuche lernen, worin von keinem einzigen wichtigen Kunſtworte eine richtige oder deutliche Erklärung gegeben wird, oder worin gerade das Wiſſenswürdigſte übergangen iſt. Und der Verfaſſer kann ſich unterſtehen, auf dem Titel zu ſetzen: ein Buch für jeden, der die Muſik — lehrt?

Die

Die wichtigen Musik-Vortheile, die in dem Anhange beschrieben werden, bestehen 1) in Regeln, wie junge noch im Wachsthum liegende Leutgen bey Erlernung der Violine oder Bratsche sich zu verhalten haben, um sich keinen — Eingeweidenbruch zuzuziehen, wobey in einer Note erklärt wird, was ein Bruch ist; 2) von welcher Constitution des Körpers man seyn müsse, wenn man sich den Blasinstrumenten widmen wolle, und welche Diät man dabey zu beobachten habe; 3) von den betrübten Folgen, wenn man die Musik nicht in den Jahren der Kindheit zu lernen anfängt, sondern später den Entschluß faßt, sich dieser Himmelskunst zu widmen. Der junge Mann, oder das junge herangewachsene Frauenzimmer bemerken dann leider es selbst, was denn nun eigentlich in der Musik stecke, wie unermeßlich ihr Werth sey, und in was vor einem ekeln Glanze so manche andre, mit schwerer Mühe erworbene, und vor etwas Großes gehaltene menschliche Studien erscheinen, wenn man sie gegen die Musik rechnet. 4) Hier kömmt nun die wichtigste Abhandlung, dessentwegen vermuthlich das ganze Buch geschrieben ist. Sie fängt also an: „Nicht in die Ferne sehen können und dennoch „Musik treiben wollen, ist ein erbärmliches Ding ꝛc. Und nun wird auf 18 Seiten ein von dem Verf. erfundenes, und dem Gesichte näher zu rückendes Notenpult beschrieben, wozu die Kupfertafel gehört. Wir gestehen, daß es uns unmöglich war, für der übergroßen Deutlichkeit, die der Verf. seiner Beschreibung zu geben, so äußerst zufrieden mit sich selbst bestissen ist, ihm bis ans Ende zu folgen, ob wir gleich gegen den Nutzen eines solchen Pults für diejenigen, die dessen bedürftig sind, nichts einzuwenden haben. 5) Mittel zur Erhaltung des Wohlstandes der Augen und der Finger. Wenn man die erstern ermüdet hat, soll man sie vor Schlafengehen mit Brunnenwasser, noch besser mit Rosenwasser waschen. Mittel gegen das Verbrennen, und Erstieren der Glieder. Wer sollte doch das in aller Welt in einem musikalischen Handwörterbuche suchen? 6) Wie ein Violoncell einzurichten, daß mit es auch stehend gespielet werden könne, weil der Verf. sehr geschickte Baßisten gekannt, denen das anhaltende Sitzen ihrer Gesundheit Nachtheil brachte; nebst einer vorgeschlagenen Verbesserung des Griffbretts desselben, damit man in den höhern Applicaturen rein, geschwind, und doch ohne Berührung der daneben liegenden Saite streichen könne. Das Griffbrett soll nämlich mehr ausgehauchte und rundlich seyn,

7) Wie man das Kinn bey dem Violin- und Bratschespielen zu halten habe. Der Verf. versichert, daß der Bratschist in den Tonarten, die mehr als Ein b vorgezeichnet haben, am leichtesten rein spielen wird, wenn sein Kinn beynahe auf dem äußersten linken Rande der linken Decke liegt; in den übrigen Tonarten könne er in einer andern Lage nach Gefallen, spielen. 8) Von kleinen Streifgen weißes Papier, die der Lehrer auf den Geigeninstrumenten seiner Schüler mit Mundleim kleben solle, um sie rein greifen zu lehren. Dabey wird in einer langen Note erklärt, wie dieser Mundleim präparirt und applicirt werde; alles in so süßlich selbstgefälligem Lehrtone, daß man dem Verf. seine Behaglichkeit fast beneiden möchte. 9) Der Lehrer soll nie dem Anfänger zu sagen vergessen, daß der Zwischenraum von e zu f nicht so weit ist, als von f zu g. Wofür mag er doch wohl andre Musiklehrer ansehen? 10) Man soll die Violin so halten, daß zwischen dem Handgelenk und dem Halse des Instruments so viel freyer leerer Platz bleibt, daß man eine Hand durchstecken könnte. Damit man unter dem Handgelenk nicht etwas anders, als ein Handgelenk verstehe, setzt der Verf. in einer Parenthese hinzu: d. h. den Ort, wo der Arm aufhört, und die Hand anfängt, oder wo das unterste, breite, und nicht in Finger zertheilte Ende eines angezogenen Handschuhes, der keine Stulpen hat, aufhört. Man muß gestehen, daß die Sorgsamkeit des Verf. sich seinen Lesern deutlich zu machen, bewundernswürdig ist. 11) Ueber den Saitenbezug. Man soll nicht Saiten neben einander aufziehen, welche nicht zusammen stimmen. Was heißt das? Hier hat dem Verfasser die Gabe der Deutlichkeit verlassen. — Die Stege soll man ihnen recht gerundet machen. — Die Geige des Anfängers soll, wenn er noch in frühen Kinderjahren steht, anfangs klein seyn. — 12) Eine neue wichtige Bemerkung des V., daß sogar der größte Baß oder Violon mit wahrer, ja vorzüglicher Bequemlichkeit stehend gespielet werden könne, wofern nämlich der Spieler nicht die kleinste Statur hat. Also wird in dem Lande des Verf. der Violon gewöhnlich stehend gespielt? Das sollten wir doch fast nicht glauben. — Wie die Baßinstrumente einzurichten, damit sie mit dem zunehmenden Wuchse der Kinder ebenfalls höher werden, nämlich durch einen verhältnißmäßig höhern Fuß mit einem Stachel unter dem Instrumente. 13) Anfänger sollen, um ihre Finger zu den groben Saiten abzuhärten, nicht auf den Einfall kom-

kommen, solche äußerst hoch zu stimmen, weil durch diese übertriebene Stimmung die allzusehr forcirten Saiten verrenkt und untauglich gemacht werden. 14) Man soll den jungen Geigenspieler, um ihm im Reingreifen Sicherheit zu geben, bald auf enge, bald auf weitgriffigen Geigen spielen lassen. 15) Man soll ihn unter gute und ausgelernte Spieler stecken, damit er recht Takt halten lerne, und Courage bekomme. (Courage hätte billig einen Platz in dem Wörterbuche erhalten sollen.) Uebrigens soll man allerdings streng und wacker über die Sache hergehen: eine oder zwey Stunden in jeder Woche, die oft noch halb verderbt oder verplaudert werden, seyn nicht hinlänglich, um zu einem merklichen Grade der Vollkommenheit zu gelangen. — Dergleichen mehre wichtige Musikvortheile (denn unsre Leser sind gewiß müde, den Verf. weiter mit uns zu verfolgen) werden noch über die Führung des Bogens gegeben, über die Fingersetzung, das richtige Pausiren; hier heißt es unter anderm „Bey einer Viertelpause spricht man das Wörtchen Eins aus, „bey einer Achtelpause den Buchstaben &, und bey einer „Sechzehntheilpause sagt man kurzweg es. Demnach sind „Eins, & und Es die drey Pausen-Ausfüllungs-Wörter, „(die ebenfalls in dem Wörterbuche fehlen).“ Noch weit lächerlicher ist die Erklärung eines andern Worts einfädeln, das bey einer Sechzehntheilpause, worauf drey Sechzehntheilnoten folgen, ausgesprochen wird. — Das richtige Eintheilen des Takts, wobey, wie man leicht denken kann, der V. nach seiner Art ungemein wichtige Vortheile angiebt; das fertige Notenlesen — den Vortrag, die Stimmung — das Verhalten bey zu schweren Passagen, die auch gesalzene Passagen genannt werden; das unterste gis auf der Violine, das mit dem Daumen der linken Hand gegriffen werden soll — (des armseligen Lehrers!) — der gehörigen Versetzung eines Concerts — und zum Beschlusse über die richtige Notenschrift, worin die Regel, daß ein dem Stücke nicht vorgezeichnetes Versetzungszeichen immer ohne Ausnahme einen ganzen Takt durch gelte, und in dem folgenden Takte nicht brauche wiederrufen zu werden, höchst pedantisch und einfältig ist, so auch die Bezeichnung des Buchstabens a über etliche nach einander folgende einzelne Noten, anzudeuten, daß solche zweymal gespielet werden sollen. Ein halber Bogen Verbesserungen und Angaben, die einen gar lächerlichen Beweis von des Verf. Eigenliebe und seiner äußersten Zufriedenheit mit sei-

nem

nem Werke geben, krönt das ganze Werk, das eine der albernſten und humſcheckigſten Schülergeburten iſt, die uns je zu Geſichte gekommen.

Hr. Capellmeiſter Schulz, der in dem Büchercatalogo einer Berliniſchen Buchhandlung als Verf. deſſelben angegeben war, hätte nicht nöthig gehabt, dagegen öffentlich zu proteſtiren, da ſchon der unbeſcheidene Titel einen Beweis giebt, daß er daran keinen Antheil haben könne.

Smz.

6. Romane.

1) Heinrich Grünholz. Eine Geſchichte aus dem vorigen Jahrzehend. Erſter Theil. 251 Seiten. Zweyter und letzter Theil. 262 Seiten. 8. Hamburg, bey Hoffmann, 1786.

2) Karl Gutmann in Halle. Kein Roman, ſondern Wahrheit im Modekleide. Halle, bey Curts Witbe, 1786. 357 S. 8.

Unter den unzähligen deutſchen Schriften, die eine Meſſe gebiert, und die nächſtfolgende oft ſchon wieder begräbt, verdienen, im Durchſchnitt, keine weniger Aufmerkſamkeit, als die Romane. Selten erſcheint im Lauf eines ganzen Jahes auch nur ein Einziger, den jemand, der angenehme und geiſtreiche Unterhaltung und Belehrung ſucht, nur mit einiger Zufriedenheit aus der Hand legen könnte. Der allergrößte Theil, wenn er auch die Sitten nicht verderbt, iſt wenigſtens der Reife und dem Gedeihen eines guten, geſunden Geſchmacks unter der deutſchen, modiſchen Leſewelt äußerſt ſchädlich. Nicht allein, daß ſie zur Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens nicht das Geringſte beytragen, ſelbſt die Sprache und oft die geſunde Vernunft werden im höchſten auf das äuſſerſte gemißhandelt. Noch jetzt iſt es nichts weniger, als überflüſſige Vorſicht, wenn Eltern und Erzieher ihren Kindern und Zög-

linge

lingen, besonders denen vom weiblichen Geschlecht, schlechterdings alles, was Roman heißt, aus den Händen zu winden suchen: der etwanige geringe Nutze, den sie aus solchen Büchern ziehen können, ist mit dem gewissen Schaden und Nachtheil in keine Vergleichung zu ziehen. Die beyden angezeigten Romane gehören unter die Klasse, die füglich von jedermann ungelesen bleiben können. Sie sind weder zur Unterhaltung noch zum Unterricht, sondern einzig dazu geschickt, eine langweilige Stunde noch langweiliger zu machen. Aus dem letztern nur ein paar Verse zur Probe:

Wenn im harten Winter nun
Andre Mädchen klagen:
Kälte lasse sie nicht ruhn;
Wirds dir baß behagen,
Wenn dein Kröpchen bey dir ruht,
Fest ans Herz dich drücket,
Und dich wärmt sein junges Blut,
Ach! dann sey beglücket!

Wenn im Graun der Mitternacht,
Deine Nachbarn träumen,
Keine Seel im Hause wacht,
Als die kleinen Heimen;
Und der Spuckegeister Schwarm
Schreckt dich aus dem Schlummer;
Faßt dein Wilhelm dich in Arm,
Spricht: schlaf sonder Kummer!

Auguste und Friederike, oder die zwo Kusinen. Ein Bilderbuch für alle Stände. Nach der Zeichnung eines pommerschen Junkers. Erster Theil. 425 Seiten. Zweyter Theil. 297 Seiten, 8. Küstrin, bey Oehmigke, 1786.

Man würde dem Verf. dieses Romans unrecht thun, wenn man sein Buch, wenigstens wenn man den ersten Theil unter die ganz gewöhnlichen schalen Brochüren werfen wollte, die der deutschen Litteratur von jeder Messe zuwachsen. Obgleich dieser erste Theil keine an einander hangende interessante Ge-

Geſchichte enthält, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß auch die einzelnen Fragmente und Aus- und Abſchweifungen nicht ihr gewiſſes Verdienſt haben ſollten. Mancherley Lächerlichkeiten und Travers, die aber freylich oft ganz provinzial, und nur für Pommern anziehend ſeyn können, werden mit viel Laune und Lebhaftigkeit geſchildert. Doch möchten wir dahin die Satire auf den Dünkel der obrigkeitlichen Perſonen in kleinen Städten nicht rechnen, die mehrere Bogen einnimmt, und am Ende ekelhaft wird. Der zweyte Theil hat gar nichts von dem Guten des erſten, und zeichnet ſich nicht im geringſten unter dem großen Haufen ſeiner Brüder aus. Hier findet man alle die Abgeſchmacktheiten, den romantiſchen Unſinn, und den Mangel an Welt-, Sitten- und Menſchenkenntniß, die die charakteriſtiſchen Merkzeichen der gewöhnlichen deutſchen Romanſchreiber ſind. Der Verf. ſcheint zurückzugehen; in ſeinem erſten Theile erſchien er wenigſtens als Jüngling, im zweyten aber ganz wieder als unmündiger Knabe. Eine junge Baroneſſe, Auguſte von Hochgefühl, die trotz ihrer zärtlichen gefühlvollen Seele ſich von einem wilden, rauhen Officier über die Schranken einer anſtändigen Vertraulichkeit hatte führen laſſen, verliebt ſich in einen Halliſchen Studenten, einen Leinwebersſohn, Namens Frank, der ſich als Graf bey ihr einführen läßt. Der Betrug zwar wird bald entdeckt, aber ihre Liebe um nichts geringer. Sie trägt dem Studenten ihre Perſon, ihr Vermögen und Alles an, der aber entweder zu großmüthig denkt, oder auch nicht verliebt genug iſt, den Vorſchlag anzunehmen. Aus Verzweifelung giebt ſie dem Hauptmann, ihrem Verführer, die Hand; von dem ſie, gleich nach ihrer Verbindung, auf das äußerſte mißhandelt wird, und von neuem ihre Zuflucht zu dem Studenten nimmt, der es allmälich näher giebt. Gemeinſchaftlich mit ihrem Oheim ſucht ſie die Scheidung von ihrem barbariſchen Manne durchzuſetzen, um ſich ihrem Studenten ganz in die Arme zu werfen. Ihr Mann, ſtellt ſich, einwilligen zu wollen, bemächtigt ſich aber durch Liſt ihrer Perſon, und läßt ſie auf das Schloß eines ſeiner Freunde im Innerſten von Pohlen führen, wo ſie krank wird, kränker wird, und, wohl zu merken, nachdem ihr Oheim ſie da entdeckt hat, und der Hauptmann genöthigt worden iſt, alle Anſprüche aufzugeben, an einem bösartigen Fieber ſtirbt. Der Vortrag der in Briefform eingekleidet iſt, entſpricht ganz der Würde und Schönheit der Erfindung. Das Ganze ſcheint noch nicht gerin-

gerüdigt, aber ſchwerlich möchte Jemand mit einem dritten Theile etwas gedient ſeyn.

Nt.

Julchen Silheim. Meiſt wahre Geſchichte. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitſchke. 1786. 12½ Bogen, 8.

In der Zueignungsſchrift unterzeichnet ſich der Verfaſſer Krogen, und beruft ſich auf den Beyfall, womit das Publicum ſeine übrigen Werke aufgenommen. Dieſe ſind nun dem Recenſenten nicht bekannt, aber der vorliegende Roman iſt unter den mittelmäßigen dieſer Art nicht gänzlich unten an zu ſetzen. Die Geſchichte hat einiges Intereſſe, und der Styl iſt nicht übel. Wir wünſchten aber, daß manche ſchlüpfrige Stellen und Erzählungen unſittlicher Auftritte weggeblieben, und daß die Schreibart correcter wäre. „Er lehrte ihr,“ ſtatt ſie; „ihr Stolz und Eiferſucht“ ſtatt und ihre Eiferſucht; „Er reißte“ ſtatt reiſete oder reiſte; „Küſſe ohne „Zahl war alles, was ſie thaten.“ „Die Anzahl des gewe„teten Weins.“ „Er hatte ausgebockt“ (für maulen, ſchmollen, bouder) — und andre Fehler von der Art fallen häufig vor, manches iſt denn auch ſehr fade, und die Helden der Geſchichte führen ſich gar zu ſchändlich auf.

Yr.

Der allerneueſte Roman, oder die Frau ohne Vorurtheil. Zweite Hälfte in funfzehn Vorleſungen. Breslau, 1786. bey Korn dem Aeltern, 30 Bogen, 8.

Nicht ganz ſo langweilig als die erſte, iſt die zweyte Hälfte dieſes Buchs gerathen, welches aber dennoch ein ſehr mittelmäßiges Werk bleibt. Zuerſt kömmt eine gewitzelte Vorrede, in welcher der Verfaſſer ſich, wie gewöhnlich, gegen die Recenſenten expectoriret. In dieſer Vorrede, ſo wie im Buche überhaupt, herrſcht größtentheils ein unangenehmer, unreiner Styl, vorſetzlich ausgeſchmückt mit ausländiſchen Wörtern,

eyn, die der Verfaſſer aber zum Unglücke faſt alle ſo verſtümmelt ſchreibt, wie z. B. Uroſcop, Avanſement u. ſ. f. Manche Raiſonnements, Erzählungen, Beſchreibungen und dergl. ſind äußerſt kahl und unbedeutend, z. B. die weitläuftige Abhandlung über ein Diner. (Er ſchreibt es Dinee.) Der Verfaſſer ſcheint aber alles zuſammengerafft zu haben, was nur in ſeinem Kopfe und Schreibtiſche an Gedanken, Einfällen, Anecdoten und Schilderung von ihm bekannten Perſonen vorräthig war. Da paßt denn nun freylich nicht alles zuſammen; doch iſt auch nicht alles zu verachten. So iſt unter andern die Beſchreibung der Deorganiſationscur ganz artig. Wahrſcheinlich iſt der Verfaſſer ein Arzt, denn er redet ſehr viel von der Heilkunde, und ſcheint mit den Sitten und Einrichtungen andrer Stände weniger bekannt zu ſeyn. Dahin gehört, daß ſein Kriegsminiſter den Dienſteid in die Hände des Hofmarſchalls ablegt. Sein Lieblingsſchimpfwort iſt Canaille, welches mit allen ſeinen Derivatis faſt unzählige mal vorkömmt.

G.

The Triumph of Benevolence; or, the Hiſtory of *Francis Wills*. By the Author of the Vicar of Wakefield. *Vol. I.* pp. 214. *Vol. II.* pp. 238. Berlin, ſold by Mylius, 1786. 8vo.

Von dem Verfaſſer des Dorfprieſters zu Wakefield iſt dieſer Roman nun wohl nicht; wenigſtens findet Recenſent in Goldſmith's Lebensbeſchreibung ſeiner mit keinem Worte erwähnt; und eben ſo wenig ſtehen die Worte: By the Author etc. auf dem Titel der engliſchen Ausgabe, die zu London 1772 in zwey Duodezbänden gedruckt wurde. Einen ſo vorzüglichen Rang, wie der Dorfprieſter, verdient auch dieſe Geſchichte des Franz Wills unter den engliſchen Romanen nicht; ob er gleich von Seiten des Inhalts, der Ausführung und der Schreibart noch immer zu den beſten gehört, und dieſes neuen Abdrucks nicht unwürdig war, der mit einer überaus ſorgfältigen Richtigkeit veranſtaltet iſt, und ſich dadurch von den meiſten in Deutſchland nachgedruckten engliſchen Büchern ſehr vortheilhaft unterſcheidet.

Gr.

Kleo-

Kleomenes oder kurzes Gemälde der Leidenschaften, ein Auszug einer Handschrift, die bey den Einsiedlern auf dem Berge Athos gefunden worden ist. Es war gestern wie heute, und morgen wird es eben so seyn. Aus dem Franz. des ältern Hrn. Didot. Leipzig, bey Böhme 1786. 8. 7 Bog.

Der Inhalt des Buchs entspricht den Erwartungen, zu welchen man durch den Titel berechtigt wird, bey weitem nicht. Statt einem kurzen Gemalde der Leidenschaften, findet man nichts als die Geschichte der Verirrungen eines jungen griechischen Helden, der sich eine Zeit lang von dem Zauber der Wollüste blenden ließ, und seiner Rückkehr in den Schoos der Tugend. Kleomenes, war der Sohn eines tapfern und weisen Spartaners, der in dem Gebiete, aber ausser den Mauern der Stadt lebte, und von seinem Vater und einem treuen und klugen Sklaven, der in der Folge der stete Gefährte seines Lebens blieb, zu allen Tugenden seiner Nation erzogen worden. Die Natur hatte ihn mit einem heitern, offenem Geiste und einem schönen Körper beschenkt. Nach dem Tode seines Vaters begab er sich nach Lacedämon in das Haus eines väterlichen Freundes, wo er sich alle Eigenschaften eines tapfern Kriegers erwarb, und es immer allen zuvorthat. Er erlegte sogar ein fürchterliches wildes Schwein, dem sich die stärksten Männer vergebens entgegengesetzt hatten. Dieser Heroismus erwarb ihm die Liebe der Tochter seines Beschützers, und es lag nur an ihm sie zur Gattin zu bekommen; aber auf Anrathen seines Freundes und ehemaligen Sklaven Olvichs entfernte er sich von Sparta, und begab sich nach Arkadien zu einem Priester der Ceres, der sich seiner väterlich annahm. Hier verliebte er sich in eine tugendhafte und reizende Schöne; aber diese Leidenschaft fesselte ihn nicht an den Ort ihres Aufenthalts. Im Gegentheil gieng er nach Paphos und überließ sich da allen Ausschweifungen der Wollust. Dieser Vergnügen überdrüßig begab er sich nach dem noch wollüstigern Sybaris. Nur die sehr eindringende Vorstellung seines Olvichs konnte ihn bewegen die Spiele der Liebe gegen die olympischen zu vertauschen, in denen er sich auf einmal wieder als Held zeigte. In Athen ward er mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, und Sokrates, Perikles und Aspasia würdigten ihn ihrer

Freundschaft. Unter der Armee, die die Stadt gegen den persischen König schickte, erhielt er eine Befehlshaberstelle, und schlug die Feinde bey jeder Gelegenheit. Mit mehr denn Einem Lorbeer geschmückt faßte er zugleich mit seinem Freunde Perikles, den Entschluß, in Ruhe und Entfernung von Geschäfften sich selbst zu leben. Er kehrte auch wirklich in den Winkel des glücklichen Arkadiens zurück, der seine treue Tendoris verbarg. — Ihre Verbindung ward im ganzen Lande wie ein Fest gefeyert, und Kleomenes einstimmig zum Anführer aller Arkadier in Kriegszeiten erwählt. — Der Gang der Geschichte ist etwas schwerfällig; die Bemerkungen sind oft blos witzig, statt wahr zu seyn; und die Sitten ein Gemisch von griechischem und französischem Geiste. Die Uebersetzung ist ziemlich steif und nicht rein von Gallicismen. Die Verdeutschung des französischen Vous durch Sie thut, bey einem Sujet aus der ältern griechischen Zeit, oft einen sehr komischen Effect.

Za.

Gabrino. Einer der abentheuerlichsten Ritterromane, mit eben so abentheuerlicher Musik. Berlin, im Verlage der Rellstabschen Buchdruckerey 1786. Erstes Bändchen 276 S. Zweytes Bändchen 206 S. in Taschenformat, und ein Bogen Notendruck.

Wieder ein Produkt aus der Stechbahn des Hrn. Kulpius in Weimar, das sich durch sein Exterior ebenfalls aufs beste empfiehlt; doch verhältnißweise dieses niedliche Gewand eher verdient als die ältere Spiesgesellschaft. Ein Körnlein satyrischen Salzes, das der Verf. von Anfang hierin mit unter die insipide Dichtung gemischt hat, tilgt wenigstens in etwas, den Eckelgeschmack des rohen ritterlichen Wustes, der immer das Hauptingredienz der von dem Verf. bearbeiteten Masse bleibt. Schade, daß die satyrische Ader zu bald vertrocknet ist! Weiter hin im Buche folgt er blos dem historischen Gange seiner Phantasie, und dieser fehlt es nie an abentheuerlichen Vorstellungen, die gleichwohl hier nicht so eintönig, und daher minder ermüdend sind als in den vorhergehenden Ritterromanen. Im dem, am Ende des Buchs angehäng-

gehungten Epilog, meynt der Verf. Rittergerichte wären vielen — allen nicht — unverdauliche Speise, (sehr wahr! denn wenn sie es allen wären, so tischte sie kein Buchhändler in einer blanken Schüssel auf.) Aber setzt er hinzu, ich kann nicht dafür, daß sich diese an dem französischen Gebäck einen übeln Geschmack gegessen haben, und nun die stärkenden Gerichte der biedern Ritterzeit nicht mehr verdauen können. Recumbent bekennet aufrichtig, daß er unter die Klasse von Lesern gehöre, denen die sogenannten Rittergerichte, in ihrer rohen Gestalt wie hier, alle die Symptomen erregen, die Freund Horaz beym Genuß des Lauchs empfand, ob gleich ersterer sehr zuverlässig sich bewußt ist, daß er an dem französischen Gebäck den Magen nicht verdorben habe. Es kommt hier wohl allein auf die Zurichtung an, die Wielandsche und Nicolaische Küche, weiß einer harten an sich unverdaulichen Speise, durch stärkende Würze zu Hülfe zu kommen und sie genießbar zu machen; aber Hr. V. ist in dieser Kochkunst noch wenig erfahren, eben so wenig, als in der Kunst von seiner eignen Person die Leser zu unterhalten, wo er immer in den Fall kommt etwas plattes zu sagen. Und warum bewirthet der Verf. die schönen Leserinnen, deren Geschmack er vorzüglich zu befriedigen wünscht, mit der säuischen Bocksgeschichte, und den unsittsamen Lupercalien, da die ganze Dichtung von seiner Willkühr abhieng? Denn, seiner Versicherung nach, ist dieser Roman im Jahr 1784. auf seiner Stube, von ihm, ohne Zuthun irgend einer französischen, italiänischen u. dgl. Hebamme, geboren worden. Werden schöne, schamhafte Leserinnen, wenn sie auf diese und andere ähnliche Stellen stoßen, z. B. auf die Geschichte des tapfern Ritters und Weiberbefruchters Sertusch, nicht wünschen, das unartige Kind wär im ersten Bade ersäuft worden?

Gryll Herrmann Kwerl, ein komischer Roman. Leipzig, im Schwickertschen Verlag 1785 und 86. Zusammen drey Theile 970 S. 8.

Worin die wahre vis comica bey einer Erzählung liege, oder was sie eigentlich sey, darum scheint sich der Verf. wenig zu kümmern, genug, seine Absicht war einen komischen Roman zu schreiben, und weil ein gewisser Nebenbegriff des Komischen auch auf das Lächerliche der grotesken Narrheit und

Albernheit deutet: ſo trägt er einen ganzen Sack voll ausgeſuchter Narrheiten zu Markte und verkauft ſie für eine komiſche Kompoſition. Zu dieſem qui pro quo, die Nebenidee für den Hauptbegriff des komiſchen Charakters unterzuſchieben, hat wohl Meiſter Scarron luſtigen Andenkens, unſchuldiger Weiſe die erſte Veranlaſſung gegeben. Seine Nachtreter verſtehen ihn aber ganz unrecht, halten ſich blos an das rohe materielle der Handlung, und überſehen den eigentlichen komiſchen Gehalt in der Bearbeitung und Darſtellung, daher verunglücken eben von den ſo genannten komiſchen Romanen unter zehen gewiß immer neune. Dieſe nämliche Verwandniß hat es mit dem vorliegenden: unter einem Schwall von abgeſchmackten, unverdauten und blindlings aufgegriffenen Schnurren, hat zuweilen eine Scene eine wirklich komiſche Anlage; aber dem Verf. fehlt durchaus die Gabe komiſch zu erzählen, denn in ſeinem Munde würde auch die beſte Situation allen Werth verlieren. Nach Scarrons Muſter iſt eine herumziehende Komödiantentruppe ein unentbehrliches Erforderniß zu einem komiſchen Roman, darum hat der Verf. auch dafür geſorgt, in den ſeinigen eine einzuführen, die mit ihren Armſeligkeiten den geduldigſten Leſer ermüdet. Das verſteht ſich ohnehin, daß der Held der Geſchichte der Märtyrer des Autors ſeyn muß, daß er gehetzt wird wie ein jagdbarer Hirſch; ſich, ſo oft es ſeinem tyranniſchen Schöpfer beliebt, mit Füßen treten, durchprügeln und im Kothe herumwälzen laſſen, auch aller Inſulten gewärtigen muß, denen der Hans Wurſt auf der Bühne eines herumziehenden Zahnarztes ausgeſetzt iſt. Zum Ueberfluß hetzt der Verf. noch jeden Hund, deſſen er habhaft werden kann, dem armſeligen Kwerl an die Ferſe und läßt ihn jämmerlich zerfleiſchen. Im letzten Theile betritt der elende Wicht erſt die Laufbahn ſeiner eigentlichen Beſtimmung, wird ein Schriftſteller, heyrathet, zeugt ein Kind und ſtirbt an einer unverdauſchen Recenſion ſeines Buchs. Dieſe Fikrien hat in ihrer Anlage wirklich etwas komiſches, auch ſchreibt der Verf. hier auf dem Wege zu ſeyn, ſich in den eigentlichen komiſchen Ton hinein zu arbeiten. Als Zugabe folgt noch ein Fragment, in Form eines Realregiſters, über ein Buch des verunglückten Autors, welches aber das Tageslicht nicht erblickt hat. Hier ſind einige Artikel z. B. Amt, berühmt, ewig, Fabel, zum Theil ganz drollig, zum Theil mit etwas ſatyriſchen Salz verſetzt, welches ſie un-

ter

an vielem unspidem Gewäsch noch einigermaßen schmackhaft machte.

Oz.

Thusneldz oder der Ritter vom goldenen Sporn, eine altdeutsche Geschichte in drey Büchern und sechs Gesängen. Leipzig, bey Kummer 1786. in 8. 392 Seiten.

Der Verfasser bittet, in einer kurzen Vorrede, den Kunstrichter, über ihn zwar zu reden, aber auch zugleich um Gerechtigkeit, die sie so oft gegen ihn verläugnet haben sollen, denn wenn er ihm schon nichts geschadet habe, so habe es ihm doch wehgethan. Diese Forderung ist billig, und wir müssen, um Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, bekennen, daß es ein sehr wohlgeschriebenes Ritterwährchen sey, welches zur Unterhaltung völlig seinem Endzwecke entspricht; der Styl ist gut, manchesmal fällt er ein bisgen ins Malerische, welches man nun in einem Mährchen wohl noch passiren lassen kann, aber manchesmal kann auch dieses seyn, sollende malerische mit dem gesunden schlechten Menschenverstand daran. Denn wer versteht wohl nachfolgende Stellen: „der Mond blickt „traurigen Trost in ihre Seele“ — „eine Seele im Sand „strecken“ — „zu wenigmal theilte da die laufende Sonne „ihm Stral mit“ — „Untreu gegen seinen Namen ist wie „der Schlag der Axt der den Kern des Baums tödtet“ — „In seinem Herze schlug nicht ein ängstlicher Schlag“ — „Wo ist der Mann der eine Gattin verdient, der stolz ist wie „eine Jeder im Lande, wo man ihres gleichen sucht?“ Wir könnten dieses Glossarium noch sehr vermehren, aber wir wagen es nicht, damit wir nicht in den Verdacht der Ungerechtigkeit gerathen, und dem Verfasser zu klagen Anlas geben. Mit dem tz und dem ck liegt der Verfasser in einen gräßlichen Streit, wir lieken uns einige Stellen von einem Ausländer vorlesen, der an grammatikalische Richtigkeit gewöhnt ist, und wie er anstatt Schoz, Schuz, blizen, nezen, Plaz, Besiz, Hize, Spize, Glük, Blik u. a. m. zu lesen, glaubten wir einen ehrlichen Schwaben ohnweit des Gotteshauses Gerstenbuch reden zu hören. Absolutum ante omnia restituendum! Wir ersuchen also den Verfasser auch

der deutschen Sprache und Aussprache Genauigkeit wiederfahren zu lassen, und künftig Schatz, Schutz, blitzen, nützen u. s. f. zu schreiben.

Walter von Montbarry, Großmeister des Tempelordens, in zwey Bänden. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung 1786. 8. Erster Theil 504 S. Zweyter Theil 528 S.

Unsere Leser werden es uns verzeihen, daß wir von diesem, auf mehr als 1000 Seiten eng gedruckten Romane, nicht wenigstens einen Entwurf vorlegen können; er würde wirklich die Gränzen einer kurzen Nachricht überschreiten, und die Leser des Vergnügens der Ueberraschung berauben. Der Verfasser hat das Costume der Ritterzeiten sehr in seiner Gewalt; seine Schreibart ist treuherzig und ungekünstelt, vielleicht hie und wieder ein wenig zu weitschweifig; er bemühe sich das Vertrauen der Leser zu erwerben, und das mag wohl die Ursache seyn, warum er ein und dasselbe Compliment an das Publikum und seine Leser öfters wiederholt. An Episoden, welche jedoch immer einen Bezug auf Walter von Montbarry haben, fehlt es nicht, und wir glauben, daß es vielen Lesebegierigen ein sehr willkommenes und unterhaltendes Buch seyn werde. Da es nun doch einmal gelesen seyn muß, so können wir es auf Seiten der Moral aufrichtigst empfehlen. Tugend und Religion sind dem Verf. heilig, muß er ja Laster bemerken, so schildert er sie mit der schwärzesten Colorite; auch in Ansehung der nach gerade ins Abnehmen kommenden Empfindeley ist alles gesichert, und man kann es auch jungen Leuten, die sich nicht wissenschaftlicher zu beschäftigen wissen, als einen unschuldigen Zeitvertreib in die Hände geben.

Rz.

Aemilie Wertheim, ein Buch für Mütter und Töchter. Zweyten Bandes Erster Theil. Leipzig, bey Haugs Wittwe 1786. 19½ Bogen 8.

Auch in diesem Theil ist der Roman noch so wenig vorgerückt, daß man beym Schluß desselben sagen möchte, der

Dichter

Dichter verweilt noch bey dem Anfang. Natürlich die wirklich unausſtehliche Weitſchweifigkeit des Verf. bey der es offenbar darauf angelegt iſt, die Geſchichte auf mehrere Bände auszudehnen, wobey aber ſicher niemand mehr als der Verf. ſelbſt verlieren wird; denn ſchwerlich werden viele Leſer die Geduld haben, bis zum dritten Bande auszuhalten. Der Verf. mag doch auch ſchreiben, was er will, Charaktere und Situationen zeichnen, die Geſchichte eines Tags erzählen, Unterredungen dichten, oder Gedanken und kleine Vorfälle in Briefe einkleiden — alles ſagt er mit aller nur möglichen Umſtändlichkeit, und man iſt ſicher, daß er kein Wort unterdrückt, das geſagt, und keinen Umſtand, der geſchehen ſeyn kann.

Adlershayn macht faſt täglich Beſuche im Wertheimſchen Haus, wird aber meiſtens nur im Zimmer der Mutter angenommen, deren Eitelkeit durch die geglaubte Eroberung eines Barons ſehr befriedigt wird, ohne daß weder ihre ſittſame Tochter, Aemilie, und deren argwöhniſcher und ſtrenger Bruder, Karl, die Unſchicklichkeit der öftern Beſuche vor der Toilette einer eitlen Mutter fühlen, noch die eigentliche Abſicht derſelben merken. Er muß ſie endlich durch eine Erklärung aus ihrem Irrthum reißen, für den ſie ſich durch den Stolz über einen adelichen Schwiegerſohn ſchadlos hält. Gegen Aemilien aber kann er noch zu keiner Erklärung kommen. Sophie hingegen, ſeine Vertraute, nöthigt ihm in einer gezierten Unterredung und mit affectirter Feyerlichkeit, einen Schwur ab, daß er Aemilien heyrathen wolle; und nur auf dieſen Eyd verſpricht ſie ihm ihre fernern Dienſte bey ſeiner Liebe. Es muß einem wundern, daß die kluge Sophie nicht merkt, was doch der Leſer merkt, daß der Schwur gar nicht die Sprache eines freywilligen, offnen Herzens, ſondern des erzwungenen Gelübdes eines hülfsbedürftigen Liebhabers iſt. Inzwiſchen baut ſie darauf ihren übertriebenen Eifer, Aemiliens Herz für Adlershayns einzunehmen, und ihr ſelbſt den Keim ihrer angehenden Liebe bemerklich zu machen. Es jammert einen, wenn man ſieht, wie geſchäftig die gute Sophie iſt, mit der Argliſt einer Kupplerin Adlershayns Liebe zu befördern, und an dem Unglück der vortreflichen Aemilie zu arbeiten. Wollte der Verf. ein warnendes Beyſpiel weiblicher Leichtgläubigkeit gegen die Liebe eines adlichen Betrügers aufſtellen: ſo ſollte er ſich keine Heldin wählen, deren Grund-

sich selbst die Unmöglichkeit der Ehe in der Ehe verbergen, und sie endlich nicht als durch eine Art von Verschwörung ihrer besten Freunde dem Verführer in die Hände gespielt wird; sie sollte die Folgen ihrer Eitelkeit büßen, und nicht das Opfer einer fremden, obwohl gut gemeynten Intrigue seyn. Adlershayns Geschäftigkeit und Theilnehmung vor dem Bette der todkranken Sophie giebt ihm in Aemiliens Augen einigen Werth. Ungern sahen wirs, daß der Verfasser nach Art ganz gemeiner Romanschreiber, eine Krankheit als zum Tod, einer gesunden fröhlichen Person, so ganz unvorbereitet, wie aus der Luft greift, und eben so schnell wieder vorbeygehen läßt, blos um einige empfindsame Scenen zu schildern, Sophien auf dem Bette zu einem vertraulichen Tete a tete mit ihrem phlegmatischen, kalten Karl zu bringen, und Adlershaynen Gelegenheit zu geben, Aemilien die fröhliche Nachricht von der plötzlichen Genesung ihrer Freundin, als Courier, in ihr Zimmer zu reiten. Karl selbst erhält kurz darauf den Antrag zu einem auswärtigen Posten, und rechtfertigt dadurch seine bisherige Zurückhaltung gegen Sophiens zuvorkommende Liebe, weil er sein Schicksal, die Wahl seines Aufenthaltes und die Mittel sie glücklich zu machen nicht in seiner Gewalt habe. Inzwischen verhält sich Sophie bey seiner Trennung gelassener, als man bey ihrer Lebhaftigkeit hätte vermuthen sollen. Die Entfernung eines Bruders von so standhaften Grundsätzen gegen alle Mißrathen, muß nothwendig Adlershayns und Sophiens Plan auf Aemiliens Herz befördern, und auch hier läßt sich Sophie brauchen, ihm eine unbedingte Einwilligung in die künftige Wahl seiner Schwester abzuschwatzen. Was wir übrigens schon bey der Recension des ersten Bandes bemerkt haben, daß Karl Werdheim eine verunglückte Copie des Hr. Karl Grandison sey, dazu findet man auch hier neue Beweise, unter andern in der Rolle, die er mit der Schellmama spielt. Was bey jenem überdachter Plan wäre, eine Verläumderin zum Gefühl ihres Unrechtes zu bringen, wird hier Zudringlichkeit und Thorheit, und Grandisons entschlossener Ernst, hier Beleidigung und Grobheit. Einige gut gerathene Stellen lassen vermuthen, daß der V. mit Verfall schreiben würde, wenn er seiner Redseligkeit Schranken setzen wollte.

Eben da wir dieses schließen, erhalten wir die Fortsetzung, deren Anzeige wir also sogleich mit anhängen.

Aemi-

Emilie Wertheim. Ein Buch für Mütter und Töchter. II Bandes II Theil. Leipzig, bey Haugs Wittwe 1786. 21 Bogen 8.

Dieser Theil enthält blos die Geschichte einiger Tage: und weil diese, auch mit der möglichsten Weitläuftigkeit erzählt, doch nur etwan acht Bogen ausfüllt; so hat der Verf. das was zu einem Bändchen fehlte, auf anderweitige Art voll zu machen gewußt. Ehe wir den Inhalt desselben angeben können, müssen wir vorher eine Scene aus dem vorigen Theil nachholen. Adlershayn hatte in Aemiliens Zimmer ein Frauenzimmer angetroffen, das über seinen, wie er über ihren Anblick, in sichtbare Verlegenheit kam. Sie hatte vorher Aemilien erzählt, daß ein gewisser junger Herr ihr Hülfe in ihrer Armuth um den Preiß ihrer Tugend angeboten hätte. Aemilie hat also nunmehr Adlershaynen in Verdacht dieser schlechten Handlung, und läßt ihm ihre Verachtung merken. Dieser Theil fängt nun mit einem Besuch an, den Maria, so heißt dieses Frauenzimmer, nebst Sophien bey Armilien ablegt. Sie erzählt beyden ihre Geschichte, davon das Ende ist, daß sie in ihrer äußersten Armuth und bey der Krankheit ihrer Mutter, Hülfe bey dem Hrn. von Adl. gesucht und auch reichlich gefunden habe, weil sie ihn aus andern Beyspielen der Wohlthätigkeit gegen Arme, als einen Menschenfreund habe rühmen hören. Nun bemerkt Aemilie ihren Irthum; Maria erschrack also über A. aus Scham, und er über Marien aus Edelmuth, weil seine Gegenwart ihr eine Schamröthe abnöthigen mußte. Allein Maria entdeckt ihren neuen Freundinnen noch überdem ihre Schwachheit, daß sie sich in ihren Wohlthäter sterblich verliebt habe, und verlangt darüber ihren Rath. — Sie, die, wie sie selbst bekennt, Adlershaynen auf allen seinen Gängen beobachtet hatte, folglich wissen mußte, daß er fast täglich in Aemiliens oder Sophiens Gesellschaft, und einer von beyden vermuthlicher Liebhaber sey, macht ihrigster Weise eben diese Frauenzimmer zu ihren Vertrauten! — Wir vermutheten nun hieraus eine neue Verwickelung des Romans für diesen Theil; allein es wird davon noch kein Gebrauch gemacht, beyde Heldinnen bereden sich nur, wie sie das liebeskranke Mädgen von ihrer Krankheit heilen wollen. Sophiens Einfall ist es, Marien als eine frömmelnde und alles mit vergrößernden Augen ansehende

hende Schwärmerin zu überreden, daß die Liebe Ihres Mörtheäters, Vertheidigung und Undank sey. — Ein sonderbares Heilmittel! Inzwischen gewinnt dadurch der redselige Verf. ein weites Feld, Sophien vogelang darüber deklamiren zu lassen, was sie alles Marien sagen will, und was es fruchten soll. Indessen schmerzt Aemilien ihr dem Adl. zugethanes Unrecht, und das um so viel mehr, da er in Empfindung desselben sich mehrere Tage entfernt. Das Gefühl dieses Unrechts, im Contrast mit der edlen Seele, in der A. durch diese Geschichte erscheint, nützt der V. sehr gut, Aemiliens Liebe zur Reife zu bringen, allein er greift hierzu ihr Herz noch von einer andern Seite an. Aemilie wohnt einer Eißfahrt bey. A. verunglückt und sinkt unter das Eis. Aemilie sieht es aus dem Fenster, will ihm zu Hülfe eilen, fällt aber selbst auf dem Eise, und bleibt abwechselnd mit einem Loch im Kopfe liegen. Inzwischen hebt sich A. an dem Eiß (das doch so schwach war, unter ihm durchzubrechen) wieder in die Höhe, drängt sich zu dem Kreiß von Leuten, die, ohne daß ers weiß, um Aemilien herum stehen, und trägt diese auf seinen Armen in das Hauß (der V. hat hier vergessen, daß A. den Augenblick vorher bis unter dem Kopf im Wasser gewesen war, und daß man auf einem durchnäßten, vielleicht gar schlammichten Arm, nicht wohl ein zu einer Winterfete geputztes Frauenzimmer nach Hauß trägt, und bey einem ausgefallnen Arm gar nicht tragen kann) des letzten Umstands wegen muß A. eine Zeitlang das Zimmer hüten. Diese Zwischenzeit und Aemiliens Unruhe, die dadurch noch immer verhindert wird, Adlershaymen die verdiente Genugthuung zu geben, nutzt die Schwätzerin Sophie mit einer ärgerlichen Zudringlichkeit, der guten Aemilie ein stillschweigendes Bekenntniß ihrer Liebe abzunöthigen. Die Mutter thut desgleichen, und erklärt ihre Einwilligung, verbietet aber die Sache ihrem Sohne, Karl, zu melden, weil sie seines Widerspruchs gewiß ist.

Der nächste Band also wird mit dem Ausgange A—s ins Wertheimsche Hauß und folglich mit sehr zärtlichen Auftritten anfangen. Denn dieses geschiehet im gegenwärtigen Theil noch nicht: der Verf. dem zehn Tage schon einen Stoff zu einem ganzen Band geben können, läßt diese Zeit, so lange A. zu Hause bleiben muß, nicht ungenutzt für die Ausdehnung seines Buchs vorbeygehn. Er läßt ihn in dieser Zeit,

(als

s wenn man zum Schreiben nicht eben so gut, als zum
ckanziehen, den Arm brauchte) einen zwölf Bogen lan-
n Brief an seinen aus der Luft gegriffenen Altburg schreiben,
d ihn darin den Charakter und die Erziehung Aemiliens
chreiben von S. 131. bis zu Ende des Buchs. Wollte er,
: Bestimmung seines Buchs für Mutter und Töchter gemäß,
Erziehung seiner Heldin nicht unberührt lassen: so konnte
damit anfangen. Wollte er aber etwan die Horazische Re-
l befolgen:

— — dicit jam nunc debentia dici:
Pleraque differt et praesens in tempus omittit.

iewohl sein ganzes Buch nicht darnach eingerichtet ist, daß
egeln der erzählenden Dichtkunst sich auf dasselbe anwen-
n ließen), und also ihre Erziehungsgeschichte gelegentlich
achholen und einschalten: so sollte er nur eine geschicktere Art
ählen, und seinen Lesern nicht weiß machen, Aemiliens
restorbener Vater, ein Kaufmann, habe über die Erzie-
ung seiner Tochter, von den Windeln an, eine Art von
agebuch gehalten, alles was er mit ihr gesprochen und vor-
nommen, aufgeschrieben, und das alles mit unzähligen
eclamationen, und der dem Verf. eignen ermüdenden Red-
igkeit; diese Handschrift wäre nachher dem adelichen Lieb-
aber seiner Tochter in die Hände gekommen, der daraus aus
ngen Weile, in der Zeit da er den Arm in der Binde trug,
n der Umständlichkeit eines pädagogischen Projectmachers
der eines Romanschreibers, seinem Freund die Erziehunge-
eschichte seines Mädgens beschreibt. — In dieser Einklei-
ung ist sie unausstehlich. Man kann nicht läugnen, daß sie
nicht verschiedne gute Maximen zur weiblichen Erziehungs-
unst enthalten sollte: aber neu sind sie nicht; und auch da,
o er andere copirt, zeigt er sich als keinen großen Denker.
. E. Er läßt, nach dem Vorgang Salzmanns, Sintenis
. a. den alten Wertheim den Religionsunterricht seiner
Tochter bey einer feyerlichen Gelegenheit anfangen, und diese
giebt ein schöner Abend vor dem Pfingstfest. Er hört Glocken
lauten, und sagt ihr, das wäre eine Ankündigung des mor-
genden Festes. Wir stutzten darüber, ob wohl der V. aus
dem Zweck der Pfingstfeyer Anlaß nehmen würde, dem Kin-
de die erste Idee von Gott zu erwecken; das geschieht aber
nicht, es heißt blos: Feyertage sind Tage, da man ausruht
und Gott für empfangene Wohlthaten dankt, und da werden
einige göttliche Wohlthaten genannt. Allein zu dieser Be-

trachtung

erachtung, ein Gefühl göttlicher Wohlthaten zu erwecken, kommt jeder Anblick in der Natur, oder wenn es ein schöner Abend seyn sollte, jeder andere Abend Gelegenheit geben: warum mußte es eben der Pfingstheiligeabend seyn? An dem nämlichen Abend ermuntert er Aemilien aus dem ersten Schlaf, und zeigt ihr zum erstenmal den gestirnten Himmel. Die Empfindung die er dadurch bey ihr erwecken will, ist diese: „Sieh nur, mein Kind, wie die Sterne alle so schön „und lieblich herabfunkeln, daß man zu ihnen hinaufsliegen „möchte. O! da oben bey Gott im Himmel muß es schön „seyn, schöner noch als auf der Erde, obgleich diese Erde auch „schön ist.“ Einfältiger kann wohl keine alte Frau den Anblick des gestirnten Himmels zu religiösen Empfindungen anwenden. Der vernünftigere Religionsunterricht, für den doch der V. den seinigen ausgiebt, sollte Gottesverehrung und darauf gebaute edle Entschließungen fürs gegenwärtige Leben, nicht blos dunkle Erwartungen künftiger Herrlichkeit, zum Zweck haben. Er sollte richtige, deutliche Vorstellungen, nicht aber irrige und dunkle Begriffe vom Sternenzelt als Vorplatz der Wohnung Gottes, zum Grund haben. — Und wieviel Verworrenheit in Begriffen setzt schon die Vorstellung voraus: daß Gott oben im Himmel wohne? Befördert derjenige, der so lehret, nicht bey den Kindern den Glauben, daß der Himmel ein blaues mit Sternen besetztes Gewölbe sey, auf dessen Grund die Wohnung Gottes, als eine abgesonderte Region der Welt befindlich sey? Derjenige kann über Himmel und Sterne noch nicht nachgedacht haben, der den Religionsunterricht der Kinder, mit der Gesangbuchsformel, daß Gott oben im Himmel wohne, anfangen kann.

Z.

7. Welt-

7. Weltweisheit.

edanken von Bestimmung des moralischen Werths. Von Carl von Dalberg. Erfurt, bey Kayser 1782. 4 B. 4.

Schon das Anlockende der Aufschrift würde diese kleine Abandlung der Aufmerksamkeit des Sittenlehrers werth maen, wenn der Inhalt derselben auch nicht so viel Lob verente, als er wirklich verdient. Was könnte wohl zu einer ollständigen und genauen Menschenkenntniß nützlicher seyn, s eine richtige Bestimmung des moralischen Werthes menschher Handlungen und Charaktere? Diese moralische Erbzehre würde die Encyklopädie der menschlichen Kenntnisse mit ner ganz neuen Wissenschaft vermehren, deren Nutzen für ie Regierungskunst, die Gesetzgebung, so wie überhaupt zu er sittlichen Behandlung des Menschen und Verbreitung enschlicher Glückseligkeit unaussprechlich seyn würde. Diese Betrachtung muß daher natürlicher Weise bey den besten Köfen den Wunsch nach einer solchen Wissenschaft erregt haben. Lambert wünschte diese Wissenschaft unter dem Nahmen der Agathometrie; allein der Erfinder der Photometrie und Pyrometrie verzweifelte an der Möglichkeit einer Agathometrie. Es muß in der Natur der denkenden und begehrenden Kräfte etwas liegen, das den Erfinder der erstern abschreckte auch sich an der letztern zu versuchen. Sollte es nicht etwa dieses seyn? — Eine jede Ausmessung irgend einer Größe erfodert eine messende Einheit, und diese muß mit der Größe selbst durchgängig gleichartig seyn. Die Elemente der Vollkommenheit des Denkens und Wollens sind aber so mannichfaltig, daß diese Einheit nicht zu finden ist, und wegen Mangel derselben keine deutliche und genaue Vergleichung der Grade dieser Vollkommenheit möglich ist.

Diese Schwierigkeiten haben indeß den edlen Verfasser dieser Abhandlung nicht abgeschreckt. Er hat einen Versuch gemacht, der immer rühmlich ist, wenn er auch nicht ganz glücklich seyn sollte. Es ist kein geringes Verdienst, an einer so guten Sache nicht zu verzweifeln, die Vergeblichkeit

des

das Unternehmen in ein helleres Licht zu ſetzen, oder durch glückliche Vorbereitung die Ausführung deſſelben zu erleichtern.

Die ganze Abhandlung iſt in drey Verſuche abgetheilt; denn ſo beſchaffen bemerkt ein ſo denkender Mann, als der Verfaſſer, eine Arbeit. Nachdem er anfänglich ſehr richtig bemerkt hat, daß man bisher in der Beurtheilung des moraliſchen Werthes des Menſchen ſich mit einem bloßen ungefähren immer trüglichen Augenmaaße begnügen müſſen, ſo geht er zur Betrachtung der verſchiedenen Elemente der moraliſchen Größen über. In der Beurtheilung der Schriftſteller, welche ſich um die Beſtimmung der Moralität verdient gemacht, bemerken wir mit Vergnügen verſchiedene, deren Verdienſte man gewöhnlich zu verkennen pflegt, als die praktiſchen Criminaliſten, einige Caſuiſten, unter den Alten den Ariſtoteles, und unter den Neuern Nikole, deſſen Eſſays de Morale, etwas janſeniſtiſche Strenge abgerechnet, immer ein vortreffliches Buch ſind. In dem zweyten Verſuche kommt der Verf. auf die Auflöſung ſeines Problems. Er verkennt die Schwierigkeit derſelben nicht und beruhigt ſich darüber ſehr richtig auf die vorhin angezeigte Art. „Wollte man antworten, „ſagt er S. 15. daß ſolche Aufgabe ſich nicht auflöſen ließe: „ſo wäre es doch kein ganz unrühmliches Bemühen, hierüber „einen Verſuch anzuſtellen.“ Sein Vorſchlag geht kürzlich dahin, den Werth einer moraliſchen Beſtimmung durch Potenzen auszudrücken. Er ſagt: (S. 17.) „Den Zahlenaus„druck ihrer Werthe ſuchte ich in den Verhältniſſen einer wach„ſenden Reihe von Quadratzahlen, und das zufolge meiner „Vermuthung und nach dem analogiſchen Gange der phyſi„ſchen Attraktion. In der Anwendung fand ich viel Be„ſchwerniſſe. Nun verſuchte ich es mit Potenzen, da wa„ren die Verhältniſſe natürlich viel faßlicher und anwendba„rer.“ Wie ſehr unterrichtend würde es uns geweſen ſeyn, wenn es dem edlen Verf. gefallen hätte, uns die Gründe mitzutheilen, warum er die erſte Methode verworfen, und die andere faßlicher und anwendbarer gefunden habe. Wir ſehen nicht, wie die Kraft eines mit Trägheit begabten Körpers, deſſen Bewegung nach einem gewiſſen Geſetze beſchleunigt wird, ſich wie das Quadrat der Zeiten verhalten könne, wie aber der moraliſche Werth verſchiedener freyen Handlungen durch die Quadrate einer Zahlenreihe auszudrücken ſey, das läßt

t sich nicht wohl absehen. Die von ihm gemählte Formel äußert der Verfasser mit den Handlungen der Wohlthätigkeit. „Erste Stufe, gefällige Handlung: Erregung einer angenehmen moralischen Empfindung in dem Mitmenschen. Werth wäre vergleichbar mit der ersten Potenz.“

„Zweite Stufe, gute Handlung: dem Mitmenschen dauerhaften Vortheil verschaffen. Der Werth wäre vergleichbar mit der zweiten Potenz.“

„Dritte Stufe, schöne Handlung: Verschaffung dauerhafter Vortheile mit sorgfältiger Begleitung solcher Umstände, die in dem Mitmenschen noch besonders moralisch angenehme Empfindungen erregen, vergleichbar mit der dritten Potenz.“

„Vierte Stufe, edle Handlung: der Mensch opfert zum Besten seines Mitmenschen einen merklichen Theil seines Vermögens auf, vergleichbar mit der vierten Potenz.“

„Fünfte Stufe, große Handlung: der Mensch setzt sich zum Besten seines Mitmenschen, aus eigenem Triebe, der Gefahr aus, gröblich beleidigt oder verwundet zu werden, physischen oder moralischen Schmerz auszustehen.“

„Sechste Stufe, erhabene Handlung: der Mensch setzt sich zur Rettung seines Mitmenschen der Gefahr aus, Leben oder Blut unwiederbringlich zu verlieren; vergleichbar mit der sechsten Potenz. Höhere Stufen des Erhabenen giebt es nur sehr viele. Sie steigen unerreichbar bis zu dem unendlichen göttlichen Urbild aller Tugend, der für gesammte Menschheit aller Zeiten vereinigter Schimpf und Tod erlitten hat.“ —

Wir haben das Beyspiel, wovon der Verf. seine Berechnungsmethode erläutert, ausführlich ausgezogen, um seinen Sinn so getreu als möglich darzustellen. Es erhellet aber gleich aus der angeführten Stelle, daß er von den mehrern Coefficienten des Werths einer Handlung, nur einen, nämlich die objectiven guten Bestimmungen einer Handlung, wenigstens in den ersten Potenzen, in Rechnung gebracht hat. Die subjectiven Coefficienten aber bestimmen den moralischen Werth nicht weniger, und diese sind es, die in der Anwendung wenigstens am schwersten anzugeben sind. Dahin gehört: die Güte der Bewegungsgründe, der Eigennutz, die

Ehre, die innern und äußern Hinderniſſe. Wenn Eigennutz und Ehre ſinnliche Triebfedern ſind, ſo wird die Güte der Handlung mit ihnen im umgekehrten Verhältniß, ſo wie mit den Bewegungsgründen und Hinderniſſe im direkten Verhältniſſe wachſen. Hier wird die Schwierigkeit in der Anwendung der Ausmeſſung des moraliſchen Werthes ſichtbar, die wir oben angedeutet haben, und die in der Mannichfaltigkeit der Elemente der ſittlichen Größe liegen. In der Methode des de Piles, die aber der Verf. verwirft, ließen ſich die am beſten aus einander ſetzen, und daß darnach alsdann die Handlungen in Anſehung ihrer ganzen Größe noch nicht verglichen wären. Das kömmt aber eben von der Ungleichartigkeit der Elemente, vermöge welche ſie eben ſo wenig, als Colorit, Zeichnung, Compoſition u. ſ. w. mit einander zu vergleichen und gegen einander zu ſchätzen ſind.

Die Vergleichung der ungleichartigen Elemente und ihre Reduction auf gleichartige Größen, iſt alſo das frühere [illegible] in der Aufgabe, deren Auflöſung der edle Verf. unternommen hat, und daher haben wir uns bey dieſem Punkte am längſten aufgehalten. Wären wir damit zur Richtigkeit, dann könnten wir den Maaßſtab, den er in dem dritten Verſuche angiebt, nämlich die Zeit ohne Bedenken anwenden und ſo, ohne Furcht zu irren, fortrechnen. Denn es iſt unleugbar, daß alsdenn ſowohl der eigene ſittliche Werth, als der geſellſchaftliche Werth des Menſchen in dem direkten Verhältniß der Zeit wachſen müſſe, d. i. ſeine eigene ſittliche Vollkommenheit ſowohl, als die Vollkommenheit, die er außer ſich wirklich macht, müßte im direkten Verhältniſſe mit der Menge ſeiner ſittlich guten Handlungen ſtehen. So gering der Umfang der bisher angezeigten Schrift iſt, ſo haben wir uns doch länger dabey aufgehalten, als uns der uns vorgeſchriebene Raum gewöhnlich verſtattet, und das waren wir der Wichtigkeit ihres Inhalts ſchuldig. Der edle V. hat auch durch ſie ſeine ehrenvolle Stelle unter den forſchenden Weiſen unſers Zeitalters behauptet, und was hat ſich die Menſchheit nicht von einem Manne zu verſprechen, der nunmehr zu einem der erſten Fürſtenſtühle unſers deutſchen Vaterlandes ernannt iſt, den ihm die vereinigten Stimmen aller Weiſſen und Patrioten Deutſchlands ſchon ſeit langer Zeit beſtimmt hatten!

Gb.

Critik

Critik der reinen Vernunft im Grundriſſe, zu Vorleſungen, nebſt einem Wörterbuche zum leichtern Gebrauch der Kantiſchen Schriften, von M. Carl Chriſtian Ehrhard Schmid. Jena, in der Cröckerſchen Buchhandlung, 1786. 8. 294 Seiten.

Der Verf. hatte zuerſt ſich der Schulziſchen Erläuterungen der Hrn. Prof. Kant Critik der reinen Vernunft, zum Leitfaden ſeiner Vorleſungen bedient; da er aber dieſe Erläuterungen, von denen er ſonſt ſehr vortheilhaft urtheilet, zu diesem Zwecke minder geſchickt fand, ſetzte er gegenwärtigen Grundriß auf, von dem es nun, ſeiner Aeußerung nach, die Erfahrung zeigen müſſe, ob derſelbe mit mehrerm Nutzen zu critiſchen Vorleſungen zu gebrauchen ſey. Es iſt ein zwar kürzer, aber ziemlich deutlicher, und mit Auswahl des Wichtigſten abgefaßter Auszug aus Hrn. P. K. Critik der reinen Vernunft, wobey aber auch zugleich die ſogenannten Prolegomena, und die Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten gebraucht ſind, und immer beym Ende eines Abſchnittes zurückgewieſen wird, aus welchen Paragraphen des größern oder auch kleinern Werke der Auszug gemacht worden. Die ſynthetiſche Methode der Critik iſt beybehalten, und ſo fängt alſo das Raiſonnement von der tranſcendentalen Aeſthetik an, verbreitet hierauf zur tranſc. Logik, zur Analytik der Grundſätze, von da zur tranſc. Dialektik, ferner zur tranſc. Methodenlehre fort, und endigt mit der Critik der reinen practiſchen Vernunft, oder mit der Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten.

Da der Recenſent bey Anzeige der obengedachten Schulziſchen Erläuterungen, und der Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten (im 66. Bande d. A. D. B.) ſeine Gedanken über die Kantiſche Philoſophie, nebſt einigen Zweifeln und Einwürfen umſtändlich vorgetragen hat, und dieſer Grundriß ihn im Ganzen in ſeinem Begriff und Urtheil von dieſer Philoſophie beſtätigt hat, ohne ihm ſeine Zweifel aufzulöſen, oder ſeinen Einwürfen zu begegnen: ſo werden hier nur einige einzelne Bemerkungen als eine Art von Nachleſe zu jenen ausführlichern Unterſuchungen anzubringen ſeyn.

Ich bemerke alſo zuförderſt, daß der Verf. hin und wieder entweder offenherziger ſich äußert, oder vielmehr nur gewiſſe

weiſſe Folgerungen aus den Grundſätzen ſeines Lehrers weiter ausführt, als es dieſem beliebt hat, und daß der Schüler wiederum in andern Stellen zurückhaltender iſt, oder gewiſſen ſchwierigen Erörterungen, worein ſich der Lehrer eingelaſſen hat, auszuweichen ſucht. Zum Beyſpiel des erſten führe ich folgende Behauptung des Verf. an: „Wir können eben ſo „wenig das Daſeyn, oder auch nur die reale Möglichkeit ei„ner nicht ſinnlichen Anſchauung behaupten. Der Begriff ei„nes Noumenon iſt zwar nicht widerſprechend," (ein Unding) „auch zur Begänzung der Sinnlichkeit nothwendig," (Grund-Begriff) „aber nur problematiſch, weil die nicht ſinnliche An„ſchauung ſelbſt, nur ein Problem iſt, die ihn realiſiren, d. h. „objectiv gültig machen könnte. Es iſt alſo ein leerer Begriff „(ens rationis) ein Gedankending, das für uns nicht einmal „unter die Möglichkeit gehört. Man kann daher zwar die „Begriffe in ſinnliche und intellectuelle, aber weder die Gegen„ſtände in Noumena und Phänomena, noch die Welt in Sin„nenwelt und Verſtandeswelt eintheilen. — Zur Erkennt„niß der Noumenen würde eine andere Anſchauung, und ein „andrer Verſtand, als der menſchliche erfordert. Phäno„mena ſind die einzigen Gegenſtände, welche der menſchliche „Verſtand denken kann. S 40." Ob nun gleich dieſe kühne Behauptungen, wodurch Daſeyn auf unmittelbare oder mittelbare Anſchauung, und reale Möglichkeit auf Anſchaubarkeit in Raum und Zeit, zurückgebracht, die ganze Außenwelt für uns vernichtet, die von unſrer Sinnlichkeit und Anſchauung unabhängige Exiſtenz irgend eines geiſtigen oder materiellen Gegenſtandes, geleugnet wird, alle Objecte, ſowohl ſogenannte äußere als innere lediglich in Vorſtellungen verwandelt werden, und was das Sonderbarſte iſt, dennoch jeder denkbare und wirklich gedachte Gegenſtand, z. B. die Gottheit, ein leerer Begriff ſeyn ſoll, ob er gleich das gemeinſchaftliche Erforderniß zur Exiſtenz, und das Weſentliche deſſelben, dieſes nämlich, daß er wirklich vorgeſtellt wird, hat, Blos, weil er nicht auf eine gewiſſe Weiſe, nämlich in Raum und Zeit vorgeſtellt wird — obgleich, ſage ich, alle dieſe Folgerungen, meiner Einſicht nach, aus der tranſcendentalen Aeſthetik oder den Kantiſchen Theorien Raum und Zeit flieſſen; ſo hat doch Hr. K. dieſe Sätze bey weitem nicht ſo deutlich ausgedrückt und zugeſtanden. Vielmehr hat er in manchen Stellen ſeiner Schriften, inſonderheit da, wo er nicht niederreißt, ſondern wieder aufbauet, von Noumenen, von

Din-

Dingen an ſich ſelbſt, und von einer Verſtandeswelt geredet, ls Gegenſtänden, die wir annehmen müſſen, weil das Feld er Erſcheinungen in den Augen unſrer Vernunft ſich nicht elbſt begränze, und weil den Erſcheinungen doch Dinge an ich ſelbſt (und was würde der Inbegriff derſelben anders eyn können, als die hier von dem Verf. geleugnete Verſtandeswelt?) zum Grunde liegen müſſen, worauf jene Anzeige hun, wir mögen etwas davon wiſſen oder nicht. Hr. K. ehauptet von der Verſtandeswelt, daß ſie und ihre Geſetze en Grund der Sinnenwelt und ihrer Geſetze enthalten, ja er olt ſogar ſeine Tugend und Freyheit, kurz alles was er nur att des genommenen wiedergiebt, aus dieſer unbekannten Welt her. — —

Von dem zweyten Fall, daß der Schüler zurückhaltender iſt, als der Lehrer, giebt die ebengedachte tranſc. Freyheit in Beyſpiel. Berühren mußte der Verf. allerdings dieſen chwierigen Punkt, worauf die ganze Metaphyſik der Sitten und Moraltheologie, und überhaupt alles, was Hr. K. ſtatt des Niedergeriſſenen wieder aufführet, gebauet iſt; aber er ehet leiſe darüber weg, und läßt ſich in die Erörterungen nicht ein, wie derſelbige Menſch beyde Arten von Freyheit, die practiſche und die tranſcendentale, jene als Phänomen, und dieſe, als Ding an ſich ſelbſt, zugleich habe und üben önne. Und doch hätte er es billig thun ſollen, weil es ſonſt icht deutlich zu machen iſt, wie die beyden Sätze: der Menſch hat ine tranſcendentale Freyheit; und er hat keine tranſc. Freyeit, zugleich wahr ſeyn können, mithin dieſe Antinomie nicht ufgelöſet wird, indem die Anmerkung des Verf, „daß, wo„fern Erſcheinungen Dinge an ſich ſelbſt, und nicht blos Vor„ſtellungen ſind, denen eine fremdartige, intelligible Urſache „zum Grunde liegen kann, ſich die Freyheit mit dem Geſetz „der Cauſſalität nicht verbinden laſſen,“ zu dieſer Auflöſung keineswegs hinreicht. Wenn man nun wahrnimmt, daß dieſe und die übrigen Antinomien ganz eigentlich zur Demüthigung und Niederſchlagung der dogmatiſirenden Metaphyſik aufgeſtellt werden, ſo wie die Auflöſung derſelben der Stolz und der Triumph der Critik ſeyn ſoll, ſo entzieht man dieſer letztern einen wichtigen Beſtätigungsgrund, wenn nian dieſe Auflöſung nicht auf eine genugthuende Art zeigt — oder ſollte ſich dies etwa gar nicht zeigen laſſen? Alsdann hätte die Critik für der gewöhnlichen Metaphyſik wenig mehr voraus, als daß ſie dieſe und die übrigen Antinomien nur in einem

auffallenderem Lichte dargeſtellt hätte. Die erſte Antinomie hingegen, den Raum betreffend, löſet der Leibnitzianer eben ſo auf, wie Hr. K., und wenn es ihm bey der zweyten, die Zeit betreffend, nicht glückt, von derſelben durch Reducirung auf bloſſen Schein eine eben ſo leichte Auflöſung zu geben, ſo muß er ſeine Entſchuldigung darin ſuchen, daß in dieſer zweyten Antinomie das Objective und Wahre, eben ſo das Subjective und den Schein überwiegt, als in der erſten der Schein das Wahre überwiegt, und daß es ihm unmöglich iſt, dies Subjective, ſo wenig es auch ſeyn mag, vom Objectiven abzuſondern. Aber, wird er denken: was iſt daran gelegen, ob meine Philoſophie bey der zweyten oder dritten Antinomie ſcheitert, wenn doch ihrer ſtolzen Gegnerin bey dieſer letztern das nämliche Schickſal begegnet? und es muß ihr begegnen, weil außer dem was ihrer Auflöſung ſonſt entgegen ſtehet, die Critik dieſe Auflöſung nur dadurch geben kann, daß ſie ihren eignen Grundſätzen entſagt, ihren tranſcendentalen Idealismus mit einem tranſcend. Realismus, und ihren empiriſchen Realismus mit einem empiriſchen Idealismus vertauſcht — Amphora coepit inſtitui, currente rota urceus exit —

Da es nach den Grundſätzen der Critik eigentlich gar keine äußere Objecte giebt, Nichts außer, ſondern alles innerhalb unſrer Vorſtellung, und zwar der ſinnlichen, exiſtirt, Gegenſtand und Erſcheinung oder Anſchauung, alles das nämliche, Original und Körper zugleich iſt, folglich auch der oft vorkommende Ausdruck: Vorſtellungen, die ſich auf einen Gegenſtand beziehen, weiter nichts andeutet, als Anſchauungen in Raum und Zeit, von denen es uns vorkömmt, als wenn ſie ſich auf irgend einen von unſrer Vorſtellung unabhängig, und für ſich exiſtirenden Gegenſtand beziehen, obgleich außer unſrer Vorſtellung ein ſolcher Gegenſtand nirgends vorhanden iſt; ſo müſſen nun auch alle Verſchiedenheiten der ſogenannten Objecte ſubjectiviſch, d. i. nach innern Unterſcheidungsmerkmalen erklärt und bezeichnet werden, dies gilt inſonderheit auch von dem wichtigen Unterſchiede, da uns die Objecte bald in Ruhe, bald in Bewegung, bald als blos coexiſtirend, bald als entſtehend, bald als Subſtanzen, bald als Begebenheiten erſcheinen. Den ſubjectiven Grund, den die Critik von dieſer Unterſcheidung angiebt, faßt der Verf. in dieſen Worten zuſammen: „Da die Erſcheinungen nichts „weiter ſind, als Inbegriffe der ſucceſſiv apprehendirten Vor-

„stellungen, so scheint daraus zu folgen, daß die successive „Succession in der Apprehension auch jederzeit den Erscheinungen an sich selbst objectiv zukommen müsse, daß also z. B. das „Mannigfaltige einer angeschaueten Gegend selbst successiv sey. — „Wir tragen aber nur in gewissen Fällen, z. B. bey dem Flug „eines Vogels, die Succession unsrer Vorstellungen auf das „Object über, in andern aber nicht. Was berechtigt den Verstand zu dieser Unterscheidung? Die Vorstellungen der Apperception unterscheiden wir von der Erscheinung als ihrem „Objecte, wenn wir uns eine Verbindungsart in der Apprehension: als nothwendig, d. h. als durch eine Regel als „eine allgemeine Bedingung bestimmt vorstellen. Dasjenige, „was da macht, daß das Mannichfaltige nur auf diese Weise „apprehendirt werden kann, (die Regel) gilt für den Gegenstand. Wenn nun die Folge der Vorstellung durch keine Regel bestimmt ist, so ist sie blos etwas Subjectives, auch keine „Erkenntniß von den Zeitverhältnissen eines Gegenstandes. „Ist hingegen die Ordnung in der Folge der Wahrnehmungen „bestimmt, mithin objectiv, so nennen wir dies eine Begebenheit, d. h. eine bestimmte Zeitfolge der Erscheinungen. „Es geschieht alsdann etwas, d. h. etwas oder ein Zustand „wird, der vorher nicht war. Bey Begebenheiten, d. h. „wenn etwas geschieht, ist die successive Folge nicht beliebig, „sondern nothwendig, und wird durch eine Regel bestimmt. „Sie wird daher nicht blos dem Subject, sondern zugleich „dem Objecte, nämlich der Erscheinung zugeschrieben, und „von ihm abgeleitet." So weit ich diese Erklärung verstehe, scheint sie mir nicht zureichend zu seyn. Um bey dem angeführten Beyspiel einer angeschaueten Gegend oder Landschaft zu bleiben, so könnte das Mannigfaltige derselben gerade in der Ordnung, wie es in der Natur erscheint, auf verschiedenen Blättern gezeichnet, und mir, vermittelst einer Zauberlaterne mit beynahe eben der Schnelligkeit nach und nach vor den Augen vorbeygeführet werden, womit mein Auge in der Natur die ganze Landschaft durchläuft, oder falls die gezeichneten Blätter unbeweglich nebeneinander an der Wand geheftet wären, sie durchlaufen würde. Und doch ist in dem ersten helle Bewegung, in dem andern Ruhe; ich trage das Successive in der Succession meiner Apprehension im ersten Fall, auf das Object, d. i. auf die mir nach und nach gezeigten Theile der Landschaft über, obgleich hier keine Regel die Folge des Mannigfaltigen als nothwendig bestimmt; in dem andern

Fall aber, wenn ich dieſe Landſchaft in der Natur oder auf Blättern, die ruhig an der Wand hängen, ſucceſſiv mit meinem Blick durchlaufe, trage ich das Succeſſive nicht auf die Landſchaft über. Es kann alſo, wie es ſcheint, der Umſtand, daß wir uns eine Verbindungsart als durch eine Regel nothwendig beſtimmt gedenken, bey einer Erſcheinung fehlen, und wir halten ſie doch für wandelnd oder entſtehend. Hingegen kann auch dieſe Regel wirklich wahrgenommen werden, und wir tragen doch nicht immer das Succeſſive der Apprehenſion auf das Object über. Man nehme an, daß die Geſchichte einer Perſon, und ihre in ihrem Charakter, ihren Sitten und Betragen gegründete Begebenheiten nach Hogarths Manier, auf verſchiednen Blättern gemahlt, und dieſe Blätter in dem natürlichſten Zuſammenhang, und nach der ſtrengſten Cauſalverbindung an einander gereihet, an der Wand neben einander hingeſtellt werden; wird uns nun das Ganze, wenn es unſer Blick durchläuft, als bewegt oder als ruhend, als ſich entwickelnd und entſtehend, oder als blos coexiſtirend, vorkommen? So groß auch immer die Täuſchung des Pinſels, und die Kunſt des Mahlers ſeyn mag; ſo werden wir doch nie das Succeſſive in unſerm Ueberblick auf das Gemälde übertragen. Es reicht alſo auch die ſtrengſte von uns wahrgenommene Cauſalverbindung zwiſchen den mannigfaltigen Theilen eines angeſchaueten Ganzen nicht zu, es für uns in Bewegung zu ſetzen, und in eine Begebenheit zu verwandeln. Es wird, wie es ſcheint, noch ein andrer, entweder ſubjectiver, oder wenn dergleichen gar nicht aufzufinden wäre, objectiver Grund erfordert, zu erklären, warum wir Bewegung und Ruhe, Begebenheiten und bloſſe Coexiſtenz in der ſinnlichen Anſchauung unterſcheiden. Sollte hiezu etwas nicht blos ſcheinbar, ſondern wirklich Objectives erfordert werden, ſo könnte denn auch die Zeit nicht mehr für blos ſubjective Form der Sinnlichkeit gelten, ſondern müßte als etwas zugleich auch im Objectiven gegründetes betrachtet werden.

Man weiß, daß Hr. Kant, nachdem er uns in Abſicht auf die Erkenntniß der Gottheit alles Wiſſen abgeſprochen, und die üblichen ſpeculativen Beweiſe für das Daſeyn derſelben, als unbegründet, oder wenigſtens als unhinlänglich vorgeſtellt, auch die Gottheit unter jene Noumenen, die für uns keine Prädicate haben, ſondern leere Gedankendinge ſind, verwieſen hatte, ſich bemühet, uns ſtatt der uns entriſſenen

Wiſ-

Wissenschaft einen sogenannten Vernunftglauben an eine zukünftige Welt und an einen Gottheit aus moralischen Principien hergeleiten. Es würde hier zu weitläuftig seyn, nur das, was unser Verf. hierüber im Auszuge anführt, herzusetzen. Folgendes kann indessen von dieser Wiederaufbauung einen erwünschten Begriff geben: „Mit der Idee eines guten Willens, „oder der Autonomie hängt nothwendig zusammen, die Idee „einer moralischen Welt der vernünftigen Wesen, worin die „sittlichen Gesetze allgemein befolgt würden, und eines Sy„stems der Zwecke“ (Reichs der Gnaden) „d. i. der systema„tischen Einheit der freyen Willkür eines jeden mit sich selbst „und mit der Freyheit eines jeden andern in denselben. In „diesen würden die durch sittliche Gesetze durchaus bestimmten „freyen Handlungen eines jeden eine der Moralität proportio„nirte allgemeine Glückseligkeit hervorbringen.“ (welche die Vernunft zwar nicht als Bedingung, aber doch als Folge mit dem sittlichen Wohlverhalten verknüpft). „Da sich „nun in der Sinnenwelt diese vollkommene Proportion nicht „zeigt, auch von einer Natur, die nicht zweckmäßig, d. i. „von einem verständigen Urheber und in systematischer Einheit „mit dem sittlichen System, oder von einer höchsten Ver„nunft hervorgebracht und regiert wird, nicht erwarten läßt, „da gleichwohl, ohne Voraussetzung einer moralischen Welt die „sittlichen Ideen zwar Billigung und Bewunderung erregen, „aber keinen Vorsatz der Ausübung hervorbringen können, „weil sie außerdem nicht den ganzen Zweck des vernünftigen „Wesens erfüllen — Würdigkeit und Hoffnung der Glück„seligkeit: so müssen wir 1) uns eine moralische Welt als „eine intelligible denken, worin Sittlichkeit und Glückselig„keit, der höchste Zweck mit allen Zwecken systematische Ein„heit haben wird, deren Ordnung in der Sinnenwelt verbor„gen ist. 2) Diese müssen wir in Beziehung auf die gegen„wärtige Welt als künftig betrachten, d. h. die anschauende „Erkenntniß jener vollkommnen Harmonie erwarten. — „3) Als die einzige mögliche Bedingung der Realität einer „solchen Welt müssen wir das Daseyn eines höchsten Wesens „mit der vollkommensten Sittlichkeit und Seeligkeit“ (Ideal des höchsten Gutes) „als höchstes Princip der sittlichen und „natürlichen Gesetze voraussetzen, welches den nothwendigen „Erfolg der sittlichen Gesetze bestimmt. Dieses Urwesen muß „dieser praktisch-nothwendigen Idee gemäß, vernünftig-heilig u. s. w. überhaupt allervollkommenst seyn, weil es sonst

„keine vollkommenste durchgängige ewige Uebereinstimmung „der Natur und Freyheit hervorbringen könne.“ Wie viel ließe sich nicht gegen diese Moraltheologie erinnern? und wie natürlich ist die Frage: wird sich das Reich der Gnaden auch unter den Trümmern des Naturreichs erhalten? wird, wenn jene zerstörende Vernünfteley, wodurch das Bewußtseyn unsrer Selbst als einer denkenden Substanz in Schein und Empfinden, Vorstellen und Denken in fremdartige Modificationen oder Wirkungen eines uns ganz unbekannten Subjects verwandelt werden, gegen jenen Vernunftglauben gerichtet würde, sich derselbe wohl behaupten können? — Er stützt sich auf lauter transcendentale Begriffe, auf transc. Tugend, auf transc. Freyheit, er dichtet, oder vielmehr er wünscht sich ein transcend. Reich der Gnaden, und giebt demselben eine transcendentale Intelligenz zum Urheber und Regierer, lauter Dinge alles den Grundsätzen des empirischen Realismus schnurstracks entgegen. — Jedoch zugegeben, daß wir, wofern wir nicht ein solches Reich der Gnaden glauben, noch so viele und große Tugend üben können, als wir zu üben bestimmt wären, (wogegen sich doch auch noch manches erinnern läßt) setzt denn dieser Glaube auch nothwendig den Glauben an einen vernünftigen Urheber und Einrichter dieses Reichs voraus? — Alsdann freylich, wenn die proportionirte Glückseligkeit dieses Reichs etwas von außen in die Seele hineingeschobenes, ein willkürliches Geschenk eines von der allgemeinen Natur der Dinge verschiednen Gebers seyn soll — aber dies scheint nicht die Meynung zu seyn, da es heißt, „daß die freyen Handlungen eines jeden eine der Moralität proportionirte Glückseligkeit hervorbringen sollen.“ Wozu braucht es denn, nach den Grundsätzen und dem Raisonnement der Critik, zur Hervorbringung und Regierung dieses Reichs eines besondern Baumeisters und Regenten, da das Reich der Natur (oder wenn dies Reich vernichtet wird), das eben so zweckmäßig eingerichtete Reich der Wahrheit und des Denkens mit seinen Formen der Sinnlichkeit, mit seinen sich hierauf beziehenden Verstandesbegriffen und Grundsätzen, und mit den dieser wiederum zum nöthigen und nützlichen Regulativ dienenden Vernunftideen, keines solchen Urhebers und Anordners bedarf, uns gar nicht darauf verweisen, uns nicht berechtigen soll, einen solchen anzunehmen? Können wir im Reiche der Natur und der Wahrheit ohne Gottheit fertig werden, so läßt es sich, so lange wir im Gebiete dieser Reiche mit unserm Nach-

denken

nnement und verweilen, ſogar beruhigen, daß die Gottheit
n ganz leerer Begriff ſey, wodurch wird denn dieſer Begriff
r uns, ſobald wir ins Reich der Sitten übergehen, bedeu-
nd und wichtig? Es kann blos dadurch geſchehen, daß wir
in das Bedürfniß eines ſolchen Begriffs ſtärker und inniger
hlen, aber es bleibt doch immer nur eine Idee, die eben
leer, als alle andere iſt, eben ſo wenig auf ein ſich außer
ns befindliches Original ſich beziehen kann, das einem außer
ns befindlichen Original entſpricht; es bleibt doch immer nur
n bloſſer ſubjectiver Grund, der höchſtens nur dies erweiſet,
ß wenn wir ſo moraliſch, als uns möglich iſt, handeln wollen,
ir immer vorausſetzen müſſen, daß ein künftiger Vergeltungs-
ſtand ſey, und weil wir uns dieſen leichter und natürlicher,
ls von einer höchſten Intelligenz hervorgebracht und einge-
ichtet, auch nicht vielmehr, wie es doch ganz wohl ſeyn
onnte, als eine bloſſe Entwickelung einer Naturanlage vor-
ellen, ſo vermuthen wir eine ſolche Intelligenz. Allein
enn überhaupt die im Weltall angebrachte Zweckmäßigkeit,
Harmonie und Ordnung uns nicht berechtigt, auf einen höch-
ten, vernünftigen Urheber von allem dieſen zu ſchließen, ſo
ann es auch die zu einem Reiche der Gnaden erforderliche,
weckmäßige Einrichtung nicht thun, und geſchiehet dies, ſo
cheint es nicht Vernunftglaube, ſondern ſelbſtſüchtige Leicht-
läubigkeit zu ſeyn.

Das angehängte Wörterbuch über die Kantiſche Termi-
nologie ſcheint zu dem abgezielten Zwecke, den forſchenden
Jünglingen das Leſen der Schriften dieſes tiefſinnigen Welt-
weiſen zu erleichtern, ſehr gut eingerichtet zu ſeyn.

Fg.

**Ideen zu einem künftigen ſichern Studium des Men-
ſchen, für Unſtudirte. Erſter Verſuch. Halle,
in Commiſſion bey Hendel. 1786. in 8vo. 96
Seiten.**

Titel ſowohl als Vorrede, welche mit Klagen über das viele
Hypothetiſche und Unſichere in der Menſchenkenntniß begi
dabey einen feſten Gang nach Erfahrungen und Beobachtun-
gen verſpricht, hatten unſre Erwartung auf erheblichen Ge-

wiun dieſer Wiſſenſchaft geſpannt; aber bald hernach erweckte des Verf. unbeſtimmte ſchwankende Art ſich auszudrücken, ſein wankender Gang in Verknüpfung mehrer Sätze einiges Mißtrauen. In den erſten Briefen fanden wir darauf, die Worte Signaturen der Dinge, Sympathie und Antipathie in der Natur, der Zweck rechtfertigt die Mittel, Gerath der Gottheit gebraucht von der Seele, und dieſe als bekanntes Schiboleth gewiſſer geheimer Philoſophen, beſtärkten den anfangs gefaßten Verdacht, vornehmlich da hierüber in manches Unbeſtimmte beygebracht wird, daß wir zu unſerer Erbauung nichts daraus nehmen konnten. Als nach dieſen Präliminarien wir den Verf. zu der Temperamentenlehre ſchreiten ſahen, hofften wir hier wenigſtens aus den verſprochenen Beobachtungen und Erfahrungen einiges vorzufinden, welches im Stande wäre einige lang geſuchte Auflöſungen zu geben, fanden aber ſtatt deſſen was folgt: wenn mein Blut rein iſt, wenn es in ſeinen Gängen ungehindert geht, wenn es ſich bey einer nicht geringen Quantität viele Luftbläschen in demſelben enthalten, ſo nennt man ein ſolches Blut ſanguiniſch; die Farbe iſt hellroth. Wenn daſſelbe bey Ueberfluß ſchwer iſt, wenn es vermöge dieſer Schwere, oder der darin enthaltenen vielen Erdtheile ſich langſam fortbewegt, und oft ins Stocken geräth: ſo heißt ein ſolches Blut melancholiſch; die Farbe iſt ſchwarzroth, u. ſ. w. Wir laſen weiter, und fanden, daß es vier dieſen Temperamenten entſprechende Hauptleidenſchaften gäbe, Geiz, Wollust, Ehrgeiz, Ruhe und Bequemlichkeit, die denn auf die bisher übliche Weiſe unter die Temperamente vertheilt werden. Daß der V. alle dieſe Blutarten an ſich ſelbſt ſollte erfahren haben, dünkte uns nicht glaublich, auch ſagt er es nicht, wir ſuchten alſo weiter, ob chymiſche Unterſuchungen folgten, die die Beſtandtheile genau angäben, und zeigten, daß ſolche Farbe allemal auf ſolche Beſtandtheile ſchließen laſſe, und fanden nichts. Dennoch hofften wir dem Verſprechen zufolge wenigſtens Erfahrungen zu finden, den Menſchen mit ſolchem Blute allemal auch ſolche Leidenſchaften gehabt hätten, oder etwas, das den Zuſammenhang der Leidenſchaften mit der des Blutes begreiflich machte, und fanden wieder nichts. Wir glaubten uns alſo berechtigt zu ſchließen, der Verfaſſer habe gar keinen Begriff von der Art, wie ſolche Sätze durch Erfahrung müſſen erwieſen werden, habe ſich aus Mangel an nöthiger Selbſterkenntniß in eine Sache eingelaſſen, die ſeine Kräfte überſtiege;

mit-

in seyn, mit Gewissens halber verbunden, zu Anschaffung Lesung dieses Büchleins nicht zu rathen.

Wr.

Magazin der Philosophie und schönen Litteratur. Vierter Heft. Mainz, gedruckt durch Kraß, und im Verlag von Göschen in Leipzig, 1786, 8vo. mit fortlaufender Seitenzahl 269—371.

Daß in einem Magazine alle Stücke von gleicher Güte seyn werden, wird nun wohl niemand, der die Entstehung solcher Blätter kennt, verlangen; aber den Inhalt sollen unsere Leser erfahren. 1) Ueber die Aufklärung, und zwar vierten Brief, von den Ursachen des Mangels an Aufklärung. Uns deucht es, in der That, als wenn der Briefsteller selbst nicht eigentlich gewußt habe, was Aufklärung sey, es ist nun einmal der locus communis einiger Jahre, und wenn man doch eine mit Modisch seyn will, so schreibe man etwas davon. Aufklärung wird nach des Briefstellers Meynung durch Unterricht und Thatsachen bewirkt. Er klagt, daß unsere Kenntnisse und Fertigkeiten in einzelne Klassen und Fächer abgetheilt sind, und nicht als Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes behandelt werden. Diese Forderung bezweckt wirklich die lächerlichste Polyhistorey, denn auf diese Art predigt sich der Jurist selbst, verschreibt selbst seine Mittel bey Krankheiten, schleift sich selbst Gläser zu Telescopen, kurz er weiß in omnibus aliquid, und, als ein wahrer Polyhistor, in toto nihil. Man lasse einen jeden in seinem Fache die höchste Vollkommenheit suchen, die seine Geisteskraft erlaubt, so wird überall wahre Aufklärung vorhanden seyn, und der Schuster, der mir einen guten dauerhaften Schuh macht, und dabey ein bürgerlicher gerechter Mann ist, wird allerdings als ein aufgeklärter angesehen werden müssen, wenn er auch nicht weiß, was Visceralelixir für ein Ding ist. Und vermuthlich meynt der Briefsteller eben dasselbe, wenn er die fortschreitende Entwickelung aller Keime der Vollkommenheit, welche im Menschen liegt, zum Hauptzweck annimmt, auf welchen alle politische, bürgerliche und moralische Anstalten sich beziehen sollen. Diese, des Verfassers selbst eigene Behauptung, wende man ohne Unterschied auf diesen oder jenen Stand an,

so

so werden wir z. B. einen Bauer für vollkommen aufgeklärt halten müssen, wenn er seine Ländereyen nach Beschaffenheit des Bodens behandelt, und seinen Viehstand nach seinen Kräften unterhält und vermehrt, denn so wenig er ein Belletrist seyn darf, so wenig braucht er zu wissen, wie man einen Wechsel einklagt, oder einen Spiegelsextanten macht. Wo bleibt nun also der gemeinschaftliche Stamm und seine Zweige? Mit der Reformation Josephs II. scheint er nicht zufrieden zu seyn — das hat auch wohl in dem Stande des Briefstellers seinen Grund — denn diese, Josephs Reformation, und das allgemeine Geschrey — wie verächtlich! — wider gewisse religiöse Mißbräuche soll den Köpfen in Europa itzt einen vorübergehenden — wie weissagend — Schwung geben, durch welchen viele vom Entgegengesetzten aufs Entgegengesetzte verfallen — letzteres ist bey einer Reformation sehr natürlich, und gerade deswegen gut. 2) Die gereimten Empfindungen an einem Bache, vertragen die kritische Zergliederung nicht wohl, denn

„es weilte mein Auge im rauschenden Kuß
„des Baches:"

verstehen, wie wenigstens, nicht. 3) Die Vertheidigung des Herrn Professor Dorsch: wie soll man Philosophie auf Akademien studieren? ist wirklich nicht unrecht geschrieben, ohngeachtet sie lauter bekannte Sachen, jedoch angenehm gesagt, vorträgt. 4) Die paar Seiten zur Karakteristik der Poesie, enthalten einige wohlbemerkte Züge mit schiefen Vorstellungen vermischt. 5) Die Bemerkung über poetische Schäferey könnte, bey weiterer Ausführung, ein treffendes Gemälde von unserm itzigen Geschmack an sogenannten vaterländischen Trauerspielen abgeben. 6) Die Abhandlung über litterarische Einsamkeit scheint blos ein Vehikel zu seyn, um die Uebersetzung von Thomson's Hymne auf die Einsamkeit mit Manieren dem Mann zu bringen. 7) Ueber das Stillschweigen der Beredsamkeit bey den Alten ließe sich noch mehr sagen. 8) Das Fragment von einem Kalbe, wo das Wort: Aufklärung, unrichtig erkläret worden, wollen wir seinem Schicksale überlassen; dem angehängten specifischen Mittel wider Aberglauben, nach dem d'Alembert würden wir gerne Beyfall geben, wenn sich alle Wissenschaften auf reine Grundsätze bringen ließen, wie die Geometrie. 9) Ein Schreiben von Stuttgard über die Hohe Karlsschule, enthält einige, aber nicht aussichtliche

liche Nachrichten. Von Beurtheilungen und Nachrichten treffen wir nur eine Recension von Kleins Leben und Bildnissen der großen Deutschen an, wobey die Biographien zur Bedruckung einiger Seiten gut genutzet worden, und noch eine von Moses Mendelssohns Morgenstunden. Das Verzeichniß der in Mainz vom 31gn bis den 19ten November aufgeführten Schauspiele, interessirt keinen Menschen, und das Etwas über Ziehens Weissagung kömmt zu spät, und ist an andern Orten schon besser gesagt.

Kz.

8. Mathematik.

Ausführlicher Beweis, daß die höhere Mathematik für das menschliche Geschlecht eine unentbehrliche Wissenschaft ist, von Joh. Nic. Müller, Ph. D. et A. A. M. Göttingen, 1786. bey Brose. 42 und mit der Anzeige seiner Sommerlektionen 46 Seiten, 8vo.

Der Verfasser empfiehlt sein Fach mit vieler Wärme, und macht einige sehr richtige Bemerkungen, über die jetzige seichte Behandlung fast aller Wissenschaften. Sein Hauptbeweis stützt sich auf den Satz: Die meisten aus der Mathematik im gemeinen menschlichen Leben anwendbaren Gegenstände, z. B. Kräften der Körper, Einrichtung der Maschinen, Gebäude ꝛc. sind veränderliche Größen, und diese kann nur höhere Mathematik bearbeiten. Gerne geben wir dies zu, wenn Er aller Orten (so viel es möglich ist) das Größte und Kleinste finden will. Denn, daß Elementarmathematik gar nicht zu Untersuchung veränderlicher Größen könne angewandt werden, ist so wahr, wie das Urtheil jenes Buchstaben Rechners, der, unbekannt mit dem tiefen geometrischen Geist der Alten, alle Geometrie ohne Algebra für Feldmesserey erklärte — wird durch die ihr mögliche Berechnung der trigonometrischen Linien, und selbst durch Erfindung vieler Gesetze der fallenden Körper und ihrer Bahn

durch

durch Hülfe der niedern Mathematik, widerlegt, folglich ist S. 16 offenbar zu viel behauptet: die niedere Mathematik kann hier nicht das geringste ausrichten. Daß derselbigen manche Aufgaben zu schwer sind, wird jeder Sachkundige, aber gewiß nicht, den wie es scheint S. 32 und 33 vom Verf. behaupteten Satz zugeben: daß durch Rechnung des Unendlichen allein, ohne Beyhülfe der Erfahrung, die beste Einrichtung einer Mahlmühle gefunden werden könne, bey der die Bewegung des Läufers die möglich besten Vortheile verschaffe. Giebt hier Rechnung oder Erfahrung das Maximum der Geschwindigkeit an, welche Mehl, nicht verbranntes Mehl, liefert. Im Ganzen dächte Recensent: daß, wer den hohen Werth der höhern Mathematik gründlich oder überzeugend einsehen will, sie selbst verstehen müßte — aber auch dann gewiß nicht auf den Epheukranz schauen werde — daß aber auch den Lehren derselben, selbst beym gemeinen Mann, mehr Eingang würde verschafft werden, wenn sich ihre Priester mehr beliebten ließen, dem gewöhnlichen Handwerker, Methoden anzugeben, wie er seine Werkzeuge einrichten müßte, um den Foderungen der Rechnung leicht ein Genüge zu thun, wie z. B. bey der epicycloidischen Figur der Zähne an Rädern. Uebrigens läßt sich §. 20. S. 26—28 jedem Studirenden, und auch manchem Consistorium empfehlen, das immer über elende (oder wie sie der Verfasser nennt, liederliche) Candidaten und Prediger reverendi ministerii, und vielleicht nicht mit Unrecht klagt, aber nicht daran denkt, daß ein halb-, jährig- oder anderthalbjähriger Aufenthalt auf Akademien, sehr natürlich nur halbe, drittels und viertels Männchen liefern muß.

Br.

Grundsätze der bürgerlichen Baukunst. Aus dem Italiänischen. Dritter und letzter Theil. Leipzig, 1786. bey Schwickert. 22 Bogen, 8. mit 8 Kupfern.

Dieser Band (die beyden ersten sind in dem 1 St. des 70sten Bandes dieser Bibliothek angezeigt) enthält den praktischen Theil der Baukunst, wie es scheint, aus guten Quellen, Vitruv, Palladio, Alberti, Belidor, du Hamel, Büffon u. a.

zu-

zusammengetragen. Hin und wieder hat der Verf. auch wohl ohne Prüfung etwas nachgeschrieben. Er sagt S. 11. der Thon sey eine glasartige Materie, welche vorher schon allerley Veränderungen erlitten, und durch die Länge der Zeit wieder ihren Originalcharakter, nebst einer Vitriolsäure angenommen habe, u. s. w. Von dem Kalkstein heißt es, daß er nach dem Brennen um die Hälfte kleiner seyn müsse, als vorher. Weil er viel Wasser verliere, so müsse sich auch der Umfang seiner Masse vermindern; er werde aber viel schwerer als ein ungebrannter Kalkstein von eben der Größe. Man habe Beyspiele, daß das Zusammenfallen der Steine während des Brandes den ganzen Ofen ruinirt habe. (Weil der Kalkstein durch das Brennen etwas von seinen Bestandtheilen verliert, so wird er darum nicht nothwendig kleiner, sondern könnte nur lockerer werden. Einige Kalkbrenner glauben, daß der Kalk durch das Brennen im körperlichen Umfange zunehme, wiewohl nach Ramezourts Kalkbrennerkunst 1080 Cubicfuß Kalkstein in Lothringen, allen Abgang abgezogen, an gebranntem Kalk 1000 Cubf. geben. Es stimmt auch mit des Verf. Behauptung die andere nicht zusammen, daß der gebrannte Kalkstein specifisch viel schwerer sey, als der ungebrannte. Da der Kalk gegen die Hälfte seines Gewichts durchs Brennen zu verlieren pflegt, so müßte er, wenn er zugleich die Hälfte am Umfange verlieren sollte, ohngefähr seine specifische Schwere behalten. Daß die Kalksteine im Ofen zusammengefallen sind, beweiset nur, daß sie nicht gut gesetzt waren. Das Niedersinken der Steine beweiset eigentlich noch nicht die Verminderung des körperlichen Inhalts.) Die Theorie von der Wirkung des Mörtels, welche der Verf. Belidor abgeborgt hat, sollte nunmehr nicht erwähnt werden. Doch gesteht der V. am Ende, daß sich wichtige Einwürfe dagegen machen lassen. — In Frankreich hält man es, nach dem Verf., für ein schönes Verhältniß, wenn der Giebel einen gleichseitigen Triangel macht. Vor 150 oder 200 Jahren mag das gewesen seyn.

Der Uebersetzer hat bey diesem Bande mehr Fleiß und Geschicklichkeit bewiesen, als bey den beyden ersten. Freylich bleibt die Uebersetzung noch etwas steif, und nicht ohne Fehler. Er übersetzt Palmi durch Fuß (Ziegel von 8 Palmi), da er sich aus der Tabelle der Maaßen am Ende des Buches leicht hätte belehren können, wie groß ein Palmo ist. Er

ſetzt Kies, wo er richtiger Kieſelſand oder grober Sand hätte ſetzen ſollen, weil Kies von den Mineralogen für eine Verbindung von Schwefel und Eiſen genommen wird, die auch Kupferkies und Arſenikkies unter ihren Benennungen haben. Beliebt pflegt man nicht an einander, ſondern ſchürzt oder hängt ſie zuſammen. Eiſerne Schlacken ſind ein ungewöhnlicher Ausdruck. Die franzöſiſche Benennung, Bieton, einer gewiſſen Art Mörtel, kömmt ſelbſt in Schmiedlins Catholicon nicht vor; ob es etwa heißen ſoll, Beton, deſſen Verfertigung Belidor in der Architect. hydraul. beſchreibt? Eine Art Steine, die erſt durch das Liegen an der freyen Luft ihre Feſtigkeit erlangen, wird mit dem Italieniſchen Namen, tufi, angeführet. Das iſt für den deutſchen Leſer anſtößig. Wenn die Art keinen deutſchen Namen hat, wie es leicht möglich iſt, ſo gehörte die Anführung in eine Note. Vielleicht ſoll es heißen, tufi.

Daß man ſelbſt in Rom ſchlecht und unvorſichtig bauet, davon finden ſich in dieſem Buche Beyſpiele. Man pflegt daſelbſt die Decke von dünnen ſchwachen Balken zu machen, welche alle auf einem oder zween plumpen Balken ruhen, die das Auge beleidigen, und ſo plump ſie auch ſcheinen, oftmals man am wenigſten daran denkt, bisweilen brechen. Man hat davon neuerlich zu Rom im Pallaſt Aſte, wo eine Komödie geſpielt ward, und im biſchöflichen Pallaſte zu Frascati, wo man eben bey der Mittagstafel war, traurige Beyſpiele erlebt. Ein anderer Unfall hat ſich vor einigen Jahren in dem Pallaſte Caeſini zu Rom ereignet, wo eine neue gewölbte Gallerie eingeſtürzt iſt. Der Verf. ſchreibt das Unglück der Nachläßigkeit zu, daß man verſäumt hat, das Gewölbe zuzudecken, daher der Regen es beſchädigt hat.

L.

9. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Drey Abhandlungen über die phyſikaliſche Beſchaffenheit einiger Diſtrikte und Gegenden von Böhmen, herausgegeben von der böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſ-

Wiſſenſchaften. Prag und Dresden, a. 1786. in der Waltherſchen Hofbuchhandlung, 15½ Bogen.

Denn dieſe Abhandlungen auch das nicht ſind, was ſie eigentlich ſeyn ſollten, und die Wünſche der Geſellſchaft, durch ihre Preisfrage die Verf. dazu aufgemuntert wurden, nicht ganz erfüllen, ſo ſind ſie doch immer keine unwichtige Beyträge zur Kenntniß der Naturgeſchichte und Statiſtik Böhmens.

Die erſte iſt Hrn. Mag. Richter's Naturgeſchichte der Gegend um Reichenberg, S. 11—14, welcher die Geſellſchaft den Vorzug, und zwar, ſo weit Naturgeſchichte ihr Hauptaugenmerk bey der Preisfrage war, mit vollem Recht erkannte. Die mittlere Höhe des Queckſilbers im Wetterhäſe = 22″ 11‴; der Winter dauert im Durchſchnitt 160 Tage; im Jahr 1782 waren 25″ 5‴, im Jahr 1783 28 Zoll. Feuchtigkeit, in jenem Jahre die wenigſte im Hornung und May, in dieſem im Erndtemonat aus der Luft gefallen; der Boden iſt faſt durchgehends Sand, auch ein guter Theil des Jeſchlenberges ſcheint ganz aus Sandſtein zu beſtehen; hinter Hainzdorf und Fridrichswalden iſt ein aus Thon, Glimmer und Quarz beſtehender Schiefer die gewöhnliche Gebirgsart, bey Johannisberg iſt Granit ſichtbar, und in den höhern Gebirgen findet man alle Abänderungen, ſowohl von dieſem, als von Gneis und Geſtallſtein; auch zeigen Geſchiebe und Klüfte, daß auch hier Granit die Grundlage der Gebirge iſt; in der Gegend des Jeſchenberges aber findet man viele Geſchiebe von Baſalt, theils ſehr veſt, theils löchericht, oder mit ſchwarzem oder grünem Schörl, gelbrothen und weißen Körnern, vielleicht vom Zeolith eingeſprengt; der Berg, der ganz einzeln ſteht, und eine kegelförmige Geſtalt hat, beſteht im unterſt aus Sand und Sandſtein, denn aus Gneis, weiter oben aus Hornſchiefer, inwendig (vielleicht?) aus Baſalt; auf ſeiner Spitze ſteht das Queckſilber im Wetterglaſe auf 24 Zolle und 7 Linien; an ihm, und in der ganzen Gegend von Reichenberg unter der Dammerde eine Menge Achat, Chalcedon, Jaſpachat, Bruchſtücke von Jaſpis und Hornſtein, nebſt der Mannichfaltigkeit von Geſtalt und Farbe, wie im Pfälziſchen, ſeltener Carneol, Cacholong, und ins Gelbe ſpielend, wohl auch falſchen, den bey Nacht kryſtalliſirte nennen

möchte, und Rosenbergenachat, zuweilen Achatnieren durch einen braunen jaspisartigen Thon zusammengekittet, der Politur annimmt. Ein Verzeichniß von Pflanzen, so viel der Verf. in zween Sommern bemerken konnte, mit Linnéischen Namen, aber nach ihrer Blüthezeit, also nach Monaten geordnet; auf trockenen hohen Wiesen; auf Halden wächst das sogenannte eisländische Mos sehr schön. Adoxa moschatellina fand der Verf. an sonnichten grünen Hügeln, sonst wächst sie immer im Schatten; auf Wiesen Trientalis, und, wenn sie sumpficht sind, Comarum; auf dem Jeschkenberge die Barrsie, und die grasblumichte und Bergviole; die Wurzel der grasblumichten ist gewürzhaft, und wird in Fiebern und Schleimkrankheiten mit gutem Erfolge gebraucht. Auch der gemeine Mann wisse es, daß das blaue Eisenhütchen nicht mehr giftig seye, wenn es einmal in der Blüthe seye; wohl aber, auch denn noch die Wurzel; die rothen Johannisbeeren im Riesengebirge, vornehmlich im Elbgrunde häufig wild. Von Insekten hat der Verf., so wie von Fischen, sehr wenig aufgezeichnet; der Todtenkopfschmetterling war auch da, im Erndtemonat 1783 nicht selten, und flog in die Häuser. Flußnatelle, Entenmuschel und Mahlermuschel ist in den Wassern gemein; auch die Perlenflußmuschel im Mittelgebirge des Riesengebirges nicht selten; seltener die Sandflußmuschel. Die Gebirgslerche und der Seidenschwanz lassen sich nicht alle Jahre sehen; auch der Schneespecking selten; das Blaukehlchen, das Linné nur seinem Vaterlande zueignete, bleibt auch im Winter. Wölfe und Füchse zeigen sich sehr selten; eher wilde Katzen. Die Haare der Fischotter seyen, auch bey ihrem Leben, weit elektrischer, als diejenige der wilden Katze. Ziesel und Hamster sind die gewöhnliche Getreidediebe, aber nicht häufig.

Die zweyte Abhandlung vom Hrn. Oekonomiedirektor Stampf, S. 47 — 100, enthält eine mehr landwirthschaftliche und statistische, als physikalische Beschreibung des Saatzer Kreises, und vornehmlich der darin liegenden Fürstlich-Fürstenbergischen Herrschaften: der Landmann ist noch roh und ungebildet, und hat alle Fehler und Vorzüge dieses Zustandes; wie dem Polnischen, so hilft auch ihm im Frühling der Jude aus der Noth, der zwar keine Pferde, aber dagegen Scheune, Wolle und Vieh, Kapplier und Häuser in Beschlag nimmt; nichts drückt den Landmann und Armen mehr,

mehr; als das theure Sälz (in einer Monarchie, welche ganz Europa auf Jahrhunderte allein mit Salz versehen könnte?) Im Hostowitz und Großjentsch ließ der H. Gen. v. Würmser Rübsamen säen, allein, weil das Leinöl sehr wohlfeil ist, gieng die Rübsaat wieder ein; eben daselbst arbeiteten in einer Kohlengrube 6 Männer, und versiedet ein Jude jährlich 50 — 60 Centner Pottasche. In der Stadt Schlee verarbeiten 40 Tuchmacher jährlich 800 Stück Tuch zu 24 B. für 24 — 30 — 50 Gulden; auch in der Herrschaft Smetschen eine Kohlengrube; auf der Herrschaft Wraney und Kloberneck versiedet ein Jude jährlich etwa 100 Centner Pottasche; so lange überhaupt der Jude den Handel der meisten rohen Produkte behalte, und es dem Handwerker und Fabrikanten an Material, Färberey und Debit fehle, könne dieser nicht aufkommen; auch auf dem Guth Stadoguiz ein Kohlenbruch, dessen Kohlen zum Kalkbrennen dienen; ein anderer auf der Herrschaft Krastein und Hoanowitz; die Herrschaft Schlonig liefert jährlich 120 Centner Pottasche, und 60 Centner Wolle; das Guth Jamnitzel 30 Centner Pottasche, und 6 Centner Wolle; das Guth Patok, das auch ungenützte Granatgruben und Torf hat, 60 Centner Pottasche, und 3 Centner Wolle; die Papiermühle zu Rakonitz arbeitet mit 6 Wehren, einem Holländer und einem Haberschneider, jährlich 20 Ballen Kanzleipapier, 100 Ballen Concept, und 150 Ballen schlechtes. In der Herrschaft Blaß werden jährlich 100 Centner Pottasche; das Alaunbergwerk wird seit 1785 aufs neue betrieben; auf den drey Siedereien der Herrschaft Kolleschowitz, Petrowitz und Hohlieben werden jährlich 120 Centner Pottasche erzeugt; sie hat auch eine Kohlenbruch; das Guth Wolleschna liefert jährlich 30, das Guth Hezobeznik 60, und auf 3 Siedereien, das Guth Slabez und Horskan, 70 Centner Pottasche. In Lahma ein Kohlenbruch und 4 Siedereien, welche jährlich 700 Centner Pottasche fördern. Der Ackerbau ist die Hauptnahrung des Kreises; der Boden sehr verschieden; zum Theil rother fressender Leim, der höchstens zwey Körner trägt; der Wiesenbau wegen der Hut durchaus schlecht; Obstbau eben so; Rindviehmästung treibt kein Unterthan; im Winter 1784 — 1785 gieng der größte Theil der Schafe darauf; viele 100 kranke Schafe, die man auf dem Lande für einige Groschen aufkaufte, wurden in Prag ohne Untersuchung öffentlich verkauft. Bienenzucht ist sehr unbedeutend; 1785 erfror der größte Theil der Stöcke. Im Dorf Jawoli-

ker fieng doch ein Bauer an, ſpaniſchen Klee zu bauen; verlor aber durch Unvorſichtigkeit 2 Stück Rindvieh, und damit den Muth. Ein Verzeichniß der Bäume und Sträucher, die in dieſem Kreiſe wachſen, mit Linneiſchen, deutſchen und böhmiſchen Namen; zuletzt noch ganz kurz der Mineralien und Bergwerke.

Die dritte Abhandlung vom H. Joſ. L. Wander von Grünwald, S. 104 — 124, betrift den Bunzlauer Kreis; am Gebirge auf dem Ritterguthe Geſſenay habe man kürzlich Gold, Queckſilber, Zinnober und Farberde entdeckt; am Berge Koſakow, Opal, Karniol, Chalcedon und Amethyſt. Torf wird auf der gräfl. waldſteiniſchen Herrſchaft Hirſchberg geſtochen; im ganzen Kreiſe 5 Glashütten, 2 zu Reichenberg, die übrigen zu Reichſtadt, Weißwaſſer, und Morgenſtern, welche das überflüſſige Holz am rechten Orte verzehren, und zuſammen 22 Geſellen, 40 Gehülfen, 87 Meiſter, 95 Glasſchleifer, 14 Glasbergolder, und 16 Glasmahler beſchäftigen; vor etwa einem Jahrhunderte beſchäftigten ſich die Einwohner von Turnau mit Verarbeitung ächter Steine, die ſehr geachtet waren; nach 1711 eine Zeitlang eben ſo glücklich oder noch glücklicher mit Verfertigung künſtlicher Edelſteine, vornehmlich ſogenannter böhmiſcher Brillanten; aber jetzt iſt die Kunſt faſt ohne Verdienſt. Ein Mann, Joſ. Schädel zu Reichenau, verfertigt Waaren aus gekautem Papier mit ſehr gutem Lack (daß ihn das Scheidewaſſer nicht auflöſt, wollen wir für keinen Beweis vorzüglicher Güte anſehen), die Sauerwaſſer bey dem Dorfe Liebwerde wird jetzt verſandt. Die unerſchöpfliche Lage guter Thonerde beſchäftiget den Fleiß vieler Einwohner. Sachſen, (vielleicht der angränzende Theil des Erzgebirges) kaufe noch immer Getraide aus Böhmen; durch den ſtarken Abgang des Speichels bey dem Spinnen des Flachſes ziehe ſich der Gebirgseinwohner Kröpfe zu. (Wir wollen nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes Anfeuchten mit Speichel ſchädlich iſt, daß ſie aber nicht gerade dieſes Uebel erzeuge, erhellt daraus, daß ſie in andern Gebirgen, wo kein Flachs, wenigſtens nicht auf dieſe Weiſe geſponnen wird, Kröpfe doch ſehr gemein ſind.) Um Miſchena, Hauſka, Dauba, Nimierzitz, Rzopin und Bezno viele Hopfenbau. Im ganzen Kreiſe nur wenige Bienenſtöcke. Der Hauptteich zu Hirſchberg, nebſt denen zu Gaußar, Münchengrätz, Koſt,

Ho-

Mejenna, Jung, Banzlau und Neſtlich liefern jährlich über 20000 Centner Fiſche.

Er.

Theodora ſpecioſa, ein neues Pflanzengeſchlecht, Sr. churf. Durchl. von Pfalz-Baiern geheiligt. Nebſt einem Entwurfe, die künſtliche und natürliche Methode in Ordnung des Pflanzenreiches zugleich anzuwenden, als der ſicherſten ein Pflanzenkenner zu werden, von Friedr. Kaſimir Medicus, Pfalz-Zweibrückiſchen wirkl. Regierungsrathe, u. ſ. w. mit vier Kupfertafeln. Mannheim, 1786. 7 Bögen in 8vo.

Zwar nur ſieben Bogen, aber es iſt viel darin — zu berichtigen. Der Hr. V. mag es dem Recenſ. nicht verübeln, daß er in wenig Puncten mit ihm einerley Meynung iſt, er wird aber ſuchen ſeine Sätze zu beweiſen, und wenn er auch den Verf. nicht überzeugen ſollte: ſo möchte er vielleicht andre auf ſeiner Seite haben.

Gleich anfangs klagt der Verf., daß ihm Beobachtungen der Pflanzen nach dem Sexualſyſtem Jahre lang ſo ſchwer geworden — das muß an Hr. Medicus gelegen haben, denn andern Botanikern werden ſie es nicht, die zwar H. M. vielleicht Nachbeter nennen wird; aber ihre Schriften zeigen doch, daß ſie es nicht ſind, wenn ſie hin und wieder Unrichtigkeiten verbeſſern, z. E. Thunberg, Jacquin, Retzius und viele andre. Ueberhaupt ſcheint der Verf. alle Botaniker nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, und unſre eigenen Kenntniſſe ſind ſo wenig, als unſre Empfindungen dazu ein ſichrer Maaßſtab.

Viel Mißverſtand, Wortſtreitigkeiten und Ueberſehen neuer Verbeſſerungen ſind faſt immer die Quelle aller Ausfälle auf das Linnäiſche Pflanzenſyſtem geweſen, vom Siegesbeck an bis zu Hrn. Medicus. Und die Achtung, die ſich unſer Verf. in der gelehrten Welt erworben hat, macht, daß wir bey unſrer Anzeige umſtändlicher ſeyn müſſen, als man bey ſo wenig Bogen erwarten möchte, damit nicht andre verlei-

leget werden, das Schelten des Verf. auf jenes Syſtem ſoll wichtiger und gegründeter zu halten, als es iſt, ſo lange wir noch nichts beſſers haben. „Was Linné für einen Begriff „von Genus gehabt habe, war mir“ (man merke dies wohl) „von jeher unmöglich zu entziffern, indem er bald die, bald „andre Grundſätze, vielleicht oft gar keine anwandte.“ S. 7. Daß Hr. Medicus das nicht entziffern können, iſt uns leid, es wundert uns zugleich ſehr; es beweiſet aber, wie ſehr Kenntniß aller Art relativ iſt. Die Logik ſagt: Genus, eſt convenientia plurium ſpecierum. Linné ſagt: Genera ſot ſunt, quot attributa communia proxima diſtinctarum ſpecierum (ſ. die Vorrede zu den Gen. Plant. von der erſten bis zur letzten, §. 6.). Das war ſein Grundſatz. Hr. M. will ſeine Genera von den Befruchtungstheilen hergenommen wiſſen; waren das nicht gerade diejenigen, von denen Linné ſowohl als Tournefort die ihrigen bildeten? — „Sobald „ich alſo“ (S. 8.) „in den Blüthentheilen oder in den Frucht„theilen einen weſentlichen Charakter entdecke: ſo muß dieſer „weſentliche Charakter durch Bildung eines neuen Gattungs„namens unumgänglich ausgedrückt werden.“ Und war denn die Befolgung dieſes Grundſatzes nicht eine Haupturſache daß die neuen Auflagen der Linnäiſchen Werke auch der Gattungszahl nach von den ältern ſo verſchieden ſind? Aber was iſt weſentlicher Charakter? Linné erklärt §. 17. der gedachten Vorrede was Er darunter verſtanden, aber dies meynt unſer Verf. wohl nicht; was er meynt? ſagt er nicht, ſondern verſpart dies bis zu andrer Zeit, und die müſſen wir erwarten. Wenn aber jene Verſchiedenheit in einzelnen Befruchtungstheilen jedesmal neue Gattungen machen ſoll: ſo ſagt eben der Linné, der über eilftauſend Pflanzen ſo beſchrieb, wie vor ihm noch keiner: Raro reperitur genus, quod non in una vel altera fructificationis parte aberret; und Part. zu den Gen. §. 13. γ. Si in eodem genere, ut in plurimis, differrent partes, uti numero *et figura* inter ſe in diſtinctis ſpeciebus etc. Aber der Verf. nimmt an, daß die Gattungen natürlich ſind; und dies nehmen viele darum nicht an, weil ſie Genus und characterem generis verwechſeln, da doch Linné es ſo deutlich unterſchieden hat, beſonders vor der XII. Ausgabe des Syſt. Nat. in der Einleitung: Regnum Vegetabile, §. 26. Dies wäre alſo ein Exempel vom Mißverſtande.

Auf

Auf der S. 9 heiſſt es, daß Pflanzen bey den Sexualſyſtemen in ſehr verſchiedenen Klaſſen auftreten, die doch die Natur ſchlechterdings zuſammen geordnet hat, und es ſey gar nicht philoſophiſch, wenn man bey Aufſtellung eines ſolchen offenbar künſtlichen Genera den Habitum mit zu Rathe ziehe, weil dadurch Baſtard-genera entſtehen. Wo mag der Verfaſſer das Sexualſyſtem das gethan haben? — Hätte der Verf. hier doch ein Paar Exempel angeführt! vielleicht hat er die wenigen Stellen in Gedanken gehabt, wo es in Species heißt: die oder jene Art weicht in ein und anderm Stücke ab, ſed ob habitum hic relinquo. Aber deren ſind überaus wenig, wo dieſer Zuſatz zu machen war. Und Linné machte es freylich keinem ſeiner Gegner recht; der eine verlangte: er ſollte ſtreng bey ſeinem Syſtem bleiben, und wie er nun Sophora, Anagyris, Caſſia etc. in eine andre Claſſe als Phaſeolus und Pisum ſetzte: ſo ſchryen andre, er zerreiſſt natürliche Ordnungen, und trennt, was die Natur vereinigt. Wenn nun z. E. Holoſteum, Sagina, Moehringia, Arenaria, Krollaria u. ſ. w. in verſchiednen Claſſen auftreten: ſo wird Hr. Medicus ſie mit Hrn. von Haller in Eine Gattung zuſammenwerfen, weil die Natur ſie ſchlechterdings zuſammen geordnet hat, und eben ſo muß ſie auch trennen, weil ſich in den Befruchtungstheilen beſtändige Unterſchiede finden, auch ohne Rückſicht auf die Zahl der Staminum, z. E. Ponia bifida und integra? Iſt das nicht Widerſpruch? Mißverſtand? Wunderlichkeit?

§. 10. „Es bleibt alſo nichts anders übrig, als zwey „Methoden zu gleicher Zeit zu bearbeiten, die künſtliche und „die natürliche.“ Wer hat dies mehr, als Linné? — Von dem erſten zeugt ſein Syſtema Veget. von dem letzten ſeine Fragmenta Ord. nat. Die Einleitung: Regnum Veget. §. 27. „Ordines naturales, ubi licet, indigitet,“ wie in ſeinen Mantiſſis zu ſehen; und die oft gedachte Praef. Gen. Plantt. §. 9.

Was in der Einleitung des Verfaſſers von der natürlichen Methode geſagt iſt, unterſchreiben wir gerne, bis auf den Punkt, daß man zu viel haben auf Fructification geſehen, der würde uns hier aber zu weit führen.

Nun folgt im erſten Abſchnitt die Geſchichte und Beſchreibung der Theodora ſpeciosa; bey Anm. Guajacum

durch Hülfe der niedern Mathematik, widerlegt, folglich ist S. 16 offenbar zu viel behauptet: die niedere Mathematik kann hier nicht das geringste ausrichten. Daß derselbigen manche Aufgaben zu schwer sind, wird jeder Sachkundige, aber gewiß nicht, den wie es scheint S. 32 und 33 vom Verf. behaupteten Satz zugeben: daß durch Rechnung des Unendlichen allein, ohne Beyhülfe der Erfahrung, die beste Einrichtung einer Mahlmühle gefunden werden könne, bey der die Bewegung des Läufers die möglich besten Vortheile verschaffe. Giebt hier Rechnung oder Erfahrung das Maximum der Geschwindigkeit an, welche Mehl, nicht verbranntes Mehl, liefert. Im Ganzen dächte Recensent, daß, wer den hohen Werth der höhern Mathematik gründlich oder überzeugend einsehen will, sie selbst verstehen müßte — aber auch dann gewiß nicht auf den Epheukranz schauen werde — daß aber auch den Lehren derselben, selbst beym gemeinen Mann, mehr Eingang würde verschafft werden, wenn sich ihre Priester mehr beliebten ließen, dem gewöhnlichen Handwercker Methoden anzugeben, wie er seine Werkzeuge einrichten müßte, um den Foderungen der Rechnung leicht ein Genüge zu thun, wie z. B. bey der epicycloidischen Figur der Zähne an Rädern. Uebrigens läßt sich §. 20. S 26—28 jedem Studirenden, und auch manchem Consistorium empfehlen, das immer über elende (oder wie sie der Verfasser nennt, liederliche) Candidaten und Prediger reverendi ministerii, und vielleicht nicht mit Unrecht klagt, aber nicht daran denkt, daß ein halb-, jährig- oder anderthalbjähriger Aufenthalt auf Akademien, sehr natürlich nur halbe, drittels und viertels Männchen liefern muß.

Br.

Grundsätze der bürgerlichen Baukunst. Aus dem Italienischen. Dritter und letzter Theil. Leipzig, 1786. bey Schwickert. 22 Bogen, 8. mit 8 Kupfern.

Dieser Band (die beyden ersten sind in dem 1 St. des 70sten Bandes dieser Bibliothek angezeigt) enthält den praktischen Theil der Baukunst, wie es scheint, aus guten Quellen, Vitruv, Palladio, Alberti, Belidor, du Hamel, Büffon u. a.

zu-

zusammengetragen. Hin und wieder hat der Verf. auch wohl ohne Prüfung etwas nachgeschrieben. Er sagt S. 11. der Thon sey eine glasartige Materie, welche vorher schon allerley Veränderungen erlitten, und durch die Länge der Zeit wieder ihren Originalcharakter, nebst einer Vitriolsäure angenommen habe, u. s. w. Von dem Kalkstein heißt es, daß er nach dem Brennen um die Hälfte kleiner seyn müsse, als vorher. Weil er viel Wasser verliere, so müsse sich auch der Umfang seiner Masse vermindern; er werde aber viel schwerer als ein ungebrannter Kalkstein von eben der Größe. Man habe Beyspiele, daß das Zusammenfallen der Steine während des Brandes den ganzen Ofen ruinirt habe. (Weil der Kalkstein durch das Brennen etwas von seinen Bestandtheilen verliert, so wird er darum nicht nothwendig kleiner, sondern könnte nur lockerer werden. Einige Kalkbrenner glauben, daß der Kalk durch das Brennen im körperlichen Umfange zunehme, wiewohl nach Ramecourts Kalkbrennerkunst 1080 Cubicfuß Kalkstein in Lothringen, allen Abgang abgezogen, an gebranntem Kalk 1000 Cubf. geben. Es stimmt auch mit des Verf. Behauptung die andere nicht zusammen, daß der gebrannte Kalkstein specifisch viel schwerer sey, als der ungebrannte. Da der Kalk gegen die Hälfte seines Gewichts durchs Brennen zu verlieren pflegt, so müßte er, wenn er zugleich die Hälfte am Umfange verlieren sollte, ohngefähr seine specifische Schwere behalten. Daß die Kalksteine im Ofen zusammengefallen sind, beweiset nur, daß sie nicht gut gesetzt waren. Das Niedersinken der Steine beweiset eigentlich noch nicht die Verminderung des körperlichen Inhalts.) Die Theorie von der Wirkung des Mörtels, welche der Verf. Belidor abgeborgt hat, sollte nunmehr nicht erwähnt werden. Dagegen steht der V. am Ende, daß sich wichtige Einwürfe dagegen machen lassen. — In Frankreich hält man es, nach dem Verf., für ein schönes Verhältniß, wenn der Giebel einen gleichseitigen Triangel macht. Vor 150 oder 200 Jahren mag das gewesen seyn.

Der Uebersetzer hat bey diesem Bande mehr Fleiß und Geschicklichkeit bewiesen, als bey den beyden ersten. Freylich bleibt die Uebersetzung noch etwas steif; und nicht ohne Fehler. Er übersetzt Palmi durch Fuß (Ziegel von 8 Palmi), da er sich aus der Tabelle der Maaßen am Ende des Buches leicht hätte belehren können, wie groß ein Palmo ist. Er

setzt

ſetzt Kies, wo er richtiger Kieſelſand oder groben Sand hätte ſetzen ſollen, weil Kies von den Mineralogen für eine Miſchung von Schwefel und Eiſen genommen wird, die auch Kupferkies und Arſenikkies unter ihren Benennungen haben. Balken pfropft man nicht an einander, ſondern ſchränkt oder hakt ſie zuſammen. Eiſerne Schlacken ſind ein ungewöhnlicher Ausdruck. Die franzöſiſche Benennung, Bleston, einer gewiſſen Art Mörtel, kömmt ſelbſt in Schmieders Catholicon nicht vor; ob es etwa heißen ſoll, Beton, deſſen Verfertigung Belidor in der Archit. hydraul. beſchreibt? Eine Art Steine, die erſt durch das Liegen an der freyen Luft ihre Feſtigkeit erlangen, wird mit dem Italieniſchen Namen, tufi, angeführet. Das iſt für den deutſchen Leſer anſtößig. Wenn die Art keinen deutſchen Namen hat, wie es leicht möglich iſt, ſo gehörte die Anführung in eine Note. Vielleicht ſoll es heißen, tuff.

Daß man ſelbſt in Rom ſchlecht und unvorſichtig bauet, davon finden ſich in dieſem Buche Beyſpiele. Man pflegt daſelbſt die Decke von dünnen ſchwachen Balken zu machen, welche alle auf einem oder zween plumpen Balken ruhen, die das Auge beleidigen, und ſo plump ſie auch ſcheinen, wenn man am wenigſten daran denkt, bisweilen brechen. Man hat davon neuerlich zu Rom im Pallaſt Aſte, wo eine Komödie geſpielt ward, und im biſchöflichen Pallaſte zu Frascati, wo man eben bey der Mittagstafel war, traurige Beyſpiele erlebt. Ein anderer Unfall hat ſich vor einigen Jahren in dem Pallaſte Carſini zu Rom ereignet, wo eine neue gewölbte Gallerie eingeſtürzt iſt. Der Verf. ſchreibt das Unglück der Nachläßigkeit zu, daß man verſäumt hat, das Gewölbe zuzudecken, daher der Regen es beſchädigt hat.

L.

9. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Drey Abhandlungen über die phyſikaliſche Beſchaffenheit einiger Diſtrikte und Gegenden von Böhmen, herausgegeben von der böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſ-

Wiſſenſchaften. Prag, und Dresden, 4. 1786. in der Walther'ſchen Hofbuchhandlung, 13½ Bogen.

Wenn dieſe Abhandlungen auch das nicht ſind, was ſie eigentlich ſeyn ſollten, und die Wünſche der Geſellſchaft, durch deren Preisfrage die Verf. dazu aufgemuntert wurden, nicht ganz erfüllen, ſo ſind ſie doch immer keine unwichtige Beyträge zur Kenntniß der Naturgeſchichte und Statiſtik Böhmens.

Die erſte iſt Hrn. Mag. Richter's Naturgeſchichte der Gegend um Reichenberg, S. 11—14, welcher die Geſellſchaft den Vorzug, und zwar, ſo weit Naturgeſchichte ihr Hauptaugenmerk bey der Preisfrage war, mit vollem Recht zuerkannte. Die mittlere Höhe des Queckſilbers im Wetterglaſe = 22″ 11‴; der Winter dauert im Durchſchnitt 160 Tage; im Jahr 1782 waren 25″ 5‴, im Jahr 1783 28 Zolle Feuchtigkeit, in jenem Jahre die wenigſte im Hornung und May, in dieſem im Erndtemonat aus der Luft gefallen; der Boden iſt faſt durchgehends Sand, auch ein guter Theil des Jeſchkenberges ſcheint ganz aus Sandſtein zu beſtehen; hinter Hanzdorf und Fridrichswalden iſt ein aus Thon, Glimmer und Quarz beſtehender Schiefer die gewöhnliche Gebirgsart, bey Johannisberg iſt Granit ſichtbar, und in den höhern Gebirgen findet man alle Abänderungen, ſowohl von dieſem, als von Gneis und Geſtallſtein; auch zeigen Geſchiebe und Klüfte, daß auch hier Granit die Grundlage der Gebirge iſt; in der Gegend des Jeſchenberges aber findet man viele Geſchiebe von Baſalt, theils ſehr veſt, theils löchericht, oder mit ſchwarzem oder grünem Schörl, gelbrothen und weißen Körnern, vielleicht vom Zeolith eingeſprengt; der Berg, der ganz einzeln ſteht, und eine kegelförmige Geſtalt hat, beſteht in ſeinem Innern aus Sandſtein, Sandſteinſchiefer, denn aus Gneis, überall aber aus Hornſchiefer, inwendig (vielleicht?) aus Baſalt; auf ſeiner Spitze ſteht das Queckſilber im Wetterglaſe auf 24 Zolle und 3 Linien; an ihm, und in der ganzen Gegend von Reichenberg unter der Dammerde eine Menge Achat, Chalcedon, Jaſpachat, Bruchſtücke von Jaſpis und Hornſtein, alle der Mannichfaltigkeit von Geſtalt und Farbe, wie im Pfälziſchen, ſeltener Tropfſt, röthliche, und ins Gelbe ſpielende, wohl auch ſolche, die der Verf. kryſtalliniſch nennt

möchte, und Rozenbozenachat, zuweilen Achatnieren durch einen braunen jaspisartigen Thon zusammengekittet, der Petitur ammimmt. Ein Verzeichniß von Pflanzen, so viel der Verf. in zween Sommern bemerken konnte, mit Linneischen Namen, aber nach ihrer Blüthezeit, also nach Monaten geordnet, auf trockenen hohen Wiesen; auf Haiden wächst das sogenannte eisländische Mos sehr schön. Adoxa moschatellina fand der Verf. an sonnichten grünen Hügeln, sonst wächst sie immer im Schatten; auf Wiesen Trientalis, und, wenn sie sumpficht sind, Comarum; auf dem Jeschkenberge die Bartsie, und die grasblumichte und Bergviole; die Wurzel der grasblumichten ist gewürzhaft, und wird in Fiebern und Schleimkrankheiten mit gutem Erfolge gebraucht. Auch der gemeine Mann wisse es, daß das blaue Eisenhütchen nicht mehr giftig seye, wenn es einmal in der Blüthe seye; wohl aber, auch denn noch die Wurzel; die rothen Johannisbeeren im Riesengebirge, vornehmlich im Elbgrunde häufig wild. Von Insekten hat der Verf., so wie von Fischen, sehr wenig aufgezeichnet; der Todtenkopfschmetterling war auch da, im Erndtemonat 1783 nicht selten, und flog in die Häuser. Flußpatelle, Entenmuschel und Mahlermuschel ist in den Wassern gemein; auch die Perlenflußmuschel im Mittelgebirge des Riesengebirges nicht selten; seltener die Sandflußmuschel. Die Gebirgslerche und der Seidenschwanz lassen sich nicht alle Jahre sehen; auch der Schneesperling selten; das Blaukehlchen, das Linné nur seinem Vaterlande zueignete, bleibt auch im Winter. Wölfe und Luchse zeigen sich sehr selten; eher wilde Katzen. Die Haare der Fischotter seyen, auch bey ihrem Leben, weit elektrischer, als diejenige der wilden Katze. Ziesel und Hamster sind die gewöhnliche Getreidediebe, aber nicht häufig.

Die zweyte Abhandlung vom Hrn. Oekonomiesekretär Stampf, S. 47—200, enthält eine mehr landwirthschaftliche und statistische, als physikalische Beschreibung des Saganitzer Kreises, und vornehmlich der darin liegenden Fürstlich-Fürstenbergischen Herrschaften: der Landmann ist noch roh und ungebildet, und hat alle Fehler und Vorzüge dieses Zustandes; wie dem Polnischen, so hilft auch ihm im Frühling der Jude aus der Noth, der zwar keine Pfennige, aber dagegen Scheine, Wolle und Vieh, Schlitten und Häuser in Beschlag nimmt; nichts drückt den Landmann und Armen mehr,

nicht; als das theure Salz (in einer Monarchie, welche ganz Europa auf Jahrhunderte allein mit Salz verſehen könnte?) In Hoſtowitz und Groſſientſch ließ der H. Gen. v. Wurmſer Rübſamen ſäen, allein, weil das Leinöl ſehr wohlfeil iſt, gieng die Rübſaat wieder ein; eben daſelbſt arbeiteten in einer Kohlengrube 6 Männer, und verſiedet ein Jude jährlich 50 — 60 Centner Pottaſche. In der Stadt Schlee verarbeiten 40 Tuchmachet jährlich 800 Stück Tuch zu 24 B. für 24 — 30 — 50 Gulden; auch in der Herrſchaft Smetſchen eine Kohlengrube; auf der Herrſchaft Wraney und Kloberneк verſiedet ein Jude jährlich etwa 100 Centner Pottaſche; ſo lange überhaupt der Jude den Handel der meiſten rohen Produkte behalte, und es dem Handwerker und Fabrikanten an Material, Färberey und Debit fehle, könne dieſer nicht aufkommen; auch auf dem Guth Stadogniz ein Kohlenbruch, deſſen Kohlen zum Kalkbrennen dienen; ein anderer auf der Herrſchaft Kraſtein und Hoanoviz; die Herrſchaft Schlonig liefert jährlich 120 Centner Pottaſche, und 60 Centner Wolle; das Guth Jannizel 30 Centner Pottaſche, und 6 Centner Wolle; das Guth Patok, das auch ungenützte Granatgruben und Torf hat, 60 Centner Pottaſche, und 5 Centner Wolle; die Papiermühle zu Rakoniz arbeitet mit 6 Wehren, einem Holländer und einem Haberſchneider, jährlich 20 Ballen Kanzleipapier, 100 Ballen Concept, und 150 Ballen ſchlechtes. In der Herrſchaft Blaß werden jährlich 100 Centner Pottaſche; das Alaunbergwerk wird ſeit 1785 aufs neue betrieben; auf den drey Siedereien der Herrſchaft Kolleſchowitz, Petrowitz und Hohlieben werden jährlich 120 Centner Pottaſche erzeugt; ſie hat auch eine Kohlenbruch; das Guth Wolleſchna liefert jährlich 30, das Guth Hezsbeznik 60, und auf 3 Siedereien, das Guth Slubez und Horſkan, 70 Centner Pottaſche. Zu Lahma ein Kohlenbruch und 4 Siedereien, welche jährlich 700 Centner Pottaſche fördern. Der Ackerbau iſt die Hauptnahrung des Kreiſes; der Boden ſehr verſchieden; zum Theil rother freſſender Leim, der höchſtens zwey Körner trägt; der Wieſenbau wegen der Hut durchaus ſchlecht; Obſtbau eben ſo; Rindviehmaſtung treibt kein Unterthan; im Winter 1784 — 1785 gieng der gröſte Theil der Schafe darauf; viele 100 kranke Schafe, die man auf dem Lande für einige Groſchen aufkaufte, wurden in Prag ohne Unterſuchung öffentlich verkauft. Bienenzucht iſt ſehr unbedeutend; 1785 erfror der gröſte Theil der Stöcke. Im Dorf Jaroli-

ker fieng doch ein Bauer an, ſpaniſchen Klee zu bauen; verlor aber durch Unvorſichtigkeit 2 Stück Rindvieh, und damit den Muth. Ein Verzeichniß der Bäume und Sträucher, die in dieſem Kreiſe wachſen, mit Linneiſchen, deutſchen und böhmiſchen Namen; zuletzt noch ganz kurz der Mineralien und Bergwerke.

Die dritte Abhandlung vom H. Joſ. L. Wander von Grünwald, S. 104—124, betrifft den Bunzlauer Kreis; am Gebirge auf dem Ritterguthe Geſſenay habe man kürzlich Gold, Queckſilber, Zinnober und Farberde entdeckt; am Berge Koſakom, Opal, Karniol, Chalcedon und Amethyſt. Torf wird auf der gräfl. waldſteiniſchen Herrſchaft Hirſchberg geſtochen; im ganzen Kreiſe 5 Glashütten, 2 zu Reichenberg, die übrigen zu Reichſtadt, Weißwaſſer, und Morgenſtern, welche das überflüſſige Holz am rechten Orte verzehren, und zuſammen 44 Geſellen, 40 Gehülfen, 87 Meiſter, 95 Glasſchleifer, 14 Glasbergolder, und 16 Glasmahler beſchäftigen; vor etwa einem Jahrhunderte beſchäftigten ſich die Einwohner von Turnau mit Verarbeitung echter Steine, die ſehr geſuchet waren; nach 1711 eine Zeitlang eben ſo glücklich aber noch glücklicher mit Verfertigung künſtlicher Edelſteine, vornehmlich ſogenannter böhmiſcher Brillanten; aber jetzt iſt die Stadt faſt ohne Verdienſt. Ein Mann, Joſ. Schöpfel zu Reichenau, verfertigt Waaren aus gekautem Papier mit ſehr gutem Lack (daß ihn das Scheidewaſſer nicht auflöſt, würden wir für keinen Beweis vorzüglicher Güte anſehen), das Sauerwaſſer bey dem Dorfe Liebwerde wird jetzt verſandt. Die unerſchöpfliche Lage guter Thonerde beſchäftiget den Fleiß vieler Einwohner. Sachſen, (vielleicht der angränzende Theil des Erzgebirges) kaufe noch immer Getreide aus Böhmen; durch den ſtarken Abgang des Speichels bey dem Spinnen des Flachſes ziehe ſich der Gebirgseinwohner Kröpfe zu. (Wir wollen nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes Anfeuchten mit Speichel ſchädlich iſt, daß ſie aber nicht gerade dieſes Uebel erzeuge, erhellt daraus, daß ſie in andern Gebirgen, wo kein Flachs, wenigſtens nicht auf dieſe Weiſe geſponnen wird, Kröpfe doch ſehr gemein ſind.) Um Wiſchena, Hauſka, Dauba, Minkerzitz, Nzopin und Bezna vieler Hopfenbau. Im ganzen Kreiſe nur wenige Bienenſtöcke. Der Hauptteich zu Hirſchberg, nicht weniger zu Gaſtzar, Münchengrätz, Koſt,

Ho-

Mylius, Jung-Bunzlau und Keßlich liefern jährlich über 1000 Centner Fiſche.

Er.

Theodora ſpecioſa, ein neues Pflanzengeſchlecht, Sr. churf. Durchl. von Pfalz-Baiern geheiligt. Nebſt einem Entwurfe, die künſtliche und natürliche Methode in Ordnung des Pflanzenreiches zugleich anzuwenden, als der ſicherſten ein Pflanzenkenner zu werden, von Fried. Kaſimir Medicus, Pfalz-Zweibrückiſchen wirkl. Regierungsrathe, u. ſ. w. mit vier Kupfertafeln. Mannheim, 1786. 7 Bogen in 8vo.

Zwar nur ſieben Bogen, aber es iſt viel darin — zu berichtigen. Der Hr. V. mag es dem Recenſ. nicht verübeln, daß er in wenig Punctus mit ihm einerley Meynung iſt, er wird aber ſuchen ſeine Sätze zu beweiſen, und wenn er auch den Verf. nicht überzeugen ſollte: ſo möchte er vielleicht andre auf ſeiner Seite haben.

Gleich anfangs klagt der Verf., daß ihm Beobachtungen der Pflanzen nach dem Sexualſyſtem Jahre lang ſo ſchwer geworden — das muß an Hr. Medicus gelegen haben, denn andern Botanikern werden ſie es nicht, die zwar H. M. vielleicht Nachbeter nennen wird; aber ihre Schriften zeigen doch, daß ſie es nicht ſind, wenn ſie hin und wieder Unrichtigkeiten verbeſſern, z. E. Thunberg, Jacquin, Retzius und viele andre. Ueberhaupt ſcheint der Verf. alle Botaniker nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, und unſre eigenen Kenntniſſe ſind ſo wenig, als unſre Empfindungen dazu ein ſichrer Maaßſtab.

Viel Mißverſtand, Wortſtreitigkeiten und Ueberſehen neuer Verbeſſerungen ſind faſt immer die Quelle aller Ausfälle auf das Linnäiſche Pflanzenſyſtem geweſen, vom Siegesbeck an bis zu Hrn. Medicus. Und die Achtung, die ſich unſer Verf. in der gelehrten Welt erworben hat, macht, daß wir bey unſrer Anzeige umſtändlicher ſeyn müſſen, als man bey ſo wenig Bogen erwarten möchte, damit nicht andre ver-

leitet werden, das Schelten des Verf. auf jenes System für wichtiger und gegründeter zu halten, als es ist, so lange wir noch nichts beſſers haben. „Was Linné für einen Begriff „von Genus gehabt habe, war mir“ (man merke dies wohl) „von jeher unmöglich zu entziefern, indem er bald die, bald „andre Grundſätze, vielleicht oft gar keine anwandte.“ S. 7. Daß Hr. Medicus das nicht entziefern können, iſt uns leid, es wundert uns zugleich ſehr; es beweiſet aber, wie ſehr Kenntniß aller Art relativ iſt. Die Logik ſagt: Genus, eſt convenientia plurium ſpecierum. Linné ſagt: Genera tot ſunt, quot attributa communia proxima diſtinctarum ſpecierum (ſ. die Vorrede zu den Gen. Plant. von der erſten bis zur letzten, §. 6.). Das war ſein Grundſatz. Hr. M. will ſeine Genera von den Befruchtungstheilen hergenommen wiſſen; waren das nicht gerade diejenigen, von denen Linné ſowohl als Tournefort die ihrigen bildeten? — „Sobald „ich alſo“ (S. 8.) „in den Blüthentheilen oder in den Frucht„theilen einen weſentlichen Charakter entdecke: ſo muß dieſer „weſentliche Charakter durch Bildung eines neuen Generis „unumgänglich ausgedruckt werden.“ Und war denn die Befolgung dieſes Grundſatzes nicht eine Hauptursache mit, daß die neuen Auflagen der Linnäiſchen Werke auch der Gattungszahl nach von den ältern ſo verſchieden ſind? Aber was iſt weſentlicher Charakter? Linné erklärt §. 17. der gedruckten Vorrede was Er darunter verſtanden, aber dies meynt unſer Verf. wohl nicht; was er meynt? ſagt er nicht, ſondern verwahrt dies bis zu andrer Zeit, und die müſſen wir erwarten. Wenn aber jene Verſchiedenheit in einzelnen Befruchtungstheilen jedesmal neue Gattungen machen ſoll: ſo ſagt eben der Linné, der über eilftauſend Pflanzen ſo beſchrieb, wie vor ihm noch keiner: Raro reperitur genus, quod non in una vel altera fructificationis parte aberret; und Vorr. zu den Gen. §. 13. γ. Si in eodem genere, ut in plurimis, differrent partes, uti numero *et figura* inter ſe in diſtinctis ſpeciebus etc. Aber der Verf. nimmt an, daß die Gattungen natürlich ſind; und dies nehmen viele darum nicht an, weil ſie Genus und characterem generis verwechſeln, da doch Linné es ſo deutlich unterſchieden hat, beſonders vor der XII. Ausgabe des Syſt. Nat. in der Einleitung: Regnum Vegetabile, §. 26. Dies wäre alſo ein Exempel vom Mißverſtande.

Auf

Auf der S. 9 heisse es, daß Pflanzen bey den Sexualsystemen in sehr verschiedenen Klassen auftreten, die doch die Natur schlechterdings zusammen geordnet hat, und es sey gar nicht philosophisch, wenn man bey Aufstellung eines solchen offenbar künstlichen Generis den Habitum mit zu Rathe ziehe, weil dadurch Bastard-genera entstehen. Wo mag der Urheber des Sexualsystems das gethan haben? — Hätte der Verf. hier doch ein Paar Exempel angeführt! vielleicht hätte er die wenigen Stellen in Gedanken gehabt, wo es im Species Plant. heißt: diu oder sette Art weicht in ein und anderm Stücke ab, sed ob habitum hic relinquo. Aber deren sind überaus wenig, wo dieser Zusatz zu machen war. Und Linne machte es freylich keinem seiner Gegner recht; der eine verlangte: er sollte streng bey seinem System bleiben, und wie er nun Sophora, Anagyris, Cassia etc. in eine andre Classe als Phaseolus und Pisum setzte: so schryen andre: er zerreisse natürliche Ordnungen, und trennt, was die Natur vereinigt. Wenn nun z. E. Holosteum, Sagina, Moehringia, Arenaria, Stellaria u. s. w. in verschiednen Classen aufstreten: so wird Hr. Medicus sie mit Hrn. von Haller in Eine Gattung zusammenwerfen, weil die Natur sie schlechterdings zusammen geordnet hat, und eben so muß sie auch trennen, weil sich in den Befruchtungstheilen wesentliche Unterschiede finden, auch ohne Rücksicht auf die Zahl bey Stellaria; z. E. Petala bifida und integra! Ist das nicht Widerspruch? Widersinn? Wunderlichkeit?

§. 10. „Es bleibt also nichts anders übrig, als zwey „Methoden zu gleicher Zeit zu bearbeiten, die künstliche und „die natürliche." Wer hat dies mehr, als Linne? — Von dem ersten zeugt sein Systema Veget. von dem letzten seine Fragmenta Ord. nat. Die Einleitung: Regnum Veget. §. 27. „Ordines naturales, ubi licet, indigitet," wie in seinen Mantissis zu sehen; und die oft gedachte Praef. Gen. Plantt. §. 9.

Was in der Einleitung des Verfassers von der natürlichen Methode gesagt ist, unterschreiben wir gerne, bis auf den Punkt, daß man zu viel dabey auf Fructification gesehen werde: uns hier aber zu weit führen.

Nun folgt im ersten Abschnitt die Geschichte und Beschreibung der Theodora speciosa; bey Linne Guajacum

ahmen. Unter diesem Namen hatte unser Verf. sie mit dem Helmstädter Garten bekommen; die Art, wie er zum Blühen gebracht worden, ist merkwürdig, und verdient nachgeahmt zu werden; der Verf. ließ am Fuß des Gerüstes im Treibhause, worauf die Töpfe standen, ein Land zubereiten, worin er in freyer Erde verschiedene Pflanzen setzte, und auch diesen; er erhielt von ihm zwey Ableger, und der Urstamm trieb 1785. zu Ende des May einen Blüthenast. (Wie aber der V. auf derf. S. 22. hiebey sagen kann: der im Topfe gebliebene Urstamm, da er einige Zeilen vorher ihn dem zubereiteten Lande in die freye Erde gepflanzet, begreifen wir nicht.) Die Beschreibung der Blüthe übergehen wir, die bis auf die Frucht, nichts so sehr verschiedenes hat, daß sie nicht beym Cuscuta bleiben könnte, so lange diese nicht bekannt war. Denn daß die Blumenblätter eine Röhre bilden (nach der Figur eine verengerte Glocke), die in dem Saum abstehend sind, hätte wohl so viel nicht zu bedeuten. Die Frucht ist hier nämlich eine Schote, die zwey Fächer enthält; Linné's Cuscuta aber hat eine eckige, dreyfächrige Frucht, und der Saame ist, nach ihm, eine Kugel. Linné nahm seinen Charakter aus dem P. Plumier, hatte aber, wie das Zeichen † ausweiset, nie Blüthe und Frucht gesehen. Nun führt Hr. Medikus die Beschreibung der Frucht aus dem Plumier, Sloane, Browne und Barrere an, die als Augenzeugen die Frucht zur Beere machen, weil der Saame zwar sehr hart ist, aber keine harte besondere Schale habe. Plukenet habe eine Capsel daraus gemacht, dem Adanson folge, ohne Grund; und die habe Linné seit 1767 angenommen. Daß S. 34. ein Beweis geführet werden soll, wie wenig man „von den so hoch gerühmten Verbesserungen „des Ritters halten dürfe, bey dem drupa, fructus, nux „und capsula so sonderbar mit einander abwechseln,“ wollen wir jetzt nicht untersuchen, da es zu weitläuftig werden würde, sondern nur sagen, daß Hr. M. selbst hier Verwechslungen von Linné und Reichard (wir wollen hoffen, nicht aus Chicane) gemacht hat. Diese neue Gattung kann also nicht beym Cuscuta bleiben, sondern hat mehr Aehnlichkeit mit der Cuscutina. Hier nimmt Hr. M. Gelegenheit zu zeigen, daß die von Linné zu dieser Gattung gerechneten Arten nach ihren Befruchtungstheilen unvereinbar sind. Wenn wir dies auch so durchgehen wollten, wie das vorige, so würden wir noch einmal so viel Platz brauchen; es sey also genug zu sagen:

gen: ſo lange nicht noch mehrere Beobachtungen von Augenzeugen am Geburtsort dieſer Pflanzen gemacht werden: ſo ſind hier nun 2 Gattungen zu unterſcheiden, Bondus, deſſen Frucht (auch nach Aublet) eine Nuß iſt, und Monnina, wo ſie eine Schote iſt. Ob dieſe nun Bondus oder Guilandina heißen ſollen, wollen wir auch nicht unterſuchen.

Der zweyte Abſchnitt enthält ein Fragment der Aloe Familie. Es werden X. Genera aufgeſtellt, unter welchen auch Dracaena; ob mit Recht? laſſen wir dahin geſtellt. Was S. 86 ſteht, iſt das Beſte von allem. Die namentlichen Ausfälle auf Hrn. Murray in Göttingen waren uns ſehr unerwartet, und ohne weiter Theil daran zu nehmen, ſind ſie nicht nur bitter, ſondern auch ſehr unverdient. Denn Herr Murray that weiter nichts, als daß er Linne's Syſtem zum XIII. mal ſo edirte, wie es von ihm mit den beygeſchriebenen Anmerkungen erhalten hatte, und wo er alſo nichts ändern durfte, und in der XIV. nichts ändern wollte, wofür er den Dank aller Botaniker hat; der Anti-Linnäaner ausgenommen, unter welchen Hr. Medicus Vorfechter iſt, nachdem Hr. Cranz abgetreten, der eben ſowohl als unſer Verf. einzelne Beobachtungen an Pflanzen gemacht hat, die Linné nicht ſahe, und die brauchbar ſind, ſonſt aber auf ihn ſchimpfte und ihn ausſchrieb!

Dritter Abſchnitt. Der Pflanzen Habitus iſt zur Verhinderung falſcher Generum nöthig. Dieſer Abſchnitt widerſpricht der Einleitung faſt gerade zu; dort ſollen die künſtlichen Gattungen allein nach den Fructificationstheilen gemacht werden, hier iſt es nicht genug, daß ſie darin eine ſogar entfernte Aehnlichkeit haben, wenn ſie im übrigen in Anſehung des Habitus gänzlich von einander abweichen.

Was von S. 102. Anmerkung bis zu Ende geſagt wird, iſt nichts als Schmähung, und wenn Herr Medicus glaubt, daß man in der Literatur des Pflanzenreichs unwiſſend ſeyn müſſe, wenn man Linné in Anſehung des Sexualſyſtems Verdienſte beylegt: ſo könnte man ihm die in Göttingen 1767. ſchon gehaltne Diſſertation anführen: Syſtemata Plantarum recentiora autore P. D. Giſeke, die alſo 4 Jahre früher als des Verf. Abhandlung in den Act. Theodoro-Palatinis erſchienen iſt, auf welche er ſich in der angeführten Anmerkung beziehet, und worin er bewieſen haben

will, daß Linne' ſein Syſtem von Buekhard entlehnt habe. Aber dann muß er erſt beweiſen, daß Er die 1702. gedruckt ſeyn ſollende Epiſtolam Bürckhardi (nicht die Heiſterſche Ausgabe) in deren Exiſtenz einige zweifeln, und das Werkchen für ein von Heiſter untergeſchobenes halten wollen; und alsdann, daß auch Linne' jene geſehen. Der Rec. weiß von ſicherer Hand, daß der große Mann die Heiſterſche Ausgabe nicht eher als 1772, und die ſogenannte erſte gar nicht geſehen. — Die Leſer werden uns hoffentlich die Weitläuftigkeit dieſer Anzeige verzeihen, und Hrn. Medicus können wir verſichern, daß wir noch nicht alles geſagt haben, was ſich mit Recht ſagen ließe.

Frm.

Verſuch einer natürlichen Geſchichte des Spiesglaſes, deſſen chemiſcher Zerlegung, arzneiiſchen und ökonomiſchen Gebrauch, von D. Georg Fried. Chriſt. Fuchs, außerordentl. öffentl. Lehrer zu Jena. — Halle, 1786. 8. 388 Seiten.

Eine geſchmackloſe, unvollſtändige, verwirrte, und eben daher meiſt unbrauchbare Compilation, der man es anſieht, daß ihr Verf., deſſen ähnliche Schrift vom Borax ein anderer Recenſ. in d. A. D. Bibl. Bd. 69. St. 1. S. 151. mit vieler Milde anzeigte, armſelige, oder gar keine Begriffe von wahrer, fruchtbarer Naturgeſchichte haben, noch wiſſen müſſe, was er ſich ſelbſt, der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Chemie und dem Publiko ſchuldig iſt, wenn es doch einmal davor aufgetreten ſeyn ſoll. Die Kräfte eines Mannes ließen ſich allerdings an Monographien über ſo merkwürdige Körper zumal, als das Spiesglas iſt, auf eine nützliche und rühmliche Art verſuchen und üben, da man der guten Werke dieſer Art, unſerm Zeitalter angemeſſen, ſo wenige hat, und es einem beträchtlichen Theile der Chemiſten, wie mehrern Gelehrten, an gehörigen Litteraturkenntniſſen, ihrer von der Seite in der That etwas verſäumten Kunſt, zu fehlen ſcheint: aber dazu gehört mehr, als allerhand Nachrichten, wahre und falſche, brauchbare und überflüßige aus hundert Büchern geiſtlos zu excerpiren, ſie aufs Gerathewohl ohne Wahl und Zuſammenhang in einige bequem eingerichtete Fächer zu werfen,

ſen, und dann drucken zu laſſen. Bey einem ſolchen Haufen, ein Ganzes darf man es nicht nennen; ſind Wiederholungen, auch wohl Widerſprüche, und öfters ermüdende Weitläuftigkeit unvermeidlich. Es kann nicht fehlen, daß bald zweckloſes Uebermaaß, bald leidige Armuth obwalte, daß der Leſer, der einen ſolchen Haufen durchwühlt hat, mit Unwillen ſich davon entferne, und ſelbſt für die Mühe, die das Zuſammentragen des Haufwerks nothwendig gekoſtet haben muß, und für das wirklich Brauchbare, was darin vorkommt, dem Sammler kaum dankbar ſeyn werde. — Da es Recenſ. leid thut, von einem öffentlichen Lehrer ſo etwas ſagen zu müſſen, und es den Anſchein haben könnte, als ob ſein Urtheil leidenſchaftlich oder ungerecht ſey, ſo ſieht er ſich genöthigt, daſſelbe durch einige, nichts weniger als mühſam herausgeklaubte Belege zu erhärten, ſo unangenehm auch ein ſolches Geſchäft für ihn iſt. Des oft, ſelbſt auf dem Titel, verunſtaltenden Styls (z. B. gleichſeitig erwähnen, ſubtilunterſuchender Geſchmack, ſich hitzig aufſchäumen, helle ſaures Waſſer, gewichftes Spiesglas) nicht weitläuftig zu erwähnen, obwohl Recenſ. gern von daraus weiter ſchließt; heben wir folgende Stellen aus: S. 50. „Sobald man das „Spiesglas einer ſtrengern Hitze ausſetzt, — — ſo fängt der „König an heftig zu dampfen. Finden dieſe Dämpfe Gelegenheit, ſich zu verdichten, ſo ſchießt er“ (ſchießen ſie) „zu ſilberweißen glänzenden Cryſtallen an. Das rohe Spiesglas iſt nicht ſo gefährlich. Das geröſtete giebt Erbrechen, für ſchweißtreibend aus, Schöpfer leugnet es mit Recht, da es blos Erde iſt. + In ſiedendem Waſſer verliert es ſeine „Glühehitze, anſtatt daß andere Metalle um ſich ſpritzen. — „Die Verglaſung S. 61 hängt blos von einer beſtimmten „Menge des Schwefels ab, welche nach der äußern Oberfläche geht, und die andern Theile zur Verglaſung geſchickt „macht. S. 122. Des Geoffroy ſeine“ (ſo ſprechen Kölner) „Bereitung iſt die beſte. Um ihn durch Aufwallen „zu erhalten, nahm er“ u. ſ. w. (Die Bereitungsart wird nun weitläuftig beſchrieben, und dabey Lemery ungebührlich oft in extenſo aus Steinwehrs Ueberſ. der Parſ. Denkſchriften citirt.) Der §. 74. S. 137 hebt alſo an: „Der Herzog von Orleans kaufte als Regent von Frankreich die Bereitung des Kermes als Geheimniß. Hr. Prof. Gmelin „hat folgende Bereitung.“ — „Der Kermes giebt eine bleichere Flamme als der Goldſchwefel. Geoffroy nahm deswegen

„mögen ein Theil ... Mennig, ... Theile „Queckſilber, — — und erhielt ein ſchönes Pulver.“ S. 122. Der Goldſchwefel iſt nach S. 109 Alles gemeiner Schwefel, unterdeſſen rühmt doch, zufolge S. 118, ſeine brechmachende Kraft von dem Reſte der regulinſchen Erde her, wie mit Brandel ſogar belegt wird. — An einer Menge von Stellen ſieht man nur gar zu deutlich, wie ſauer es Hrn. J. geworden ſeyn mag, die der Himmel weiß auf welche Weiſe aufgefundenen Nachrichten mit einigermaßen zu ordnen, und mit dem Uebrigen in eine Art von Zuſammenhang zu bringen, zumal wenn ſie, wie beym Brechweinſtein, u. a. Antimonialpräparaten, etwas reichlich verfielen. Daher ſind die Zeugen für gewiſſe Angaben ſelten, oder nie nach chronologiſcher Ordnung angegeben, ſondern ſie ſtehen bunt durcheinander, oder in umgekehrten Reihen vor. Z. B. Bergmann, Henkel, Sage, Vogel, Erxleben, Marggraf, Spielmann, Lehmann, Woltersdorf, Wallerius, da die Rede vom Spießglaſe ging, oder Meinel, Hiller, Bergmann, Erxleben, Vogel, Pott, da die Verſuchungen über das Verhalten der Salzſäure zum Spießglaſe dargeſtellt werden ſollten. Was ſo nicht eingeſchoben werden konnte, aber zu ſpät erhaſcht wurde, ward in Anmerkungen gebracht, wie die S. 128. 136. 148. 184 u. ſ. w. ſind. Im erſten Kapitel, welches die natürliche Geſchichte des Minerals enthalten ſoll, findet ein Artikelchen vom Schwefel mit unter, indeß das ſpecifiſche Gewicht, nebſt einigen Anekdötchen (S. 36. §. 12.) unter den Beſtandtheilen vorkommen. — Doch wir dürfen die Geduld der Leſer, die uns gern die genaue Inhaltsanzeige erlaſſen werden, nicht länger ermüden.

Xbp.

Magie, oder die Zauberkräfte der Natur, ſo auf den Nutzen und die Beluſtigung angewandt worden, von Joh. Sam. Halle, Pr. d. Königl. Preuß. Corps des Cadets zu Berlin. Mit 6 Kupfern. Vierter und letzter Theil, nebſt Univerſalregiſter über alle 4 Theile. Berlin, 1786. bey Pauli. 41 Bogen, 8.

Die

Die ganze Einrichtung iſt, wie bey den vorigen drey Theilen, auch die Ausführung eben ſo unzweckmäßig; das allermeiſte viel zu dogmatiſch. Es dürften wohl wenig ungelehrte Leſer, und auf dieſe ſollte doch wohl das Augenmerk gerichtet ſeyn, die Geduld haben, das unter der Ueberſchrift: Elektriſche Verſuche, hier befindlich iſt, zu leſen, vielweniger es zur Beluſtigung zu leſen. Da ſind Sachen aus der Ferne herbey gezerrt, nur um das Papier zu füllen, ohne bemerkt, ob es dem Leſer nützen könne, oder nicht. Bisweilen fällt es gar ins Unſinnige, wie S. 116 ff. von den Krankheiten der Gewächſe angeführt iſt, daß ſich dabey Vollblütigkeit, Entzündungen, Geſchwüre, Blutſturz, Verrenkungen äuſſern, daher auch Aderläſſe mit ihnen vorgenommen werden müßten. Die Weide ſey den Krankheiten der Phlegmatiker, die Eiche der Melancholie, die Linde den ſanguiniſchen Zufällen, und die Harzbäume den choleriſchen unterworfen! Als ein Muſter von dem Witze des Verf. mag folgende Stelle dienen, weil ſie auch mit das Angeführte beſtätigt. „Die Pflanzen werden von keinen Krankheiten der Seele, von keinen „Leidenſchaften, in ihrem Innerſten zerriſſen. Keine Furcht, „nicht Eyferſ, kein Verdruß, nicht Gezänke, kein hitziger „Wunſch ſtört ihre vegetabiliſche Ruhe — ſie zeugen ſich ganz „in der Stille fort, ohne die Leiden des Werthers, oder die „Schande der Bettler zu kennen. Nicht Voyeurs oder Putzſucht quälen ihre Schönen; die künſtlich geſchärfte und überſpannte Einbildungskraft martert ſie nicht durch neidiſche „Bilder. Ihr Leben iſt Unſchuld und Freyheit, die wenigen „Favoritpflänzen, die die Großen im Serail der Gewächshäuſer einſperren, ausgenommen!!!“

Unter die chemiſchen Verſuche gehört an dieſem Orte, die Beſchreibung von der Bereitung des Brechweinſteins, und von den Kennzeichen des Mangels, gar nicht. Der künſtliche Salpeter des Grafen von Salmes eben ſo wenig, weil es damit keinen Grund hat. Auch noch einige dergleichen Beſchreibungen mehr ſtehen hier am unrechten Orte.

Die magnetiſchen Verſuche füllen drittehalb Blätter, und beſtehen aus kleinen Brocken von der Geſchichte des Magnets, dabey alle Leſer gähnen werden.

Unter den ökonomiſchen Verſuchen läſt ſich wohl noch eines und das andere ertragen.

Von

Von aerostatischen Versuchen. Beschreibung der verschiedenen angestellten Reisen, und der hierzu erforderlichen Bedürfnisse.

Unter den specifischen Hausmitteln in Krankheiten wird manchen der Auszug aus der Kämpfischen Schrift von den Krankheiten des Unterleibes, und die weitläuftige Fortsetzung der Meseneriade, die schon im dritten Bande angefangen worden, angenehm seyn. Es werden darin die 1785. über diesen Gegenstand herausgekommene Schriften umständlich ausgezogen. Auch die vermischten Versuche enthalten noch manches, das einem und dem andern nützlich seyn kann.

Zk.

Magazin für Apotheker, Chemisten und Materialisten, herausgegeben von Johann Casp. Ph. Elwert. Zweytes Stück. Nürnberg, bey Bischof. 6 Bogen, in 8.

Es enthält dieses Stück 1) Lebensbeschr. des Königl. Preuß. Hofapothekers zu Königsberg, Hr. J. Heinr. Hagen. 2) Hrn. Pr. Blumenbachs Beschr. der ächten Wintertschen Rinde; aus dessen med. Bibliothek. 3) Ein Aufsatz des Hrn. Dr. Bonz vom flüchtigen Vitriolsalz, enthält nichts besonderes, was nicht schon bekannt gewesen wäre. 4) Bereitung der weißen Magnesie aus englischem Salze. Mit Beweisen, daß das kalte Wasser eine beträchtliche Menge auflösen könne. Das Verfahren selbst gefällt uns nicht so gut, als dasjenige, das sich in Chem. Annalen 1785, B. II. 232. beschrieben befindet. Hr. B. scheint nicht genug für die Auflösung besorgt zu seyn. Sollte er die Ursache noch nicht gewußt haben, warum das kalte Wasser einen Theil davon auflöst? wenigstens berühret er die dabey mitwirkende fixe Luft mit keinem Worte. 5) Versuche über den künstl. Zinnober, von ebendemselben. Mit Grunde wird dadurch behauptet, daß gerade 7 Theile Quecksilber zu 1 Theile Schwefel erfordert werden. 6) Anmerkungen über die Vorschrift des Hypnotischen Pulvers, und eine Verbesserung derselben, vom Hrn. Apoth. Bechtel. Zur Verbesserung wird nach guten Gründen angegeben, daß die Quecksilberauflösung gesättigt, der Schwefel in kaustischer

Lauge

Lauge ebenfalls ſo reichlich als möglich aufgelöſet werde, und daß endlich letztere Auflöſung in genugſamer Menge in die erſtere gegoſſen werden müſſe. 7) Von der Gegenwart eines Grünſpans im Obſtmoſte. Mag wohl nicht allgemein wahr ſeyn. 8) Scheelens Methode den Eſſig aufzubewahren — iſt ſchon aus den Chem. Annalen bekannt. 9) Chemiſch-pharmazeutiſche Anmerkungen, vom Hrn. Dr. Lieblein. Sie beziehen ſich meiſt auf die Würzburger Pharmacopee, und betreffen die Gleichweſenheit einiger Salze, den Brechweinſtein, und noch verſchiedene andere Präparate. Meiſt gegründete Erinnerungen. Die vorgeſchlagene Art das ätzende Queckſilber auf glühende Kohlen geſtreuet, aus dem Geruch zu beurtheilen, ob es mit Arſenik verfälſcht ſey, iſt viel zu gefährlich für die Geſundheit. 10) Nachricht von einem aus der Haſelwurzel geſchiedenen, mit ätheriſchem Oele verunreinigten, Kampfer, vom Hrn. Pr. Gleditſch. 11) Anzeige von einigen chemiſchen Verſuchen, vom Hrn. Lechandelier, Apotheker zu Rouen. Aus dem Journal de Medicine, Pharmacie etc. Sie betreffen die Ausſcheidung des Oels von der Eydotter ohne Preſſung. Unter friſche Dottern wird etwas Weingeiſt gemiſcht, und darauf noch mehreres Waſſer zur Verdünnung gegoſſen. 12) Beytrag zu vernünftigen Pharmakopöen, vom Hrn. Ehrhard. Schon aus dem Hannöveriſchen Magazin bekannt. 13) Pharmakologiſche Anzeigen, von ebendemſelben. Aus Baldingers Magazin für Aerzte. Sie verdienen ihrer Gründlichkeit wegen hier einen Platz. 14) Nachleſe zu Herrn Baumers chemiſchen Bibliothek. 15) Verordnungen die Apothekerkunſt betreffend. 16) Recenſionen — gründlich und beſcheiden verfaßt. 17) Lehranſtalten für Chemie und Pharmazie — Eigentlich Lektionskatalog von verſchiedenen Akademien. 18) Preisverzeichniß der chemiſchen Fabrik in dem Hohenloh-Ingelfingiſchen, für das Jahr 1786. 19) Erfindungen. Darunter hätte der Madame Urbelin Figirung des Queckſilbers nicht mit ſtehen ſollen. Der größten Wahrſcheinlichkeit nach wird dies auf Gaukeley hinauslaufen. 20) Todesfälle und Beförderungen machen den Beſchluß.

Aw.

Dictio-

Dictionarium botanicum, oder botanisch-lateinisches und deutsches Handwörterbuch, für Aerzte, Kametalisten, Apotheker, Spezereihändler, Kräuterkenner, Blumisten, Oekonomen, Gärtner und Fabrikanten, nebst einem vermehrten Anhang von weitern deutschen Pflanzenbenennungen, und ein Verzeichniß von Pflanzen nach ihrer unterschiedlichen Blühezeit. Leipzig, bey Hilscher, 1786. 8. 6 Bogen.

Unter diesem vielversprechenden Titel findet man nichts als ein bloßes alphabetisches Verzeichniß einiger lateinischer Kräuternamen, mit den beygefügten deutschen und deutscher Namen mit den lateinischen. (Nach meinen Begriffen von einem Wörterbuche, sollte ein solches Buch alle zu der Sprache oder Wissenschaft gehörige Wörter, wozu es gehört, enthalten.) Es ist zwar sehr gut, dergleichen Namen auch zu wissen, allein die Linnäischen Namen kann sich jeder Kräuterkenner selbst übersetzen, und die deutschen Namen sind zu unbestimmt, in den verschiedenen Provinzen Deutschlands so verschieden, eine Pflanze hat oft vielerley Namen, zwey ganz unterschiedene Pflanzen oft einerley Namen, daß es sich vielleicht nie recht genau wird bestimmen lassen, welche Pflanze eigentlich unter diesem oder jenem deutschen Namen verstanden wird: wollte man nun ein solches brauchbares Buch liefern, so müßte man die Linnäischen Namen zum Grunde legen, und die in den verschiedenen Gegenden von Deutschland gebräuchlichen Benennungen dazu sammlen. Am Ende ist ein Verzeichniß von Pflanzen nach den Monaten, worinn sie blühen, angehängt, welches zum Kräutersammlen nützlich ist.

Bu.

---

10. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Beyträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, inſonderheit gelehrter Männer, von D. A. F. Büſching. — Vierter Theil. Halle, Curts Wittwe 1786. 1 Alph. in gr. 8.

Wiederum kommen auch in dieſem Bande Nachrichten von ſolchen Perſonen vor, die Hr. B. genauer zu kennen Gelegenheit gehabt, oder mit denen er gar in engern Verbindungen geſtanden hatte: und ſeine Freymüthigkeit iſt ſich auch dießmal gleich geblieben. Wir wollen den Inhalt nur kurz anzeigen, weil es ohnedieß ein Buch für Leſer von jeder Gattung iſt.

I. Erdmann Heinrich, Graf Henkel, Freyherr von Donnersmark, ꝛc. S. 1—50. Er iſt zwar bekannt genug durch ſeine letzten Stunden einiger der evangeliſchen Lehre zugethanen ꝛc. Perſonen, Halle 1720—1733. in vier Oktavbänden. Allein die hier mitgetheilte Lebensgeſchichte von ihm, macht ihn noch ehrwürdiger. Hr. B. ſagt von ihm S. 39. „In der Theologie ſtimmte er mit Spenern und den älteſten Halliſchen Theologen ſeiner Zeit überein. Zum thätigen Chriſtenthum hatte er zwar auch etwas von der Halliſchen Form und Sprache angenommen, er ließ ſich aber nicht von dem Sekten- und Formengeiſt beherrſchen; ſondern übte es auf ſeine eigene Weiſe aus, die den Sinn Chriſti und die allgemeine Liebe ausdrückte. Wer Gott von Herzen ehrte, liebte und vertraute, und wer ein aufrichtiger Verehrer und Bekenner Jeſu Chriſti war, der war ihm angenehm, mit dem vereinigte ſich ſein Herz.“ Er ſtarb im Jahr 1731. Auch die Nachrichten von ſeiner Familie ſind leſenswerth.

II. Sophie Erneſtine von Alefeldt, Stiftsfräulein des adeliſchen evangeliſchen Kloſters zu Itzehoe in Holſtein, bis S. 72. Hr. B. hatte gleich nach dem Tode dieſes vortrefflichen Frauenzimmers, im J. 1779. eine kleine Schrift zu ihrem Andenken herausgegeben; die aber in wenige Hände

kam, und hier von ihm etwas verändert und vermehrt worden iſt.

III. Rochus Friedrich Graf zu Lynar, Ritter des Elephantenordens, Königl. Dän. geheimer Conferenzrath und Kammerherr, Herr der Herrſchaft Lübbenau, ꝛc. bis S. 218. Es iſt ſehr angenehm, dieſen berühmten Staatsmann und ſchätzbaren Schriftſteller ſo vollſtändig abgeſchildert zu ſehen. Hr. B. war Hofmeiſter eines ſeiner Söhne; ſammlete ſeit dem Jahr 1748. Nachrichten von ihm, und konnte daher gleich nach deſſen Abſterben, in den wöchentlichen Nachrichten vom J. 1781. einen kurzen Entwurf ſeiner Lebensgeſchichte mittheilen, der hier ſehr erweitert, durch eigene Briefe und andere Aufſätze des Grafen erläutert wird. Die Verſe geiſtlichen Inhalts S. 174. f. hätten jedoch wegbleiben oder abgekürzt werden können, da der geſchmackvolle Verfaſſer ſelbſt höchſtens nur vor einen Versmacher, nicht vor einen Dichter gehalten ſeyn wollte. Uebrigens ragt dieſe Lebensbeſchreibung bey weiten unter allen in dieſem Theil hervor: ſo viel Abwechſelndes, Wichtiges und Lehrreiches enthält dieſelbe. Darunter ſind auch viele Anekdoten und Charakteriſirungen merkwürdiger Perſonen, die der Graf bey Gelegenheit ſeiner Geſchäfte und Reiſen kennen lernte. So erfährt man S. 83. die Urſache, warum der Hr. von Berkentin als auſſerordentlicher däniſcher Geſandte am ſchwediſchen Hofe, im J. 1743. die ſchwediſchen Bauern, welche den däniſchen Kronprinzen zu ihrem Könige gewählt hatten, wieder öffentlich noch heimlich unterſtützte, als einige tauſend Mann Dalekarlen nach Stockholm zogen, um ihre Wahl zu behaupten. Ein deutſcher Hofprediger Chriſtians VI. Blume, der viel bey ihm vermochte, ſtellte ihm vor, daß die Thronfolge ſeines Prinzen in Schweden viel Blut koſten werde; und dieſes ſey bey Gott unverantwortlich. Der fromme König verbot daher ſeinem Geſandten, den Bauern weder mit Geld noch Rath beyzuſtehen. Doch wir wollen den Leſern ſelbſt das Vergnügen überlaſſen, ſich durch dieſe Nachrichten nützlich zu unterhalten. Angles S. 190. muß engles heiſſen; und Chanteresne S. 194. iſt vielleicht auch ein Druckfehler.

IV. Friedrich Wilhelm von Taube, D. der Rechte, k. königl. wirklicher Niederöſterreich. Regierungsrath, geſt. im J. 1778. bis S. 304. Auch dieſem ſehr verdienten Manne hatte Hr. B. bereits in ſeinen wöchentlichen Nachrich-

ten

ten vom J. 1778. ein kleines Denkmal errichtet, das hier aus ſeinem achtzehnjährigen Briefwechſel mit demſelben vergrößert worden iſt. Man trifft hier unter andern manches Brauchbare zur öſter. Statiſtik an. Was S. 242. ff. von Prof. Riedels Berufungsſache nach Wien, die durch Taubens Hände gieng, gemeldet wird, kann vielleicht aus Weberlins periodiſchen Blättern ergänzt und berichtigt werden. Wenigſtens führt dieſer Umſtände an, welche R. Schickſal noch begreiflicher machen. Zuletzt iſt noch ein Anhang merkwürdiger Stellen, aus Taubiſchen Briefen beygefügt, die ſich mit Anekdoten von Leſſings Aufenthalte zu Wien im J. 1775. endigen.

V. Siegismund Streit, vornehmer Kaufmann zu Venedig, aus Berlin gebürtig, geſt. 1775. Dieſen nicht nur ſehr großmüthigen, ſondern auch einſichtsvollen Wohlthäter des grauen Kloſters zu Berlin, hatte Hr. B. zwar ſchon in andern Schriften nach Würdengeprieſen, hier aber kann man ihn ganz überſchauen. Es iſt auch das Verzeichniß der Gemälde angehängt, welche Hr. S. dem grauen Kloſter geſchenkt hat.

Hr. B. macht die angenehme Hoffnung, daß er den ganzen folgenden fünften Theil dem großen Könige Friedrich II. widmen dürfte, ohne dasjenige zu wiederholen, was bereits bey deſſen Leben von ihm geſchrieben worden iſt.

VI.

Hiſtoriſche Abhandlungen der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen. Aus dem Däniſchen überſetzt, und zum Theil mit Vermehrungen und Verbeſſerungen, auch einigen eigenen Anmerkungen herausgegeben von Valentin Auguſt Heinze, der Weltw. D. und Prof. zu Kiel. Zweyter Band. Kiel 1785. 444 S. gr. 8.

Dieſer Band enthält zwar nur eine einzige Abhandlung, nämlich die ſiebente: Jonas Ryges Nachrichten zur Geſchichte des Königs Waldemar III. Allein ſie iſt ſo reichhaltig, und die Geſchichte dieſes Königs ſo wichtig, daß man darum über Einförmigkeit des Inhalts zu klagen keine Urſache haben wird. Der Ueberſetzer hatte ſie ſchon vor einigen

Jahren in seiner mit Beyfall aufgenommenen diplomatischen Geschichte Waldemars III. benutzt. Man wird daher, wenn man beyde Schriften mit einander vergleicht, theils hier manche Beweise seiner Erzählung finden; theils auch Stellen bemerken, wo er durch neuere Hülfsmittel in den Stand gesetzt wurde, Grams Untersuchungen zu bestätigen oder zu berichtigen. Außer einigen in die Abhandlung selbst eingerückten Urkunden, sind acht und dreyßig andere, größtentheils aus den Originalen, als Beylagen angehängt worden. Darunter nennen wir nur: das Bündniß zwischen den Markgr. Ludwig von Brandenburg, und den Prinzen Otto und Waldemar von Dänemark, Herzogen von Lalant und Estland, gegen die Grafen von Holstein, im J. 1333. Kaiser Karls IV. Urkunde vom J. 1350. worinne er bezeugt, daß König Waldemar zwischen ihm und den Markgrafen von Brandenburg einen Vergleich gestiftet habe; Ebendess. Pfandverschreibung der jährlichen Stadtsteuer zu Lübeck vor 16000 löthige Mark Silbers an den K. Waldemar, von e. d. J. Bündniß zwischen Waldemarn und Casimirn, K. von Pohlen, v. J. 1363. Urkunde des K. Albrecht von Schweden von 1366. worinne er dem K. Waldemar und der Krone Dänemark, Gothland, samt Wisby, das Land Wärend u. s. w. abtritt. Daß es nicht blos dänische Geschichte sey, welche hier sehr gründlich erörtert wird, brauchen wir Lesern, welche Waldemarn etwas kennen, nicht zu sagen; müssen aber doch hinzusetzen, daß viele Fehler berühmter Geschichtschreiber zugleich verbessert, und Erläuterungen aller Art, die man für die ältere Geschichte nicht kann, beygebracht worden sind.

Der Uebersetzer war bey der Ausgabe des Ersten Bandes dieser Abhandlungen, von dem deutschen Publikum viel zu wenig unterstützt worden, als daß er die folgenden auf gleiche Art hätte herausgeben können. Es ist aber, wie man mit Vergnügen anführt, durch ein Ehrengeschenk seines Königs für jeden der übrigen Bände, in den Stand gesetzt worden, auch diese unterbrochen zum Besten der Geschichtskunde in Deutschland ans Licht zu stellen.

Pauli

Pauli Ernesti Jablonski Institutiones Historiae Christianae. Tomus III. Historiam rerum saeculi XVIII. continens. Conscripsit *Eberh. Henr. Dan. Stosch*, Theol. Doct. et Professor quondam in Acad. Viadr. Emendavit, auxit, et ad hoc usque tempus continuavit *Ludw. Phil. God. Schulzius*, Th. D. et Prof. Gymn. Anhalt. Acad. Rector. Francof. ad Viadr. Straus 1785. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Stosch gab diese Fortsetzung des beliebten Jablonskyschen Compendiums im Jahr 1766. mit verdientem Beyfall heraus. Bey dieser neuen Ausgabe änderte Hr. Sch. manches an Orte und in den Anmerkungen. Erstlich schien ihm einiges für ein zu akademischen Vorlesungen bestimmtes Buch, zu ausführlich vorgetragen zu ſeyn; daher er es abkürzte. Allein wir müssen gestehen, daß uns dem ohngeachtet dieser Theil zu der gedachten Absicht nicht brauchbar genug vorkommt. Als ein Handbuch der Kirchengeschichte unsers Jahrhunderts, schätzen wir es nicht wenig; Studierende hingegen können eine Menge kleinerer und unständlicher Nachrichten in demselben entbehren. Weiter hat Hr. Sch. verschiedene mehr zur Dogmatik und Moral Geschichte, als in die Kirchenhistorie gehörige Stellen weggelassen. Endlich hat er auch die Geschichte ganz bis auf unsre Zeiten fortgeführt. Seine Bemühungen empfehlen sich durch gute Kenntnisse, Belesenheit, passende Stellung der eingerückten Ergänzungen und angenehmen Ausdruck. Doch sind noch mehrere Stellen übrig geblieben, welche bey einer neuen Ausgabe ihre Verbesserung erwarten; z. B. S. 48. daß Benedikt XIV. den Bischof von Würzburg zum Erzbischof erhoben habe, wo die Ertheilung des Pallium mißverstanden worden ist; S. 144 f. daß Cenni in seinen Dissertat. de antiquitate Ecclesiae Hispanicae das untrügliche Richteramt der Päbste auf alle Weise vertheidigt habe, wofür dessen Monumenta dominationis Pontificiae hätten angeführt werden sollen; S. 159 f. wo der so mittelmäßige Commentarius Febronii in Retractationem suam steht; S. 48. die Stelle: Magnum est in Scotia nomen Davidis Hulme,

Salisch-Pfälzischen, Vater Rheinisch-Fränkischen Denkmälen aus dem IX. bis in das XII. Jahrhundert, als ein Gedächtnißbuch mit der Pfälzischen Kur- und Rheinischen Erzörstenthümer; herausgegeben von Peter Wagner, Herzogl. Pfalz-Zweybrückischen Hofrath u. s. w. Frankfurt und Leipzig, in der Pfählerischen Universitäts (sic) Buchhandlung. Ohne Anzeige des Druckjahres.

Eine so umständliche Ueberschrift, die der eines Lehrbuchs nicht unähnlich sieht, erspart uns die Mühe, den Inhalt des Werkchens genauer anzugeben. Wenn hat der Leser nach der Versicherung des Geständnisses nicht zu erwarten, „Entfernt, dem Herausgeber scheint er, in seinen Augen so [illegible] ten Schriftstellerstolze, zwey Worte, die wahr genug [illegible] mal sich eben bestimmen finden, still, ich keine Urkunden erfunden zu haben mich berühmen. Nichts als die zerstreute Denkmäler der so wichtigen Salischen Geschichte suche ich als ein Pfälzischer Volksgenosse in Einen gleichsam zusammenzudrängen.“ Was für unschickliche Ausdrücke! „benutzte die dazu gehörigen Werke, benachbarte die gleichzeitigen Schriftsteller und Urkunden, die ich aber hier und da mit Kritik widerlegte“ u. s. w.

Von letzterm muß Rec. bekennen, nicht die mindeste Spur angetroffen zu haben. Vielmehr sind in dem ganzen Werkchen keine zehn Seiten, welche die Kritik eines in der altdeutschen politischen Verfassung wirklich bewanderten und nicht blos compilirenden Publicisten (so sehr sich auch unser Verfasser bey Gelegenheit des Worts compiliren ereifert) aushalten dürften. Hingegen wird der von Anfange bis zu Ende ununterbrochen anhaltende declamatorische und pomphafte Ton, so wie der schiefe und undeutsche Ausdruck die meisten Leser vermuthlich auf der Stelle zurückscheuchen. Proben hiervon zu geben, wäre nach der schon gelieferten beynah überflüßig. — Staat, System, Profinz, Nazion u. dergl.

u. dergl. sind nicht etwan Druckfehler, sondern die dem Verfasser eigenthümliche Orthographie, und seinem Periodenbau, der an Verschrobenheit alles übertrift was wir seit zehn Jahren gelesen, vollkommen angemessen. Phyllida solus habero, wer, um noch ein Beyspiel aus hunderten zu geben, folgende Stelle bey erster Ansicht ins Reine zu bringen weiß! S. 228. „Aber nichts mehr erschwerte die öffentliche Friedensschützung, „als die Gewohnheit Krieg zu führen, noch ein rasches Volks„gepräge, zu sehr teutschen Männerseelen faßbar! Oeffentli„che Gewalt zwang man durch Waffen, verfolgte den Schul„digen, und zog ihn vor Gericht, jenes so lang in öffentli„chen Gerichten selbst im königlichen Hofe, curiâ regali, „dauernden Gebrauchs, daß die Unschuldigen mit schreien „klagten, welcher Geschreie die Lehensgesetze sogar erwäh„nen.“ —

An Gewährsmännern läßt es unser Verfasser nicht fehlen. Rechts und links werden ihrer viele hundert aus allen Gräbern Germaniens und des Auslandes hervorgebannt; sehr oft um Aeußerungen zu unterstützen, die wegen ihrer notorischen Unbeträchtlichkeit oder Bekanntheit eines so ungeheuern Aufwandes keinesweges bedurften. Warum citiren, um das immer kostbarer werdende Papier wenigstens zu sparen, unsre leidigen Compilatoren nicht, lieber ein für allemal des ehrlichen Pfeffingers Vitriarius? Daß sie mit diesem Kalbe gepflügt, liegt doch so gleich am Tage. — Salische und Ripuarische Denkmäler findet übrigens Hr. W. in Anstalten, Gegenden und Grundsätzen, wo es wahrhaftig eben so leicht gewesen wäre Nordamerikanische zu entdecken. — Kann man sich etwas dürftigers, schielenders, mit einem Wort unbestimmters denken, als folgendes Resultat, S. 248. — „Nunmehr hörte der große Vorzug der fränkischen Nazion „in Teutschland auf, und ward von den Teutschen überhaupt „auf die Weiden gebracht. Allein der Pfalzgraf bey Rhein „war immer noch der Vornehmste, weil er zugleich Herzog „der Ostfranken gewesen ist, und deswegen allein für einen „fränkischen Herrn konnte gehalten werden, da alle übrige Pfalz- oder Kurfürsten Regenten wendischer Staaten „waren.“ —

Oder kurz darauf, S. 249. „Die pfalzgräfliche Kurwürde, oder das Erztruchsessenamt ward immer das Wichtigste „im Reich, denn dieser rheinische Pfalzgraf (heut zu Tage die

„Durchlauchtigſte Kurfürſten, als dieſer Lande Beſitzer) iſt „zu betrachten. 1) Als Herzog des rheiniſchen Franzieus; „2 als oberſter Pfalzgraf des Reichs, und 3) als Pfalzgraf „der ripuariſchen Proſinz Aber zwiſchen den Kurfürſten und „Fürſten iſt ein merklicher Unterſchied geweſen; der darin „hauptſächlich beſtand“ (der Leſer mache ſich auf eine feine Diſtinction gefaßt!) „daß jeder Fürſt ſeit dieſer Zeit (nämlich ſeit Kaiſer Friedrich dem Erſten) „zum Unterſcheidungs„zeichen ſeiner fürſtlichen Würde das Recht der vier vornehmſten Erbhofämter beſaß, und mußte in ſeinem Gebiete wenigſtens einen untergeordneten Reichsgrafen haben; allein „die Kurfürſten nahmen außer den Erbhofbeamten, auch einen „Erbbeamten des heiligen römiſchen Reichs zu der Verwaltung ihres Erzamtes an. So mächtig gründeten die Erzfürſten des Reichs, beſonders aber unſre rheiniſchen Pfalzgrafen, unter dieſem Kaiſer ihr Anſehn und ihre hohe Würde, welche noch jetzt das Vatterland als Denkmäler teutſcher „Fürſtengröße anſtaunt und verehrt.“ —

Was dieſer Publiciſt uns in einem Athemzuge für befriedigende Aufſchlüſſe zu geben weiß! ſed ohe iam ſatis! ſat prata biberunt!

Em.

Italiäniſche Anekdoten aus dem Reiſejournal eines teutſchen Gelehrten vom vorigen Jahrhundert. Mit Herrn Rath Jagemanns Vorrede. Leipzig, Weygand 1787. 180 S. 8.

Georg Chriſtian Schmidt, ſi Diis placet, ein Gelehrter, vermuthlich aus Zerbſt, (wenigſtens war die Handſchrift einem daſigen Fürſten zugeeignet) reiſet am 28 Februar 1690 von wo aus, wird nicht geſagt, über Nürnberg, Augſpurg, Inſpruck, Trient, Padua nach Venedig; von da über Parma, Mantua, Meiland, Genua, Piſa, Florenz, Siena und Rom nach Neapel; kehrt über Rom, Loretto und Bologna nach Venedig zurück, wo er am 11ten Jenner 1691. wohlbehalten ankommt, ſich auf dem Carneval luſtig macht, und nach den Morgenländern einſchiffen will; plötzlich aber ſeinen Entſchluß ändert, und in Gottes Namen wieder nach ſeiner Heimath aufbricht. Was er auf ſeiner Wanderſchaft

gehört

ehört und geſehn, enthält eine 60 Bogen in Quart ſtarke
Handſchrift, wovon gegenwärtige ſogenannte Anekdoten der
luszug ſind. Herr Vulpius (mehr von dem Ehrenmanne
iche man in Meuſels gelehrtem Deutſchlande neueſter Aus-
abe) hatte im Theaterkalender und anderwärts das deutſche
Publikum vor ein paar Jahren ſchon auf dieſen Fund auf-
nerkſam zu machen geſucht; unſre Landsleute aber, vr ſie,
aren taub und ſtumm dabey geblieben; bis endlich Herr
Veygand, der laut unſerm dankbaren Herausgeber, von je
er ein Beförderer deutſcher Literatur geweſen, das Ding in
einen Verlag zu nehmen ſich entſchloß. Da nun auch Herr
Hagemann, als Sachwalter der italiäniſchen Nation, es
mit ſeinem Paſſirzettel zu verſehen keinen Anſtand nahm: ſo
war die Sache auf einmal ins Reine gebracht.

In einer, wie ſichs verſteht, empfehlenden Vorrede
rechnet Hr. J. es unſrer Reiſsbeſchreibung zum großen Ver-
dienſt an, daß ſolche durchaus hiſtoriſch, und ſich auf keine
Beurtheilung der Sitten, Gewohnheiten, Regierungsarten
und andrer Gegenſtände einläßt, als die außer der Sphäre
eines Fremdlings lägen; ob man es gleich dem Verfaſſer wohl
anſähe, daß er hierzu viel geſchickter geweſen, als mancher
andrer, der auf ſeinen Reiſen über alles die Naſe rümpft,
was mit den Sitten und Gewohnheiten der Länder, für die
er eingenommen iſt, nicht allemal zuſammenſtimmt. — So
hr eine dergleichen Aeußerung auch berichtigt, und einge-
ränkt zu werden nöthig hat; und ſo leicht ſich ferner mer-
en läßt, auf wen eigentlich der Ausfall zielt: ſo iſt doch nicht
u läugnen, daß über die von Reiſenden hierin zu beobachten-
e Mäßigung, in der Vorrede des H. J. viel gutes und
rauchbares geſagt wird. Auch hier mag Ne quid nimis!
ohl die am ſicherſten führende Regel bleiben.

In dem erſten Kapitel, welches Herr Vulpius als ſei-
e Einleitung angeſehen haben will, wird außer einigen das
Journal ſelbſt betreffenden Nachrichten, auch von den ältern
Reiſebeſchreibungen Italien betreffend gehandelt; ein Artikel
er aber hier nur im Vorbeygehn berührt wird, und daher
hr zahlreicher Zuſätze fähig iſt. Was nun endlich unſern rei-
enden Landsmann in eigner Perſon betrift: ſo hat derſelbe
reylich ſeiner beyden Augen und Ohren ſich ſo gut bedient,
ls er gekonnt hat. Ob aber ſein Blick und Gehör für ſcharf
nd fein gelten können, mag der Leſer ſelber entſcheiden. An

Kleinigkeiten aller Art fehlt es nirgends an Gefühl für die Kunst überall, und alle die prächtigen Aufzüge und Cavalcaden, deren Detail bisweilen äußerst langweilig wird, halten uns davor keineswegs schadlos. Die Geschichte seiner Audienz bey Alexandern dem Achten, hat uns noch am besten gefallen. Ohnerachtet der heilige Vater ihn immer *Vossignoria* titulirte, auch in der Folge mit einer sechs Dukaten schweren Schaumünze beschenkte, welches bey dem kargen Pabste ein seltner Fall war: so mußte der arme Schelm doch dafür auch fünf Viertelstunden lang auf den Knien liegen bleiben, und daß ihm dieses zuletzt sehr beschwerlich geworden, wollen wir gern glauben. — An Versuchen ihn zum Uebertritt, zur allein seelig machenden Religion zu bewegen, hat man es ebenfalls nicht fehlen lassen; und lustig genung ists, daß unser Landsmann hier unter einem fetten Canonicat, einer Schwadron Cuirassiers, einem Cammerherrnposten, und dem Untercommando der Schweitzergarde zu wählen hatte.

Deswegen weil Keyßler nichts von Tivoli erwähnt, hätte die abgeschmackte Beschreibung unsers Reisenden von dieser merkwürdigen Gegend eben nicht eingerückt zu werden gebraucht. — Da Hr. Vulpius sich so gern über den Blainville, und seine freylich oft sehr unsichere Zeitrechnung lustig macht: so hätte er selbst desto mehr auf seiner Huth seyn sollen. Der bekannte, den armen Juden Schuld gegebne und ihnen so theuer zu stehen gekommne Mord eines Christenkindes zu Trient, hat weder, wie Blainville will 1276. welches vermuthlich ein bloßer Druckfehler ist, noch, laut unserm Herausgeber 1476, sondern 1475. sich zugetragen; wenigstens sind von diesem Jahre schon gedruckte Beschreibungen vorhanden; worin diese Jahrzahl wörtlich angegeben wird. — Allein Rec. hätte viel zu thun, sich in Berichtigungen einlassen zu wollen; und schließt daher mit der unvorgreiflichen Meynung, daß diese italiänischen Anekdoten ganz füglich hätten ungedruckt bleiben können; wenigstens werden sie im geringsten nichts dazu beytragen, den Herrn von Archenholz, und ihm gleichgesinnte Spötter von ihren Vorurtheilen wider Italien zurückzubringen.

Ign.

Ignaz

Ignaz de Luca, Kaiſerl. Königl. Raths und Profeſſors, Landeskunde von Oeſterreich ob der Ens. Linz, bey Suara 1786. 8.

Nach der Vorrede, und dem gleich hinterher folgenden Inhalt, hat der Verfaſſer, ein bekannter Vielſchreiber und Compilator, ſich ein weites Ziel geſteckt, die Landeskunde von Oeſterreich ob der Ens, ausmarbeiten, und in vielen Bänden zu liefern. Wenn alle folgende Theile ſo weitläufig, wie dieſer erſte, abgehandelt werden, ſo kann es ein ſehr weitſchichtiges und ausführliches Werk werden. Und da der Verf. wie er in der Vorrede wenigſtens vorgiebt, zu den Landesarchiven und Regiſtraturen freyen Zutritt hat, ſo könnte es auch gründlich ausfallen, wenn der Verf. nur der Mann dazu wäre, und in den folgenden Theilen mehr Auswahl und Beurtheilungskraft zeigen könnte und wollte. Dazu fürchten wir, daß es zu ungeheuer weitläuftig werden möchte, und daher ſehr bald, wie mehr andere ſolche Werke, in Stecken gerathen könnte. Der Plan iſt wenigſtens ſo ausgedehnt, daß offenbar mehr als die Lebenszeit eines einzigen Menſchen dazu gehört, zumal wenn das Studiren und Sammlen in Archiven dazugerechnet wird, wovon dieſer Verfaſſer wohl noch nicht den rechten Begriff haben mag, wie viel Zeit es koſte, wenn es zweckmäßig ſeyn ſoll.

Der Plan iſt ſehr ausführlich nach dem vorgedruckten Inhalt angelegt, und in XX Hauptabſchnitte eingetheilet, davon dieſer I Band nur 2 enthält, ſo die geographiſchen Charten dieſes Landes, die Bibliothek aller ungedruckten und gedruckten Schriften des Landes, und die Quellen der Polizey und Juſtizverordnungen begreift. Der I Abſchnitt beſchreibt die geographiſche Charten dieſes Landes, die der Verf. ſehr undeutſch den Ober-Enſeriſchen Atlas nennt. Die älteſte Charte iſt von dem bekannten Lazius, und illuminirt in der königl. Hofbibliothek befindlich. Ein ſchlechter Stich. Die von Abrah. Holzworm, in dem Blaviſchen Atlas, iſt etwas beſſer, aber doch noch ſchlecht, und nicht von jener erſten genommen, wie man insgemein glaubt. Die von Joh. Bapt. Sütinger in der Meriani-ſchen Topographie iſt nach dem V. brauchbarer, aber die Gränzen ſind nicht richtig. (Es iſt doch ſonſt noch ſo vieles unrichtige darin, es fehlt ſo manches, ſo viele Städte ſtehen

gar nicht am rechten Orte.) Die fürnehmste von allen hat Georg Fischer, Pfarrer zu Leonstein in Oberösterreich gezeichnet, und Melch. Käsell, zu Augspurg 1669. auf 12 Blättern gestochen, sie ist aber sehr selten, und hat wegen der Gränzen ꝛc. doch auch viele Mängel. Alle Charten von Homann, Seutter und Lotter ꝛc. sind schlecht. Aber doch gewiß viel besser als die meriansche Karte. Mit so wenig Kritik urtheilt der Verf.) Noch sind von einigen Städten, wie von Linz ꝛc. etliche Kupferstiche angefügt. Es hätten gewiß noch viel mehrere können angeführt werden. Dieser Abschnitt ist sehr dürftig für die Archive, die der Verf. will zu ruhe gezogen haben. II. Abschnitt. Bibliothek aller (aller? das ist viel versprochen) gedruckten und ungedruckten Schriften so das Land ob der Ens angehen S. 11. ꝛc. Diese ist nach den Wissenschaften eingerichtet, und das österreich. Staatsrecht zuerst bearbeitet, davon die Quellen angegeben sind, von welchen des Reichards Streins, Landhandfest von den Freyheiten des Erzherzogth. Oesterreich ob der Ens aus den rechten Originalien zusammen getragen, den ersten Platz einnimmt, der auch eine Apologie für das Privilegium des Kaisers Nero gegen den Petrarch, Aventin, Cuspinian und Lazium geschrieben S. 12. Man muß sich wundern, daß der Verf. der überhaupt gar keine diplomatische Kenntnisse zu besitzen scheint, so viel von diesem ganz offenbar falschen Document, dessen man sich schämen sollte, gedenket, und alle folgende kaiserliche Bestätigung darüber anführet, ohne dabey zu bemerken, daß solches ein recht grobes Falsum sey. Kaiser Rudolff hat noch solches bestätiget S. 14. der Inhalt von allen diesen Confirmationen ist sogar extrahirt; u. s. f. Auch der Inhalt des bekannten starken Privilegii von K. Friederich I. S. 15. Und so sind alle folgende k. Privilegien dem Inhalte nach extrahirt, und mehr andere von Bischöffen und Fürsten ꝛc. Alles ist aus des vorgedachten bekannten Reichard Streins Landhandfeste und noch dazu mit desselben sehr undeutschen Worten genommen, worauf der II Th dieser Landhandfeste, so die Privilegien der Landstände angehen, S. 54. folgt. In selbigen findet man viele merkwürdige Umstände, und wirklich große Freyheiten, besonders in Lehns- und Steuersachen. Allein wie viel beweiset ein solcher Extract, worin nichts genau bestimmt, nicht einmal die Jahrzahl der Urkunden und Privilegien angegeben sind? Zur historischen

eiſchen Nachricht dienet er allenfalls, aber zu einem rechtmäßigen diplomatiſchen Beweiſe kann er nicht gebraucht werden. Dieß zeigt den gedankenloſen Compilator, der vom Gebrauch hiſtoriſcher Nachrichten wohl nicht den geringſten Begriff hat. Dieſe alten Extracte gehen bis an die Regierung des K. Rudolffs II. Darauf folgen gleich S. 84. Rubriken von Reſcripten und Patenten des ſelbigen Kaiſers Joſephs II. ohne weiter von den Urkunden der dazwiſchen liegenden Kaiſer Rudolff II. etwas zu gedenken. Dieſe unbeurtheilte Nachricht macht den ſchimpflichſten Contraſt zu der Ueberſchrift, welche alle gedruckte und ſogar alle ungedruckte Urkunden verſpricht. Der Verf. der alle ungedruckte Urkunden ein Land betreffend, zu verzeichnen verſpricht, muß nicht wiſſen, welche Mühe es koſtet, ſie aus Archiven und Bibliotheken aufzufinden, wenn er aber nachher ſo gar keine allen Verſtand nicht einmal gemeine Vollſtändigkeit hat, zeigt er ſich vollends verächtlich. Hinter her S. 86. u. f. folgen die bekannten Lehrbücher über das öſterreichiſche Staatsrecht von Schröter, Heyrenbach, und beſonders die Sammlung der Staatsſchriften über die Baieriſche Succeſſion, welche IV Theile unter dem Titel: Vollſtändige Sammlung von Staatsſchriften zum Behuf der baieriſchen Geſchichte nach Abſterben Maximilians III. die vollſtändigſte genennet wird. Aber auch hierbey iſt nicht angezeigt, wo und in welchem Jahre ſie gedruckt ſind, und es iſt offenbar, daß gegen dieſe ganz bekannte Sachen, viel andere noch hätten angeführt werden müſſen. Die Gerichtliche und Juſtizpflege, und deren Quellen ſind S. 88. u. ſ. w. angezeiget. Anfänglich 2 Urkunden in Sachen, ſo die Geiſtlichen angehen von den Jahren 1297. und 1351. Merkwürdig iſt die Urkunde der Herzoge Wilhelms und Albrechts vom J. 1397. worin wegen etlicher Einwohner in der St. Sieber, die von dem chriſtlichen Glauben getreten, Verordnung gethan. Ob ſie von Originalien oder ſchlechten Kopeien edirt ſind, iſt, wie gewöhnlich, nicht angegeben. Vom J. 1499. an findet man politiſche und Polizeiverordnungen der Kaiſer, jedoch blos nur nach dem ganzen unlehrreichen Inhalt, oder eigentlich nur nach Rubriken, welche dem Verf. aus irgend einer Sammlung abzuſchreiben, wohl ſehr leicht ward. Unter ſolchen finden wir vom J. 1554. eine bekannte Verordnung des Kaiſers Ferdinands I. daß das Adelsmal nicht ſolle unter beyderley, ſondern unter

unter einer Geſtalt gereichet werden. Es folgen noch einige Verordnungen, wo die Proteſtanten in Steyermark u. ſ. f. ſtehen, die daſelbſt ſich ſtark vermehret hatten, wovon die Grundlage ſchon in der vorher angezeigten Urkunde vom J. 1593. ſteckt. Vom K. Maximilian II. ſteht der Proteſtanten wegen S. 97. eine wichtige Erklärung vom J. 1564. über ihre Religionsfreyheit, die ihnen noch weiter im ſelbigen Jahre beſtätiget wird. S. 104. iſt die Landtafel des Erzherzogthums ob der Ens vom Kaiſer Matthias im 1609 Jahre nach ihren Rubriken. Ferner findet man, die Jura Stolä vom J. 1649. Reglement vom K. Ferdinand III. darüber, woraus man ſieht, daß ſie für den Pfarrherr und ſeinen Unterbedienten ſehr einträglich waren. S. 124. Lobend Ordnung vom J. 1641. iſt in Extenſo S. 136. und ſehr ausführlich. Die Gerichtsordnung vom J. 1650. iſt ebenfalls ſehr ausführlich, und hier auch in Extenſo vorhanden, welches nun ganz unnöthig war, da ſie jetzt nicht mehr gilt, ſondern eine neue Gerichtsordnung vorhanden iſt. Die übrige Verordnungen in Juſtiz- und Polizeyſachen ſind nur nach Rubriken, auch wohl mit einem kurzen Inhalt bis zum J. 1730. angezeiget, womit ſich dieſer I Band endiget. Daß dieß auch nur alle gedruckte Verordnungen ſeyn ſollten, läßt ſich nicht einmal glauben. Genaue Unterſuchung, richtige Ordnung iſt wie man aus den andern Schriften dieſes Verfaſſers weiß, ſeine Sache nicht. Rudis indigeſtaque moles kann freylich bald aus bekannten Sammlungen, mit einer hier und da aufgeraften Beleſenheit verknüpft, zuſammengebracht werden. Aber ein Werk was zur wahren brauchbaren Landeskunde eines Staats gereichen ſoll, muß entweder die äuſſerſte und gewiſſenhafteſte Vollſtändigkeit haben, oder es muß mit vieler Beurtheilungskraft und weitläuftigen Kenntniſſen, das eigentlich Brauchbare ausgewählt werden. In beyden Fällen muß ein vernünftiger zweckmäßiger Plan da ſeyn, dieſer muß auch zweckmäßig ausgeſuchet werden, ſo daß alles in der genaueſten Ordnung auf einander folgt. Von dieſem Ideal iſt die gegenwärtige Schrift, ſo wie alle Schriften dieſes Verfaſſers freylich ſehr weit entfernt.

Topographie des Königreichs Böhmen, darin alle Städte, Flecken, Herrſchaften, Schlöſſer, Landgüter, Edelſitze, Klöſter, Dörfer, wie auch verfallne

fallne Schlösser und Städte, unter den ehemaligen und jetzigen Benennungen, samt ihren Merkwürdigkeiten beschrieben werden. Verfasset von Jaroslaus Schaller, a St. Josepho, Priester des Ordens der frommen Schulen. I—IV Theil. Rakonitzer Kreiß. Prag, in der kaiserl. Normalbuchdruckerey 1785. gr. 8.

Aus dem Inhalt der Vorrede sehen wir die Quellen, woraus der Verf. den größten Theil seiner Angaben genommen hat. Er hat nicht allein die neuesten Geschichtforscher und Urkundensammler von Böhmen, die hier namentlich genannt sind, gebraucht, sondern hauptsächlich die mehresten Nachrichten dadurch eingezogen, daß er durch Hülfe des Prager Consistoriums an die sämtlichen Pfarrherren in Böhmen einen gedruckten Plan mit 20 Anfragen über die wichtigsten Umstände eines jeden Orts gesandt, und ihre Nachrichten sich darüber ausgebeten hat. Die Anfragen sind in der Vorrede angezeigt, und erschöpfen ziemlich dasjenige, was zur Kenntniß eines jeden Dorfs ꝛc. gehört (ob er aber allemal von einem faulen oder kurzsichtigen Pfarrherrn sichere und zuverläßige Beantwortung erhalten hat, steht dahin,) und er gelangte auch bald zu seinem Endzweck. Weil aber bald neidische und übeldenkende Personen, wie gewöhnlich, davon schlecht urtheilten, und die Sache für gefährlich ausschryen, so wandte sich der Verf. an den Kaiser selbst, und erhielte die Resolution — der Pater Jaroßl. Schaller aus den frommen Schulen soll sein topograph. Werk von dem Königreich Böhmen nach dem hießfalls gemachten Plan vollenden, worauf sie zum Stillschweigen gebracht wurden, und das hohe Landesgubernium empfohl nunmehro mit Nachdruck allen Pfarrherren gründlich auf die Fragen zu antworten, so auch mit Zufriedenheit des Verf. befolgt worden. Ueberdem sehen wir auch aus dem Werke selbst, daß Schriftsteller und Urkundensammler öfters citiret sind wie der P. Gelas Dobner ꝛc. aber dieses mißfällt uns nicht wenig, daß zwar ihr Name und die Schrift angeführt ist, aber fast niemals die Seite des Buchs, wo die Beweißstelle befindlich ist. Wie kann der Verf. dem kritischen Leser zumuthen, daß er die Beweißstelle in dem ganzen Buche, oder wenigstens in der angezeigten Abtheilung mühsam aufsuchen

ſuchen ſoll. Z. B. citirt er, *Beneſſ. L. 4.* — *Coſm. Prag. L. 1.* — *Pulzels Hiſtor.* — *Chron. Silveníe* (ſo in des *P. Gelaſ. Dobner Monum. ined. Bohem.* ſteht) welches nothwendig angezeigt werden mußte, weil jedem Hiſtoriker dieſes nicht bekannt iſt, und er alſo nicht einmal weiß, wo er das angeführte *Chron. Silveníe* ſuchen ſoll.

Wenn das Werk Beyfall findet, welches hoffentlich geſchehen wird, ſo verſpricht der Verf. jährlich etliche Kreiſe zu liefern, und es zuletzt mit einer ausführlichen Beſchreibung der Stadt Prag, und einem vollſtändigen Regiſter zu beſchließen.

Die ſechs erſten Bogen enthalten eine Einleitung, die im 21 §. ziemlich den Zuſtand von Böhmen, was die Geſchichte und Gerechtſame anbelangt, aufkläret. Doch finden wir hin und wieder einige Unrichtigkeiten, oder Umſtände, wo wir nicht allemal mit des Verf. Meynung einig ſind. So ſchreibt er z. B. §. 16. Man findet ſchon im eilften Jahrhunderte, daß unſere Herzoge und Könige in der Verſammlung der Kurfürſten ſich befunden, und ohne allen Widerſpruch die röm. Könige gewählet haben. — Aber im XI Jahrhundert exiſtirten noch keine Kurfürſten, und die Wahl geſchahe noch von ganzen Völkern durch ihre Fürſten. Eben ſo will der Verf. §. 8. nicht zugeben, daß Böhmen vom deutſchen Reiche zu Lehn gegangen ſey. Er ſchreibt S. 14. empfiengen ja einige unſere Herzoge die Lehnfahne aus der Hand der Kaiſer, die ſich zu allen Zeiten bemühet haben, ein ſo freyes und unabhängiges Land in ein Lehn zu verwandeln, ſo geſchahe es aus einer unanſtändigen Schmeicheley, oder war ſolches, wie Hr. A. Voigt gründlich darzeiget, nur ein bloßes Ceremoniel, wodurch die böhmiſchen Landesfürſten, theils ein höfliches Nachgeben gegen die Kaiſer bezeugten, theils ſich bey den deutſchen Fürſten ein größeres Anſehen geben wollten.“ Welcher Kenner ſieht hier nicht Blendwerke, da die deutſche Kaiſer- und Reichsgeſchichte klar das Gegentheil erweiſet; und in jenen Zeiten die Landſtände (die in der Art damals noch nicht einmal exiſtirten) am wenigſten darin etwas zu ſagen hatten, um ſo weniger kann die angeführte neuere böhmiſche Landesordnung darin Beweiß geben. Dieſes hat der geiſtliche Hr. Verfaſſer nicht verſtanden. Selbſt der folgende 9 §. worin er S. 15. anführt, daß vor K. Karls IV. Regierung Böhmen beſtändig ein Wahlreich

geweſen,

geweſen, und der Kaiſer Friederich II. den Ständen 1212. dieſes Vorrecht beſtätiget hätte, überzeugt ihn vom dem Gegentheil, indem ſie ſonſt dergleichen Beſtätigung nicht gebraucht hätten.

Vormals war Böhmen in zwey Haupttheile nur eingetheilet, nämlich diſſeits, und jenſeits der Elbe. K. Karl IV. aber hat es im J. 1356. in 12 Kreiſe zuerſt eingetheilet, und einem jeden 2 Hauptleute aus dem Herrn- und Ritterſtande vorgeſetzet, die vormals viele Gewalt hatten. Die alte Eintheilung iſt 1751. abgeändert, und jetzt iſt Böhmen in XVI Kreiſe vertheilet. §. 13. In dem folgenden §. ſchildert der Verf. den jetzigen Adel in Böhmen ungemein vortheilhaft, und auch ſogar darin, daß er gegen ſeine Unterthanen ſehr gnädig ſey, wovon doch damals in den Verordnungen, wodurch der Kaiſer die Leibeigenſchaft aufgehoben, das Gegentheil erhellet. Die Wiſſenſchaften blühen hier, ſo ziehr zu läugnen, weil die beſten Schriften, ſo daſige Schriftſteller im vorigen und jetzigen Jahrhunderte herausgegeben, davon hinreichend überzeugen §. 15. Von der Religion weitläuftig in dem 16 §. Der Herzog Wolkklav hat die Hauptgrundlage zur Einführung der chriſtlichen Religion gemacht. Von den Lehren des Huß, den daraus entſtandenen Folgen, hierauf weiter von Luthers Lehren und ſeinen Anhängern, und neuerlich von den Verordnungen des jetzigen Kaiſers in Abſicht der Toleranz und Religionsfreyheit, nimmt der Hr. V. ziemlich den Schein eines Unpartheyiſchen an, man ſieht aber doch ſehr deutlich, wie in der Erzählung der Partheygeiſt hervorſticht. Aber die Gerechtigkeit müſſen wir ihm wiederfahren laſſen, daß er moderat ſchreibt, und nichts durchfällt. Wie er denn auch S. 42. die Hauptmomente des Toleranzedicts anführt und anzeigt, daß im J. 1724. in Böhmen 5110 Seelen nebſt 31 Predigern, unter 2 Superintendenten vorhanden waren, die ſich zur Reformirten, und 9035 Seelen nebſt 9 Predigern, die ſich zur Augſpurgiſchen Confeſſion bekannt haben. Weil aber nach des Verf. Angabe, die Proteſtanten verſucht haben ſollen, Katholiſche zu ihrem Glauben zu bereden, ſo ließ der Kaiſer dieſerwegen eine ſcharfe Verordnung im J. 1782. ergehen S. 43. die gewiſſermaßen im J. 1784. noch weiter ausgedehnet iſt, worin unter andern gewiſſermaßen einige Ausdrücke auffallen, wenn es daſelbſt heißt: daß den katholiſchen Predigern bey dem Umſtand, da

auf dem Lande von Zeit zu Zeit so viele von der katholischen Religion abfallen, nicht verwehret werde, die Leute zur Standhaftigkeit in dem rechten Glauben anzumahnen, und vor den Irrthümern der zweyerley Akatholischen tolerirten Secten zu warnen, und den Satz zu behaupten, daß kein wahres Priesterthum bey diesen von der kathol. Kirche getrennten Secten bestehen könne, weil sie keinen ordentlich geweihten Bischoff haben, so mit auch ihre Religionsdiener keine kanonisch geweihte Geistliche sind" doch sollen ihnen Zänkerey und Controversen verbothen seyn. Wobey der Verf. S. 45. ganz vernünftig den §. schließt, wenn er sagt: "Von dieser Zeit an läßt sich durch die weisen Anordnungen unsers Monarchen — und Vollziehung seiner Befehle — jedermann füglich dahin lenken, daß er sich mit seinem Mitbürger, ohne auf den Religionsunterschied zu sehen, in wahrer Menschenliebe ruhig und friedsam betrage." Die §. 17. und 18. schildern die Sitten und Kleidertrachten der Nation, wobey merkwürdig, daß unter dem Könige Johann, der die Französen liebte, die französischen Moden damals in Böhmen aufgekommen sind, die unter K. Karl IV. so in Frankreich erzogen und auch da die seine Staatspolitik, die man durch seine ganze Regierung spüret, gelernet hatte, noch mehr zugenommen haben. Der 21 §. handelt von den Kriegen, die aber hieher eigentlich nicht, sondern in die Geschichte gehören. Die Nachrichten, zumal von den neuern Kriegen, sind so beschaffen, daß man wohl siehet, daß der Verfasser in einer kurzen kernhaften Beschreibung derselben kein Meister ist. So beschreibt er z. B. S. 67. von dem zweyten schlesischen Kriege. — "Der König von Preußen fiel abermal im J. 1744. mit 80000 Mann in Böhmen ein, belagerte die Stadt Prag, und machte die Besatzung zu Kriegsgefangnen. Hierauf wurde der Prinz Karl auf das schleunigste herbey gerufen aus dem Elsaß; allein der König, dem das starke Ausreissen seiner Truppen gar zu wohl bekannt war, hielt nicht für rathsam dem Prinzen eine Schlacht zu liefern, (den hat er wohl am wenigsten gefürchtet) verließ im Monat Nov. die Stadt Prag und ganz Böhmen." Die Ursache war, weil er seine Truppen in Sachsen brauchte. Und so schlecht ist der Krieg, der 1756. angieng, ebenfalls beschrieben. Hierauf beschließt der 21 §. die Einleitung mit einer chronologischen Nachricht von Pest und Seuchen, als wenn ohne Mord-

Landgeschichte eine geographische Beschreibung von Böhmen nicht bestehen könnte. Ein besonderer Einfall; die Nachrichten von dem böhmischen Wapen und von den böhmischen Landcharten waren nöthiger. Unter den letztern, giebt der Verf. den 1726. gestochenen Wielandschen Karten, und den nach diesen gestochnen Karten des Jesuiten Erbens, die 1760. mit einer latein. Beschreibung herausgekommen sind, den Vorzug, indem sie an Richtigkeit den Müllerschen völlig gleich, und zum Theil noch verbessert, hiernächst aber weit wohlfeiler sind.

Hierauf fängt S. 19. die geographische Beschreibung mit dem Rakonitzer Kreise an. Er ist 6 Meilen lang, und auch eben so breit. Der Schlaner Kreis ist ihm 1714. einverleibt. Er ist größtentheils flach, fruchtbar an Getreide, hat gute Viehzucht, und starke Waldungen, woraus auf der Berane viel Bau und Brennholz nach Prag geflößet wird. Im ganzen Kreise spricht man blos böhmisch. Rakonitz eine königliche Kreisstadt hat nur 227 Häuser mit den Vorstädten. Die kleinern Städte, Dörfer, Klöster und adliche Güter sind hernach ausführlich aus den besten Urkundensammlungen, auch selbst archivalischen Nachrichten beschrieben. Es liegen in diesem Kreise viele Allodialherrschaften, wie Libin, Petrowitz, Roleschowitz, die dem Reichsgrafen Stephan Olivier Wallis gehören, und andere mehr, auch Majoratsherrschaften, wie Schlan so dem Reichsgrafen von Martinitz gehöret, wozu die Stadt Schlan gehört, die nahe 500 Häuser hat, darin die Einwohner gute Tücher und Strümpfe verfertigen. Wir bemerken überhaupt, daß in Böhmen und Mähren die wollenen Manufakturen ziemlich blühend sind, wozu das nahe gelegene Sachsen und die Lausitz wahrscheinlich Gelegenheit gegeben hat. Die ehemaligen Güter und Dörfer, so den eingezogenen Klöstern gehören, nennt und rubricirt der Verf. allemal k. k. Kameralherrschaften, mithin werden sie nicht zur Religionskasse und Fond gehören. Man findet fast kein einziges Dorf in dem ganzen Kreise, so der königlichen Kammer gehört, sie gehören entweder Herrschaften und Edelleuten, oder den Städten, Stiftern, Klöstern und Kirchen. Es existirt nicht leicht ein Land wie Böhmen, worin der Landesherr so wenige Kammergüter und Dörfer hat, nur die großen Städte sind königliche, und doch nicht alle. Unter den landbegüterten Herr-

ſchaften ſind die Fürſten von Lobkowitz die ſtärkſten. In dem ganzen Kreiſe ſind 7 Städte, 9 Flecken, 60 Herrſchaften und Güter und 655 Dörfer und einzelne Höfe, wobey aber zu merken, daß die Dörfer nur klein ſind.

Der II Theil begreift den Elbogner Kreis, dem jetzo auch der Egerſche Bezirk einverleibt iſt. Zuerſt findet man einen Nachtrag, worin Zuſätze und Verbeſſerungen des Rakonitzer Kreiſes mitgetheilet ſind. Er iſt 15 Stunden meilen lang, und 9 breit, hat ſchöne Bergwerke, an Silber, Zinn, Eiſen, Bley ꝛc. und iſt reich an Fiſchen und Wildpret. Hopfen wird auch mit gutem Erfolge darin gebauet. Die Hauptſtadt Elbogen iſt nur klein, liegt auf einem ſteilen Felſen, und hat nur 241 Häuſer. Doch gehören ihr 33 Dörfer und Meierhöfe. Es iſt ein wirklicher Vorzug der böhmiſchen und mähriſchen Städte gegen andere Länder, daß ſie ſo viele Landgüter beſitzen. Karlsbad iſt wohl der berühmteſte Ort in dieſem Kreiſe, eine königliche freye Stadt, die von dem Fluß Töpel in 2 gleiche Theile getheilet iſt. Sie liegt in einem engen Thale zwiſchen 3 Bergen, hat 381 Häuſer, und iſt nach dem großen Brand 1759. recht gut wieder aufgebauet. Die Hauptnahrung giebt der Stadt das berühmte Bad. Es ſind hier eigentlich 5 Hauptquellen, deren ſich die Badgäſte theils zum Trinken, theils zum Baden bedienen, worunter 1) der vornehmſte der Brudel iſt. Er quillt mitten in der Stadt auf der Kreutzgaſſe (wie zu Wißbaden im Naſſauiſchen) in der Dicke eines Arms aus einem großen Loche über 3 Ellen hoch, und iſt ſo heiß, daß in dem herabfließenden Waſſer Eyer gebotten werden. Die Wärme beträgt nach Reaumür 58 Grad. Seine Beſtandtheile ſind Schwefel, Alaun, Alkali, Eiſen und Vitriol. Vor etlichen Jahren hat man hier zur Bequemlichkeit der Badegäſte bedeckte Gänge und auch ſchöne Alleen angelegt. Durch Abrauchung werden hier alle Jahre mehr als 3 Zentner Brunnenſalz verfertiget, davon das Pfund zu 4 Kaiſergulden verkaufet wird. Ein herrliches Salz an Wirkung, wie Rec. aus eigner Erfahrung weiß. 2) Das Mühlenbad hat ein ſchönes mit vielen Badezimmern verſehenes landesherrliches Haus, deſſen Wärme nach dem Reaumür 38 Grade hat. 3) Der Neubrunnen hat 47 Grad nach dem Reaumür, wovon das Waſſer auch zum Trinken gebraucht wird. 4) Der Gartenbrunnen, und 5) der Felſenbrunnen S. 25. Die

Gegend

Gegend herum ist auch reich an schönen Kräutern, wie S. 28. angezeiget sind. Im Jahre 1554. nahmen die sämtlichen Einwohner allhier die Lutherische Lehre an, bey der sie auch bis 1623. verharrten. Sonderbar aber müssen wir anmerken, daß nach S. 29. die Mannspersonen in selbigem Jahre die Lehre wieder abgeschworen, die Weibsleute aber erstlich nach vielen Jahren, und mit vieler Mühe sich wieder zur katholischen Religion bequemet haben. Kaiser Karl IV. hat das Bad zuerst in Aufnahme gebracht S. 33. die Stadt besitzt 3 Dörfer.

In der Majoratsherrschaft Falkenau, die dem Grafen von Nostitz gehört, liegt die Stadt Falkenau, wo ein starker Hopfenbau getrieben wird, so daß jährlich über 30,000 Strich verkauft werden. Vormals hat die Herrschaft den Grafen von Schlick zugehört, von welchen Graf Nicolaus 1480. das schöne Schloß Königsberg zu bauen angefangen hat. Wie 1622. die sämmtlichen Güter des Grafen Albin Schlick dem königl. Fiskus anheim gefallen, so hat der Graf Otto von Nostitz selbige erstlich Lehensweise, hernach aber käuflich und erblich erhalten, und seit selbiger Zeit besitzt dieses Geschlecht diese ansehnliche Herrschaft S. 44. Es gehören dazu 41 Ortschaften, überdem sind auch viele Bergwerke in dem Distrikt. Die Majoratsherrschaft Heinrichsgrün, gehörte vormals ebenfalls den Grafen von Schlick, seit 1627. aber auch den Grafen von Nostitz. In selbiger findet man schöne Edelsteine, Jaspis, Chalcedon, Carniol, Topas, Amethist ꝛc. zur Herrschaft gehören 24 Ortschaften S. 59. Auch die Allodialherrschaft Graslitz hatten die Grafen von Schlick, anjetzt auch die von Nostitz S. 59. Die Majoratsherrschaft Schlackenwerth verloren sie ebenfalls 1623, die sehr ansehnlich ist und reichhaltige Bergwerke hat, wozu 63 Ortschaften gehören.

Joachimsthal, eine königl. freye Bergstadt mit reichen Silber- und Koboltgruben, die 617 Häuser hat. Die hiesigen Bergwerke sind 1516. recht empor gekommen, so, daß sie von dem Jahre an, bis 1545. 3209777 Fl. an klarem Nutzen abgeworfen haben, und von 1586 bis 1601. 105790 Mark Silbers. Der Verf. giebt S. 82. an, daß in dem ersten angegebenen Zeitpunkt von 1516. an, hier 1200 Häuser, 914 gangbare Zechen, 400 Schichtmeister, 800 Steiger, und 8000 Bergknappen gewesen sind. Der König

Ludwig bestätigte im J. 1523. das von dem Könige Sigismund den Grafen von Schlick 1489. ertheilte Münzprivilegium. Die ersten Joachimsthaler sind hier 1519. geprägt S. 84. Wie aber Graf Stephan Schlick 1526. mit dem Könige Ludwig in der unglücklichen Schlacht bey Mohatz blieb, so entstanden zwischen den andern Grafen von Schlick zu Schlackenwerde und Ellebogen wegen der Erbfolge und des Bergbaus große Streitigkeiten, die sich endlich so endigten, daß 1528. der König Ferdinand sich das Münzregal zueignete, und sie das Recht in ihren Namen zu münzen verwirken. Hierzu kamen noch viele Streitigkeiten zwischen dem Rath und den Bürgern, die so überhand nahmen, daß 1581. der ganze Bergbau in Verfall gerathen, und die Stadt fast öde geworden ist. Der König Rudolff II. hat sich alle Mühe gegeben, den Bergbau wieder in seinen vorigen Stand zu setzen, aber alles vergeblich, er blieb gegen die ersten Zeiten nur schwach. Graf Joach. Andreas Schlick ward im J. 1621. zu Prag enthauptet, weil er dem Kurfürsten von der Pfalz angehangen — und die Einwohner von Joachimsthal, die sich zur katholischen Religion nicht bequemen wollten, mußten das Land räumen, die der Kurfürst von Sachsen willig aufnahm, und durch sie den sächsischen Bergbau in Flor brachte. Zu solchen großen politischen Staatsfehlern hat der Religionshaß gar oft Gelegenheit gegeben, wie vorzüglich die Widerrufung des Edicts von Nantes lehret. Der jetzige Bergbau, so theils vom Kaiser, theils von der Stadtgemeinde betrieben wird, hat nicht mehr, wie 20 gangbare Zechen. Welcher Unterschied von 1516? In diesem Kreise sind noch mehr k. k. Bergstädte, wie Gottesgab, Wiesenthal, Weypert ꝛc. wobey zu merken, daß in dem ganzen Revier sehr viele Spitzenfabriken vorhanden, auch viele Posamentierarbeiten verfertiget werden, ein wahres Zeichen der Industrie in einer ganz unfruchtbaren Gegend wie hier, wo kaum Hafer gebauet wird, so am ersten dazu Gelegenheit giebt. Wie strenge man damals nach der verlornen Schlacht auf dem weissen Berge mit den Vasallen verfahren ist, die dem Kurfürsten von der Pfalz angehangen, davon finden sich hier sehr häufige Beweise, indem alle ihre Güter confiscirt sind. Auch in diesem Kreise trift man viele Allodialherrschaften an.

Der Egersche Bezirk, so diesem Kreise einverleibt ist, ist 3½ Stundenmeilen lang und 4 breit, aber volkreich, indem

dem darin 20,000 Seelen gerechnet werden. Die Einwohner des ganzen Districts nahmen 1565. die Lutherische Religion an, kehrten aber 1628. zur katholischen wieder zurück (sie mußten wohl) S. 177. Die Landessprache ist überall deutsch; die Gegend fruchtbar und die Viehzucht, besonders an starken Pferden, gut. Eine besondere Kleidertracht in Pelzröcken regieret hier, die der Verf. S. 179. beschreibt. Der Bauer thut gar keine Frohndienste in diesem Bezirk, giebt nur Zehend, Geldsteuern und Fruchtzinsen ꝛc. Wollmanufacturen ꝛc. findet man hier häufig, ein Zeichen, daß Kursachsen nahe liegt. Der ganze Bezirk gehörte vormals den Markgrafen von Vohburg, und ist lange zum deutschen Reiche gerechnet worden. Erst seit dem J. 1322. hat K. Ludewig von Baiern ihn völlig an Böhmen jedoch nur pfandesweise für 20,000 Mark Silbers abgetreten S. 184. von welcher Zeit er bey Böhmen geblieben ist. Die Hauptstadt Eger macht jetzt eine wichtige Festung, woran auch die Franzosen, bey ihrem damaligen Aufenthalt in Böhmen, Theil haben. Sie hat mit den Vorstädten 740 Häuser, eine starke Braunahrung (jährlich auf 10800 Faß Bier), viele Leder, Tuch, Hut und Zeugmanufakturen, und schöne Seife wird daselbst verfertiget S. 189. Die Geschichte der Stadt ist bis S. 197. ausführlich und gut beschrieben. In der hiesigen königlichen Burg ist der berühmte kaiserl. General von Waldstein 1634. am 25 Febr. mit 3 von seinen Freunden umgebracht worden S. 207. Viele Gelehrte sind hier geboren, die S. 210 ff. beschrieben sind. Der Egersche Sauerbrunnen S. 217. Er bestehet aus Eisen, Schwefel und Salz. Es finden sich in der ganzen Gegend noch etliche Sauerbrunnen, wie zu Kneba, Harkessenkrauth ꝛc. Von den herumliegenden Dörfern gehören sehr viele der Stadt Eger und auch ihren Einwohnern.

In dem ganzen Kreise mit dem Egerschen Bezirk befinden sich 23 Städte, 16 Flecken, 56 Herrschaften und adliche Güter, und 729 Dörfer und einzelne Höfe.

Der III Theil begreift den Prachiner Kreiß, der 22 Stundenmeilen breit, und 20 lang ist. Man findet darin Gold bey Reichenstein, in der Watava viele schöne Fische, einen starken Flachsbau, und ansehnliche Wälder. Die Landessprache ist blos allein böhmisch. Die Watava der Hauptstrom führet mit sich Perlen, Muschel-

Edelsteine und häufigen Goldsand. Pisek ist die königl. freye Kreißstadt, aber von keiner großen Erheblichkeit. Vormals hat man in der Warava hier vielen Goldsand gefunden, und hier eine eigne Goldseife gehabt. Der Stadt gehören 15 kleine Ortschaften. In dem Kreise liegen sehr viele Herrschaften, davon etliche allodial sind, und den Grafen von Czyreien und Kollowrath gehören. Die Fürsten von Schwarzenberg besitzen darin gleichfalls etliche Herrschaften, wie Netolitz, wozu 39 Dörfer und Ortschaften gehören, die Majoratsherrschaften Zeinterberg, so 134 Ortschaften begreift, worunter auch Husinez, ein kleiner Flecken, der Geburtsort des Johann Huß, den der Verf. S. 121. also beschreibt: Im J. 1373. den 6 Jul. kam hier zur Welt jener berufene Mann, Johann Huß, der durch seine verderbliche Lehre den meisten Anlaß zu der künftigen allgemeinen Landesverwüstung gab, und dessen trauriges Schicksal allen den zur Warnung dienen kann, die ein unbeugsames Genie, und eine ungemäßigte Dreistigkeit besitzen, ihre falsche Begriffe und irrige Meynungen wider alle von der geist- und weltlichen Obrigkeit festgesetzten Grundsätze halsstarrig behaupten zu wollen." — Etliche königliche Städte sind in dem Kreise, wie Schüttenhofen von 359 Häusern, Bergreichenstein von 184 Häusern, wo vormals reichhaltige Goldbergwerke waren, die aber jetzt nicht mehr betrieben werden S. 241. Unter Reichenstein ꝛc. Es giebt hier auch königliche Freybauern S. 248. Im ganzen Kreise liegen 16 Städte, 19 Flecken, 81 Herrschaften und adliche Güter, 1204 Dörfer und einzelne Höfe.

Der IV Theil beschreibt den Bunzlauer Kreiß, wo das Riesengebirge anfängt, und an den Gränzen von Böhmen und Schlesien bis an Glaz sich erstrecket. Er ist 18 Stundenmeilen lang, und 14 breit, zeuget einen trefflichen rothen Wein zu Melnick, schönes Getreide, und feinen Flachs, und giebt überdem vieles Wildprett, besonders auch Fasanen und Rebhüner. Vormals waren hier auch ergiebige Bergwerke, die aber, Neustädel ausgenommen, jetzt nicht betrieben werden. Die Iser ist der vornehmste Strom, so auch Gold und Edelgestein mit sich führt, die von den Einwohnern besonders zu Tannau sorgfältig gesammlet werden S. 5. Jung Bunzlau ist die königl. Hauptstadt, die ohngefähr mit den Juden 410 Häuser enthält. Die Einwohner

sprechen

ſprechen deutſch und böhmiſch, ihre Hauptnahrung beſteht in Ackerbau, doch ſind hier auch viele Gärber, Tuchmacher und Seifenſieder. Der Stadt gehören 43 Dörfer und einzelne Höfe, ich muß aber ein für allemal anmerken, daß die böhmiſchen Dörfer gemeiniglich nur klein, und öfters nur aus 6, 8 auch 10 Höfen beſtehen. Nimburg, eine anſehnliche königliche Stadt, 6 Meilen von Prag, ſo ſchön gebauet iſt, aber doch nur 263 Häuſer hat. Sie hat guten Ackerbau und ſtarke Braunahrung. Auch dieſer Kreiß iſt voll von Herrſchaften. Liſſa gehört den Grafen von Spörk, Lauczim dem Fürſten von Fürſtenberg, Konpan dem Grafen von Morzim, dem noch mehr Herrſchaften zuſtehen. Die Grafen von Waldſtein haben hier ebenfalls etliche Herrſchaften. In dieſem Kreiſe liegen 12 Städte, 31 Flecken, 60 Herrſchaften und adliche Güter, 1137 Dörfer und einzelne Höfe. So weit geht der IV Theil dieſer wohlgeſchriebenen Topographie. Wir erwarten die Beſchreibung der übrigen Kreiſe mit Verlangen, und wünſchen, daß der Hr. Verfaſſer viele Beyträge dazu erhalten möge, ſo kann ſein Werk mit völligem Grunde unter die beſten geographiſchen Länderbeſchreibungen gerechnet werden.

Hk.

Philip Wilhelm Gerken Reiſen durch Schwaben, Baiern, die angränzende Schweitz, Frankreich, die rheiniſchen Provinzen und an der Moſel ꝛc. in den Jahren 1779 — 1785. Dritter Theil, von verſchiedenen Ländern am Rhein, an der Moſel und an der Lahn ꝛc. Auf Koſten des Verfaſſers. Stendal 1786. 1 Alph. 6 Bogen in 8. nebſt einer Kupfertafel.

Es ſind dieſem Werke hier und da, beſonders in Kerns ſchwäbiſchem Magazin (von einem Ungenannten im erſten Stück) Vorwürfe über begangene Nachläßigkeiten und Fehler, zum Theil mit Grund, aber zum Theil auch ungerechter Weiſe und mit vieler Bitterkeit gemacht worden. Wir glauben indeſſen immer noch, daß die Reiſebeſchreibung dieſes gelehrten Mannes, jener Vorwürfe ungeachtet, ſehr viel-

zuverläßige und brauchbare Nachrichten, vornehmlich für das diplomatische, antiquarische und bibliographische Fach, enthalte. In dieser Rücksicht gehört sie sogar zu den vorzüglichsten neuern Werken, da neuere Reisebeschreiber sehr wenig darauf achten, und auch gewiß nur sehr wenige Leute die diplomatischen Kenntnisse eines Gerken mitbringen, der zu den klassischen Schriftstellern in diesem Fache gehört. Dazu kommt, daß Hr. Gerken viel Gegenden von Deutschland auch Klöster besucht hat, wohin andere Reisende eben nicht gekommen sind. Aus diesem dritten Bande, der, so wie die beyden ersten, ungemein reichhaltig ist, theilen wir nur einige Proben mit.

Dieser neue Theil fängt mit Mainz an. Vorher erst etwas über Höchst, vornehmlich von dem reichen Italiener Bolongaro, über dessen ungeheuern Pallast der Verf. aus mehr als einer Ursache unzufrieden ist. Er tadelt auch Riesbecken, der in seinen Briefen eines reisenden Franzosen Bolongaro's Handlung allzugroß vorgestellt; es sey auch falsch, daß B. die Emmerichsstube bey Höchst zu bauen angefangen habe. Von der berühmten paradiesischen Landschaft bey Hochheim. Hr. G. versichert, er sey diesen Weg gewiß etliche 30 mal gereiset, habe sich aber nie überwinden können, nicht aus dem Wagen zu steigen, und von einer gewissen Anhöhe die göttliche Pracht der Gegend zu bewundern. Der Stadt Mainz giebt Hr. G. höchstens 24000 Einwohner, die Garnison ausgeschlossen. Die ganz neu gebauete Dompropstey hat dem Verf. nicht gefallen, und selbst das kurfürstl. Schloß rechnet er nicht unter die schönen Schlösser anderer großen deutschen Fürsten. Der Kurfürst von Mainz wohne, was das Aeußerliche betrift, unter den 3 geistlichen Kurfürsten am schlechtesten. — Die Seltenheiten der Mainzischen Bibliotheken beschreibt er nach seiner Weise d. i. kurz und gut und als ein Kenner. Bey dem berühmten Fauſt-Schäfferischen Psalter vom J. 1457. sagt Hr. Gerken, er habe auf allen seinen Reisen nur zwey Exemplarien davon gesehn, nämlich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien und in der Dombibl. zu Mainz. Hingegen hält er die lateinische Bibel von 1462. nicht für so äußerst rar, als gemeiniglich geschieht, weil er sie auf seinen Reisen wenigstens siebenmal gesehen. — Vom Reichsarchiv, das eben nicht jedem, der es zu sehen verlangt, gezeigt wird. — Von römischen Alterthümern, um deren Sammlung man jetzt in Mainz besorgt ist, als ehehin.

Wenn

Wenn es aber S. 63. heißt, der Werth der dort gefundenen römischen Münzen gehe gewiß in Millionen; so ist dieß doch wohl übertrieben. Daß der Eichelstein ein Denkmal für den Drusus seyn soll, ist ihm höchst unwahrscheinlich; er hält ihn vielmehr für ein altes röm. Mauerwerk, vielleicht von dem Castro Maguntiaco. — Von der Favorite oder dem kurfürstl. Sommerpallast S. 74 ff. in dessen Anlage ein gar kleiner Gedanke steckt. — Vom Rheingau, oder, wie Herr G. immer schreibt, Rheingou S. 79 u. ff. Nirgends haben wir diese herrliche Gegend so genau und umständlich beschrieben gelesen. In der Anmerkung S. 85 u. ff. wird diplomatisch bewiesen, daß der Weinbau in jener ganzen Gegend, wo nicht weit älter, doch wenigstens bey der Regierung Kaisers Karl des Großen im vollen Flor gewesen ist. Von Bingen S. 93 u. ff. Von dem Binger Loch und dem Mäusethurm hätten Büsching und Miesbeck unrichtige Nachrichten geliefert. Letzterer war doch aus Höchst gebürtig. Aber freylich er schrieb blos aus dem Gedächtniß und oft nach Laune. — Von Ingelheim S. 101 u. ff. Die Abbildungen der dortigen Alterthümer bey Schöpflins Abh. de palatio Ingelheim. in den Actis Acad. Theodoro-Palatinae seyen zu zierlich und der simpeln Antiquität nicht gemäß. — Kloster Eberbach S. 109 u. ff. über den Kaltsinn, die Unhöflichkeit und Unwissenheit der dortigen Mönche ist Hr. G. sehr unwillig. — Vom Weinbau im Rheingau und dessen weitern Behandlung S. 117 u. ff. theils aus Nachfragen, theils aus einer Schrift des Hrn. v. Forste. — Worms S. 126 u. ff. In dieser, ehedem so großen Stadt, sind heut zu Tage kaum über 700 Häuser und 6000 Einwohner. S. 136. ist ein Druckfehler, wo es nämlich heißt, man rechne gesammte Einkünfte des Bisthums Worms nicht über 80 Fl. In dem Verzeichniß von Druckfehlern steht, man solle 80000 dafür lesen. — Von der ziemlich verwickelten und eigenen Verfassung der Reichsstadt Worms und von der dortigen Rathswahl giebt unser Reisende, der schon seit 2 Jahren sich in Worms aufhält, sichere und gute Nachrichten. — Er führt auch einige dort befindliche alte römische Inschriften an. — Speyer S. 149 u. ff. Von dieser Reichsstadt weit weniger, als von Worms, indem Hr. G. sich nur kurze Zeit dort aufgehalten hat. — Frankenthal S. 155. vergl. mit S. 215 u. f. Der dortige Kanal habe bey 600000 Fl. gekostet, sey auch vortrefflich gebauet, aber an der Hauptsache, an dem wirkli-

chen

chen Commerz, fehle es. Von den dortigen Fabriken macht Hr. G. so wenig Rühmens, als Riesbeck. Es sey übertrieben, wenn man 1400 Personen angebe, die blos von den Fabriken leben, und 4000 Einwohner in der Stadt annehme. — Mannheim S. 159 u. ff. Die allzugroße Regelmäßigkeit dieser Stadt hat Hrn. G. nicht recht gefallen. München ist ihm lieber. (Der Rec. ist auch der Meynung.) Die besten Nachrichten von Mannheim betreffen die Bibliothek und das Archiv. — Schwetzingen S. 178 u. ff. — Neustadt an der Hart S. 182 u. ff. — Türkheim S. 186 u. ff. Besonders von dem dortigen Salzwerk, das jetzt dem Kurfürsten von der Pfalz gehört. — Kirnstadt S. 193 u. ff. Das dortige Gymnasium wird jetzt nicht häufig besucht. Weil dort wohlfeil zu leben ist, so schlägt Hr. G. vor, mehr Tuchmacher und Wollfabrikanten anzusetzen. Die Aussicht von dem dortigen hohen Berge hat unsern Reisenden ganz bezaubert. Zwischen dem Städtchen Gelsum und dem ehemaligen Kloster Rosenthal besah er das Denkmal, das dem röm. König Adolf, der dort in dem Treffen gegen den Herzog Albrecht von Oesterreich geblieben war, gesetzt ist. — Kirchheim-Polant S. 199 u. f. Der Donnersberg S. 201 u. ff. Alzey S. 205 f. Kreutznach S. 206 ff. Allgemeine Bemerkungen über die Pfalz S. 210 ff. Der pfälzische Bauer sey einer der gescheutesten in Deutschland. Uns wundert, daß Hr. G. dabey nicht an den Dichter Mauß in Badenheim bey Kreuznach gedacht und ihn besucht hat. In Ansehung der Städte mangle noch sehr viel, was zu ihrem Flor erfodert werde; besonders wenn man sie mit den brandenburgischen und sächsischen Städten vergleiche.

Von S. 218. an folget die Reise von Mainz nach Cölln. Dreymal hat sie Hr. G. gemacht, und nie hat sie ihn gereuet. Die Natur, sagt er, hat hier nach einander so mannichfaltige und abwechselnde Schönheiten zusammen gestellt, daß das Auge sich kaum satt sehen kann. Zumal die romantische Gegend von Bingen bis Koblenz, die er für die schönste auf der ganzen Reise hält. Man kann damit die Bemerkungen eines Ungenannten vergleichen in Göckingks Journal 1784. März S. 225 ff. Hr. G. beschreibt S. 228 f. den sogenannten Königsstuhl bey Rense, und versichert, er habe alle vorige Beschreibungen desselben falsch befunden. Was im Göckingkischen Journal 1784. März S. 243 f. und Au-

gust

uſt S. 89 f. zwey Ungenannte darüber diſputirt haben, cheint ihm unbekannt geweſen zu ſeyn, auch die Olenſchla-gerſche Beſchreibung und Abbildung, worauf ſich der eine ezieht. In Anſehung der Zahl der Stufen, auf denen man inaufſteigt, weicht Hr. G. von allen vorigen Beſchreibern ab. Büſching in ſeiner Erdbeſchreibung hat 28, welches vermuth-ich ein Druckfehler iſt beym Gebrauch der Olenſchlagerſchen Beſchreibung, die 18 angiebt. Der erſte Ungenannte beym Böckingk zählte 13, und nun Hr. G. der genau gezählt zu haben verſichert, 14. Büſching ſpricht von 2 ſtarken Thü-ren: der eine Ungenannte ſtatuirt gar keine Thüre, und agt, er wüßte auch gar nicht, wo ſie hätten angebracht wer-den können. Eben dieß behauptet der andre Ungenannte nach Olenſchlagern. Hr. G. hingegen ſagt: Auf dem Abſatz der Treppe iſt vormals die Thür (nicht 2 Thüren) geweſen, wo-von nur noch die Angeln in der Mauer übrig ſind. Der erſte Ungenannte ſagt, es könnten oben auf der ſteinernen Bank nicht viel weniger als 50 Perſonen ſitzen: Hr. G. aber, es könnten wohl 24 Perſonen bequem ſitzen. Er wünſcht eine Reparatur: der erſte Ungenannte verſichert, daß ſie nach 1779. geſchehen ſey.

Von der Reichsſtadt Aachen S. 235 ff. Die Einrich-tung bey den Bädern war damals ſchlecht: die Fabriken beſſer. Spaa S. 243. ff. Vorher auch von dem gewerbvol-len Verviers. Wenn man in Spaa ordentlich lebt; ſo kann man täglich zu den ordinairen Ausgaben mit einem Dukaten auskommen. Man iſt und trinkt dort beſſer, als ey jedem andern Brunnenort, wenn es gleich ein wenig heuer iſt. Aber dieß hat unſerm Reiſenden nicht gefallen, daß man in Spaa nicht ſolche öffentliche Tiſche findet, wie u Pyrmont, Schwalbach ꝛc. Die Biſchöffe von Lüttich ha-en von jeher wenig zur Bequemlichkeit der Brunnengäſte eygetragen. Was zu dieſem Behuf geſchehen iſt, rührt mei-ens von Fremden, beſonders von Engländern, her. Etwas Vorzügliches iſt noch dieß, daß dort kein Unterſchied der Stän-e und des Ranges ſtatt findet.

Am ausführlichſten handelt Hr. G. von der Reichsſtadt Cölln S. 251 ff. Er war zum andernmal daſelbſt im Jahr 1785. Daß innerhalb dieſer großen Stadt bey 16000 Ohme Wein gebauet werden ſoll, iſt ihm nicht wahrſcheinlich. Uns am es auch ſo vor, als wir dieſe Angabe zuerſt in Eichhofs

Mann

Materialien, und daraus hernach anderwärts lasen. Kenner haben Hrn. G. versichert, daß in Cölln gegen 8000 Privathäuser und ohngefähr nur 50000 Einwohner sind, die Geistlichkeit jedoch ausgenommen, die auf 2500 Personen stark geschätzt wird. Wenn andre nur halb so viele Einwohner angeben; so sey dieß ganz unwahrscheinlich. S. 255. thut er wohl Riesbecken unrecht. Dieser hatte gesagt, Cölln sey eine abscheuliche Stadt. Dieß billiget Hr. G. nicht; und doch sagt er gleich hernach: „Es ist wahr, daß, wie ich das erstemal, vor 12 Jahren, zu Cölln war, die Straßen größtentheils schlecht gepflastert und unsauber waren, aber vor 3 Jahren, und bey meinem dießjährigen Aufenthalt, habe ich die Straßen größtentheils gut gepflastert und nicht so unsauber gefunden, vielmehr reinlicher, wie in mancher andern großen Reichsstadt.“ Riesbeck war also vermuthlich zu der Zeit dort, als die Straßen unsauber und schlecht gepflastert waren! „Auch die Lebensart, fährt Hr. G. fort, habe ich nicht so schmutzig und niedrig gefunden. Wenn man sich aber einmal vorgesetzt hat, etwas zu verachten, so findet man auch gar leicht Materie dazu. Daß man unter dem geistlichen Stande auch schlechte Leute findet, wie unter den Weltlichen, ist wahr, mithin trift man hier freylich bey der sehr großen Anzahl derselbigen mehr dergleichen an, wie an andern Orten, wo sie nicht so häufig sind, aber man trift auch brave, gelehrte und rechtschaffene Männer unter ihnen, wie ich deren verschiedene bey meinem öftern Aufenthalt kennen gelernet habe; also zeichnet sich Cölln auch von der Seite sonst nicht so stark aus, wie man fast allgemein ausgiebt.“ Einer schreibt es dem andern ohne genaue Prüfung nach, und dieses geschieht vorzüglich von den Verfassern der Reisebeschreibungen u. s. w.“ Wir freuen uns über diese Unpartheylichkeit, und wünschen, daß alle Reisebeschreiber sie wohl beherzigen mögen. — Von den Stiftern und Klöstern in Cölln; von der dortigen Universität, mit welcher, wie Hr. G. sagt, es nicht recht fort will. Er handelt hernach vom Stadtrath und Bauerrath, von den Einkünften und dem Handel der Stadt. Hr. G. scheint Eichhofs Materialien zur Statistik des niederrhein. westphäl. Kreises nicht zu kennen; sonst würde er von Cölns Verfassung genauere Nachrichten gegeben, auch manches nicht für neu oder unbekannt gehalten haben. In eben derselben Sammlung ist eine ziemlich starke Anzahl ältlischer Urkunden abgedruckt, und dadurch sein

S. 296.

S. 295 gehegten Wunſch zum Theil erfüllt. Ueber die Bettler in Cölln klagt auch Hr. G. doch wäre ſie im vorigen Jahre nicht mehr ſo läſtig geweſen, als zuvor. — Von den Merkwürdigkeiten oder vielmehr Koſtbarkeiten in der Domkirche, beſonders von der Menge alter geſchnittener Steine, die billig einen ſchicklichern Platz haben ſollten. Hr. G. ſagt: Ein Kenner von Antiken findet hier einen Schatz, an dem er ſich vergnügen kann. — S. 302 ff. nennt Hr. G. verſchiedene Kenner und Freunde der Wiſſenſchaften in Cölln, und darunter zuletzt den Hrn. Vicedomdechant, Reichsgrafen von Oettingen-Baldern, dem er auch dieſen Band ſeiner Reiſebeſchreibung zugeeignet hat. „Eigentlich aber fehlt es zu Cölln an Aufmunterung, Aemulation, Communicabilität dieſer Gelehrten; ſie haben keinen Umgang mit einander; weswegen man ſo wenigſtes vom daher ins Publikum erhält.“ Vielleicht kann der nunmehrige Aufenthalt des Hrn. geh. Rath v. Dohm in Cölln, Gelegenheit geben, dieſen Mängeln abzuhelfen. — Hr. G. beſchreibt von S. 304. an die kölnſchen Merkwürdigkeiten Cölns.

Von Bonn S. 328 ff. Hier, ſo wie vorher bey Cölln, und bey andern Städten des Erzſtifts, verdient verglichen zu werden: Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung des Erzſtifts Cölln, eine höchſt Beylage zu des Hrn. C. R. Büſchings Erdbeſchreibung. Frankf. am M. 1783. 8. Es ſcheint faſt, als wenn Hr. G. das Büchelchen benutzt habe: aber angeführt von ihm finden wir es nicht, alſo kann er vielleicht ſeine Nachrichten aus einer gemeinſchaftlichen Quelle haben. Die jetzige Regierung lobt Hr. G. ſehr. Sie iſt, ſagt er, für das Erzſtift von ſehr großem Vortheil. Der Kurfürſt ſorgt mit vielem Eifer für die Aufklärung in ſeinem Lande, für beſſere Erziehungsanſtalten, für Induſtrie, für Handel und Wandel, Fabriken u. dgl. Nach allem Anſchein wird er das Land in einen ganz andern Zuſtand und in beſſern Flor bringen.

Reiſe von Bonn nach Koblenz zu Lande S. 344 ff. folglich findet man hier Nachrichten von Remagen, Andernach, Andernach (bis dahin, ſagt der Verf. S. 352. wird man mit dem häufigen Chauſſeegelde recht geſchoren; und doch ſind die Wege ſo elend, daß man bey naſſem Wetter kaum durchkommen kann; wovon nur ſich die Aebtiſſin und Fürſtin von Eſſen mit ihrer gar elenden Chauſſee beſonders ausnimmt,) Koblenz S. 356 ff. Die Nachrichten von dieſer

ser Stadt sind vorzüglich, da sich der Verf. hier schönen und gesunden Lage wegen etlichemal zu 14 Tagen dort aufgehalten hat. Trier S. 370 ff. Daß der Verf. die uralte und weltberühmte Benedictinerabtey St. Maximin nicht unbesehen werde gelassen haben, kann man leicht denken. — Bey Beschreibung des merkwürdigen römischen Denkmals in dem Luxenburgischen Dorfe Igel (S. 392 ff.) wundert uns, daß Hr. G. zwar Loronts französische Schrift darüber anführt, aber nicht ihre Widerlegung, die den, unsers Wissens nach in Trier lebenden Hrn. Canonicus Gerz zum Verfasser hat, und betitelt ist: Nachrichten von dem Ursprunge und dem ältesten Zustande der Stadt Koblenz, aus historischen und geograph. Monumenten zur Entscheidung der Frage vom Geburtsort Caligulä, und Erläuterung der alten deutschen Geographie. Göttingen 1771. 4.

Reise von Trier über den Hunderück nach Mainz S. 397 u. ff. Reise von Mainz durch einen Theil der fürstl. Nassauischen Länder und durch etliche Gegenden der Lahn S. 403 ff. Besonders von Schwalbach (wo die Natur so schön, die Anstalten aber sehr schlecht sind: doch ist die Lebensart viel freyer, als zu Pyrmont,) Schlangenbade (wo die schönste Einrichtung, alles in einem andern Ton, und gerade das Gegentheil von Schwalbach ist,) Wißbaden, Jostein, Niederselters (wo der berühmte Brunnen ist, und wovon schon in Schlözers Briefwechsel gute Nachrichten vorgekommen sind. Was indessen Hr. G. davon erzählt, verdient damit verglichen zu werden) Limburg an der Lahn (vorzüglich von dem dortigen ansehnlichen Archiv, dessen Vorsteher, Hr. Dechant Corden, eine diplomatische Geschichte des Stifts, der Stadt und des Amts Limburg in 3 Folianten ausgearbeitet hat, deren Bekanntmachung Recensent mit Hrn. G. herzlich wünschet,) Arnstein, einer berühmten Prämonstratenserabtey, Nassau, Embserbad, Braubach, (wo Hr. G. dem alten römischen Pfahlgraben nachgegangen ist) Wellburg, Wezlar, (schlecht von außen und von innen; ein trauriges Nest! wo man nichts, wie von Prozessen, Mandatis sine clausula und andern juristischen Brocken hört, und im Gasthof theuer und schlecht lebt,) Herborn hat dem Verf. desto besser gefallen, Dillenburg, wo er das reiche und vortrefflich eingerichtete Archiv beschreibt. Wer weiß

nicht,

nähe; daß Hr. v. Erach daſſelbe in Ordnung gebracht hat? An dem jetzigen Archivar, Hrn. geh. Regierungsrath von Rauſchard, hat er einen würdigen Nachfolger erhalten. Er iſt auch Aufſeher der ſchönen fürſtl. Bibliothek. Auf der letzten Seite wird in einer Anmerkung erzählt, wie das Haus Maſſau-Dietz zu der entlegenen Grafſchaft Spiegelberg gekommen iſt. Sollte dem Verfaſſer die von dem Hrn. Superint. Jacobi 1785. herausgegebene Geſchichte dieſer Grafſchaft unbekannt geweſen ſeyn?

Die in Kupfer geſtochene Probeſchrift gehört zum erſten Theil dieſer Reiſebeſchreibung, und iſt aus dem Codice Legum Baiuvariorum Saec. XI. in dem Stifte Benedikt Beyren. In der Vorrede macht Hr. G. nach Hoffnung zu einem vierten Theil. Möchte er ihn doch bald liefern!

Mk.

Dichteriſcher Schilderungen von den berühmteſten romantiſchen Luſtörtern und maleriſch ſchönen Gegenden in Sachſen, vorzüglich um Dresden, Meiſſen und Pirna ꝛc. Erſter Heft. Mit darſtellenden Kupfern nach der Natur gezeichnet. Pirna 1786. 32 S. in 4. Zweyter Heft von S. 33-66. Dritter Heft von S. 67-92.

Der ungenannte Verf. dieſer Schilderungen, will nach und nach, wenn er bey ſeinen Landesleuten Unterſtützung findet, verſchiedene Folgen von Kupferſtichen, nach Zeichnungen nach der Natur, von den ſchönſten Gegenden in Churſachſen herausgeben, und er verſpricht, daß die Kupfer immer größer und ſchöner erfolgen ſollen. Dieſes Unternehmen verdient Beyfall; von der Ausführung nachher. Erſt wollen wir die in dieſen drey Heften beſchriebenen und in Kupfer geſtochenen Gegenden ꝛc. anzeigen. Im erſten: zwey Anſichten von dem Dorfe Plauen; im zweyten: drey Partien des Reiſewitzſchen Gartens bey Plauen, wovon die erſte den Tanzſaal in einem Gebüſche von Rüſtern, die zweyte den Teich ꝛc. die dritte den Waſſerfall ꝛc. vorſtellt. Im dritten: die Baſchmühle im Plauenſchen Grunde, und Potſchappel ebendaſelbſt. Die Kupfer ſind von Günther zu Dresden, nach

seinen eigenen Zeichnungen gut gestochen, doch wäre zu wünschen, daß sie größer, (wenigstens die künftigen) seyn möchten, denn die größten von den gegenwärtigen haben nur etwa 5 Zoll in der Breite und 4 in der Höhe, daher manche Gegenstände kleinlich und undeutlich ausfallen müssen. Daß diese Vorstellungen deutscher Gegenden, von einem deutschen Künstler, zu einem deutschen Texte, französische Unterschriften haben, ist unschicklich genug. Vielleicht liegt der Grund darin, daß manche Liebhaber der Kunst ihre Vorliebe für das Französische auch bis dahin ausdehnen. Aber wir wollen nicht hoffen, daß ihre Anzahl so groß sey, um den Künstler zu nöthigen, auch ihrer Schwachheit nachgeben zu müssen. Oder verspricht der Künstler sich mehr Absatz in Frankreich als in Deutschland? — Uebrigens hat Rec. der den Plauenschen Grund noch im vorigen Jahre gesehen hat, mit Vergnügen bemerkt, daß die Darstellungen getreu sind.

Von den dichterischen Schilderungen selbst, können wir nicht so viel Gutes sagen, als von den Kupferstichen. Sie sind in poetischer Prose abgefaßt, die längst bey uns aus der Mode gekommen ist, und wenn uns das Glück ferner wohl will, nie wieder Mode werden wird. Daß Geßners Schriften so sehr gefallen, und auch noch künftig immer gefallen werden, liegt nicht sowohl an Hrn. Geßners poetischen Prose, (wiewohl auch diese keiner von seinen tausend Nachahmern erreicht hat) als an der originalen Art, Naturschönheiten anschaulich zu machen, und unschuldige Menschen in Handlung zu setzen. Aber in dieser Manier eine bestimmte Gegend zu beschreiben, das wird allemal verunglücken. Rec. gesteht offenherzig, daß er nur den ersten Heft der dichterischen Schilderungen des Verf. gelesen hat; einige Beyspiele von seiner Art zu schildern, aus diesen vier ersten Bogen, werden den Rec. aber vermuthlich bey mehreren Lesern entschuldigen, daß er sich nicht die Mühe genommen hat, auch die beyden andern Hefte durchzulesen. Die Kirche des Dorfs Plauen beschreibt der Verf. also: „Ehrwürdiger aber und voll sanfter Majestät erhebet sein Haupt da vor allen der Tempel der Gottheit. — Nur klein — doch einfach und edel hat die Schöpferin Kunst ihn gebildet, und an seine Stirn selbst den göttlichen Sinn von Jesus Messias — selbst die gefällige Einfalt der Liebe und die Würde des unstudierten Glaubens dieser kleinen ländlichen Jüngergemeinde mit gemali-

nächtischer Hand gemalt. — Viel schöner, als jener prächtige Tempel von Ephesus — und erhabener, als Roms stolzes Capitolium, reich mit Siegerkränzen, mit Trophäen von tausend Triumphen und den Schätzen von ausgeplünderten Weltheilen geschmückt, steht dieß kleine Heiligthum da, am saftgrünen Hügel, und winket zum Opfer die Ehre der Menschheit her. Denn die am Altare hier beten, die kennen den Herrn — kennen den Gott der Götter ꝛc.“ Da er in diesem hochgestimmten Tone das Ganze bis an das Ende aushalten muß, so kann es nicht fehlen, daß diese pomphafte Sprache und die Gegenstände, zuweilen sehr contrastiren. Z. B. „Dort hinten schlägt wieder ein patriarchalischer Alter mit der hallenden Kaule die niedern Gartenstäbe ein, und bindet sie oben dann mit Strohwinden fleißig zusammen; unterdessen aber pflanzet gern sein Sohn an die Erbsenfelder den fürchterlichen Haderkump ꝛc.“ Das ganze Geheimniß dieser hochbemühenden Manier besteht darin, fast jedem Hauptworte ein malerisches oder zusammengesetztes Beywort zu geben, (und fleißig Daetylen einzumischen) daher die Franzosen sie auch poésie épithétée genannt, aber beynahe gar nicht den Engländern nachgeahmt haben. Wenn der Herr Verf. künftig in seinen Beschreibungen die gefällige Einfalt der Natur, und die Würde des unstudirten Styls zu erreichen sich bemühen, kurz seine goldene mit silbernen Saiten bezogene Leyer, mit einer gewöhnlichen Schreibfeder vertauschen will, so wird dieß vermuthlich dem größten Theile seiner Leser angenehm seyn. Freylich wird der Text um ein großes Theil kürzer ausfallen, wenn er uns blos beschreibt, was zur Sache gehört. Aber mehr erwartet man auch hier nicht.

Ff.

Des Pater Labats, aus dem Orden der Prediger-Mönche, Reisen nach Westindien, oder den im amerikanischen Meere liegenden Inseln. Nach der neuesten Pariser Ausgabe übersetzt, auch mit nöthigen Anmerkungen, und einem vollständigen Register versehen von Georg Friedr. Casim. Schad. Mit vielen Karten, Grundrissen und andern Kupferstichen. V Band. Nürnberg, bey Raspe.

1786. 1 Alph. 4½ Bogen in 8. und 2 Bogen Kupfertafeln.

P. Labat reiſte in den letzten Jahren des vorigen und den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts durch die damaligen franzöſiſchen Inſeln Weſtindiens, in Miſſionsgeſchäften ſeines Ordens. In der Beſchreibung dieſer Reiſe läßt er zwar die Geheimniſſe ſeines Ordens nicht ſehr durchſchimmern, meldet höchſtens, was er in jeder Inſel für Höflichkeit genoſſen, Geſchenke bekommen oder ertheilet habe, wo er Meſſen geleſen, und was er zur Benutzung der der Miſſion gehörigen Plantagen für Verbeſſerungen gemacht habe und dergl. macht ſie aber durch ſehr genaue naturhiſtoriſche Beſchreibungen, wozu Weſtindien ſo vielen Stoff giebt, brauchbar und leſenswürdig. Würklich kann man ihm hierinne Beobachtungsgeiſt und Fleiß nicht abſprechen, Vorzüge, die ſein Buch auch noch ſpäte, immer einer Ueberſetzung werth machen. Zu Anfang dieſes Bandes iſt der V. noch in Martinike, ſahe daſelbſt 1699. eine große ringförmige Sonnenfinſterniß, tödtete eine große Schlange, in deren ſechs Eyern 74 junge Schlangen, befindlich waren, außer andern zerdrückten oder aufbehaltenen Eyern, und entſchlüpften oder erſchlagenen jungen Schlangen. Die Neger eſſen den Schlangenkörper und brauchen das Fett, und entdecken ſie durch den Geruch. Wenn ſie ſich paaren, ſind ſie wie in einander geflochten. Weitläuftige Nachricht von den Negern, und deren Gebrauch in Weſtindien. Im J. 1700. reiſte der Verf. nach Dominike. Nachricht von den daſigen Caraiben, unter denen damals die Miſſionarien nichts ausrichten konnten und daher die Inſel verließen. Von da geht die Reiſe über Barbados nach Granada. Barbados rühmt er wegen der vorzüglichen Güte des daſigen Zuckers, Schönheit der Straßen, und Gaſtfreyheit der Engländer, tadelt aber ihre Härte gegen die Negern, und erklärt übrigens die Inſel, ihres Waſſermangels ohngeachtet, für die blühendſte Colonie in ganz Weſtindien. Geſchichte von Granada. Im Jahr 1650. erkaufte ſie der damalige Beſitzer von Martinike, du Parket, von den Wilden, und ließ ihnen ihre Wohnungen, mußte ſie aber, da ſie ſeine Leute heimlich ermordeten, ſämtlich ausrotten. 1657. verkaufte er die Inſel für 41520 Thaler an den Grafen von Cavilac. Da begaben ſich die meiſten Coloniſten nach Martinike zurück: die

die übrigen erworbenen den Statthalter, daher ihr Graf die Inſel an die Handelsgeſellſchaft 1664. verkaufte, welche ſie 1674. an den König wieder abtrat, welche viele Veränderungen machten, daß die Inſel noch 1705. vernachläßigt und höchſt unerheblich war. Ankunft in St. Vincent, St. Lucie, St. Domingo und der Schildkröteninſel, von welchen Inſeln insgeſamt der Verf. die Geſchichte erzählt. Von eingeſtreuten Nachrichten zur Thier- und Pflanzengeſchichte bemerken wir folgende. Von dem Pantoffelfiſch, Schwerd- (oder vielmehr Sägen-) und Wallfiſch, welche letztern hier viel kleiner als im Nordmeer ſind. Die Caraiben brauchen gegen die veneriſche Krankheit, die unter dem Namen Epian bey ihnen einheimiſch iſt, eine Tiſane, aus Franzoſenholz und Chinawurzel gekocht, verbunden mit Arbeiten und Schwitzen. Von der ſo genannten Zahnwurzel, deren Saft die Zahnſchmerzen ſtillt. Beſchreibung des weſtindiſchen Kaſtanienbaums, deſſen Frucht eine Schote iſt, des wilden Feigenbaums, deſſen kleine Feigen nur Vögel genießen; der Piſtacienmüſſe, die gleichfalls von den wahren Piſtacien aus Aſien unterſchieden ſind, und in mandelähnlichen in Schoten liegenden Früchten beſtehn; die aus der Erde geſucht werden. Von einer Art von Fühlpflanzen deren Wurzel ein Gegengift iſt. Von den verſchiedenen Arten der (zwar nicht in Weſtindien wachſenden) Ipecacuanha; eine Bemerkung über die Menge von Verrükten in Martinike, u. ſ. w.

Die Ueberſetzung läßt ſich, einige kleine Flecken, z. E. gewunſchen, ausgenommen, gut leſen. Manche Wörter hat der Ueberſetzer unüberſetzt, aber deutſch gedruckt, beybehalten, worunter ſonderlich das ewige Boſſeterre und Cabeſterre auffällt. In der Vorrede ſowohl als in einigen Anmerkungen leicht der V. wieder in Klagen über ſeine Umſtände aus, welche man kaum von einem Verfaſſer, geſchweige einem Ueberſetzer gerne leſen mag — und die ihm vermuthlich doch nicht viel helfen werden. Auch klagt er, daß ſein Verleger, als ſein größter Wohlthäter verſtorben ſey, daher er es für Pflicht achtet, ſeine Dankbarkeit gegen ihn durch Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte eine Gnüge zu thun. Auch dieß konnte er thun: nur hätte es nicht ſo weitläuftig und in dem Ton einer Leichenpredigt geſchehen ſollen.

Noch müſſen wir der zu dieſem Band gehörenden Kupfertafeln kürzlich Erwähnung thun. Sie enthalten Vorſtel-

lungen von dem wilden Feigenbaum, und der daran wachsenden Feigentraube insbesondere, einem gemeinen und stachlichten Fühlkraute, der Ipecacuanha, der Pistaciennuß, dem indianischen Pfeffer, von der Caratas oder fälschlich so genannten Aloe, woraus die Wilden ihre Lunten verfertigen, vom Seehasel, Schwerdfisch, und den beyden Vögeln, Fregatten und Strohschwanz, nebst dem Plan der Insel Barbados und dem Grundriß des Hafens, Castels und Fleckens Granada.

Ag.

Literarische Annalen der Geschichtkunde in und außer Teutschland für das Jahr 1786. In Gesellschaft mehrerer Gelehrten verfertiget von Johann Georg Meusel. Erstes bis fünftes Stück. Bayreuth und Leipzig, bey Lübecks Erben 1786. zusammen 1 Alph. 8 B. 8.

Dieses neue sehr nützliche Journal, das einzige, was bis her der Geschichtswissenschaft in ihrem ganzen Umfange gewidmet ist, kann gewissermaßen als die Fortsetzung der aus fünf Jahrgängen bestehenden historischen Literatur angesehen werden; doch ist es vollständiger als diese. Es enthält Recensionen und kurze Anzeigen neuer historischen Bücher vom J. 1785. an, vorläufige Anzeigen historischer Schriften, welche noch in der Arbeit sind, Veränderungen im Reiche der Geschichte, als Todesfälle, Beförderungen u. dgl. historische Preisfragen und Vorlesungen, allerley Neuigkeiten, Vorschläge, Verbesserungen, Revisionen, u. dergl. Wenn der Herausgeber in der Wahl seiner Mitarbeiter ferner so glücklich ist wie bisher, so wird dieß Journal hoffentlich von langer Dauer seyn. Unter den Recensionen sind die von Dohms Schrift über den deutschen Fürstenbund; Schallers Topographie des Königreichs Böhmen; von Kauz über die Epoche der eingeführten Buchdruckerkunst zu Wien; Steeb über den Menschen ꝛc. und Masch Bibliotheca sacra vorzüglich gut gearbeitet. Auch verdient Herrn Upbagens Erklärung über seine Parerga historica besonders angemerkt zu werden. Zu demjenigen, was S. 179. von der ehemaligen gräflich Thottschen Bibliothek gesagt ist, setzt Rec. hinzu, daß einer von hoher Hand ihm zugekommenen Nachricht zufolge der Theil derselben, über welchen

welchen ihr vorliger Besitzer nicht besonders disponiret hatte, in sehr schlechte Hände gerathen und liederlich verschleudert seyn soll. Daher ist es ein wahres Glück, daß der sel. Graf die Handschriften und alten Drücke der königlichen Bibliothek vermachet hat.

R.

Kirchengeschichte des Königreichs Polen vom Ursprunge der christlichen Religion in diesem Reiche und der Entstehung der Bischofthümer Posen, Gnesen, Krakau, Breslau, Lebus u. s. w. wie auch der verschiedenen Religionsstreitigkeiten dieses Landes bis auf jetzige Zeit, von Christian Gottlieb von Friese, königl. polnischem Hofrath. Erster Theil. Breslau, bey Korn 1786. 408 S. gr. 8.

Beyträge zu der Reformationsgeschichte in Polen und Litthauen besonders von ebendemselben. Zweyten Theils erster Band. Ebendaselbst 465 S. Zweyten Theils zweyter Band. Ebendaselbst 1786. 542 S.

Man muß hier keine zusammenhängende Kirchengeschichte Polens suchen, wie der Titel des ersten Theils erwarten läßt; sondern, wie der Titel des zweyten Theils besagt — Beyträge zu dieser Kirchengeschichte, die bisher eben nicht sonderlich bearbeitet war. Der erste Theil gehört ganz zur ältern Kirchengeschichte, und besteht aus Abhandlungen, die nicht zu einer Zeit oder hinter einander, sondern, wie es die Verrichtungen des Verf. erlaubten, verfertiget und ausgearbeitet wurden. Daher kommt es, daß man zuweilen in einer folgenden Abhandlung, von dem, was in der vorhergehenden schon gesagt worden, wieder etwas erwähnt findet. Der erste Theil enthält folgende Abhandlungen: I. Von dem Ursprunge des Christenthums in dem Königreiche Polen (S. 3—112.) Es kam zuerst aus Mähren, und hernach aus Böhmen, und war ganz nach morgenländischer Form eingerichtet, bis Otto I. das Bißthum zu Posen errichtete, da denn allmählich, obwohl unter großen Schwürigkeiten der

lateinische Ritus eingeführet wurde. Zugleich wird erwiesen, daß nicht Miecislaw sondern Otto der Große das Bißthum Posen errichtet, daß solches zu den Zeiten dieses Fürsten das einzige in Polen gewesen; daß es zuerst dem Erzbißthum Maynz, im J. 970. aber dem Magdeburgischen untergeben worden, unter welchem es auch geblieben sey, als im J. 1000 von Otto III. zu Gnesen eine Metropolitankirche errichtet worden. Woraus wider den D. Schulze und den Fürsten Jablonowsky geschlossen wird, daß wirklich Polen zur Zeit der Ottonen dem römischen Reich auf eine gewisse Weise unterworfen gewesen.

II Abhandlung. Von dem Bißthum Posen. (S. 113 bis 164.) Die Nachricht des Dlugoß, welche viele andere Geschichtschreiber nachgeschrieben haben, daß der Cardinal Aegidius von Tusculum (nicht Tusculan, wie der Verf. immer schreibt) von dem P. Johann XIII. im J. 965. mit vielen gelehrten Männern und Geistlichen als Legat nach Polen geschickt worden, um daselbst die neuen Kirchen und Bißthümer einzurichten, wird bezweifelt, und höchst wahrscheinlich gemacht, daß dieser Aegidius viel jünger, daß er erst im J. 1122. zu der Cardinalswürde gelanget, und im Jahr 1138. gestorben sey. Dieser sey wirklich vom P. Calixtus II. nach Polen geschickt worden, um daselbst die christliche Religion zu befestigen, und insonderheit das Kirchenwesen, sonderlich in Ansehung der Grenzen der Kirchensprengel jeden Bißthums in Ordnung zu bringen; und der ältere Aegidius sey eine Erdichtung.

III Abhandlung. Von dem Erzbißthum Gnesen. (S. 165–224.) In den Anmerkungen werden gute Nachrichten von den ältesten polnischen Geschichtschreibern Martinus Gallus, Radlubko und Bogufhal gegeben. In der Abhandlung selbst aber wird in der polnischen Kirchengeschichte sehr aufgeräumt, und mancher Schutt von alten Fabeln weggeschaft — insonderheit die, daß der h. Adalbert Erzbischof von Gnesen gewesen; und wahrscheinlich gemacht, daß Kaiser Otto III. nach genommener Abrede mit dem Fürsten Boleslaw I. im Jahr 1000. den Gaudentius zum ersten Erzbischoff von Gnesen gemacht habe; wo zugleich viele gelehrte Ausschweifungen in der Geschichte jener Zeiten vorkommen.

IV Abhandlung. Von dem Bißthum Krakau. (S. 225 bis 325.) hier wird gegen die polnischen Geschichtschreiber bewiesen, daß Krakau bis auf das J. 999. oder 1000. noch keinen eigenen Bischof gehabt, und daß es mit seinem Gebiete im J. 983. zur Zeit der Vereinigung des Mähriſchen Bißthums mit dem zu Prag unter das letztere gekommen und dabey geblieben sey, bis der K. Otto III. im J. 999. ein Bißthum zu Krakau errichtet, den Poppo zum ersten Bischof gemacht, und ihn im J. 1000. der zu Gnesen errichteten Metropolitankirche untergeben habe, zugleich wird manches aus der polnischen, böhmischen und mähriſchen Geschichte aufgeklärt und berichtiget.

V Abhandlung. Von dem Bißthum Breslau. (S. 326–359.) Das Bißthum zu Smogra, welches Miecislaw I. gestiftet, und Gottfried als der erste Bischof regiert, der König Caſimir I. aber nach Breslau verlegt haben soll, ist dem Verf. ein Unding. Gottfried war weiter nichts als ein Katechet, den vielleicht der Bischof von Posen ausgesendet hat, um in dem mit Polen vereinigten Schlesien das Christenthum zu lehren, und die Christen, die an den morgenländiſchen Gebräuchen hiengen, an die abendländiſchen zu gewöhnen; aber Bischof war er nicht; wie ihn denn auch die alten Chronisten nur einen Pfarrer und Priester nennen. Das Bißthum Breslau ist erst von Otto III. zu gleicher Zeit mit dem Erzbißthum Gnesen errichtet, und zum ersten Bischof Johannes gesetzt worden. Die Breslauiſchen Bischöffe stunden noch lange nach ihrer Stiftung unter den Erzbischöffen von Gnesen. Im polnischen Senate hatten sie ihren Sitz gleich nach den Bischöffen von Krakau, ja sie machten diesen zuweilen den Vorsitz streitig. Diese Vereinigung der Bischöffe von Breslau mit Gnesen oder Polen dauerte bis 1326. da der Streit über eine Bischofswahl mit Johann dem Könige von Böhmen, vornehmlich aber der große Haß des Vratislaus Locticus gegen die Deutschen, Gelegenheit zur Trennung gab, welche dadurch befestiget wurde, daß sich die Fürsten in Schlesien nach und nach dem Könige von Böhmen unterwarfen. Doch kam das Breslauer Bißthum erst 1358. ganz unter Böhmen. Auch findet man, daß die Bischöffe von Breslau sich nicht gänzlich von ihrer Metropolitankirche Gnesen getrennet, sondern zu Zeiten einige Verbindlichkeit gegen dieselbe bezeiget haben; wie auch

Beyſpiele aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte bewieſen wird.

VI Abhandlung. Von dem Bißthum Lebus, das auf polniſch das lubuſiſche Bißthum genennet wird. (S. 360 bis 408.) Lebus hat vermuthlich den Namen von der ſlaviſchen Horde Leubuzy. Das Bißthum daſelbſt iſt wahrſcheinlich von dem Kaiſer Heinrich II. errichtet, und dem Erzbißthum von Magdeburg untergeben worden, aber die dazwiſchen gekommene Kriege mögen die völlige Einrichtung deſſelben lange verzögert haben, und in dieſen Unruhen mag der biſchöfliche Sitz bald hier, bald dorthin verlegt worden ſeyn. Der erſte Biſchof, deſſen in der Geſchichte Meldung geſchiehet, heißt Laurentius, und das Bißthum gehörte während der Unruhen unter Heinrich V. bis auf Friedrich I. immer zu Polen. Nachdem aber des vertriebenen Fürſten Wladislaws Prinzen durch Vermittelung des Kaiſer Friedrichs Schleſien unter ſich theilten, und ſouverain regierten, ſo kam das Ländchen Lebus niemals wieder an Polen, ſondern blieb über funfzig Jahre bey den ſchleſiſchen Fürſten, hernach aber ward es nach vielen Schickſalen und Veränderungen bald den Erzbiſchöffen von Magdeburg, bald den Markgrafen von Brandenburg unterworfen, bis es endlich an das jetzige kurfürſtliche brandenburgiſche Haus kam. Im J. 1555. ſtarb der letzte Biſchof Johann VIII. der Markgraf Joachim Friederich erhielt die Adminiſtration, und ſeculariſirte, als er im J. 1598. Kurfürſt wurde, das Bisthum, und ſchaffte das Kapitel ab. Am Ende kommt ein Verzeichniß der Lebuſiſchen Biſchöffe, obgleich kein vollſtändiges, mit Verbeſſerungen anderer Geſchichtſchreiber. Bey S. 118. iſt dem Rec. bey dem Biſchof Proborus oder Proborinus, den einige auf den Biſchof zu Poſen folgen laſſen, die Vermuthung beygefallen, ob nicht dieſer Name aus dem griechiſchen προεστως, praeſul, entſtanden ſeyn könne, da unwiſſende Abſchreiber dieſen griechiſchen Titel eines Prälaten, den ſie bey dem Namen Jordan fanden, in einen eigenen Namen verwandelt, und daraus den Biſchof Proborus erſchaffen haben — welches denn mit der Zeitrechnung derjenigen wohl überein käme, ſo dem Jordan eine Regierung von 34. Jahren zuſchreiben.

Des zweyten Theils erſter Band geht nach einigen literariſchen Nachrichten von den Quellen und Hülfsmitteln der

der polnischen Reformationsgeschichte von der Geschichte der Mißvergnügten über die herrschende Lehre und Disciplin aus, die von jeher in Polen gewesen — von dem Mißvergnügen der Geistlichen über den Cölibat, und von den häufigen Ausnahmen, welche einige angesehene Geistliche auch noch im 16ten Jahrhundert von diesem Kirchengesetz gemacht haben — von den Waldensern und Hussiten in Polen, und den Unternehmungen der Geistlichkeit gegen sie. Hierauf erzählt er den Eingang, den Luthers Reformation in den ersten Jahren daselbst fand, und den vergeblichen Widerstand, den man ihr entgegensetzte, und schließt mit einem Verzeichniß derjenigen Lehrer, welche in Großpolen und Kleinpolen bis in das Jahr 1550. die Lehren der Augsburgischen Confessionsverwandten (denn Reformirte gab es damals in Polen noch sehr wenige) ausgebreitet haben. (S. 1–69.) Hierauf wird (S. 70–72.) von dem Anfange der Reformation in Littbauen gehandelt, und die vornehmsten Lehrer daselbst angeführt; woraus man siehet, daß auch dort unter Sigismund I. nur Luthers Lehre Eingang fand. Von der Reformation in Polnisch-Preussen redet unser Verf. S. 73 — 149. Zu Danzig legte schon im J. 1518. Jakob Knade, ein geborner Danziger, die Kutte ab, und heyrathete — also noch vor Luthern — und im J. 1525. waren schon viel von der Bürgerschaft gut lutherisch, und verlangten vom Rath daß man den Leuten das Evangelium frey predigen lassen sollte. Unter denen, welche schon im J. 1520. das Evangelium daselbst predigten, finden wir auch den Joh. Boschenstein, der im J. 1533. starb — ein Umstand dessen weder Jöcher, noch sein Ergänzer, Adelung, Meldung thun. Die Unruhen, welche die Reformation zu Danzig erregte, sind bekannt. Thorn wurde auch bald lutherisch, und erhielt, ungeachtet der Gegenbemühungen des Bischofs von Culm schon im J. 1558. ein Religionsprivilegium wegen freyer Ausübung der evangelischen Religion und Austheilung des h. Abendmals und zwar (wie es in der Urkunde heißt) iuxta veteris Ecclesiae morem sub utraque specie. Zu Elbing war schon im J. 1523. der Rath und die meisten Bürger der evangelischen Lehre zugethan; aber unter dem Bischof zu Ermeland, Hosius, hatte die gute Stadt vieles zu leiden, bis sie endlich in Abwesenheit des Hosius gleichfalls ein Religionsprivilegium erhielt, welches aber nur bis auf den nächstkünftigen Reichstag, oder bis auf ein General- oder Nationalconcilium dau-

ren

ren ſollte, dieſes Privilegium wurde im J. 1567. erneuert, und 1577. beſtätiget. Aber alle dieſe Privilegien bezogen ſich nur auf die augsburgiſchen Religionsverwandten; daher als reine reformirte Prediger nach Marienburg kamen, und öffentlich wider die Lutheraner predigten, große Händel daraus entſtunden, welche erſt im J. 1612. durch ein Kronbanzlergerichte zum Vortheil der Lutheraner entſchieden wurden. — In den preuſſiſchen Werdern gieng die Reformation auch ziemlich frühe vor ſich; aber die Einwohner hatten vieles dabey auszuſtehen. In dem Danziger und Elbingiſchen Gebiete war ſchon größere Freyheit, und die Einwohner der ſämtlichen Werder erhielten ſchon 1569. ein Religionsprivilegium. Graudenz, das unter dem Biſchof Hoſius vieles leiden mußte, kam auch im J. 1569. zur Religionsfreyheit, und bald nachher auch andere Städte. Die Ausbreitung der Reformation in dem Bisthum Ermland hat man inſonderheit dem Geſchmack zu danken, den der damalige Biſchof Fabian von Luſignan an Luthers Lehre fand. Unter ſeinem Nachfolger, Moriz Ferber, wurden Luthers Anhänger ſehr verfolgt. — In dem herzoglichen Preuſſen waren vor der Reformation ſchon viel Waldenſer und Huſſiten, von welchen zur Zeit der Reformation noch Ueberbleibſel vorhanden waren; daher entſtunden ſchon im J. 1518. und 1519. allenthalb Gährungen, welche 1520. noch größer wurden; und Luther hatte ſchon angeſehene Correſpondenten in Preuſſen, ehe noch der Großmeiſter Albert an eine Reformation dachte, als welcher ſich erſt im J. 1522. und das noch dazu heimlich, für die Reformation erklärte, und erſt nach geſchloſſenem Frieden mit Polen ſie allgemein einführte. Die nach Preuſſen gekommene Wiedertäufer, welche unter Vornehmen und Geringen großen Eingang fanden, verurſachten große Unruhen — (S. 150 f.) Auch in dem Herzogthum Maſuren wurde Luthers Lehre bald bekannt, und fand, beſonders in Warſchau, viele Bekenner. Selbſt das ſcharfe Edict, welches der Herzog Johann auf Zureden der Geiſtlichkeit auf dem Landtage zu Warſchau im J. 1525. bekannt machte, konnte ſie nicht abſchrecken, der Stimme ihres Gewiſſens zu folgen. — S. 181 ff. kommt eine Epiſode von den böhmiſchen Brüdern überhaupt — und dann — von dem Urſprung der böhmiſchen Brüder, die aus den verfolgten Tabboriten entſtanden, und ihren Schickſalen (S. 194 — 236.) wo ihre Auswanderung nach Polen und Preuſſen

sen, ihre freundschaftliche Aufnahme unter den Utraquisten, ihre Verfolgungen, die sie auch bis von den Katholiken erdulden, (wo aber manche Ausschweifung auf andere Materien vorkommt, die mit der Geschichte der böhmischen Brüder in keiner genauen Verbindung stehen) und von der Ausbreitung ihrer Gemeine in Groß- und Kleinpolen, Litthauen, Lassuben und Preussen, sowohl unter Polen, als Deutschen erzählt wird. Hierauf wird (S. 237 — 465.) erzählt, wie die schweitzerische Confession in Polen bekannt worden, und sich sonderlich in Kleinpolen ausgebreitet und auch unter den böhmischen Brüdern Eingang gefunden habe. Da hingegen die Hussiten in Großpolen mehr Gemeinschaft mit den Lutheranern unterhielten. Hier wird insonderheit von dem berühmten Joh. von Laski (S. 272 — 333.) sehr weitläuftig gehandelt. In Ansehung der Uebergabe der böhmischen Confession auf dem Reichstage zu Worms 1563. welche nach einigen Geschichtschreibern in lateinischer, nach andern in polnischer Sprache gedruckt, und nach andern in eben dieser Sprache geschrieben geschehen seyn soll, tritt unser Verf. der Meynung der letztern aus dem Grunde bey, weil die damaligen Umstände, unter welchen es die böhmischen Brüder nicht einmal gewagt, ihre Confession dem Könige selbst einzuhändigen, sondern den Landboten, Grafen von Ostrorog zur Ueberreichung gebraucht hätten, das Unternehmen eines Druckes der Confession unwahrscheinlich machten. — Auffallend ist es, daß Melanchthon S. 256. unter die Reformirten gerechnet wird. — Erst im J. 1564. nachdem der König die böhmischen Brüder seines Schutzes versichert, und sie durch ein besonderes Mandat von der Furcht befreyet hatte, mit den Anticriniturien aus dem Königreiche verbannet zu werden, wagten sie es, dem Könige ein gedrucktes Exemplar ihrer Confession zu überreichen, in welcher sie, um sich deutlich von jenen zu unterscheiden, manches in der Ausgabe von 1535. enthaltenes geändert und deutlicher bestimmet hatten. Dieses meynt der Verf. habe die böhmischen Brüder, die sich allmählich mit den Reformirten vereiniget hätten, muthig sowohl gegen die augsburgischen Confessionsverwandten, die sie zu bedrücken angefangen hätten, als auch gegen die Katholiken gemacht, von denen sie sich manche Verfolgungen zugezogen hätten. Das erstere sieht Rec. nicht ein, wenn er gleich alles, was der Verf. erzählt, mit Fleiß gelesen hat. Ueberall zeigt sich bey den böhmischen Brüdern dieser Zeit der sanfte

seinen eigenen Zeichnungen gut gestochen, doch wäre zu wünschen, daß sie größer, (wenigstens die künftigen) seyn möchten, denn die größten von den gegenwärtigen haben nur etwa 5 Zoll in der Breite und 4 in der Höhe, daher manche Gegenstände kleinlich und undeutlich ausfallen müssen. Daß diese Vorstellungen deutscher Gegenden, von einem deutschen Künstler, zu einem deutschen Texte, französische Unterschriften haben, ist unschicklich genug. Vielleicht liegt der Grund darin, daß manche Liebhaber der Kunst ihre Vorliebe für das Französische auch bis dahin ausdehnen. Aber wir wollen nicht hoffen, daß ihre Anzahl so groß sey, um den Künstler zu nöthigen, auch ihrer Schwachheit nachgeben zu müssen. Oder verspricht der Künstler sich mehr Absatz in Frankreich als in Deutschland? — Uebrigens hat Rec. der den Plauenschen Grund noch im vorigen Jahre gesehen hat, mit Vergnügen bemerkt, daß die Darstellungen getreu sind.

Von den dichterischen Schilderungen selbst, können wir nicht so viel Gutes sagen, als von den Kupferstichen. Sie sind in poetischer Prose abgefaßt, die längst bey uns aus der Mode gekommen ist, und wenn uns das Glück sonst wohl will, nie wieder Mode werden wird. Daß Geßners Schriften so sehr gefallen, und auch noch künftig immer gefallen werden, liegt nicht sowohl an Hrn. Geßners poetischen Prose, (wiewohl auch diese keiner von seinen tausend Nachahmern erreicht hat) als an der originalen Art, Naturschönheiten anschaulich zu machen, und unschuldige Menschen in Handlung zu setzen. Aber in dieser Manier eine bestimmte Gegend zu beschreiben, das wird allemal verunglücken. Rec. gesteht offenherzig, daß er nur den ersten Heft der dichterischen Schilderungen des Verf. gelesen hat; einige Beyspiele von seiner Art zu schildern, aus diesen vier ersten Bogen, werden den Rec. aber vermuthlich bey mehreren Lesern entschuldigen, daß er sich nicht die Mühe genommen hat, auch die beyden andern Hefte durchzulesen. Die Kirche des Dorfs Plauen beschreibt der Verf. also: „Ehrwürdiger aber und voll sanfter Majestät erhebet sein Haupt da vor allen der Tempel der Gottheit. — Nur klein — doch einfach und edel hat die Schöpferin Kunst ihn gebildet, und in seine Stirn selbst den göttlichen Sinn von Jesus Messias — selbst die gefällige Einfalt der Liebe und die Würde des unstudierten Glaubens dieser kleinen ländlichen Jüngergemeinde mit ge-

nialis

nischer Hand gemalt; er — Viel schöner, als jener prächtige Tempel von Ephesus — und erhabener, als Roms stolzes Capitolium, reich mit Siegerkränzen, mit Trophäen von tausend Triumphen und den Schätzen von ausgeplünderten Welttheilen geschmückt, stehet dieß kleine Heiligthum da, am sanftgrünen Hügel, und winket zum Opfer die Ehre der Menschheit her. Denn die am Altare hier beten, die kennen den Herrn — kennen den Gott der Götter ꝛc.“ Da er in diesem hochgestimmten Tone das Ganze bis an das Ende aushalten muß, so kann es nicht fehlen, daß diese pomphafte Sprache und die Gegenstände, zuweilen sehr contrastiren. Z. B. „Dort hinten schlägt wieder ein patriarchalischer Alter mit der hallenden Kaule die niedern Gartenstäbe ein, und bindet sie oben dann mit Strohwinden fleißig zusammen; unterdessen aber pflanzet gern sein Sohn an die Erbsenfelder den fürchterlichen Haderlump ꝛc.“ Das ganze Geheimniß dieser hochbrausenden Manier besteht darin, fast jedem Hauptworte ein malerisches oder zusammengesetztes Beywort zu geben, (und fleißig Dactylen einzumischen) daher die Franzosen sie auch poésie épithètée genannt, aber beynahe gar nicht den Engländern nachgeahmt haben. Wenn der Herr Verf. künftig in seinen Beschreibungen die gefällige Einfalt der Natur, und die Würde des unstudierten Styls zu erreichen sich bemühen, kurz seine goldene mit silbernen Saiten bezogene Leyer, mit einer gewöhnlichen Schreibfeder vertauschen will, so wird dieß vermuthlich dem größten Theile seiner Leser angenehm seyn. Freylich wird der Text um ein großes Theil kürzer ausfallen, wenn er uns blos beschreibt, was zur Sache gehört. Aber mehr erwartet man auch hier nicht.

Ff.

Des Pater Labats, aus dem Orden der Prediger-Mönche, Reisen nach Westindien, oder den im amerikanischen Meere liegenden Inseln. Nach der neuesten Pariser Ausgabe übersetzt, auch mit nöthigen Anmerkungen, und einem vollständigen Register versehen von Georg Friedr. Casim. Schad. Mit vielen Karten, Grundrissen und andern Kupferstichen. V Band. Nürnberg, bey Raspe.

1786. 1 Alph. 4½ Bogen in 8. und 2 Bogen Kupfertafeln.

P. Labat reiſte in den letzten Jahren des vorigen und den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts durch die damaligen franzöſiſchen Inſeln Weſtindiens, in Miſſionsgeſchäften ſeines Ordens. In der Beſchreibung dieſer Reiſe läßt er zwar die Geheimniſſe ſeines Ordens nicht ſehr durchſchimmern, meldet höchſtens, was er in jeder Inſel für Höflichkeit genoſſen, Geſchenke bekommen oder ertheilet habe, wo er Meſſen geleſen, und was er zur Benutzung der der Miſſion gehörigen Untenplantagen für Verbeſſerungen gemacht habe und dergl. mache ſie aber durch ſehr genaue naturhiſtoriſche Beſchreibungen, wozu Weſtindien ſo vielen Stoff giebt, brauchbar und leſenswürdig. Würklich kann man ihm hierinne Beobachtungsgeiſt und Fleiß nicht abſprechen, Vorzüge, die ſein Buch auch noch ſpäte, immer einer Ueberſetzung werth machen. Zu Anfang dieſes Bandes iſt der V. noch in Martinike, ſiehe daſelbſt 1699. eine große ringförmige Sonnenfinſterniß, tödtet eine große Schlange, in deren ſechs Eyern 74 junge Schlangen, befindlich waren, außer andern zerdrückten oder aufbehaltenen Eyern, und entſchlüpften oder erſchlagenen jungen Schlangen. Die Neger eſſen den Schlangenkörper und brauchen das Fett, und entdecken ſie durch den Geruch. Wenn ſie ſich paaren, ſind ſie wie in einander geflochten. Weitläuftige Nachricht von den Negern, und deren Gebrauch in Weſtindien. Im J. 1700. reiſte der Verf. nach Dominike. Nachricht von den daſigen Caraiben, unter denen damals die Miſſionarien nichts ausrichten konnten und daher die Inſel verließen. Von da geht die Reiſe über Barbados nach Granada. Barbados rühmt er wegen der vorzüglichen Güte des daſigen Zuckers, Schönheit der Straßen, und Gaſtfreyheit der Engländer, tadelt aber ihre Härte gegen die Negern, und erklärt übrigens die Inſel, ihres Waſſermangels ohngeachtet, für die blühendſte Colonie in ganz Weſtindien. Geſchichte von Granada. Im Jahr 1650. erkaufte ſie der damalige Beſitzer von Martinike, du Parket, von den Wilden, und ließ ihnen ihre Wohnungen, mußte ſie aber, da ſie ſeine Leute heimlich ermordeten, ſämtlich ausrotten. 1657. verkaufte er die Inſel für 41520 Thaler an den Grafen von Cayliac. Da begaben ſich die meiſten Coloniſten nach Martinike zurück:

die

die Kriegen ermordeten den Statthalter, daher der Graf die Inſel an die Handelsgeſellſchaft 1664. verkaufte, welche ſie 1674. an den König wieder abtrat, welche viele Veränderungen machten, daß die Inſel noch 1705. vernachläßigt und höchſt unerheblich war. Nachrichten in St. Vincent, St. Alouſie, St. Domingo und der Schildkröteninſel, von welchen Inſeln insgeſamt der Verf. die Geſchichte erzählt. Von eingeſtreuten Nachrichten zur Thier- und Pflanzengeſchichte bemerken wir folgende. Von dem Pantoffelfiſch, Schwerd- (oder vielmehr Sägen-) und Wallfiſch, welche letztern hier viel kleiner als im Nordmeer ſind. Die Caraiben brauchen gegen die veneriſche Krankheit, die unter dem Namen Epian bey ihnen einheimiſch iſt, eine Tiſane, aus Franzoſenholz und Chinawurzel gekocht, verbunden mit Arbeiten und Schwitzen. Von der ſo genannten Zahnwurzel, deren Saft die Zahnſchmerzen ſtillt. Beſchreibung des weſtindiſchen Kaſtanienbaums, deſſen Frucht eine Schote iſt, des wilden Feigenbaums, deſſen kleine Feigen nur Vögel genießen; der Piſtacienniſſe, die gleichfalls von den wahren Piſtacien aus Aſien unterſchieden ſind, und in mandelähnlichen in Schoten liegenden Früchten beſtehn, die aus der Erde geſucht werden. Von einer Art von Fühlpflanzen deren Wurzel ein Gegengift iſt. Von den verſchiedenen Arten der (zwar nicht in Weſtindien wachſenden) Ipecacuanha; eine Bemerkung über die Menge von Verrükten in Martinike, u. ſ. w.

Die Ueberſetzung läßt ſich, einige kleine Flecken, z. E. gewunſchen, ausgenommen, gut leſen. Manche Wörter hat der Ueberſetzer unüberſetzt, aber deutſch gedruckt, beybehalten, worunter ſonderlich das ewige Boſſeterre und Cabesterre auffällt. In der Vorrede ſowohl als in einigen Anmerkungen bricht der V. wieder in Klagen über ſeine Umſtände aus, welche man kaum von einem Verfaſſer, geſchweige einem Ueberſetzer gerne leſen mag — und die ihm vermuthlich doch nicht viel helfen werden. Auch klagt er, daß ſein Vorleger, als ſein größter Wohlthäter verſtorben ſey, daher er es für Pflicht achtet, ſeine Dankbarkeit gegen ihn durch Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte eine Genüge zu thun. Auch dieß könnte er thun: nur hätte es nicht ſo weitläuftig und im hohen Ton, einer Leichenpredigt geſchehen ſollen.

Noch müſſen wir der zu dieſem Band gehörenden Kupfertafeln kürzlich Erwähnung thun. Sie enthalten Vorſtel-

lungen von dem wilden Feigenbaum, und der daran wachſenden Feigentraube insbeſondere, einem gemeinen und ſtachlichten Fühlkraute, der Ipecacuanha, der Piſtacienuß, dem indianiſchen Pfeffer, von der Caratas oder fälſchlich ſo genannten Aloe, woraus die Wilden ihre Lunten verfertigen, vom Seeigel, Schwerdfiſch, und den beyden Vögeln, Fregatten und Strohſchwanz, nebſt dem Plan der Inſel Barbados und dem Grundriß des Hafens, Caſtels und Fleckens Granada.

Ag.

Literariſche Annalen der Geſchichtkunde in und außer Teutſchland für das Jahr 1786. In Geſellſchaft mehrerer Gelehrten verfertiget von Johann Georg Meuſel. Erſtes bis fünftes Stück. Bayreuth und Leipzig, bey Lübecks Erben 1786. zuſammen 1 Alph. 8 B. 8.

Dieſes neue ſehr nützliche Journal, das einzige, was blos der Geſchichtswiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange gewidmet iſt, kann gewiſſermaßen als die Fortſetzung der aus fünf Jahrgängen beſtehenden hiſtoriſchen Literatur angeſehen werden; doch iſt es vollſtändiger als dieſe. Es enthält Recenſionen und kurze Anzeigen neuer hiſtoriſchen Bücher vom J. 1785. an, vorläufige Anzeigen hiſtoriſcher Schriften, welche noch in der Arbeit ſind, Veränderungen im Reiche der Geſchichte, als Todesfälle, Beförderungen u. dgl. hiſtoriſche Preisfragen und Vorleſungen, allerley Neuigkeiten, Vorſchläge, Verbeſſerungen, Reviſionen, u. dergl. Wenn der Herausgeber in der Wahl ſeiner Mitarbeiter ferner ſo glücklich iſt wie bisher, ſo wird dieß Journal hoffentlich von langer Dauer ſeyn. Unter den Recenſionen ſind die von Dohms Schrift über den deutſchen Fürſtenbund; Schallers Topographie des Königreichs Böhmen; von Kauz über die Epoche der eingeführten Buchdruckerkunſt zu Wien; Steeb über den Menſchen ꝛc. und Maſch Bibliotheca ſacra vorzüglich gut gearbeitet. Auch verdient Herrn Uhlagens Erklärung über ſeine Parerga hiſtorica beſonders angemerkt zu werden. Zu demjenigen, was S. 179. von der ehemaligen gräflich Thottſchen Bibliothek geſagt iſt, ſetzt Rec. hinzu, daß einer von hoher Hand ihm zugekommenen Nachricht zufolge der Theil derſelben, über welchen

welchen ihr vorliger Beſitzer nicht beſonders diſponiret hatte, in ſehr ſchlechte Hände gerathen und liederlich verſchleudert ſeyn ſoll. Daher iſt es ein wahres Glück, daß der ſel. Graf die Handſchriften und alten Drücke der königlichen Bibliothek vermachet hat.

R.

Kirchengeſchichte des Königreichs Polen vom Urſprunge der chriſtlichen Religion in dieſem Reiche und der Entſtehung der Biſchofthümer Poſen, Gneſen, Krakau, Breslau, Lebus u. ſ. w. wie auch der verſchiedenen Religionsſtreitigkeiten dieſes Landes bis auf jetzige Zeit, von Chriſtian Gottlieb von Frieſe, königl. polniſchem Hofrath. Erſter Theil. Breslau, bey Korn 1786. 408 S. gr. 8.

Beyträge zu der Reformationsgeſchichte in Polen und Litthauen beſonders von ebendemſelben. Zweyten Theils erſter Band. Ebendaſelbſt 465 S. Zweyten Theils zweyter Band. Ebendaſelbſt 1786. 542 S.

Man muß hier keine zuſammenhängende Kirchengeſchichte Polens ſuchen, wie der Titel des erſten Theils erwarten läßt; ſondern, wie der Titel des zweyten Theils ſagt — Beyträge zu dieſer Kirchengeſchichte, die bisher eben nicht ſonderlich bearbeitet war. Der erſte Theil gehört ganz zur ältern Kirchengeſchichte, und beſteht aus Abhandlungen, die nicht zu einer Zeit oder hinter einander, ſondern, wie es die Verrichtungen des Verf. erlaubten, verfertiget und ausgearbeitet wurden. Daher kommt es, daß man zuweilen in einer folgenden Abhandlung, von dem, was in der vorhergehenden ſchon geſagt worden, wieder etwas erwähnt findet. Der erſte Theil enthält folgende Abhandlungen: I. Von dem Urſprunge des Chriſtenthums in dem Königreiche Polen (S. 3—112.) Es kam zuerſt aus Mähren, und hernach aus Böhmen, und war ganz nach morgenländiſcher Form eingerichtet, bis Otto I. das Bißthum zu Poſen errichtete, da denn allmählich, obwohl unter großen Schwürigkeiten der

lateinische Ritus eingeführet wurde. Zugleich wird erwiesen, daß nicht Miecislaw sondern Otto der Große das Bißthum Posen errichtet, daß solches zu den Zeiten dieses Fürsten das einzige in Polen gewesen; daß es zuerst dem Erzbißthum Maynz, im J. 970. aber dem Magdeburgischen untergeben worden, unter welchem es auch geblieben sey, als im J. 1000 von Otto III. zu Gnesen eine Metropolitankirche errichtet worden. Woraus wider den D. Schulze und den Fürsten Jablonowsky geschlossen wird, daß wirklich Polen zur Zeit der Ottonen dem römischen Reich auf eine gewisse Weise unterworfen gewesen.

II Abhandlung. Von dem Bißthum Posen. (S. 113 bis 164.) Die Nachricht des Dlugoß, welche viele andere Geschichtschreiber nachgeschrieben haben, daß der Cardinal Aegidius von Tusculum (nicht Tusculan, wie der Verf. immer schreibt) von dem P. Johann XIII. im J. 965. mit vielen gelehrten Männern und Geistlichen als Legat nach Polen geschickt worden, um daselbst die neuen Kirchen und Bißthümer einzurichten, wird bezweifelt, und höchst wahrscheinlich gemacht, daß dieser Aegidius viel jünger, daß er erst im J. 1122. zu der Cardinalswürde gelanget, und im Jahr 1138. gestorben sey. Dieser sey wirklich vom P. Calixtus II. nach Polen geschickt worden, um daselbst die christliche Religion zu befestigen, und insonderheit das Kirchenwesen, sonderlich in Ansehung der Grenzen der Kirchensprengel jeden Bißthums in Ordnung zu bringen; und der ältere Aegidius sey eine Erdichtung.

III Abhandlung. Von dem Erzbißthum Gnesen. (S. 165–224.) In den Anmerkungen werden gute Nachrichten von den ältesten polnischen Geschichtschreibern Martinus Gallus, Radlubko und Boguphal gegeben. In der Abhandlung selbst aber wird in der polnischen Kirchengeschichte sehr aufgeräumt, und mancher Schutt von alten Fabeln weggeschaft — insonderheit die, daß der h. Adalbert Erzbischof von Gnesen gewesen; und wahrscheinlich gemacht, daß Kaiser Otto III. nach genommener Abrede mit dem Fürsten Boleslaw I. im Jahr 1000. den Gaudentius zum ersten Erzbischoff von Gnesen gemacht habe; wo zugleich viele gelehrte Ausschweifungen in der Geschichte jener Zeiten vorkommen.

IV Abhandlung. Von dem Bißthum Krakau. (S. 225 bis 325.) hier wird gegen die polnischen Geschichtschreiber bewiesen, daß Krakau bis auf das J. 999. oder 1000. noch keinen eigenen Bischof gehabt, und daß es mit seinem Gebiete im J. 983. zur Zeit der Vereinigung des Mähreischen Bißthums mit dem zu Prag unter das letztere genommen und dabey geblieben sey, bis der K. Otto III. im J. 999. ein Bißthum zu Krakau errichtet, den Poppo zum ersten Bischof gemacht, und ihn im J. 1000. der zu Gnesen errichteten Metropolitankirche untergeben habe, zugleich wird manches aus der polnischen, böhmischen und mähreischen Geschichte aufgeklärt und berichtiget.

V Abhandlung. Von dem Bißthum Breslau. (S. 326–359.) Das Bißthum zu Smogra, welches Miecislaw I. gestiftet, und Gottfried als der erste Bischof regiert, der König Casimir I. aber nach Breslau verlegt haben soll, ist dem Verf. ein Unding. Gottfried war weiter nichts als ein Katechet, den vielleicht der Bischof von Posen ausgesendet hat, um in dem mit Polen vereinigten Schlesien das Christenthum zu lehren, und die Christen, die zu den morgenländischen Gebräuchen hiengen, an die abendländischen zu gewöhnen; aber Bischof war er nicht; wie ihn denn auch die alten Chronisten nur einen Pfarrer und Priester nennen. Das Bißthum Breslau ist erst von Otto III. zu gleicher Zeit mit dem Erzbißthum Gnesen errichtet, und zum ersten Bischof Johannes gesetzt worden. Die Breslauischen Bischöffe stunden noch lange nach ihrer Stiftung unter den Erzbischöffen von Gnesen. Im polnischen Senate hatten sie ihren Sitz gleich nach den Bischöffen von Krakau, ja sie machten diesen zuweilen den Vorsitz streitig. Diese Vereinigung der Bischöffe von Breslau mit Gnesen oder Polen dauerte bis 1326. da der Streit über eine Bischofswahl mit Johann dem Könige von Böhmen, vornehmlich aber der große Haß des Vratislaus Loctricus gegen die Deutschen, Gelegenheit zur Trennung gab, welche dadurch befestiget wurde, daß sich die Fürsten in Schlesien nach und nach dem Könige von Böhmen unterwarfen. Doch kam das Breslauer Bißthum erst 1358. ganz unter Böhmen. Auch findet man, daß die Bischöffe von Breslau sich nicht gänzlich von ihrer Metropolitankirche Gnesen getrennet, sondern zu Zeiten einige Verbindlichkeit gegen dieselbe bezeiget haben; wie auch

Beyspiele aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte bewiesen wird.

VI Abhandlung. Von dem Bißthum **Lebus**, das auf polnisch das lubusische Bißthum genennet wird. (S. 360 bis 408.) **Lebus** hat vermuthlich den Namen von der slavischen Horde **Leubuzy**. Das Bißthum daselbst ist wahrscheinlich von dem Kaiser **Heinrich** II. errichtet, und dem Erzbißthum von **Magdeburg** untergeben worden, aber die dazwischen gekommene Kriege mögen die völlige Einrichtung desselben lange verzögert haben, und in diesen Unruhen mag der bischöfliche Sitz bald hier, bald dorthin verlegt worden seyn. Der erste Bischof, dessen in der Geschichte Meldung geschiehet, heißt **Laurentius**, und das Bißthum gehörte während der Unruhen unter **Heinrich** V. bis auf **Friedrich** I. immer zu Polen. Nachdem aber des vertriebenen Fürsten **Wladislaws** Prinzen durch Vermittelung des Kaiser **Friedrichs** Schlesien unter sich theilten, und souverain regierten, so kam das Ländchen **Lebus** niemals wieder an Polen, sondern blieb über funfzig Jahre bey den schlesischen Fürsten, hernach aber ward es nach vielen Schicksalen und Veränderungen bald den Erzbischöffen von **Magdeburg**, bald den Markgrafen von **Brandenburg** unterworfen, bis es endlich an das jetzige kurfürstliche brandenburgische Haus kam. Im J. 1555. starb der letzte Bischof **Johann** VIII. der Markgraf **Joachim Friederich** erhielt die Administration, und secularisirte, als er im J. 1598. Kurfürst würde, das Bisthum, und schaffte das Kapitel ab. Am Ende kommt ein Verzeichniß der Lebusischen Bischöffe, obgleich kein vollständiges, mit Verbesserungen anderer Geschichtschreiber. Bey S. 118. ist dem Rec. bey dem Bischof **Proborus** oder **Proborinus**, den einige auf den Bischof zu Posen folgen lassen, die Vermuthung beygefallen, ob nicht dieser Name aus dem griechischen προεστως, praesul, entstanden seyn könne, da unwissende Abschreiber diesen griechischen Titel eines Prälaten, den sie bey dem Namen **Jordan** fanden, in einen eigenen Namen verwandelt, und daraus den Bischof **Proborus** erschaffen haben — welches denn mit der Zeitrechnung derjenigen wohl übereinkäme, so dem **Jordan** eine Regierung von 34 Jahren zuschreiben.

Des zweyten Theils erstes Band geht nach einigen literarischen Nachrichten von den Quellen, und Hülfsmitteln der

der polnischen Reformationsgeschichte von der Geschichte der Mißvergnügten über die herrschende Lehre und Disciplin aus, die von jeher in Polen gewesen — von dem Mißvergnügen der Geistlichen über den Cölibat, und von den häufigen Ausnahmen, welche einige angesehene Geistliche auch noch im 16ten Jahrhundert von diesem Kirchengesetz gemacht haben — von den Waldensern und Hussiten in Polen, und den Unternehmungen der Geistlichkeit gegen sie. Hierauf erzählt er den Eingang, den Luthers Reformation in den ersten Jahren daselbst fand, und den vergeblichen Widerstand, den man ihr entgegensetzte, und schließt mit einem Verzeichniß derjenigen Lehrer, welche in Großpolen und Kleinpolen bis in das Jahr 1550. die Lehren der Augsburgischen Confessionsverwandten (denn Reformirte gab es damals in Polen noch sehr wenige) ausgebreitet haben. (S. 1—69.) Hierauf wird (S. 70—72.) von dem Anfange der Reformation in Litthauen gehandelt, und die vornehmsten Lehrer daselbst angeführt; woraus man siehet, daß auch dort unter Sigismund I. nur Luthers Lehre Eingang fand. Von der Reformation in Polnisch-Preussen redet unser Verf. S. 73—149. Zu Danzig legte schon im J. 1518. Jakob Knade, ein geborner Danziger, die Kutte ab, und heyrathete — also noch vor Luthern — und im J. 1525. waren schon viel von der Bürgerschaft gut lutherisch, und verlangten vom Rath daß man den Leuten das Evangelium frey predigen lassen sollte. Unter denen, welche schon im J. 1520. das Evangelium daselbst predigten, finden wir auch den Joh. Boschenstein, der im J. 1533. starb — ein Umstand dessen weder Jöcher, noch sein Ergänzer, Adelung, Meldung thun. Die Unruhen, welche die Reformation zu Danzig erregte, sind bekannt. Thorn wurde auch bald lutherisch, und erhielt, ungeachtet der Gegenbemühungen des Bischofs von Culm schon im J. 1558. ein Religionsprivilegium wegen freyer Ausübung der evangelischen Religion und Ausspendung des h. Abendmals und zwar (wie es in der Urkunde heißt) iuxta veteris Ecclesiae morem sub utraque specie. Zu Elbing war schon im J. 1523. der Rath und die meisten Bürger der evangelischen Lehre zugethan; aber unter dem Bischof zu Ermeland, Hosius, hatte die gute Stadt vieles zu leiden, bis sie endlich in Abwesenheit des Hosius gleichfalls ein Religionsprivilegium erhielt, welches aber nur bis auf den nächstkünftigen Reichstag, oder bis auf ein General- oder Nationalconcilium dau-

ren

ren ſollte, dieſes Privilegium wurde im J. 1567. erneuert, und 1577. beſtätiget. Aber alle dieſe Privilegien bezogen ſich nur auf die augsburgiſchen Religionsverwandten; daher als rechte reformirte Prediger nach Marienburg kamen, und öffentlich wider die Lutheraner predigten, große Händel daraus entſtunden, welche erſt im J. 1612. durch ein Kronbanzlergerichte zum Vortheil der Lutheraner entſchieden wurden. — In den preuſſiſchen Werdern gieng die Reformation auch ziemlich frühe vor ſich; aber die Einwohner hatten vieles dabey auszuſtehen. In dem Danziger und Elbingiſchen Gebiete war ſchon größere Freyheit, und die Einwohner der ſämtlichen Werder erhielten ſchon 1569. ein Religionsprivilegium. Graudenz, das unter dem Biſchof Hoſius vieles leiden mußte, kam auch im J. 1569. zur Religionsfreyheit, und bald nachher auch andere Städte. Die Ausbreitung der Reformation in dem Biſthum Ermland hat man inſonderheit dem Geſchmack zu danken, den der damalige Biſchof Fabian von Luſignan an Luthers Lehre fand. Unter ſeinem Nachfolger, Moriz Ferber, wurden Luthers Anhänger dagegen ſehr verfolgt. — In dem herzoglichen Preuſſen waren vor der Reformation ſchon viel Waldenſer und Huſſiten, von welchen zur Zeit der Reformation noch Ueberbleibſel vorhanden waren; daher entſtunden ſchon im J. 1518. und 1519. allerhand Gährungen, welche 1520. noch größer wurden; und Luther hatte ſchon angeſehene Correſpondenten in Preuſſen, ehe noch der Großmeiſter Albert an eine Reformation dachte, als welcher ſich erſt im J. 1522. und das noch dazu heimlich, für die Reformation erklärte, und erſt nach geſchloßnem Frieden mit Polen ſie allgemein einführte. Die nach Preuſſen gekommene Wiedertäufer, welche unter Vornehmen und Geringen großen Eingang fanden, verurſachten große Unruhen — (S. 150 f.) Auch in dem Herzogthum Maſuren wurde Luthers Lehre bald bekannt, und fand, beſonders in Warſchau, viele Bekenner. Selbſt das ſcharfe Edict, welches der Herzog Johann auf Zureden der Geiſtlichkeit auf dem Landtage zu Warſchau im J. 1525. bekannt machte, konnte ſie nicht abſchrecken, der Stimme ihres Gewiſſens zu folgen. — S. 181 ff. kommt eine Epiſode von den böhmiſchen Brüdern überhaupt — und dann — von dem Urſprung der böhmiſchen Brüder, die aus den verfolgten Taboriten entſtanden, und ihren Schickſalen (S. 194—236.) wo ihre Auswanderung nach Polen und Preuſſen

ſen, ihre freundſchaftliche Aufnahme unter den Lutheranern, ihre Verfolgungen, die ſie auch da mit den Lutheranern erduldeten, (wo aber manche Ausſchweifung auf andere Meynungen vorkommt, die mit der Geſchichte der böhmiſchen Brüder in keiner genauen Verbindung ſtehen) und von der Ausbreitung ihrer Gemeine in Groß- und Kleinpolen, Litthauen, Caſſuben und Preuſſen, ſowohl unter Polen, als Deutſchen erzählt wird. Hierauf wird (S. 237 — 465.) erzählt, wie die ſchweitzeriſche Confeſſion in Polen bekannt worden, und ſich ſonderlich in Kleinpolen ausgebreitet und auch unter den böhmiſchen Brüdern Eingang gefunden habe. Da hingegen die Huſſiten in Großpolen mehr Gemeinſchaft mit den Lutheranern unterhielten. Hier wird inſonderheit von dem berühmten Joh. von Laski (S. 274 — 333.) ſehr weitläuftig gehandelt. In Anſehung der Uebergabe der böhmiſchen Confeſſion auf dem Reichstage zu Worſchau 1565. welche nach einigen Geſchichtſchreibern in lateiniſcher, nach andern in polniſcher Sprache gedruckt, und nach andern in eben dieſer Sprache geſchrieben geſchehen ſeyn ſoll, zieht unſer Verf. der Meynung der letztern aus dem Grunde bey, weil die damaligen Umſtände, unter welchen es die böhmiſchen Brüder nicht einmal gewagt ihre Confeſſion dem Könige ſelbſt einzuhändigen, ſondern den Landboten, Grafen von Oſtrorog zur Ueberreichung gebraucht hätten, das Unternehmen eines Druckes der Confeſſion unwahrſcheinlich machten. — Auffallend iſt es, daß Melanchthon S. 256. unter die Reformirten gerechnet wird. — Erſt im J. 1564. nachdem der König die böhmiſchen Brüder ſeines Schutzes verſichert, und ſie durch ein beſonderes Mandat von der Furcht befreyet hatte, mit den Antitrinitariern aus dem Königreiche verbannet zu werden, wagten ſie es, dem Könige ein gedrucktes Exemplar ihrer Confeſſion zu überreichen, in welcher ſie, um ſich deutlich von jenen zu unterſcheiden, manches in der Ausgabe von 1535. enthaltenes geändert und deutlicher beſtimmet hatten. Dieſes meynt der Verf. habe die böhmiſchen Brüder, die ſich allmählich mit den Reformirten vereiniget hätten, mehrtheils ſowohl gegen die augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, die ſie zu bedrücken angefangen hätten, als auch gegen die Katholiken gemacht, von denen ſie ſich manche Verfolgungen zugezogen hätten. Das erſtere ſieht Rec. nicht ein, wenn er gleich alles, was der Verf. erzählt, mit Fleiß geleſen hat. Ueberall zeigt ſich bey den böhmiſchen Brüdern dieſer Zeit des

ſanfte

ſanfte Geiſt des Chriſtenthums; bey den polniſchen Lutheranern hingegen der ſtürmiſche, wilde Geiſt des Flacius. Benedict Morgenſtern, den der Verf. (S. 391 ff.) in Schutz nimmt, zeigt ſich doch überall als einen unglücklichen Störer des Friedens, den die böhmiſchen Brüder mit Mund und Herzen anboten, wenn er gleich nicht den erſten Zankapfel hinwarf. Die zwölf Artikel, welche die polniſchen Lutheraner nach der Synode zu Poſen an der böhmiſchen Confeſſion tadelten, beſtunden doch, eigentlich zu ſagen, größtentheils nur aus Verdrehungen wahrer Sätze; und die Erklärungen, welche die böhmiſchen Brüder auf dieſe Artikel gaben, hätten den Gegentheil befriedigen müſſen, wann er nicht von Secten-geiſt und Leidenſchaft geblendet geweſen wäre. Die Wittenbergiſchen Theologen, welchen die Sache zur Entſcheidung vorgelegt wurde, ſahen den Streit auf der rechten Seite an. Sie nahmen die Abgeordneten der Brüder freundſchaftlich auf, bedauerten in ihrer Antwortſchreiben, daß die augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in Polen eben ſo viel Lärm als in Deutſchland, anfiengen, erklärten die böhmiſche Confeſſion der reinen Lehre gemäß, nur wünſchten ſie, daß einige Stellen der Confeſſion noch deutlicher beſtimmt, die ſtrenge Kirchendiſciplin etwas weiter herabgeſtimmt, die Entſcheidung der weltlichen Händel vor weltlichen Gerichten nicht gemißbilligt, und am Ende noch erklärt werden möchte, daß die Brüder bey ihrer Confeſſion nicht die Abſicht hätten, von der augsburgiſchen Confeſſion, der ſächſiſchen Wiederholung derſelben und dem ſächſiſchen Corp. doctrinae abzuweichen. — Die Wirklichkeit der Synode der Lutheraner zu Goſtyn, welche Jablonsky in Zweifel zog, wird S. 385 f. gut erwieſen. Den Schluß dieſes Bandes macht die Geſchichte der Synode zu Sendomir im J. 1570.

Im zweyten Bande werden die Folgen des Sendomiriſchen Vergleichs (S. 1—280.) erzählt. — Der Anſtoß, den die Lutheraner an der neuen polniſchen Ausgabe der ſchweizeriſchen Confeſſion nahmen. — Die Bewegungen der Katholiken, beſonders des Cardinals Hoſius gegen die Diſſidenten — wobey wieder Ausſchweifungen auf die Geſchichte der diſſidentiſchen Gemeine zu Krakau, auf die politiſchen Geſinnungen der polniſchen Großen vor dem Tode des Königs Sigismund Auguſt und auf die Unruhe die ſein Tod um die Wahl ſeines Nachfolgers erregte, vorkommen. — Hieher gehört

geschwornen die Geschichte der Conföderation zu Kratau, welche nach der Bemerkung unsers Verf. eine Nachahmung des pacianischen Vertrags, und der Grund der nachgehends erfolgten Religionsverbindung, und gleichsam der Schlüssel des 1573ten zu Warschau erfolgten Convocationsreichstags war. — Als der französische Heinrich bey seiner Krönung die Religionsfreyheit der Dissidenten nicht beschwören wollte, erklärte ihm der Kronmarschall: si non iurabis, non regnabis. — von der Wahl des Stephan Batory. — von den Briefen der Dissidenten an Kursachsen, Brandenburg und Pfalz, worin sie von dem Vergleich zu Sendomir Nachricht geben, und zur Beylegung der Religionsstreitigkeiten unter den deutschen Protestanten eine Generalsynode vorschlagen. — Das traurige Schicksal der Dissidenten zu Krakau im J. 1577. — Das Diplom Stephans Batory vom J. 1578. wodurch er das Religionsprivilegium Königs Sigismund August vom J. 1572. bestätigte, nebst desselben Ordination für die Stadt Krakau, um den Dissidenten daselbst Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. — Generalsynode zu Petrikau im J. 1578. worauf man den Sendomirischen Vergleich bestätigte, und einige die Kirchenzucht, Kirchengebräuche und Schulen betreffende Verordnungen machte. — Das Conkordat zu Wilda, bey welcher Gelegenheit wieder eine Ausschweifung in die litthauische Kirchengeschichte vorkömmt, woraus man sieht, daß die vornehmsten litthauischen Familien, und unter diesen die radzivilische, der ungeänderten augsburgischen Confession zugethan gewesen. Das Concordat hatte die Absicht die Gemeinen der deutschen und polnischen Kirchen in Litthauen bey dieser Confession fest zu halten, und zugleich die Lehren der Antitrinitarier von ihren Kirchen zu entfernen. Die Aechtheit der Akten davon wird gegen Jablonsky vertheidigt. — Das fruchtlose Colloquium zu Wilda 1585. — S. 142. streitet der Verf. gegen den Wengierosky, welcher vorgiebt, daß nach dem Sendomirischen Vergleich keine evangelisch-lutherische Kirchen der unveränderten augsburgischen Confession in Litthauen, und besonders zu Wilda gewesen, und gegen die Verfasser der im J. 1789. zu Warschau gedruckten Nachricht von den Mißhelligkeiten der Dissidenten, als welche vorgeben, daß der Ritterstand V. A. O. soll vermuthlich heißen, der unveränderten augsburgischen Confession (J. A. C.) zu Wilda keinen Antheil an dem Patronatrechte habe, da doch die noch in dem Kirchenarchiv vorhandenen

Privi-

Privilegien des Gegentheils beweisen, und auch aus der Geschichte des 17ten Jahrhunderts hier erwiesen wird. — Mandat des Königs Stephan Bathory vom J. 1581. gegen die Kränkungen der Rechte der Dissidenten in Litthauen. — Von der Prinzessin Anna, Schwester Königs Sigismunds III. welche ihren Sitz zu Strasburg in Preussen hatte, und sich der Dissidenten redlich annahm. — Die Nachricht von ihrem Leichenbegängniß (S. 158—164.) gehört zu den vielen Auswüchsen dieser Kirchengeschichte, die sie verunstalten. — Von Sam. Dambrowsky, Superintendenten der evangelisch-lutherischen Kirchen in Litthauen und Samogitien nur bis J. 1615. an dessen Postille sich nach der Versicherung des Verf. der griechische Bischoff von Weißrußland, Georg Rosinski, so erbauete, daß er ihn im J. 1765. inständig bat, ihm dieses Buch zu überlassen. — Im J. 1633. bekamen die Evangelischlutherischen zu Wilna vom K. Wladislaw IV. so wie die Reformirten ein Privilegium auf ihre Kirche und Kirchhof zu Wilna secundum August. Confess. und letztere mit dem Zusatz: in Confessu Sendomirienſi. — Der deutsche Prediger in Posen Paul Gerike, so sehr ihn auch der Verf. in Schutz nimmt, war eben doch ein Flacius in Kleidern, und trug viel dazu bey, die Wirkung des Vergleichs von Sendomir zu schwächen, und den Jesuiten Freude zu machen. — Thornische Generalsynode 1595. auf welcher vom geistlichen Kirchenregiment und von den Mitteln gehandelt werden sollte, der Kirche Gottes, die in diesem Reiche wider alle Rechte, Verträge, Bündnisse und Freyheiten gedrückt würde, zu helfen. Die 18 Kanones, die darauf gemacht wurden, betreffen meistens den ersten Gegenstand. Wegen des andern wurden Gesandte an den König und andere Magnaten, wie auch zu dem künftigen Reichstage erwählt, ihre Beschwerden wegen Unterdrückung ihrer Religion vorzustellen. Paul Gerike und Andreas Luperinus, welche durch nichts bewogen werden konnten, den sendomirischen Vergleich zu unterschreiben, wurden wegen ihrer halsstarrigen Weigerung ihres Amtes entsetzt und excommunicirt. — Versammlung zu Wilda 1599. deren Absicht war, eine Vereinigung zwischen den Griechen und den Evangelischen beyder Confessionen zu treffen; es kam aber blos zur politischen Union, welche wenigstens die gänzliche Unterdrückung der Dissidenten hinderte, aber doch die Ausschließung derselben aus dem Senat zur Folge hatte. Die Confoederations-

Konfessionskunde steht S. 255 ff. — Lebensumstände Erasmus Gliczners, lutherischen Generalsuperintendenten in Großpolen, eines in der politischen Kirchengeschichte sehr merkwürdigen Mannes. (S. 270 — 280.) Er scheint wohl, so lang er lebte, das Band der Vereinigung der polnischen Lutheraner und Reformirten, das ziemlich locker zu werden anfieng, durch seine Klugheit und Ansehen noch zusammen gehalten zu haben. Nach seinem Tod wurde es gänzlich aufgelöst, und jede Parthey hielt von derselben Zeit ihre eigene Synoden, ohne daß die Lutheraner den Einladungen der Reformirten, auf ihren Synoden zu erscheinen, Gehör gegeben hätten. Die stürmische Luft, die aus Deutschland herblies, machte sie zu solchen Einladungen taub. — Die Socinianer suchten auf ihrer 1612. zu Lublin gehaltenen Synode von dieser Trennung Nutzen zu ziehen, und machten einen vergeblichen Versuch zu einer Vereinigung mit den Reformirten. Erst im J. 1742. brachte es D. Jablonsky dahin, daß beyde Confessionen wieder eine gemeinschaftliche Synode zu Thorn hielten, auf welcher er zum geistlichen Präsidenten erwählt wurde. Diese Synode sollte Vorbereitung zu einer Generalsynode seyn, die man vor dem Pacificationsreichstage halten wollte, um sich über die zur Behauptung der dissidentischen Rechte und Freyheiten nöthigen Mittel zu berathschlagen, und eine, vor tirkische Union der Dissidenten in dem Königreich Polen und Großherzogthum Lithauen zu Stande zu bringen. Aber die fortdaurenden Unruhen in Polen, und der vierte Artikel des Warschauer Tractats 1716. gab den Sachen der Dissidenten einen so großen Stoß, daß sie an jene Generalsynode damals nicht denken durften. — S. 295. erzählt der Verf. eine sonst nicht bekannte Anekdote von Ge. Casimir Ancuta, dem Bruder des Coadjutors zu Wilda, Matthias Ancuta. Als die Dissidenten ihre Beschwerschrift, und ihre iura und libertates hatten drucken lassen, war solche 1718. dem Könige und der Republik auf dem Reichstage zu Grodno zu übergeben, so verfertigte Ancuta mit Beyhülfe des Jesuiten Stanislaus Sokulski, sein mit vielen Unwahrheiten angefülltes Buch Ius plenum Religionis Catholicae in Regno Poloniae et Magno Ducatu Lithuaniae, welches 1719. zu Wilda in 8. herauskam, und übergab es dem Primas, den Bischöffen, Senatoren und Ministern auf eben diesem Reichstage schriftlich; welches die Wirkung hatte, daß der in der Grafschaft Welun in Großpolen zu diesem Reichstage erwählte

gültige Landbote Andreas Piotrowski, weil er exkommunizirt war, nicht in der Landbotenstube gelitten wurde. Nun wurde Ancuta dem Könige von dem Primas und andern Großen so nachdrücklich empfohlen, daß er ihn dem Bischof von Wilda zum Coadjutor empfahl, der ihn auch mit dem Rechte der Nachfolge annahm. Der Pabst machte ihn zum Bischof von Antopatma — Generalsynode der Dissidenten zu Danzig 1718. und eine andere 1719. Ihr nachdrückliches dem König überreichtes Bittschreiben steht S. 307 ff. — Provincialsynode der litthauischen Dissidenten von beyden Confessionen. Man hatte die Hoffnung auf dieser Synode eine kirchliche Vereinigung zu Stande zu bringen; aber man mußte mit einer politischen zufrieden seyn. — Schreiben Peters des Großen vom 6 Aug. 1724. an den König von Polen wegen Verfolgung der Dissidenten. Als noch in eben diesem Jahr das Thornische Trauerspiel vor den Augen fast ganz Europa aufgeführt wurde, drohete dieser Kaiser sogar mit Krieg, dessen Ausbruch aber sein Tod hinderte. Dritte Generalsynode zu Danzig 1726. Vierte und letzte ebendaselbst 1728. — Verzeichniß der Kirchen, welche die Evangelischen in Großpolen seit dem Warschauer Tractat verloren haben. — Seit 1670. sahe man keinen Dissidenten mehr unter den Senatoren; seit dem Tod Peters von Unruh aus dem Hause Birnbaum keinen als Assessor auf den Tribunalen; seit 1715. keinen mehr unter den Landboten; und auf dem Conventionsreichstage 1733. wurde ihnen diese Würde ganz abgesprochen. — Für die Geschichte der neuern Zeiten ist (S. 429 — 469.) die wichtige Acte: Iura Dissidentium in Polonia, Lithuania et annexis provinciis, tam spiritualia, quam saecularia, quae in Comitiis Regni Varsaviensibus A. 1767. in actu primo separato tractatus Varsaviensis restituta in perpetuum sunt — lateinisch und deutsch abgedruckt — Plane der Dissidenten zu einer neuen kirchlichen Vereinigung, wobey der sendomirische Vergleich zum Grunde gelegt werden sollte. — Provincialsynode in Litthauen unter dem Vorsitz des Generallieutenants Grabowski zur Vereinigung der Dissidenten beyder Confessionen, worauf eine andere in Großpolen und auf diese ein Nationalconcilium aller geistlichen und weltlichen Stände aus Polen, Litthauen und Polnischpreussen folgen, und die kirchliche Vereinigung vollenden sollte. Alles wurde, wie man weiß, durch die Barer Confoderation vereitelt. Doch lud man während dieser Unruhen die

polniſchen und litthauiſchen Diſſidenten durch allerhand ausgeſtreuete Schriften zu einer kirchlichen Vereinigung nach dem ſendomiriſchen Vergleich ein. Unter dieſen waren die merkwürdigen an einen polniſchen von Adel geſchriebenen Briefe — gedruckt in dem andern Jubeljahr nach 1570. (Sie ſind in unſrer Bibliothek B. XVI. S. 594. recenſirt.) Sie kamen nach der Meynung unſers Verf. zur Unzeit heraus, machten die herrſchende Religion aufmerkſam, und hatten die Modification des Tractats 1775. zur Folge, wodurch die Diſſidenten vieles von dem wieder verloren, was ihnen durch den Tractat von 1767. war zugeſtanden worden. — Entwurf einer politiſchen Union der Diſſidenten in Großpolen, und Generalſynode zu Liſſa 1775. wozu die Warſchauer Gemeine auch eingeladen wurde. Dieſe Synode wurde 1776. fortgeſetzt, und darauf eine feyerliche Union der Diſſidenten beyder Confeſſionen im Königreich Polen und beſonders in Großpolen zu einem unzertrennlichen ewigen Bündniſſe, in Abſicht auf die gemeinſchaftliche Erhaltung und den Genuß ihrer durch die Tractaten 1768. und 1775. erhaltenen Rechte und Freyheiten, geſchloſſen. — Was der Verf. nachher von dem Mißvergnügen der diſſidentiſchen Kirchen in Kleinpolen, und von der Bemühung derſelben die Warſchauer Gemeinde von der großpolniſchen Union ab- und zu der Sieldcer Union zu ziehen, geſagt hat; verdient, mit denen bereits hierüber erſchienenen Schriften verglichen zu werden. Er behauptet, die zwey Warſchauer Deputirten, welche dieſe Union gemacht und unterſchrieben, hätten hierzu weder von den Aelteſten, noch von der ganzen Gemeine Vollmacht gehabt. Der Verf. geht bey dieſer Gelegenheit etwas weit in der Geſchichte der Warſchauer und Wengrower evangeliſchen Gemeine zurück, und liefert ein merkwürdiges Document des Fürſten Bogislaus Radziwil vom J. 1650. worin er allen Kaufleuten und Handwerksleuten evangeliſcher Religion nach beyderley Confeſſionen, die ſich zu Wengrow niederlaſſen würden, nicht nur Schutz und Gewiſſensfreyheit, ſondern auch andere Privilegien und Vortheile anbietet — ein anderes Patent zum Beſten der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten (S. 435 f.), und (S. 440.) noch ein anderes, worin er ſich das Patronatrecht über die evangeliſchen Gemeinen zu Wengrow vorbehielt. Weil die Geſchichte des Radziwiliſchen Hauſes und ſeiner Güter mit der Geſchichte der Warſchauiſchen evangeliſchen Gemeine zuſammenhängt: ſo kommt

hier auch eine weitläuftige Ausführung dieſes Gegenſtandes vor; beſonders werden zwo Urkunden der Radziwilliſchen Prinzeſſin Ludovica Carolina vom J. 1681. und 1686. angeführt, und ihnen die Beweiskraft, die ihnen die Warſchauiſche Gemeine beylegen wollte, abgeſprochen. Den Beſchluß machen zwey dem Neuburgiſchen Tractat 1743. als Separatartikel beygefügte Documente, die Rechte der Diſſidenten auf den Neuburgiſchen Gütern betreffend. — Die Nachrichten zur nähern Kenntniß der kleinpolniſchen Union vom J. 1777. (S. 497—528.) und die Bemerkungen über die Generalſynode U. A. C. vom J. 1782. in Rückſicht auf die ſogenannte Nacheicht von den Mißhelligkeiten der Diſſidenten in Polen und andere dießfalls herausgekommene Schriften (S. 528—542.) können von denen nicht entbehrt werden, die eine vollſtändige Kenntniß der neueſten Kirchengeſchichte der Diſſidenten erlangen wollen. — Schade, daß der Verf. ſeinem Werk, das wirklich manches nicht nur in der kirchlichen, ſondern auch in der politiſchen Geſchichte Polens manche Dunkelheiten, aufklärt, aber etwas unordentlich geſchrieben iſt, kein Regiſter beygefügt hat!

To.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Ἀνακρεοντος μελη, Anakreons lyriſche Lieder, griechiſch mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von J. G. Brieger. Leipzig, bey Schwickert 1787. in 8. 146 S. Vorrede und Einleitung XXX S.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß für mehrere, beſonders gröſſere griechiſche Schriftſteller ſo viel von den Gelehrten gethan wäre, als für Anakreon, beſonders ſeit 20 Jahren geſchehen iſt. Freylich iſt die Kriſis und Exegeſis, die dieſem zu Theil worden iſt, mit ſo vielem Dunſt der mißhandelnden und die ſimpelſten naiveſten Stellen verderbenden Afterkritik und Afterexegeſe erfüllt, daß der ſanfte Tejiſche Alte darunter erſticken

mühte. Indeſſen muß das reinere aetheriſche Licht Einiger, das durch jenen Dunſt oft durchſchimmert, oder ihn wohl gar an vielen Stellen wohlthätig zerſtreut, uns für das Augenweh entſchädigen, das uns jener verurſachte. — Heinr. Stephanus, Marellus, Baxter, Barnes, Pauw, Maittaire, Tanegui le Fevre, Mad. Dacier, Cowley, Stanley, Lambert Bos, Addiſon, Lami, Fiſcher, Schneider, Zeune, Brunk, Degen, Joſ. Spaletti (Rom 1781.), der Abt Didymus (Parma 1786.), Saverio de Rogati, Schmieder, Grimm, Wahl; u. a. auch Holſt und Borhek nicht zu vergeſſen, ſind die Männer, welche den Anakreon herausgaben, ganz oder in einzelnen Liedern kommentirten oder überſetzten; jedoch ſind der Ueberſetzer ungleich mehrere, beſonders unter den Franzoſen und Italienern, als wir hier anführen können. Um uns den Weg zur Beurtheilung der eben angezeigten neueſten Ausgabe des Anakreon zu bahnen, wollen wir nur bey den Herausgebern des vorigen Jahrzehends ſtehen bleiben: Fiſcher ſammelte Varianten, Konjekturen der Neueren und Wortserklärungen. (Schade iſts, daß dieſer ſonſt verdiente Mann nicht mehr Geſchmack mit ſeiner Gelehrſamkeit verbindet! Man ſehe z. B. ſein Verzeichniß der Urtheile der Neueren über Anakreon T. LXIII. welche aus den bloßen Beywörtern feſtiviſſimus, dulciſſimus, melliti ſſimus beſtehen. Es wäre unterrichtender geweſen, wenn er dafür Hagedorns (in deſſen an ſeinen Werken befindlichen Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen S. 164.) Batteux, Herders, und anderer neueſter Theoriſten Urtheile über Anakr. Lieder angeführet hätte; aber dieſe kennt Hr. Fiſcher nicht und mag ſie nicht kennen. So rächt ſich die neuere Literatur an ihren Verächtern, daß ſie dieſe im Kothe des Pedantismus ſtecken läßt!) Brunk brauchte neue Handſchriften und verbeſſerte daraus, und aus eigenen glücklichen, ſcharfſinnigen und kühnen Muthmaßungen den Text. Degen bearbeitete den Dichter mehr von Seiten des Geſchmacks, verglich ſeine Lieder mit Liedern neuerer Dichter, welche entweder Originale oder Nachahmungen des Anakreons ſind, und trug alles, was zur Erklärung des Dichters gehört, in den Index zuſammen. Jedoch hatte er in alle dem einen noch gelehrtern und geſchmackvollern Vorgänger an Herrn Schneider. Dieſe eben genannten Erklärer konnte Hr. Brieger alſo bey Anfertigung ſeiner neuen Ausgabe vorzüglich benutzen und ausziehen. Doch wir wollen deſſen Ausgabe genauer mit eigenem Sichtern

eignen Urtheil beſchreiben, und ſodann unſere Meynung über einige einzelne Stellen derſelben hinzufügen.

In der Einleitung S. I—VII. ſtellt Hr. Brieger die Gründe zuſammen, warum nur der allerkleinſte Theil der anakreontiſchen Lieder den Teiſchen Anakreon zum Verfaſſer haben könne. Die Sache kömmt uns ſchon längſt aus einigen Beweiſen höchſt wahrſcheinlich vor, daß es nur eine Sammlung von Liedern verſchiedener Verfaſſer iſt, welche im Geſchmack des Anakreons glücklich oder unglücklich dichteten, und daß alſo die Ueberſchrift nicht Ἀνακρέοντος μέλη, ſondern ἀνακρεοντεῖα μέλη heißen müßte. Indeſſen zweifeln wir, ob ſie gerade bis auf dreye für unächt zu erklären ſind, wie noch neuerlich Hr. Wahl behauptete; denn es dünken uns manche Beweiſe nicht befriedigend, z. B. der, daß einige Oden zu ſehr das Gepräge des Spielwerks an der Stirne tragen. Ein großer Dichter macht auch manchmal, beſonders in ſeiner Jugend, etwas Schwaches. Der 6te Beweis aus des Aelians Erzählung könnte eben ſo gut wahrſcheinlich machen, daß unzählige Lieder des Anakreons verloren gegangen ſind, zumal da wir wiſſen, daß die griechiſchen Pfaffen bey den byzantiniſchen Kaiſern beſonders auf Verbrennung der Liebesdichter und Dichterinnen drangen. Auch muß man ein übrigens ſchönes Lied nicht gleich wegen einer noch nicht entſchiedenen Abweichung im Metrum dem Anakreon abſprechen; wie dieß Arnaud mit der 39 Ode that; ſ. Schneiders Anmerk. über Anakr. S. 58 f. Zu dem Beweiſe No. 2. daß die bey den Alten aus Anakreons angeführten Stellen aus keinem der vorhandenen Lieder entlehnt ſind, konnte Hr. Br. noch den hinzuſetzen, daß Horaz bekanntlich den Anakreon in den zärtlichen Oden oft nachahmte, ja faſt überſetzte, und daß ſich doch nur äußerſt Weniges davon in unſerer Anakr. Liederſammlung findet. Auch konnte das zugeſtanden werden, daß in den unächten Liedern doch gewiß viele einzelne ächte Stellen und Gedanken aus Anakr. verlornen Liedern angebracht ſind. — T. VIII—XII. folgt Anakreons Leben, und T. XIII ad XXV. etwas über Anakr. verlorne Schriften, das Verzeichniß der Ausgaben, der Erklärer einzelner Lieder, oder einiger Stellen daraus, in eigenen oder beyläufig in andern Schriften, endlich das Verzeichniß der Ueberſetzungen in die neueren Sprachen, und einige griechiſche Epigramme auf Anakr. aus Brunks Analekta. Unter den Erklärern einzelner Lieder fehlen

fehlen Schmiedens (Rektors zu Halle) 2 Progr. wovon das erste Anmerkungen über die ersten 20 Lieder Anakr. und das zweyte Anmerk. über die 8 folgenden enthält; worinne er sich meistens gegen Jennes, freylich fast gröstentheils unnöthige Verbesserungen erklärt. Unter den italienischen Uebersetzungen vermissen wir zwey sehr gute Anacreonte tradotto in versi Italiani da Vari. Venezia 1736. und die neueste: Ode di Anacreonte e di Saffo recate in versi Italiani da *Franc. Saverio de' Rogati*, 2 B. Colle 1783. und unter den Deutschen fehlt die von Brumleu mit Anmerk. — S. XXVI — XXX. stehen endlich Zusätze und Berichtigungen zu den Anmerkungen. Ganz kurze Anmerkungen über die Erklärer und Uebersetzer würden Hrn. Br. vom bloßen Sammler unterschieden und den Jüngling geleitet haben. Z. B. des Lambert Bos Anm. über Anakr. in seinen animadvers. super auct. grr. sind die schlechtesten.

Diese Ausgabe enthält unter dem Namen Anakreons 67 Lieder, von welchen die letztern neune, nämlich vom 59sten an, nur Fragmente sind; dann folgen noch 5 Anakreontische Gedichte von verschiedenen Verfassern, wovon das letzte des Theocrits Gesang auf den Tod des Adonis ist; die andern viere stehen in der Fischerschen Ausgabe, welche den Barterischen Text angenommen hat, unter den andern Liedern und machen daselbst das 48, 49, 59 und 62 Lied aus. — Jedem Liede ist der Inhalt vorgesetzt, welcher die simpeln Ideen des Liedes gut zusammenfaßt; und Anmerkungen — kritische und erklärende, wie in Fischers Ausgabe, von einander abgesondert — stehen unter dem Texte; beydes in deutscher Sprache; worüber sich freylich für und wider sprechen läßt, je nachdem man Zweck und Gesichtspunkt faßt. Also: nur nicht allgemein gemacht und auf alle und jede Schriftsteller ausgedehnt mögen wir diese Methode sehen! Denn aus dem Wunsche, den der Recensent mit andern nach einem von einem philosophischen Sprachkenner vorfertigtem griechisch-deutschen Wörterbuche hegt, folgt noch gar nicht eine uneingeschränkte griechisch-deutsche Behandlung aller griechischen Schriftsteller. — Von den Lesarten sind nur die wichtigsten aufgestellt; jedoch haben wir bisweilen einige vermißt, welche noch Platz verdient hätten. Die Anmerkungen sind gröstentheils aus andern Auslegern, besonders aus Fischers Ausgabe, ausgezogen, und nur sehr selten mit eigenen Bemerkungen

lungen und Citaten verſetzt. Daß Hr. Brieger uns nicht die unverkürzten Anmerkungen irgend eines Auslegers gab, wie Fiſcher Bartets, Stephans und Fevre's Anmerkungen beydrucken ließ (unter denenes noch die Anmerkungen Stephans, der bey weiten mehr Geſchmack und dichteriſches Gefühl beſaß, am erſten verdienten,) wird hoffentlich jedes Kenners Beyfall erhalten. Denn bey dem nun ſeit einigen Jahrhunderten aufgehäuften Wuſte in der alten Sprachkunde iſt es unſtreitig hohe Zeit, daß der gute Geſchmack die kritiſche Schaufel ergreife, und jegliche unnütze Laſt über Bord werfe; damit die Jugend nicht immer mehr durch den unüberſehbar aufgethürmten Plunderkram überladener und geſchmackloſer Zierraten bey der Erklärung der Alten, in Furcht unter ihnen mit ihrem geſammten Verſtande zu verſinken geſetzt und ſo vom Studium der alten Literatur abgeſchreckt werde. Sapienti ſat! Wir eilen nun noch theils um einen Begriff von den Anmerkungen zu geben, theils zum Beweiſe, daß wir aufmerkſam geleſen und verglichen haben, aus den Anmerkungen einiges auszuziehen und unſere Gegenerinnerungen über einige zerſtreuete Stellen zu machen. Od. 1, 10. ſupplirt Hr. Br. durch Lamb. Bos verführt, bey λοιπον (künftighin) die Ellipſe αντι του λοιπον μηκετι τω βιω ιχαιρε. Wir müſſen uns ein für alle mal bey dieſer Gelegenheit gegen die Ellipſenjägerey des genannten Bos und ſeiner Vermehrer alles Ernſtes erklären. Daß Ellipſen in allen Sprachen ſind, welche zunächſt aus geſellſchaftlichem Dialog entſtehen, wo Geſte, Minen, Ton ſie entweder nur anfänglich bis zur ſtummen Uebereinkunft der Nation, oder auch noch immerfort erſetzen, kann niemand läugnen; aber daß man überall, beſonders wo man nur ein Neutrum anſichtig wird, nach Ellipſen haſcht, beweiſt, daß man über Sprache gar nicht nachgedacht, und die Natur mehrerer Sprachen nicht gegen einander gehalten hat, wodurch ſich doch der gelehrte Sprachkenner von dem bloßen Sprachmeiſter unterſcheidet. Es iſt ſo wenig bey λοιπον ausgelaſſen μηκετι τω βιω, als im Deutſchen bey ins künftige etwas fehlt. — Od. 2, 7. iſt φρονημα richtiger mit Stephan von Verſtand und Weisheit (vergl. Aeſchyls Agam. v. 361.) erklärt, als mit Fiſcher von der ſcientia tradendi arma et ius vtendi. Jenes iſt dem griechiſchen Begriff vom weiblichen Geſchlecht gemäß. Daher konnte Hr. Br. auch den Begriff des Muthes dabey weglaſſen. — Od. 3. Dieß Lied nicht für das Werk des Anakr. zu halten, finden wir nicht hinlänglichen

ſichen Grund. Hr. Br. iſt überhaupt geneigt dem Anakreon mehrere Gedichte abzuſprechen, als nöthig iſt. V. 8. iſt die Anmerkung über ἀραρεῖν nur halb wahr und alſo unrichtig gefaßt. Sagte man, der Dichter habe ängſtlich auf ſolch ein Wort ſtudiert, welches gerade den Ton des Raſſelns ausdrückt — das wäre pedantiſche Spielerey; aber nicht alſo, wenn man ſagt: 1) Die Sprache hat die Worte ſchon ſo zubereitet, daß ſie häufig, und im Griechiſchen am allerhäufigſten, die Natur der Dinge in Abſicht auf Ton und die übrigen Eigenſchaften, z. B. Langſamkeit, Flüchtigkeit u. ſ. w. ausdrücken. 2) Der begeiſterten Phantaſie des Dichters ſchweben im Beſtreben Idee und Empfindung ganz darzuſtellen, gerade von ſelbſt die zur Darſtellung paſſendſten Worte vor. V. 17. ſollte die Lesart des Stephanus θεὸν δὲ für θεὸν τε nicht ausgelaſſen ſeyn, da ſie der fließenden Leichtigkeit dieſes Gedichts gemäßer und alſo wahrſcheinlicher iſt. V. 25. iſt die Lesart ἐς τὸ zu gelehrt und künſtlich; natürlicher iſt Stephans ἐ τὸ: laß ſehen, ob ich auch noch damit ſchieſſen kann. Od. 4, 11. ſtimmen wir dem vorgeſchlagenen στεφανοῦν für στεφανοῖν nicht bey, 1) weil der Grund uns nicht hinreichend dünkt, daß der Dichter nachher im Gegenſatze ſagt, daß man ihn vielmehr umkränzen ſolle. Er ſagt ja auch: ruf das Mädchen, und dieſem entſpricht im Vorhergehenden auch nichts. Nach ſolchen ängſtlichen Regeln der Antitheſe muß man eines Dichters Worte nicht immer abmeſſen. 2) μυρίζειν kann in dieſem Kontexte wegen des Gegenſatzes ἐμ μαλλον μυρίσαι und wegen der Aehnlichkeit der Ideen wohl ſtehen für begießen, befeuchten. 3) Daß eine Idee zweymal geſagt iſt, iſt Ausdruck des Affekts. — Od. 5, 9. iſt die aufgenommene Lesart nicht hart, ſondern macht den Ausdruck dichteriſcher. Wir finden auch gar kein Anakoluthon darinne; eben ſo wenig, als wenn man im Deutſchen ſagte: Roſen ſind auch die Wonne der Götter, Roſen — mit denen ſelbſt Cytheres Sohn die ſchönen Haare umkränzt. Jedoch nehmen wir lieber die gewöhnliche Lesart der Meiſten mit der kleinen Veränderung κρατὸς ἰκάνει an. — Od. 6. iſt κούφος und 7, 4. ἀναπτὸς zu flüchtig erklärt. Wenigſtens mußten die aus dem, was andere weitläuftig darüber geſagt haben, reſultirenden Begriffe beygebracht werden. S. Schneiders Anmerk. S. 28 f. und 288 f. — Od. 7, 6. iſt κατὰ δῶμα des Dorville ſtatt κατὰ δῶμ' aufgenommen. Die Erfindung der Ode wird aber unſtreitig

streitig durch den Schlangenstich stammreicher. Daß Amor nachher die triefende Stirne des Dichters mit seinen Fittigen kühlt, entscheidet nicht ganz für Dorville; denn daß der Dichter in Schweiß gerathen, läßt sich aus dem Ganzen schon abnehmen. Also behalten wir ἀπὸ ὀδόν mit Reiske, Hindenburg und Fischer bey, wozu sich auch Schneider (S. 304.) am Ende seiner Anmerk. wieder neigt. Hr. Br. hat die ganze Stelle überhaupt zu kurz abgefertigt. Den 7 V. würden wir vom Zorne des Dichters auf den Amor wegen seines ungezähmten Laufens, bey dem er sich gar nicht vorsehen und also den Schlangenstich nicht vermeiden konnte, erklären, wenn nicht: ich wäre beynahe davon gestorben, dabey stünde. Homer Od. 24, 317. würde dann für uns seyn; aber auch für die passendere Erklärung: der Stich war so heftig, daß mir gleichsam die Seele selbst auszufahren schien, läßt sich Hom. Il. 22, 448. anführen. Bey γαρ v. 11. spricht Hr. Br. andern Auslegern nach: γαρ zeigt auch etwas ausgelassenes. Der Rec. kann hier abermals seine grammatische Ketzerey nicht verhalten. Er glaubt, daß nur in sehr wenigen Fällen γαρ von einem ausgelassenen Satze Rechenschaft gebe, und kann sich daher in seinen Lektionen über Homer kaum des Lachens enthalten, wenn Klarke allzugenblicklich nach dem fehlenden Satze hascht, weil er mit dem γαρ allein nicht ausreichen kann. Das γαρ und nam der Lateiner (z. B. Cic. Verr. 2, 2. 29 fin.) ist in solchen Fällen mehrentheils asseverativisch und hat eine etwas affektvolles, besonders Unwillen, verrathende Kraft, die sich in andere Sprachen nicht immer ganz übertragen läßt, so wenig als das deutsche denn übersetzbar ist, wenn ich sage: nun sehe ich denn wohl, daß du die Leiden der Liebe nicht wirst ertragen können; wiewohl das Griechische noch etwas mehr sagen will als dieses denn. — Od. 12, 6. ist ensis, womit Tereus der Philomele die Zunge ausschnitt, im Ovid Met. 6, 557. kein Säbel, sondern ein Messer, μαχαιρα. — Od 13, 2. mußte der Jüngling bey der Erzählung vom Attis auf Katulls vortreffliches Gedicht hingewiesen werden. — Od 29, 30. hat das μεταμαζιον gar keine Erklärung, deren es doch bedurfte; und Hr. Br. durfte sie nur aus Fischer abschreiben. Anakreon will den Liebling seines Herzens wie einen jungen schönen Ringer gebildet haben, mit muskulösen Armen und Brüsten. Ehemals glaubte Rec. hinter v. 30. sey ein Vers herausgefallen, welcher das Prädikat von μεταμαζιον

μαζὸν enthielt; aber die gegebene Erklärung macht diese Muthmaßung unnöthig. — Od. 30, 6. ist nicht erklärt, warum λατρίδος vom Käufer und λατρὸς vom Verkäufer gebraucht werde. — Od. 30, 19. ist des Eustathius Ableitung des Θελγὼ von τὸ θέλειν ἀγειν wohl gesucht und abgeschmackt. — Wir schließen mit ein paar allgemeinen Bemerkungen. Diese Ausgabe ist freylich zunächst nur für den Jüngling bestimmt, der noch nicht genug Uebung und Kenntniß besitzt, das Beste aus Fischers Ausgabe herauszufinden. Daß sie noch außerdem einiges Vorzügliche vor Fischers Ausgabe hat, ist bereits erinnert worden. Indessen hätten doch 1) manche Ausleger, besonders Schneiders Anmerkungen, noch mehr genutzt werden müssen. Nur selten sind letztere angeführt, und auch dann nicht immer nach der Seitenzahl, welches doch nöthig ist, da Hr. Pr. Schneider seine Anmerkungen gar nicht nach der gewöhnlichen Ordnung der Oden gestellt hat. Hr. Pr. würde alsdann oft mehr in den Geist des Autors eingedrungen seyn; z. B. 8, 2. mußte bey den ἀλωπεκόμορα τέκνα aus Schneider erinnert werden, daß der Dichter sich hier im Schlafe auf einmal reich geworden zu seyn dünke, da er sich Od. 4. gefallen läßt nur auf Myrten und Lotusblättern zu ruhen. 2) Finden wir auch weder die Schönheiten des Ganzen, noch der einzelnen Theile der Oden genug entwickelt. So hätte sich wohl bey der 9 Ode, diesem Meisterstücke von Süssigkeit und Anmuth, noch etwas mehr, als der nakte Inhalt, sagen lassen; und die sinnreiche edle Dichtung der 30 Ode konnte auch noch ganz anders, als nach der einseitigen Erklärung der Dacier, betrachtet werden. 3) Zur Bildung des Geschmacks durch Vergleichung der Behandlung einer Idee von mehreren Dichtern, konnten auch die besten Nachahmungen oder mit Anakreontischen Liedern übereinkommenden Originale neuerer Dichter ganz kurz beym Inhalt angeführt werden. Schneiders Anmerkungen bieten genug hierzu dar. Der Stolbergischen Uebersetzungen mehrerer Lieder Anakreons (in dessen Gedichten aus dem Griechischen, Hamb. 1782.) finden wir weder beym Inhalt einzelner Oden, noch in der Einleitung gedacht. — Der angehängte griechisch-deutsche Index ist sehr gut, obgleich mehrere Worte fehlen. Einige Druckfehler, die wir im ganzen Buche hin und wieder bemerkt haben, wollen wir übergehen. Der Druck des Griechischen ist aber zu klein. — Uebrigens hoffen wir nun bald, da so vieles (zum Theil überflüßig viel) vorgearbeitet ist,

eine

eine klaſſiſche Ausgabe des Anakreons von der Hand eines philoſophiſchen Sprachkenners und geſchmackvollen Erklärers der Alten. — Das Werkgen iſt dem erhabnen Beſchützer und Beförderer der griechiſchen Literatur in den preuſſiſchen Staaten Sr. Excell. dem Freyherrn v. Zedlitz gewidmet.

Dialogorum Platonis argumenta expoſita et illuſtrata a *Dietr. Tiedemann*, Phil. Prof. in Acad. Marburgenſi. Biponti, ex Typographia Societatis 1786. 8. 382 Seiten.

So oft der Recenſent an den Plato gehe, kann er ſich des Wunſches nicht enthalten, — ſo ſehr er auch fürchtet, daß dieß nur der Wunſch eines ſüßen Traumes ſeyn und bleiben möchte, — daß ein aufgeklärter und Aufklärung ernſtlich fördernder Fürſt zur Bearbeitung einer klaſſiſchen Ausgabe des Plato unter anſehnlicher Belohnung das Leben eines Mannes beſtimmen möchte, der ausgebreitete und gründliche griechiſche Sprach- und Sachgelehrſamkeit, Kenntniß der Philoſophie und ihrer Geſchichte und philoſophiſchen Geiſt und Scharfſinn mit der Neigung vereinigte, die thätigen Jahre ſeines männlichen Alters für dieſen Schriftſteller ganz zu verwenden. Wie viel müßte die Geſchichte der menſchlichen Begriffe und Denkart nicht dabey gewinnen, da Plato eine Quelle iſt, aus der, mit und ohne deſſen Schuld, ſo mannichfaltige Irrthümer und Schwärmereyen floſſen, welche noch bis auf den heutigen Tag die Welt hin und wieder äffen und ſchwindeln machen? Daß Hr. Prof. Tiedemann einer der wenigen Gelehrten ſey, welche die nöthigen Erforderniſſe zu einer vollkommenen Ausgabe des Plato beſitzen, zeigt er uns von neuem durch dieſes Werk. Um unſere Leſer in den Standpunkt zu ſetzen, ſowohl das, was durch dieſe wichtige Vorarbeit zur klaſſiſchen Bearbeitung dieſes griechiſchen Weltweiſen geleiſtet ſey, als auch das, was noch hierbey zu thun wäre, zu überblicken, wollen wir hier die großen Forderungen an einen klaſſiſchen Herausgeber des Plato kurz zuſammenſtellen; wodurch wir zugleich das auszeichnende Verdienſt des Herrn Prof. aufs vortheilhafteſte ins Licht zu ſetzen glauben. Auſſerdem daß er 1) den Text noch mehr von offenbaren Fehlern durch Genie und Handſchriften ſäubern, die ſchweren Worte und die höhere Grammatik, das Genie der Sprache und beſonders

sonders der Sprache dieses Schriftstellers aufklären und die Dialogen besser nach den darin behandelten Sätzen und Gegenständen ordnen müßte, müßte er 2) die Unterschiede, Abweichungen und Uebereinstimmungen des Plato und Xenophon in Vorstellung derselben Ideen und Sachen aus einander setzen. 3) Müßte er das möglichst zu unterscheiden sich bemühen, was Plato für sich und nach seiner Denkart und in seinem Ideensystem sagte, und was Sokrates von dem, was ihm Plato in den Mund legt, nach der ihm eigenen Denkart wirklich gesagt und gedacht haben möge. 4) Müßte er die Stellen derjenigen Schriftsteller, welche Plato nachgeahmt, und derer, welche den Plato nachahmten, anzeigen, vergleichen und diese Vergleichung für die Entwickelung einzelner platonischer Stellen fruchtbar machen. — Alles dieß lag jetzt dem Hrn. Prof. außer dem Wege. — Aber der Bearbeiter des Plato muß auch den Philosophen als Philosophen erklären, und dadurch dem Plato für Studium der Philosophie und für Geschichte der Philosophie und der menschlichen Begriffe überhaupt alles das Interesse geben, das nur mit dessen Behandlung verbunden werden kann. Also 5) muß er die philosophische Sprache der Griechen und besonders die des Plato genauer erklären; zumal da dieser oft, um abstrakte philosophische Begriffe zu bezeichnen, den Ausdrücken gegen den Sprachgebrauch andere Begriffe unterlegen mußte; und folglich muß er auch 6) die rednerische und dichterische Ausdrucks- und Darstellungsart von der philosophischen gehörig suchen, (wodurch er zugleich auf den Stoff der für den Redner, Dichter und Grammatiker im Plato liegt, aufmerksam macht,) muß die simpeln Gedanken, die unter seinem vieldeutigen Ausdruck liegen, herausziehen, und in der Betrachtungsart oder mit den Worten der Neuern darstellen, die wahre Erklärung von der falschen, das Zweifelhafte von dem Gewissern unterscheiden, und zu zeigen suchen, welche Träumereyen und Narrendeutungen aus dem Mißverstehen jener undeutlichen, zum Theil blos dichterischen Stellen des Plato unter den Alexandrinern und Neuplatonikern entstanden. 7) Müßte er vor allem den Gang des Dialogs in wohgesetzten Argumenten verfolgen, die Streitfrage festsetzen, den Zusammenhang der Sätze und die Kette der Schlüsse, die öfters durch Widerlegung von Einwürfen, und durch Erzählung einer Fabel oder Allegorie zerrissen wird, näher zusammenrücken und an einander reihen und so die Uebersicht des

Ganzen

Gängen befördern; aber er müßte 8) auch die Begriffe und Sätze nach ihrer Wahrheit und Falſchheit beurtheilen, und die Natur, den Gehalt und Werth der Schlüſſe unterſuchen. 9) Müßte er die vom Plato getadelten Meynungen anderer Weltweiſen erörtern, welche Plato, weil ſie damals allgemein bekannt waren, oft nicht genug erklärt; 10) müßte er die eigenen Sätze und Meynungen des Plato von denen, die er aus ſeinen Vorgängern geſchöpft, nach wahrſcheinlichen Muthmaßungen und nach Maaßgabe der Nachrichten von den Meynungen der Vorgänger, ſcheiden, auch zeigen, was einige von dieſen für eine veränderte Geſtalt in dem Kopfe des Plato angenommen; und um in allen dem weniger zu irren, müßte er ſich ganz auf die Stufe der Kultur vor Plato und zur Zeit des Plato verſetzen können, um nicht zu viel von Begriffen und Demonſtrationen ſpäterer Griechen oder der neuern darinne zu finden, oder vielmehr hineinzutragen. Jedoch müßte er dieſe oft anzeigen; müßte zeigen, wie diejenigen Begriffe und Sätze, die damals nur noch unentwickelte Keime waren, nachher in Klarheit und Deutlichkeit aufgegangen, und wie das Falſche, Schwankende und Sophiſtiſche derſelben von den nachfolgenden griechiſchen oder neuern Philoſophen berichtiget und beſtimmt worden. 11) Diejenigen Meynungen, deren Entſtehung fälſchlich über den Plato hinausgeſetzt wird; diejenigen, welche ſpätere Weltweiſe aus dem Plato geſchöpft, oder wozu ſie im Plato Veranlaſſung gefunden; endlich diejenigen, für deren Urheber Plato fälſchlich ausgegeben wird, müßte er ausheben und die Urſachen dieſer Meynungen, wiefern ſie ſich in Platos Schriften gründen, eröffnen: — ein für unſer ſchwärmeriſches Zeitalter wichtiger Punkt! denn hier wird beſonders den Neuplatonikern und Theoſophen das Mißverſtändniß der Platoniſchen Stellen vom Ausfluß aller Dinge aus Gott, von der Annäherung der Seele zu Gott, von den Dämonen und ihrem Einfluß u. ſ. w. eröffnet. Endlich 12) könnte er ſich auch dadurch ein Verdienſt um die neuere Philoſophie erwerben, daß er zeigte, wie noch manche Begriffe der Neuern aus dem Plato beſſer erläutert und entwickelt und manche aus ihm vielleicht wohl gar noch geſchöpft werden könnten. — Der Hr. Prof. Tiedemann hat das große Verdienſt, den No. 5 — 12. gemachten Forderungen in ſeinen Argumenten größtentheils nachgekommen zu ſeyn und dadurch den Plato nicht nur für die ſtudierende Jugend ſondern auch für Männer lesbarer, und für das Nachdenken

und

und die Verſtandesübung beſonders der erſteren fruchtbarer gemacht zu haben. Denn ſo wenig auch der Recenſent dafür iſt, daß man der Jugend gerade die ganze theoretiſche Logik an dem Faden platoniſcher Dialogen entwickelt, wo es ohne ein gewaltſames Hinein- und Herauszwingen der logiſchen Lehren nicht immer ſo ganz abgeht; ſo hält er doch eine geſchickte nach Hrn. Tiedemanns Weiſe angeſtellte Erläuterung des Plato für den beſten Unterricht in der praktiſchen Logik. Und wie ſehr kann nun der Lehrer durch eine ſolche vorausgeſchickte Ueberſicht des Ganzen, ſeines Zuſammenhangs und der Beweißführung, die Interpretation des Einzelnen erleichtern und aufhellen, und bey dieſem auf jenes immer wieder hinweiſen! Beſonders nöthig iſt dieß im Plato, der die Ausführung eines Satzes ſo oft unterbricht, ja wohl gar aus den Augen verliert, wozu er ſich ohne Zweifel durch den dialogiſchen Styl berechtigt glaubte. — Das Verdienſt des Hrn. T. wird dadurch um deſto mehr erhöhet, daß hierin noch wenig oder gar nichts vorgearbeitet war. Marſilius Ficinus ſetzte zwar ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung die Inhalte vor, aber wie ſehr läßt er ſich darinne von den Träumereyen der Neuplatoniker und Kabbaliſten hinreißen! deren verführeriſchen Schlingen auch ſelbſt Serranus nicht ganz entgieng; wie auch Hr. T. in der Vorrede bemerkt. Der Rec. hat den Inhalt einiger Dialogen mit dem größten Vergnügen durchgeleſen; unter andern auch den Kratylus; wo er ſeine Meynung aufs neue beſtätigt fand, daß Plato keinesweges den göttlichen Urſprung der Sprache vertheidige; da gewiß die Meynung des Sokrates und nicht die des Kratylus die ſeinige war, und daß folglich noch neuerlich Tobel (von den verſchiedenen Meynungen vom Urſprunge der Sprache S. 2 ...) den Plato ganz falſch verſtand. Man ſehe auch Meiners Geſchichte der Wiſſ. 2 B. S. 762 — 770. —. Die Kürze war ein Hauptaugenmerk des Hrn. Profeſſors. Kein Wunder alſo, wenn nicht alle jene Forderungen ganz in der Ausdehnung erfüllt ſind, in der wir ſie oben aufgeſtellt haben, und wenn man bey aller dankbaren Anerkennung des hier wirklich zuerſt Geleiſteten, noch manches vermißt, was dem Werke zwar eine noch größere Vollkommenheit und Brauchbarkeit für den Gelehrten, aber freylich auch einen weit gröſſeren Umfang gegeben hätte, und was der Hr. Prof. (wenn er nicht den Zweck der Kürze und die Abſicht auf den Gebrauch für ſachkundige Männer, zum Theil auch nach ſeinem

eignen

eignen Geſtändniß in der Vorrede, die Entfernung von allem, dem Geiſte des Zeitalters zuwider laufenden Ausguß von Gelehrſamkeit öfter vor Augen gehabt hätte,) nach ſeiner ausgebreiteten Kenntniß der griechiſchen und philoſophiſchen Literatur noch gewiß hätte leiſten können. Wir meynen z. B. erſtlich eine in Anmerkungen beyzufügende gelehrte und kritiſche Erläuterung einzelner ſchwerer Worte, Phraſen und Stellen; ſodann eine ebenfalls in Anmerkungen beyzufügende Anzeige der Stellen aus den Alten, wo die vom Plato getadelten oder vorgetragenen Meynungen anderer Philoſophen, deutlicher und beſſer vorgetragen ſind, nebſt einer Nachweiſung auf neuere Erläuterer derſelben; ingleichen die Anführung der Stellen aus den vorzüglichſten neueren Weltweiſen, wo die Begriffe und Sätze des Plato weiter erläutert und beſtimmt oder beſtritten worden ſind; endlich eine genauere Behandlung und Beurtheilung platoniſcher Sätze und Abhandlungen, welche politiſchen Inhalts ſind. Jedoch entſchuldigt ſich der Hr. Prof. in dem Vorbericht über dieſen letztern Punkt, mit einer für den Philoſophen ehrenvollen Freymüthigkeit, damit, daß er den politiſchen Wiſſenſchaften noch nicht den zu einer vollkommenen Bearbeitung ſeiner Dialogen erforderlichen Fleiß habe ſchenken können, da er das Studium der ſo genannten theoretiſchen Philoſophie, das ihn bisher einzig gefeſſelt, nicht eher verlaſſen könne, bis er den ganzen Umfang derſelben ſamt allen ihren Feldern und Tiefen durchforſcht. — In Abſicht auf die Methode des Hrn. Prof. hat der Rec. nur einen einzigen Zweifel, dieſen nämlich: ob der Gebrauch dieſes vortrefflichen Werks nicht dadurch ungemein erleichtert worden wäre, wenn der Hr. Prof. das Räſonnement des griechiſchen Philoſophen, die Darſtellung ſeines Ganges und die Knüpfung der Kette ſeiner Begriffe und Beweiſe von alle dem abgeſondert hätte, was er ſelbſt außer dem hinzugethan und was wir oben angezeigt haben. Denn bey dieſer Vermiſchung des Räſonnements und der Beweißführung des Griechen mit der eignen Beurtheilung, mit der Anzeige der Quellen der Meynungen, der Verdrehung der Begriffe und Sätze durch ſpätere Philoſophen u. ſ. w. wird der Gang des griechiſchen Weltweiſen, aus deſſen Schriften das Mark oder die Quinteſſenz zunächſt dargeſtellt werden ſoll, zu oft wieder unterbrochen; jedoch begreifen wir dabey, daß auch dieſe eingemiſchte Erläuterung wieder ihre eigenen Vortheile habe. Wir würden noch den Wunſch hinzufügen, daß

die

die Dialogen zweckmäßiger gestellt seyn möchten, und daß nur in einem vorgesetzten nach der Dialogenfolge der Zweybrückischen Ausgabe (welche nicht die der Ficinischen Tetralogien ist) abgefaßten Verzeichniß auf die Seiten- oder Dialogenzahl in den Argumenten hingewiesen seyn möchte, ingleichen daß ein Sachindex angehängt seyn möchte, wenn nicht jenes vom Lehrer der Jugend allenfalls durch eine zweckmäßige Anordnung ersetzt, und dieser noch weit eher bey einer neuen Ausgabe des Plato mit Recht gefordert werden könnte.

L. Kg.

Demetrii Cydonii opusculum de contemnenda morte Graece et Latine, recensuit, emendavit, explicavit *C. T. Kuhnoehl*, S. S. Ph. C. Lipsiae 1786. 10 B. 8.

Das Verdienst des Herausgebers um diesen Demetrius ist so gering, wie das Werk seines Autors, der bekanntlich im vierzehnten Jahrhundert lebte, und uns in Ansehung des Inhalts, ja selbst von Seiten der Sprache, gar wenig interessiren kann. Das recensuit des Titels bezieht sich größtentheils auf Verbesserung der Druckfehler der ältern Ausgaben und Aufnahme der wolfischen Konjekturen. Die Version ist die von Raphael Seiler, ungeändert und daher oft unverständlich. In den Noten sind die Lesarten der frühern Editionen ausgezogen und die schwerern Wörter erklärt, doch haben wir oft mehr nicht, als was in jedem Lexikon steht, gefunden. Verdienstlich konnte die Arbeit werden, wenn der Herausgeber über den Geist seines Schriftstellers, und über die Veranlassung der Schrift, (denn daß eine besondere Absicht dabey zum Grunde liegt, verräth die Anlage deutlich genug,) etwas beygebracht hätte. Aber statt dessen liest man eine magere, schlecht geschriebene Vorrede, die Ein Blatt in diesem Buch entbehrlich macht, und hinter der Vorrede die historische Nachricht, die Fabricius in der Bibliotheca graeca von diesem Schriftsteller ertheilt.

Zh.

12. Erziehungsschriften.

Joh. Heinr. Rödings Leseblatt für die Jugend, wovon man in deutschen Schulen Gebrauch machen kann. Erstes Bändchen. Hamburg 1786. 8. 200 Seiten.

Dieses Leseblatt empfiehlt sich vor andern für die Jugend geschriebenen Lesebüchern dadurch, daß der Verf. seiner Absicht, nur für ein gewisses Alter zu schreiben, durchaus treu geblieben ist. Er schreibt eigentlich für das frühere, für das kindliche Alter, für welches sein Leseblatt ganz nützlich und unterhaltend seyn kann. Es enthält religiöse Aufsätze, Etwas aus der Natur- und Göttergeschichte, aus der Geographie und Welthistorie, mit abwechselnden Fabeln, Gedichten, Briefen, Gesprächen, Sinngedichten, Räthseln, alles nach dem Bezirke, welchen die Kenntnisse dieses Alters haben müssen, abgemessen und für das Fassungsvermögen und die Unterhaltung desselben ganz gut vorgetragen. Es hat uns alles, bis auf die Räthsel, ziemlich wohl gefallen. Die Aufmerksamkeit der Jugend durch vorgelegte Räthsel zu prüfen, ist zum Zeitvertreib ganz gut; nur muß die in dem Räthsel liegende Sache und Wahrheit, ohne zu verlieren, auch wirklich einer solchen Einkleidung fähig, und die Auflösung der Erwartung entsprechend seyn. Das wird nun aber kein Mensch von folgenden Räthseln sagen können.

Räthsel.

1) Wer ist blind mit offenen und hellen Augen?

A. Derjenige, der nicht sehen will.

2) Was ist das für ein Baum, der, als ihm Blätter und Wurzeln geraubt waren, die allerschönste Frucht getragen hat?

A. Das Kreutz Christi.

3) Was ist das für ein König, der an Reichthum und Würden andere Könige übertrift, und doch einmal ärmer

ander und verächtlicher, als seine vernünftigenden Unterthanen, sind?

A. Der König Christus.

Das heißt doch wohl im eigentlichen Verstande übel angewandter Witz, und hier um so mehr am unrechten Orte verschwendet, weil die in den zwey letztern Räthseln liegende Sache mit solchen Begriffen verbunden wird, welche die Jugend gar nicht mit ihnen verbinden sollte. Der Verf. hat aber zuviel, um den Kindern eine religiöse Wahrheit einzuprägen, mit seinem Witze getändelt. Hier zum Beyspiel das Epigramm, die schönste Wissenschaft:

„Die schönste Wissenschaft, ihr Mädgen und ihr Knaben
(Vernehmts und prägt es tief in eure Seelen ein!)
Ist Jesum Christum lieb von ganzer Seele haben,
O, die zu lernen muß eu'r ernstes Streben seyn.

Daß Jesum Christum lieb haben, die schönste Wissenschaft sey, steht nicht einmal in der Bibel. Es ist schon nicht gut, wenn den Kindern so was von den Kinderwärterinnen vorgeschwatzt, geschweige denn es ihnen in Büchern vorgedruckt wird. In den Gesängen und Fabeln ist viel Lehrreiches, und diese sind auch derjenige Theil der Blätter, welche sie am meisten empfehlen werden.

Der Verf. hat dieses Lesebuch in wöchentlichen Blättern herausgegeben, in der Hoffnung, daß er es bis zu einem ganzen Jahrbande würde fortsetzen können. Nach der Vorrede wird es aber aus Mangel der Unterstützung mit diesem halbjährigen Bande geschlossen seyn.

Bi.

Vierte Harzreise zum Unterricht und Vergnügen der Jugend von J. A. E. Göze. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1786. 8. 15 Bogen.

Man kennt bereits die Kunst des Verf. seinen kleinen Lesern alle Vorfälle des Lebens, Erscheinungen der Natur, Bemerkungen der Kunst auf eine lehrreiche oder angenehme Art zu zeigen; auch in dieser Reise, die zur Abwechslung nach

Ellrich geht, verdienet es nicht, nur an wenigen Stellen schien es uns, als wenn er seine Leser mit Dingen unterhielte, die für ihre Fassungskraft noch zu hoch sind, und anderweitige Kenntnisse voraussetzen; an andern, als wenn der Verf. selbst nicht ganz klare und richtige Begriffe von der Sache hätte. So scheint es uns z. B. S. 5. 6. wenigstens etwas unbestimmt ausgedrückt, „vor allen nipinischen Hauptgebirgen der Erde finde sich eine solche Vormauer von grauen harten Sandsteinen" dafür erklärt nämlich der Verf. die Grauwake, die doch unsers Wissens nur am Harze, und wenn auch nur selten, im meißnischen Erzgebirge vorkommt; auch ist es unrichtig, wenn es heißt, daß sie in allen diesen Sandsteinfelsen keine Spur von Versteinerungen oder Abdrücken zeige. Die Kelle bey Ellrich, verglichen mit den kalten sibirischen Höhlen, die sie noch an Kälte übertreffen; nur das Portal betrage 80, die Höhle selbst 156, und die Dicke des Gewölbes 42 Schuhe; auf dem Grunde klares Wasser, das in der Mitte über 40 Schuhe tief ist, ohne irgend ein lebendes Geschöpf; der V. leitet dieses von der scharfen und beizenden Eigenschaft dieses durch die kalkartigen Gipsfelsen durchgeseigerten Wassers ab; allein gesetzt auch, das Wasser wäre mit Kalk- oder Gipstheilen noch so sehr gesättigt, als es in dieser Kälte seyn kann, so wäre noch die Frage, ob es dadurch allen Wasserthieren schädlich oder gar ödtlich würde; scharf und beizend kann es von solchen Theilchen nie werden, da sie ihm nicht einmal Geschmack mittheilen; die Ursache also, warum keine Fische und Frösche, nicht einmal Infusionsthierchen darinne leben, und ein Hund Zuckungen davon bekam, muß also eine ganz andere seyn. Auch das sollte dem Verf. schwer werden zu beweisen, daß die Kälte in solchen Höhlen von gewissen sauren Dünsten komme. Etwas von der Knochenquelle zu Bricherode, die ihre Lage verändert zu haben scheint, und nur selten, und das nur Knochen von ganz kleinen Thierchen in dem darum befindlichen Schlamm zeigt: wie ganz natürlich es auch ehemals damit zugegangen sey; ihr Wasser erregte im Sommer heftiges Erbrechen, wenn man es trinke, es müßte denn einige Zeit an Luft und Sonne gestanden haben; auch diese Wirkung leitet der Verf. von den Kalktheilchen ab, welche das Wasser aus den gegenüberstehenden Alabasterbergen mit sich fortnehme, und davon eine scharfe, ätzende und beizende Eigenschaft erlange. Ganz unrichtig heißt es in der Anmerkung S. 12. „Blende ist eine Abänderung

derung (Ex) des Hallunschalle; das nach Zink nennt. Man hat davon (von Zink?) sieben bis acht Arten, und von der Blinde selbst wieder verschiedene Gattungen, auch hätte der Verf. ein Verzeichniß einer phalphorescirenden Blende von Schatzenberg im Meißnischen anführen sollen. Gekommt sey einige Gedult, der dritte Theil seines Lothes ist rein, und mehr als ein Quentchen. Flecken unser Arbeitschen wie in Zukunft von einer Schrift nöthig, die ganze so anpassend für ihren Zweck geschrieben ist.

Sammlung vorzüglich schöner Handlungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend. Vierter Theil. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung 1786. 15 Bogen in 8.

Dieser Theil enthält unter 24 Titeln, die wir des Raums wegen nicht abschreiben wollen, noch mehrere Erzählungen edler, wohlthätiger und großmüthiger Handlungen; denn unter einer Ueberschrift werden oft mehrere ähnliche Handlungen zusammengefaßt. Sie gewähren dem Leser alles das Vergnügen, das ein gutes Herz über schöne Thaten gewöhnlich zu empfinden pflegt, und verschaffen also der Jugend eine überaus nützliche Lectüre. Wir freuen uns daher über den Fortgang dieser Sammlung, und daß die Welt noch nicht so arm an guten Menschen und schönen Handlungen ist, daß nicht immer noch Stoff zu neuen Sammlungen derselben übrig ist. Doch im Grunde enthalten viele derselben eben so viele Monaden oder unendliche Stoffe, die durch ihren Eindruck auf ein empfindungsvolles Herz Veranlassungen zu Handlungen der Menschenliebe geworden sind. Eindrücke des Mitleidens und Drang zur Wohlthätigkeit beym Anblicke leidender Menschen sind so natürlich, daß vielmehr das Gegentheil eine Seltenheit ist. Nur bey Tausenden bleiben diese Eindrücke unthätig, weil ihnen das Glück die Mittel versagt hat, denselben gemäß zu handeln. Wenn nun einmal die Großen der Erde auf eine solche Scene des Elends stoßen, und sehen, was er als Mensch fühlen muß, und dabey eine Wohlthätigkeit ausübe, die ihm so gar leicht wird: so wird

Handlung aufgezeichnet, die auch nur ein ganz mittelmäßiger Ausdruck des noch nicht verdorbenen Menschengefühls ist, und von Menschen geringeren Standes, entweder nach Verhältniß ihrer Glücksumstände, alle Tage unbemerkt ausgeübt wird, oder wenn die Glücksumstände ihren Empfindungen entsprächen, häufiger würde ausgeübt werden. Und denn sind auch Wohlthaten der Großen nur ein kleiner Beytrag zum Ersatz des Unrechts, das sie und ihres gleichen der unterdrückten Menschheit gethan wird. Viele von den hier erzählten Handlungen sind wirklich von der Art, daß einmal ein König und Fürst Familien oder Personen, die durch die Lasten die man ihnen auflegte, verarmt waren, beym ohngefähren Anblick ihres Elends, ein fürstliches Mitleiden gieng. — Doch findet man auch hier viele großmüthige und edle Handlungen von Personen geringerer Stände aufgezeichnet, die auch wirklich zur Bildung des Herzens wirksamer sind. Die Beyspiele aus der chinesischen, persischen und arabischen Geschichte wünschten wir weniger; so wie überhaupt, daß jede Erzählung durch Angebung des Quellen belegt wäre, woraus sie genommen ist, und wenn es nur ein Zeitungsblatt wäre: so sehr sehr die ganze Einrichtung einer Bildergallerie schöner Ideale; nicht einer Sammlung von Urkunden zur Rechtfertigung der beschuldigten Menschheit, ähnlich.

X.

Etwas über Aufklärung und aufgeklärte Erziehung.

Veritas odium parit. 1786.

Warum eine so lehrreiche Schrift, als diese, ohne Namen des Verfassers und sogar den Verleger erscheint, kann ich nicht errathen. Es sind gar keine Geheimnisse, sondern lauter gemeinnützige, schon oft gesagte, hier zwar freymüthig aber doch in einem durchaus anständigen Ton vorgetragene Wahrheiten darin, solche Wahrheiten, die nicht zu oft gesagt werden können. „Unsere Aufklärung sey noch in aller Rücksicht sehr einseitig und könne nur durch verbesserte Erziehung allgemeiner, gemeinschaftlicher und brauchbarer gemacht werden," dieß, und wie man die beste Erziehung zu veranstalten und zu befördern sey, ist der Inhalt dieser kleinen lehrreichen Schrift, deren Verfasser gleichsam der Vorleser aus

aus den über dieſe Materien zuſammengeſchriebenen weitläuftigen Acten iſt, und ein ſehr guter Referent!

Campens kleine Seelenlehre für Kinder. Neue Auflage. Nebſt vier neugeſtochenen Kupfertafeln in 4. Wolfenbüttel, in der Schulbuchhandlung 1786.

Da Inhalt und Werth dieſes nützlichen Buchs überall bekannt ſind, ſo begnüge ich mich, hier blos das Daſeyn dieſer neuen, ſo viel ich gefunden habe, unveränderten Auflage, anzuzeigen.

Hz.

13. Kriegswiſſenſchaft.

Tactick der Infanterie, die Feldverhaltungen der Convois u. ſ. w. und ein Unterricht von der Wahl der Poſitionen und Dispoſitionen, aufgeſetzt von einem Königlichen Preuſſiſchen Officier. Mit XXX Kupfertafeln. Dresden, in der Walcheriſchen Buchhandlung 1784. Ohne Vorrede und Inhalt 166 S. 8.

Der Herr Major von Bosch, der jüngere, vom Regimente Sr. Durchlaucht des Herzogs Friedrich von Braunſchweig in Berlin, entwarf dieſes Werk ſchon im J. 1767. unter dem Titel: Verſuch eines militäriſchen Taſchenbuchs von der Tactick oder Stellungskunſt, nach einer mathematiſchen Lehrart, abgefaſſt von einem preuſſiſchen Officier; und es war keineswegs ſeine Abſicht: daſſelbe durch den Druck öffentlich bekannt zu machen. Er hatte es, theils zu ſeiner eigenen Belehrung, theils zum Unterricht ſeiner jüngern Kameraden aufgeſetzt. Daher kam es, daß verſchiedene Abſchriften davon genommen wurden, und eine derſelben

ſchen muß einem Manne in die Hände gerathen ſeyn, in deſſen Moral das Kapitel: vom gelahrten Raub, ausgelaſſen war. Der gute Mann änderte den Titel; theils um das Werk unkenntlich zu machen; theils, weil Tactick der Infanterie weit umfaſſender, viel verſprechender iſt, als: Verſuch eines militäriſchen Taſchenbuchs, und er daher hoffen konnte, daß es, unter dieſer Aufſchrift, mehrere Liebhaber finden würde. Der Verfaſſer verzeiht zwar dem Herausgeber dieſen Plagiat; aber das kann er ihm nicht verzeihn: daß er ſein Werk verſtümmelt, und voll der gröbſten Druckfehler hat ans Licht treten laſſen. Der Herr Major v. Mosch hat dem Recenſenten die fehlende Anmerkungen mitgetheilt, und er rückt ſie hier ein, um zu beweiſen: daß das Werk von dem unrechtmäßigen Herausgeber verſtümmelt worden iſt.

Seite 5. nach den Worten: „und mit Diviſionen in Anſehung des ganzen Treffens, muß eingerückt werden.“

„1) Die beſte Regel, welche man einem Unterofficier „geben kann, der auf dem Flügel eines Zugs marſchirt, iſt, „wenn links geſchwenkt wird, folgende: daß er nämlich beſtändig den linken Flügelmann im Auge haben muß. Prellt „die Mitte des Zugs vor, ſo wird er den Flügelmann aus „den Augen verlieren, wenn er nicht einen ſtärkern Schritt „nimmt. Bleibt aber die Mitte zurück, ſo wird er einen „Bogen vorwärts machen, wenn er in ſeinem Schritt bleiben und nicht einen kürzern nehmen wollte. Hat der Zug, „beym Einſchwenken, ſo weit herum geſchwenkt, daß der „Unterofficier nicht nur den linken Flügelmann, ſondern auch „die ganze Linie herunter ſehen kann, ſo muß er von ſelbſt „halten, und nicht weiter vorprellen. — Eben dieſe Regeln „hat der linke Flügelmann, beym Rechtsſchwenken zu beobachten, wenn alles ohne Fehler geſchehen ſoll.“

„2) Es wird ſelten geſchehn, daß eine ganze Linie auf „den Signalſchuß ſteht, und zugleich einſchwenkt. Denn „die letzte Bataillone in der Kolonne werden noch immer in „Bewegung ſeyn, wenn die vorderſten ſchon ſtehn; beſonders, „wenn die Linie ſehr lang iſt. Allein, man muß hier in Betrachtung ziehn: ob der Nutzen, wenn alles zugleich ſteht, „und einſchwenkt, oder der Nachtheil, wenn dieß nicht geſchieht, von ſolcher großer Erheblichkeit iſt, daß man davon „nicht abgehn darf. Ich wenigſtens kann noch nicht einſehen:

„was

„das es geschehen könnte, wenn das Kommando: Bataillon! „Halt! von der Tete anfienge, und sich nach und nach bis „zu den letzten Bataillonen erstreckte. Es würde kaum eine „Minute, in welcher man doch 75 Schritt zurücklegen „kann, Zeitverlust seyn. Um aber den Endzweck, daß alles „zugleich stehe und einschwenke, einigermaßen zu erreichen, „ist es nothwendig: daß alle Züge in der ganzen Kolonne „gleichen Schritt halten; die Offiziere sich nicht mit ihren Zü„gen abgeben, sondern Distanze hätten, und im Alignement „bleiben. Wenn sich aber der Offizier zu viel mit seinem Zu„ge zu thun macht: so kommt er aus dem Tritt, verlieret „Distanz und wankt aus dem Alignement heraus: eine Sa„che, die ich durch viele Erfahrungen bestätigt gefunden „habe."

S. 9. nach den Worten: „alsdann sie links um machen, damit sie wieder Front bekommen, und nach D marschiren:" „Es ist nicht gleichgültig, ob man den Contermarsch mit rechts „oder links um machen läßt. Denn jede Art hat ihre eigene „Vortheile. Wenn ich etwas ändern dürfte, würde ich an„dere Regeln festsetzen, wenn er mit rechts um, und wieder „andere, wenn er mit links um gemacht werden sollte. Die„se würden nun folgende seyn:

„1) Wenn eine Kolonne rechts abmarschirt ist, und „zwischen zwey Points de Vüe im Alignement steht, so erhellt „von selbst, daß alle linke Flügelrotten der Pelotons im Al„lignement seyn müssen. Will man nun Contermarsch ma„chen lassen, so, daß man das nämliche Alignement beybe„hält; so müssen die rechte Flügelrotten der Pelotons ins Al„lignement geführet werden, und folglich der Contermarsch „mit rechts um geschehn, will man rechts einschwenken laßt, „sobald man mit dem Kontermarsch fertig ist.

„2) Ist aber die Kolonne links abmarschirt, und man „will Kontermarsch machen, so muß solches mit links um ge„schehen, damit man die linke Flügelrotten ins Alignement „bringt. In beyden Fällen würde ich den Kontermarsch vor„wärts machen lassen, damit die Pelotons nicht unter die Di„stanz von einer Rotte oder drey Mann breit, sich verschie„ben, sondern das erste Glied derselben wieder auf dieselbe „Linie, wo es zuerst gestanden, kommen kann. Diese Regeln „gründen sich auf das Verziehn der Züge bey Veränderung „der Front."

S. 22. nach den Worten: „und links aus der Mitte nach beyden Seiten deployiren können:“

„Dieser Contremarsch wird nur abfallsweise gemacht, „so daß sich die Rotten nicht eher schwenken, als wenn die „Reihe an sie kommt.“

S. 29. nach den Worten: „überdem würde sie auch um drey Rotten kürzer werden.“

„Die Flanken können auch, zumal wenn sie lang seyn, „mit Sektionen marschiren, deren jede drey oder sechs Rotten stark ist, so wie es beym Quarree gewöhnlich ist.“

S. 15. muß es heißen: „Nach einer bessern Methode „wenn das Ufer jenseit höher ist.“

Auch sind folgende Anmerkungen weggelassen:

„Man kann auch von beyden Flügeln mit ganzen Zügen „folgendergestalt abfallen. Zum Beyspiel vom rechten Flü„gel fangt der erste Zug an, macht links um, marschirt so weit „zurück, wie beym Durchgehn, bis er Front machen kann, „macht alsdenn Front, und marschirt gerade hinter der Front, „dicht am dritten Gliede herunter, bis an die Brücke, wo er „sich wieder links schwenkt, und über dieselbe geht. Eben die„ses thut das zweyte Peloton und folgt dem ersten, sobald es „hinter ihm vorbey ist. Sodann folgen alle übrige Züge „vom rechten Flügel bis an die Mitte, Pelotonweise hinter „einander, als wenn sie en Kolonne rechts abmarschirt wä„ren. Vom linken Flügel aber machen alle Pelotons, wenn „ihre Reihe kömmt, rechts um, und der letzte Zug vom lin„ken Flügel macht den Anfang. Sie marschiren alsdenn „eben so dicht am dritten Gliede herauf, und setzen sich Zug „vor Zug hinter einander, als wenn sie links abmarschirt wä„ren u. s. w.“

Noch auf eine andere Art.

„Die Flügelpelotons machen rechts um kehrt, das erste „schwenkt rechts, das letzte links, und sie marschiren solcher „Gestalt dicht am dritten Gliede bis an die Brücke; ihnen „folgen die übrige Züge nach ihrer Reihe. Bey der Brücke „machen alle Züge vom rechten Flügel links um und gehn „über die Brücke; die vom linken Flügel aber rechts um. „Sobald sie herüber sind, macht jedes Peloton nach seinem

„ersten

„ersten Linie wieder Front, und sie marschiren mit Zügen, „der rechte Flügel rechts, der linke links abmarschirt, längst „dem jenseitigen Ufer wieder auf. Auf solche Art sind im„mer Pelotons vorhanden, welche als Flanken betrachtet „werden, und jederzeit Front machen können, wenn es nö„thig ist."

S. 44. zweyte Anmerkung: „Wenn eine Linie im Avan„cieren betroffen ist, aber solche Hindernisse findet, daß Pelo„tons abbrechen müssen, und die Linie wieder rechts umkehre „macht, ehe die Pelotons wieder haben aufmarschiren können, „so machen die abgebrochenen Pelotons nicht mit rechts um„kehrt, sondern ziehen sich, wie mit einem Kontermarsch „durch die Linie durch, und hängen sich wieder hinten an, „nachdem die drey Rotten, auf welchen sie gestanden, vorge„abgebrochen, und ihnen Platz zum Durchbrechen gemacht „haben, welche, sobald sie durch sind, wieder zurücken „müssen."

S. 55. fehlt der Zusatz zur ersten Anmerkung. „Soll „aber das Hintertheil nicht beyde Flanken überflügeln, so „müssen die Sektionen der Flanken en Echellon so marschiren, „daß immer jede Sektion die andere um einige Rotten über„flügelt, und die Distanzen zwischen denselben, werden alsdenn „etwas enger genommen, damit, wenn sie einschwenken, die „Flügels gegen einander passen."

Die zweyte Anmerkung. „Wenn man mit diesem Qua„ree marschirt, so müssen die Flanken mit fünf oder sechs „Rotten rechts und links schwenken, nämlich die rechte Flan„ke läßt links, und die linke rechts schwenken. Solchergege„stalt entstehen kleine Züge, deren Flügelleute sie führen und „gehörige Distanz halten müssen. Hierbey ist noch zu bemer„ken: daß, sobald Halt! kommandirt wird, jede Abtheilung „von fünf oder sechs Rotten plötzlich stehen bleiben muß, und „zwar besonders die Flügelleute, welche ohnedies schon in „der Frontlinie stehen, sie mögen nun Distanz verloren haben „oder nicht. Ist die Distanz zu weit, so müssen die fünf oder „sechs Rotten in sich die Arme frey machen: Ist sie aber zu „enge, so kann eine Rotte zurück ins Quarree treten. Dieß „ist besser, als wenn die ganze Flanke zu rücken genöthigt „würde. Ich will, zum Beyspiel, annehmen: die Flanke „bestünde aus acht Pelotons, jedes Peloton aus fünf Ab„theilun-

„theilungen oder kleinen Zügen, und jede Abtheilung hätte „einen Schritt zu viel Diſtanz. Wenn nun eingeſchwenkt „wird, und die ganze Flanke ſollte rücken, ſo müßte ſie auf „40 Schritt von dem einen Ende rücken. Dieß würde aber „eine Unordnung in der ganzen Flanke verurſachen, und es „iſt leichter, wenn die Oeffnung von einem Schritt in jeder „Abtheilung von 5 oder 6 Rotten zugemacht wird. Hierbey „iſt noch zu erinnern, daß, wenn im Quarree vorne am rech„ten Flügel abgebrochen wird, die rechte Flanke nebſt dem „Hintertheil ſich ſo weit links ziehen muß, als vorne Rotten „abgebrochen werden; auf dem linken Flügel des Hintertheils „ziehen ſich eben ſo viele Rotten vorwärts in die linke Flanke, „welche gerade aus bleibt, und ſich nicht ziehet, weil vorne „nicht abgebrochen worden.“

„Auch iſt noch in Erwägung zu ziehen: daß während des „Abbrechens vorne ſtark angetreten, hinten aber Halt gemacht „werden muß, ſo lange, bis das Abbrechen gehörig vollführt „iſt, und der Hintertheil ſchiebt ſich nur von der Stelle links, „ſo oft ein Theil von ſeinem linken Flügel vorrückt, und ſich „an die linke Flanke anſchließt. Wenn die Flanken mit Sek„tionen zu fünf Rotten marſchiren, ſo müſſen diejenigen Sek„tionen welche vorwärts abbrechen wollen, am linken Flügel „erſt Front machen, und dann rechts umkehrt ſchwenken, ſo „daß der dritte Mann im Gliede ſich nur auf den Abſätzen „dreht; zwey Rotten vom rechten Flügel ſich zurücke ziehn, „und die zwey Rotten vom linken Flügel rechts herum ſchwen„ken, damit die Abgebrochenen mit der Flanke gleich abmar„ſchiert ſind, und beym Einſchwenken nicht das dritte Glied „vorbringen.“

§. 54. Linie 2. iſt dieſer Zuſatz ausgelaſſen: „Es iſt nicht „damit ausgerichtet, wenn man ſich nur einen flüchtigen und „nicht genug durchgedachten Begriff von den Bewegungen „macht: Es gehöret eine reife Beurtheilungskraft dazu, die „durch viele Erfahrungen und eigenes Nachdenken erſt erwor„ben werden muß. Denn es kommen oft bey der wirklichen „Ausübung tauſend Hinderniſſe in Weg, die man ſich erſt „nicht vorgeſtellt hat, die aber öfters denjenigen, der ſie nicht „zu beurtheilen weiß, und ihn unvermuthet überraſchen, ganz „außer Faſſung bringen. Geſchiehet die Hülfe, die er geben „will, am unrechten Ort, auch noch dazu mit vielen Schreyen „und Schelten, ſo bringt ſolches ſowohl die Officiere, als

„auch

„auch den gemeinen Mann noch mehr in Verwirrung. Es „iſt beſſer, lieber gar keine als eine falſche Hülfe zu geben. „Es gehöret nothwendig ein geſetzter Charakter und kaltes „Blut dazu, welches unzertrennlich mit unſerm Metier ver„knüpft ſeyn muß. Wenn man belehren will, ſo muß man „alle Heftigkeit vermeiden, ſich auch gehörig und verſtändig „ausdrücken, welches aber leider ſelten in Acht genommen „wird. Die Kunſt ſich deutlich auszudrücken, iſt die Frucht „eines reifen Verſtandes und der vollkommenſten Kenntniß „der Sache.“

S. 102. dritte Anmerkung. „Ich kann mich, bey dieſer Gelegenheit, nicht enthalten, meine Gedanken über das „Schwenken zweyer Linien, die hinter einander ſtehn, zu „äußern, weil ich geſehen habe, daß dieß noch immer auf eine „ne Art geſchieht, welche den Grundſätzen, auf welchen dieſe „Bewegung beruht, ſchnur ſtracks entgegenlaufen; indem „man verlangt: daß die hinterſte Linie eben ſo geſchwind, wie „die erſte ihre Schwenkung vollführen, und doch perpendikulär auf der erſtern bleiben ſoll. Man bedenkt nicht, daß die „zweyte Linie ein ganz anders Manöver macht, und nicht „auf die Art ſchwenken kann wie die erſte Linie, ſondern ſich „dabey immer ziehen muß, um perpendikulair auf der Erſten „zu bleiben. Um die Sache recht deutlich zu machen, ſo ſehe „man die achtzehnte Tabelle Fig. 54. wo mit zwey Treffen eine Arſchwenkung gezeigt wird. Man ſieht hieraus: daß die „Schwenkung der erſten Linie langſam geſchehen muß, um „der zweyten Linie die gehörige Zeit zu laſſen, ihre Bewegung „mit der erſten, zugleich vollenden zu können.“

Im erſten Abſchnitt zweyter Abtheilung S. 79. Linie 4. ſetzt dieſer Zuſatz:

„Noch eine leichtere Regel, welche man den Officieren geben könnte, damit ſie ſich mit dem Bataillon parallel richten, würde dieſe ſeyn: der zweyte Officier vom Flügel hat „weiter nichts zu beobachten, als daß er genau ſeine acht „Schritte vom Bataillon ab, und auf ſeinen Poſten tritt. „Der erſte hingegen geht nach ſeinem Flügel, ſteht links nach „dem zweyten Officier, und wählet ſeinen Standpunkt ſo, „daß er mit demſelben eine parallele Richtung gegen dem Bataillon bekömmt. Denn auf dieſem Punct kann er leicht urtheilen, ob die Linie, wenn ſie verlängert wird, mit dem

Bataill-

„Bataillon parallel läuft, oder ob ſie ſich demſelben nähert, oder „von demſelben entfernt. Sind nun die beyden Richtungs„puncte feſtgeſetzt, ſo können ſich alle übrige Officiere ganz „bequem darnach richten.“

S. 82. Linie 18. iſt folgender Zuſatz weggelaſſen: „Ich „wage hier eine kühne Behauptung, indem ich das Rück„wärtsumſehen der Officiere in einer Kolonne beym Auf„marſch einer Linie gänzlich verwerfe. Nicht, daß mir die „Beweiſe meines Satzes zu viele Schwierigkeit machten, ſie „ſind ſo reiflich durchgedacht, und mit der Erfahrung ſo über„einſtimmend, daß ich von der Wahrheit derſelben völlig über„zeugt bin: Allein ein altes eingewurzeltes Vorurtheil zu be„ſtreiten, iſt eine ſchwere Sache; weil gemeiniglich hierbey „mehr der Wille, als die ſchließende Vernunft, auf das Herz „der Menſchen wirkt.“

Im zweyten Kapitel S. 90. fehlt die Anmerkung: „Wenn nun die ganze Kolonne ſo marſchirt, daß alle Flügels „der Pelotons zuſammen eine gerade Linie formiren, und „es wird eingeſchwenkt; ſo wird es wenig Schwierigkeit ha„ben, das ganze Treffen gerade zu richten: denn jeder Offi„cier darf nur ſein Peloton von dem einen Flügelmann bis „zum andern entweder vor oder zurücknehmen. Aber dieſer „Fall, daß jeder Officier ſein Peloton im Bataillon richten „darf oder ſollte, findet auch nur bey dieſer Gelegenheit ſtatt, „da eine Kolonne ins Alignement marſchirt. Beym Avan„ciren eines Bataillons aber, wenn daſſelbe Halt macht, wür„de es eher nachtheilig als vortheilhaft ſeyn, weil ſonſt eben „ſo viel falſche Richtungen im Bataillon dadurch entſtehen „müſſen, als Pelotons in demſelben ſind. Hier muß das „Richten des Bataillons lediglich die Sache des Majors ſeyn, „und die Officiere müſſen im Glied ſtehen bleiben. Ueber„dem ſind ſie oft dem Major nur im Wege, wenn er das Ba„taillon geſchwind richten will.“

Im zweyten Abſchnitt der zweyten Abtheilung S. 117. iſt die dritte Anmerkung ausgelaſſen:

„Wenn alſo die Intervallen rechts gelaſſen werden, und „einige davon gienngen verloren; ſo muß das Bataillon, wel„ches ſie verloren hat, von ſeinem rechten Flügel abbrechen „laſſen, und nicht der linke Flügel ſeines über ſich ſtehenden „Bataillons, weil es unrecht ſeyn würde, daß es für die

„Inter-

„Intervalle ſeines Nebenbataillons haſten ſolle, deſſen „Schuld es allemal ſelbſt iſt, wenn es nicht bey Zeiten links „Feld giebt.“

„Daß die Burſche recht gerade in der Linie marſchiren, „hängt blos davon ab, daß man ſie dazu gewöhnt, immer „die Augen im Glied zu behalten und nicht nach den Füßen „zu ſehen: denn es iſt gewiß, daß der Burſche, welcher nur „einen Blick nach ſeines Nebenmannes Fußen thut, in eben „dem Augenblick, entweder zurückbleibt oder vorprellt. Auch „muß man die Leute dazu anhalten, daß ſie beym Laden auf „nichts anders als auf ihr Gewehr ſehen. Thut ein Burſche „nur einen Blick davon, ſo kommt er ſicher zu ſpät.

„Eine [illegible]he Beſchaffenheit hat es mit dem Officier, welcher „das Point de vûe marſchiret und Diſtanz halten ſoll; er „wird ſolche gewiß verlieren und aus dem Alignement kom„men, ſobald er ſich mit ſeinem Zuge abgiebt, und nicht im„mer die Augen auf ſeine Diſtanze und das Point de vûe hat. „Denn, daß alsdann der Zug gerade und ordentlich marſchirt, „iſt die Sache der ſchließenden Unterofficiere, welche darauf „ſehen müſſen. Wenn der Soldat recht gerade aus gehen „ſoll; ſo muß er ſeinen Kopf ſo wenig als ſeine Schultern „verdrehen; ſondern ſie gerade halten, die Augen aber müſ„ſen ſo beweglich ſeyn, daß er in der größten Geſchwindigkeit „ins Glied hineinblicken und auch in demſelben Augenblick „wieder geradaus ſehen kann.“

„Der gleiche Tritt iſt die Hauptſache aller Bewegungen, „nicht in Abſicht des Maaßes, ſondern der Zeit, in welcher „er verrichtet wird.“

S. 112. Linie 6. iſt dieſer Zuſatz weggelaſſen: „Dieſe „Wendung der Schulter iſt aber dazu nicht hinlänglich; man „muß auch zugleich den Fahnen, die vormarſchiren, ſagen: „daß ſie ſich ein anderes Point de vûe entweder mehr rechts „oder links in der Geſchwindigkeit nehmen, damit ſie eine an„dere Richtung erhalten, denn außerdem würde der Fehler „doch immer wieder vom neuen entſtehen, und das Ziehen mit „dem Bataillon kein Ende haben. Auch müſſen die Fahnen „im Glied jederzeit in der gehörigen Diſtanz von den vor„marſchirenden bleiben, weil ſonſt das Bataillon keine Feſ„tigkeit in ſich und der Kommandeur es nicht in ſeiner Ge„walt hat. Dieß alles ſind Sachen, welche viele für Klei-

„nigkei-

„nigkeiten halten dürften, die aber doch äußerſt nachtheilige „Folgen haben können, wenn ſie außer Acht gelaſſen werden. „Ein Bataillon, das nicht gehörige Diſtanz von den vormär„ſchirenden Fahnen hält, kömmt mir eben ſo vor, wie ein „Degen, der nicht feſt in der Angel ſitzt.„

Im dritten Kapitel S. 129. Lin. 3. fehlt die Anmerkung: „Poſtirt man ſich auf Anhöhen, vor welchen flaches Land „liegt; ſo ſtellt man das erſte Treffen auf den Abhang derſel„ben, das zweyte aber ganz oben auf den Kamm, damit daſ„ſelbe über das erſte hinweg feuern kann, und auf ſolche Art „hat man eine doppelte Defenſion. Auch muß man die Trup„pen ſo zu ſtellen ſuchen, daß man ihre Front einigemal bricht, „um dadurch ein kreuzendes Feuer zu erlangen, welches dem „Feind einen harten Widerſtand thut und ihn zu Grunde rich„tet, woferne er in daſſelbe geräth.“

„Sind aber außerhalb dem Lager, nach dem Feinde zu, „noch ſolche Höhen, deren er ſich bedienen könnte das Lager „zu kanoniren, ſo iſt es beſſer, daß man das erſte Treffen auf „die äußerſte Kante der Anhöhen ſetzt, damit man nicht do„minirt wird.“

Im ſechſten Kapitel S. 148. iſt die Anmerkung übers Kuroniren der Berge vergeſſen:

„Kuroniren iſt in der Tactick eine Benennung die man „der Stellung der Truppen giebt, wenn dieſe einen oder mehrere Berge beſetzen, daß nicht nur der Fuß des Berges beſtrichen werden kann, ſondern daß man auch ein kreuzendes „Feuer erhält. Es iſt demnach nicht gleich viel, ob man alle „Truppen auf die oberſte Kante oder auf den Abgang des „Berges poſtirt, ſondern man muß beyde Fälle auf eine vortheilhafte Art zu verbinden ſuchen. Auch iſt es nicht wohl „kührlich, wie man die Linie bricht. Denn man muß hierbey „ſehr vorſichtig und mit Klugheit verfahren, damit ſie nicht „von den feindlichen Kanonen enfilirt werden, aber doch ein „kreuzendes Feuer machen können.“

Auch fehlt die zweyte Anmerkung:

„Die Mannichfaltigkeit unſerer Evolutionen iſt vollkom„men hinreichend, uns, bey jeder Gelegenheit, in allen mög„lichen Umſtänden, aus aller Verlegenheit zu ziehen, wir „müſſen nur die rechte Manöuver erwählen, die bey ereignetem

„Falle

„Fälle zu dieſen Umſtänden paſſen. Einem guten Officier, „der Kopf hat, wird ſolches nicht ſchwer fallen. Allein wenn „man die Sache nur handwerksmäßig lernt, und nichts da„bey denkt, ob man gleich alle Evolutionen auswendig ge„lernt hat, ſo wird man ſie nicht immer zweckmäßig anwen„den, ſondern oft da gebrauchen wollen, wo ſie der Sache „nicht angemeſſen ſind. Hierüber läßt ſich ſehr viel ſagen, „allein es iſt nicht möglich, alle Fälle zu beſtimmen, weil ihre „Anzahl zu groß iſt. Aus Furcht mich nicht deutlich genug „ausgedrückt zu haben, will ich ein Beyſpiel anführen: Das „Rechts und Linksſchließen; das Rechts und Linksum; und „das Schwenken mit Sektionen, ſind drey Bewegungen, „welche zu gleichem Zwecke führen, allein, ſie müſſen den „Umſtänden gemäß angewandt werden. Auf eine kurze Di„ſtanz wird geſchloſſen, auf eine weitere mit rechts und links „um marſchirt, und auf eine noch weitere mit vieren oder „fünfen geſchwenkt.“

Im ſiebenten Kapitel S. 153. fehlt dieſe Anmerkung:

„Vermöge dieſer Evolution Tab. XXVI. Fig. 66. und 67. „kann man auch eine Arenſchwenkung machen, ſo daß der „Flügel, welcher vorgebracht werden ſoll, avancirt und der „andere, welcher zurückgezogen wird, dieſes durch ein Reti„riren verrichtet. Z. B. aus AB ſich in CD zu ſetzen, wie „No. 2. zeiget.

Im neunten Kapitel S. 166. fehlt die Anmerkung:

„Weil ein Convoi, wegen ſeiner großen Länge, die Be„deckung nur ſchwächen würde, wenn man die Pelotons auf „der Seite vertheilen wollte, ſo iſt es beſſer, wenn man ei„ne ſtarke Avantt- und Arrietgarde macht, die übrigen Trup„pen aber zuſammen hält, und mit denſelben etwa auf eine „Viertelmeile abwärts von den Wagen, auf der Seite, wo „man dem Feind vermuthet, marſchirt und eine gute Kette „von Huſaren oder Kavallerie zieht. Auf ſolche Art kann „man den Feind gleich mit ganzer Stärke entgegen gehen, „und ihn abhalten, näher zu kommen. Iſt der Feind zu „ſtark, ſo läßt man die Wagens auffahren, und ziehet ſich „mit der Bedeckung heran.“

Da ſich durch die Nachläßigkeit des unrechtmäßigen Her„ausgebers ſowohl in den Text, als in die Kupfertafeln Un„richtigkeiten eingeſchlichen haben, welche verſchiedene Sachen

undeutlich machen und zu Irrungen Anlaß geben können, ſo will ich die wichtigſten Druckfehler hier anzeigen, ſie beſtehen in folgenden:

Bey der Figur 10. Tab. IV. muß der Buchſtabe d ſtehn wo F ſteht; und F wo d befindlich iſt.

S. 30. muß in der vierten Zeile von unten nach dem Worte: ſich eingeſchaltet werden: an ſeinen linken Flügel, der vierte, dritte, zweyte, und erſte Zug aber links um, und hängen ſich u. ſ. w.

S. 41. in der ſiebenten Zeile von oben ſtehe das b ſtatt der 6te, nämlich Zug.

S. 46. in der zehnten Zeile von oben muß nach dem Worte ſich eingeſchaltet werden: in eine Linie h l rechts, und der 6te, 7te und 8te.

S. 51. in der zweyten Zeile von unten ſteht i ſtatt l.

In der Figur 46. Tab. XVI. ſteht a wo e, und e wo l ſtehn ſollte.

S. 82. in der achten Zeile von unten ſteht Fig. 42. ſtatt Fig. 46.

S. 89. in der ſiebenten Zeile von unten ſteht ſe ſtatt ſc.

Bey der zur S. 94. gehörigen Figur 52. iſt der Buchſtabe a ausgelaſſen worden.

Bey der zur S. 96. gehörigen Figur 53. ſteht neben l ein d, ſtatt eines g.

S. 97. in der achten Zeile von oben ſteht: von e bis E, ſtatt von e bis g.

Auf der Kupfertafel XVIII. ſind bey No. 1. die zur Erklärung der S. 98, 99 und 100. nöthige kleine Buchſtaben a, d, e, f, g, h, i, k, w ausgelaſſen.

S. 102. in der achten Zeile von unten ſteht D ſtatt C.

S. 106. in der ſiebenten Zeile von unten ſteht von n biß ſtatt von h biß.

S. 130. in der fünften Zeile von oben ſteht Tab. XX. ſtatt Tab. XXII.

S. 134. in der zweyten Zeile von unten muß ſtatt eines großen O ein kleines o ſtehn.

Auf der Kupfertafel XXV. muß H ſtehn wo I ſteht, und I wo H ſteht.

In der Fig. 77. iſt der Buchſtabe a der in der Mitte hinter den Fahnen zwiſchen dem erſten und achten Zug ſtehn ſollte, ausgelaſſen.

Bey

Bey der Kupfertafel XXX. fehlt in der Mitte des letzten Quarres der Buchſtabe G. u. ſ. w.

Unter den vielen militäriſchen Schriften, welche jetzt jährlich erſcheinen, ſind dem Recenſenten nur wenige vorgekommen, welche ſo viel lehrreiches, wie die angezeigte Schrift, enthalten, und in einem ſo faßlichen Tone geſchrieben ſind. Der Verf. hat ſich überall kurz, aber doch höchſt deutlich ausgedrückt; ſeine Beweiſe bloß vermittelſt der erſten Anfangsgründe der Geometrie geführt, und ſie, durch die beygefügte Zeichnungen, ſo einleuchtend zu machen gewußt, daß ſie ſelbſt von denjenigen verſtanden werden können, welche gar keine geometriſche Kenntniſſe beſitzen. Der Verfaſſer handelt von allen gewöhnlichen, aber wirklich brauchbaren Bewegungen der Infanterie, zeigt, wie jede derſelben gemacht werden muß; und hat dieſe Schrift in zwey Abtheilungen zerlegt, davon die erſte von den einzelnen Bewegungen, woraus ein Manöver zuſammengeſetzt iſt, und die zweyte von der Stellung und der Bewegung eines ganzen Corps handelt. Die erſte Abtheilung enthält achtzehn Kapitel, und die zweyte beſteht aus zwey Abſchnitten, wo in dem erſten von den Regeln, nach welchen man aufmarſchiren, und ſich nach gewiſſen Punkten in ein Allignement ziehen ſoll, und im zweyten von einigen Vortheilen beym Angriff und der Vertheidigung die Rede iſt. Beyde Abtheilungen enthalten wieder mehrere Kapitel.

* *

Bibliothek für Officiere, viertes Stück, vom Jahr 1785. Mit Kupfern. Göttingen, bey Dietrich 12 Bogen 8. 1 Kupf.

Dieſes Journal geht immer ſeinen alten Gang fort. Gleiche Seichtigkeit; gleiche Nachläßigkeit; und dabey gleiche Süffiſance, über alle Dings ſo entſcheidend zu urtheilen, als wenn man ſie längſt ganz durchdacht hätte. Es ſoll jemand eine Recenſion dieſer Bibliothek an den Verf. geſchickt haben, gegen die er ſich entſchuldigt. Man höre zur Verwunderung nur eine Stelle aus dieſem Aufſatze. „Ich habe bey der Bibl. „für Officiere den Plan: daß Lehr- und Handbücher, alſo „die, welche dem Officier am wichtigſten ſind, ſo recenſirt

„werden, daß man daraus den Werth des Buchs in Vergleich „mit andern kennen lernen kann. Ich habe vorzüglich mich „bemüht die Fehler in solchen Büchern bemerklich zu machen, „weil sie Leser haben, welche keine Untersuchung anstellen kön„nen. Dieß ist die Ursach, warum ich verschiedene Irrungen „in Mauvillons Einleitung in die Kriegswissenschaften, in „Krebs Anfangsgründen der eigentlichen K. V. weitläuftiger „als sonst geschehn wäre, gerügt habe. Wenn auch diesen „Recensionen übrigens Gründlichkeit fehlen sollte, so „werden sie doch, wie ich hoffe, dieser Absicht einigermaßen entsprechen.“ Also Recensionen denen es an Gründlichkeit fehlt, können der Absicht entsprechen, den Werth eines Buchs in Vergleich mit andern kennen zu lernen. Welcher Unsinn! Die übrigen Entschuldigungen sind nicht besser, wie wir leicht zeigen könnten, wenn es nicht viel zu weitläuftig wäre, und sich der Mühe verlohnte. Der Inhalt dieses Stücks ist: 1) Von der Rangirung und Stellung der Cavallerie, eine eigne Abhandlung die wenig bedeutet. Das preussische Manöver, nach welchem das dritte Glied der Kavallerie von der Schwadron abfällt und der feindlichen Schwadron in Flank und Rücken fällt, hat der Verf. gar nicht gekannt. NB. Wenn die Preußen die Kavallerie in drey Glieder stellen, so schargiren sie immer mit Intervallen. 2) Drey Abhandlungen von den Verhalten eines Bat. en Ligne: aus dem franz. Werke, Tactique de l'Infanterie übersetzt. Daß der mit Anmerkungen sonst so freygebige Herausgeber eine solche Lächerlichkeit als folgende hat unangemerkt hingehen lassen, zeigt an wie wenig er selbst von dem was im Kriege wirklich geschehn kann oder nicht, richtige Begriffe hat. Der französische Verfasser verlangt nämlich man soll ein Bataillon, mit gespannten Hahn und Gewehr hoch im Doublirschritt bey der Retirade marschiren lassen; um beym Kehren gleich und eher als der Feind feuern zu können. So viel wir davon verstehen, glauben wir, daß nicht leichter etwas abstuderes verlangt werden kann. 3) Nachrichten von dem jetzigen Zustande des französischen Militärs. Der Herausgeber, wundert sich daß es Marschälle von Frankreich und Generallieutenante, die es so lange sind. Das ist doch aber leicht zu begreifen. Frankreich ist beynahe so groß als Deutschland. Es enthält also sehr reiche und sehr vornehme Herren. Die wollen freylich nicht nach der Reihe avanciren. Man kann sie zwar in Ansehung der ehrenvollen Vorzüge mit unsern regie-

renden

renden Fürsten nicht vergleichen, aber doch wohl mit den apanagirten Herren aus den fürstlichen Häusern. Daß aber diese auch früher avanciren als andere und 20, 30, 40 Jahre (wenn sie so lange leben, wie Richelieu, Biron, Soubise) Generallieutenants und Feldmarschalle bleiben, ist ja bekannt genug. Wenn man hört daß es 1178 Generalspersonen in Frankreich giebt, und daß das 8 pur Regiment macht, so weiß man vor Erstaunen nicht was man sagen soll. Wenn man aber weiß, daß diese Generalschaft im Grunde nur ein Titel ist, und keiner beym Militär das geringste zu sagen hat, wer nicht besonders darzu durch sogenannte Lettres de Service ernannt ist, so fällt die Verwunderung weg. 4) Militärische Anzeigen von neuen Büchern. Sollte wohl der gesunden Vernunft nach heißen: Anzeigen von neuen militärischen Büchern. Hier hofmeistert nun wieder der Verf. den vortrefflichen Hrn. Hauptmann Thielke, nach seiner Art, nämlich indem er ihn halb versteht und halb nicht, und dann ganz andre Dinge in Mund legt als er gesagt hat. Dabey citirt er nun niemals die Worte des Verf. noch einmal die Seite, sondern schwadronirt nach seinem Gutdünken im Buche herum, sucht hier einen Brocken auf und da einen, und knetet ihn dann nach seiner Fantasie. Man sollte manchmal glauben es geschähe mit Fleiß und aus einer boshaften Tadelsucht. Aber wenn man das Ganze betrachtet, so sieht man wohl, daß das gar nicht der Fall ist, und die armen gemißhandelten Autoren müssen selbst sagen: O Herr vergieb ihm, denn er weiß nicht was er schreibt. Man lese nur Wunders halber diesen Auszug aus Thielkens Beyträgen 6ten Theil. Wir können uns nicht darauf einlassen die Absurditäten dabey zu rügen, das würde uns zu weit führen; aber ein aufmerksamer Leser wird darüber erstaunen. 5) Vermischte Bemerkungen. Eine Rubrik heißt: Kriegskunst als Wissenschaft betrachtet. Hier zieht der Herausgeber gegen M. Mauvillons Einleitung in den militär. Wissenschaften, und zwar über den Punkt der Artillerie zu Felde. Daß dieser Theil besonders und das ganze Werk überhaupt noch unvollkommen ist, wird der Verf. wohl selbst gerne gestehen. Zweyte Rubrik: Recensionen; wobey, ob zum Muster oder zur Probe, eine Beurtheilung von M. Mauvillons Abhandlung über die Art, Truppen so zu bilden daß sie sogleich im Felde brauchbar sind, angehängt ist. Er findet darin absonderlich zu tadeln, daß der Verf. behauptet, das tägliche Exerciren

auf den Wachtparaden ſey den Officieren ſehr nützlich. Beyde können Recht haben, es kömmt darauf an, wie das Exercieren beſchaffen iſt, und wies getrieben wird. M. Mauvillon hatte auch geſagt: Es könnten Menſchen Ideen durch zwey Mittel bekommen: Aufmerkſamkeit oder häufige Wiederholung. Darauf ſagt der Herausgeber: Ich meyne dieſe beyden Mittel wären Sinne und Vernunft. Wie können wir Wiederholungen Ideen geben! Es erhellt ziemlich deutlich daraus, daß der Verf. nicht weiß, weder was Ideen, noch was Vernunft ſind. 6) Ankündigungen. Am Schluß wieder Entſchuldigungen und Verſprechungen, daß es die Bibl. ein andermal beſſer machen wird.

Pb.

14. Vermiſchte Nachrichten.

Vorläufige Darſtellung des heutigen Jeſuitismus, der Roſenkreuzerey, Proſelytenmacherey und Religionsvereinigung. Deutſchland 1786. XXXVI. 376 und 143 S. in 8.

Die Abſicht dieſer ungemein wichtigen Schrift beſteht darin, die geheimen und meiſtens erſt ſeit Kurzem entdeckten Bemühungen des heutigen Pabſtthums, den Proteſtantismus zu untergraben, und die Vernunft unter das Joch der römiſchen Hierarchie zu bringen, in einem kurzen und getreuen Auszuge aus den beſten in dieſer Abſicht erſchienenen Schriften darzuſtellen. Hierbey mußte denn auch der berüchtigte Orden geſchildert werden, welcher, als ein geſchworner Feind der Aufklärung des Proteſtantismus und aller Rechte der Vernunft, an der Ausführung dieſes verabſcheuungswürdigen Plans, ſeit ſeinem Urſprunge bis itzt, unermüdet gearbeitet hat. Dieſer Entwurf iſt nun hier recht gut ausgeführt, und es wird hinlänglich ſeyn, unſern Leſern davon eine kurze Anzeige vorzulegen, weil das Meiſte davon ſchon ſo ziemlich allgemein bekannt iſt. Man ſieht indeſſen aus der ganzen Ausführung, daß der Verf. dieſer Schrift, welcher uns gänzlich unbekannt iſt,

iſt, ſeine Kenntniſſe nicht blos aus gedruckten Büchern geſchöpft hat, ſondern mit den Geheimniſſen der Feinde der Vernunft und der Aufklärung auch ſonſt nicht unbekannt iſt. Selbſt diejenigen alſo, welche alle vorher über dieſe Materie erſchienenen Schriften geleſen haben, werden hier nicht blos das Wichtigſte derſelben, was zur Zeit der Herausgabe dieſes Buchs bekannt war, gut geordnet beyſammen antreffen, ſondern auch noch auf manches Neue ſtoßen, was ihnen vielleicht in dieſer noch immer zu wenig aufgeklärten Sache mehreres Licht geben kann.

Im erſten Kapitel wird der Urſprung und die innere Einrichtung des Jeſuitenordens erzählt. Dieſe hat der Verf. vortrefflich aus einander geſetzt, und ihren ganzen abſcheulichen Geiſt ſo entwickelt, daß ihn niemand verkennen kann. Noch mehr aber erhellet dieß aus dem zweyten Kapitel, wo von der Glaubenslehre und Moral der Jeſuiten gehandelt, und das Schreckliche derſelben in vollem Lichte dargeſtellt wird. Wir halten uns indeſſen dabey nicht auf, weil es zu dem mehr Bekannten gehört, und wir den Platz für das minder Bekannte ſparen müſſen. Das dritte Kapitel handelt von der in dem Jeſuitenorden üblich geweſenen, oder eigentlich zu reden, noch üblichen Regierungsform. Nachdem nun der Verf. alle dieſe zur Einſicht des Folgenden nothwendigen Nachrichten vorausgeſchickt hat, ſtellt er im vierten Kapitel eine Vergleichung zwiſchen einigen geheimen Orden und dem Jeſuitenorden an, und erzählt einige hieher gehörige Begebenheiten der neueſten Zeiten. Hier handelt der Verf. zuerſt von dem ſeit ungefähr einem Decennium wieder aufgelebten Roſenkreuzerorden, den er mit andern für ein Geſchöpf des Jeſuitismus hält, und von dem er drey Mitglieder Prät, Keller und Jäger in N. g. namhaft macht, wovon der erſtere ein Däne und in Penſion ſtehender Convertit ſeyn ſoll, welchen man als den Patriarchen der Geſellſchaft betrachtet. So wenig dieſe neuern Roſenkreuzer den ältern ähnlich ſind, ſo groß iſt, wie hier gezeigt wird, ihre Aehnlichkeit mit den Jeſuiten. Bey der Gelegenheit, da der Verf. hier von den erhabenen Vorſtellungen redet, welche dieſe Geſellſchaft von der katholiſchen Prieſterweihe hat, macht er auf eine merkwürdige Stelle in Lavaters Rechenſchaft an ſeine Freunde aufmerkſam. L. ſagt daſelbſt: „Ich glaube, daß eine Kraft im Menſchen

„ist, die durch eine gewisse Behandlungsart in den andern „hinübergehen kann; und die frappantesten und bestimmte„sten Wirkungen hervorbringt.“ Man sieht daraus, wie leicht sich ein außerordentlicher Glaube an Magnetismus und Desorganisation mit Glauben an die Wirksamkeit der Priesterweihe und des Auflegens der Hände vereinigen ließe. Von den Rosenkreuzern geht der Verf. zu den Religionsvereinigungsgesellschaften über. Hier beurtheilt er zuerst den Leipziger Magnus und dessen schwärmerische Schriften, wobey S. 85. die Nachricht vorkommt, die wir sonst noch nicht gehört haben, daß die Mission der Jesuiten zu Leipzig die aus Bayern verwiesenen Mittbiller und Schmid auch aus Leipzig zu vertreiben gewußt hätten. Nach S. 87. soll der gelehrte Hohenwhische Rath H. v. B. der Anfangs Prediger gewesen, und darauf zur katholischen Kirche übergegangen ist, eine nicht unbeträchtliche Rolle bey diesem Unionswerke haben. Wie listig übrigens diese Gesellschaft zu Werk gehe, und wie sichtbar sie dennoch dem Catholicismus geneigt ist, und denselben zu befördern sucht, wird umständlich gezeigt. Der V. redet hiernächst im fünften Kapitel von der Fortdauer des Jesuitenordens, und den Kunstgriffen desselben, ein verfeinertes Pabstthum unter den Protestanten auszubreiten. Im J. 1750. bestand der Orden aus 22,589 Mitgliedern, und man findet S. 126 f. eine Tabelle, welche zeigt, wie diese in der Welt vertheilt waren. Deutschland hatte allein 8,749, worunter 4,291 Priester waren. Es ist eine bekannte Sache, daß noch itzt Jesuiten die Erziehung und Unterweisung katholischer Prinzen und Edelleute in ihren Händen haben, und solche auf Reisen und protestantische Akademien führen. Rec. hat auch einen sehr verschlagenen Mann aus diesem Orden bey einer solchen Gelegenheit kennen lernen. Von welcher Wichtigkeit dieß für den Orden ist, sieht Jeder leicht ein, und ein Beyspiel davon findet sich hier in einer zur S. 125. gehörigen Note, wo erzählt wird, daß vor einigen Jahren ein Prinz von Lichtenstein zu Göttingen studirte, welcher einen Exjesuiten, Namens Hoffstätter, zum Führer hatte. Als nun Professor Spittler in der Staatengeschichte das Betragen der Jesuiten in Spanien etwas stark geschildert hatte, besuchte der Prinz diese Vorlesungen nicht weiter. Unter den Kunstgriffen der Jesuiten ist es keiner der geringsten, daß sie sich unter protestantischen Gelehrten Anhänger zu verschaffen wissen, und man

weiß,

weiß, wie es Leuten darin vom großen Leibnitz an bis auf den kleinen Mauz und Consorten geglückt iſt. Daß den erſten nicht blos aſtronomiſche Entdeckungen und Nachrichten aus China, welche er von ihnen erhielt, zu ihrem Freunde gemacht haben, ſondern Dinge, welche zwar nicht für einen Philoſophen, aber wohl für einen Welt- und Hofmann, wichtiger ſind, nämlich Ehrenſtellen und Geld: das beweiſet ein hier S. 153. abgedruckter Brief an den berühmten Jeſuiten, P. Orban, welcher dem großen Manne aber nicht zur Ehre gereicht. Hier ſind ein paar Stellen aus demſelben: „Cum „nuper Francofurti magnus noſter Carolus — Antonio „Vlrico me commendanti animaſſet, vt Conſiliarii Imperia„lis dignitatem haberem; mihi vero nudi tituli magna cu„ra non ſit, tentabo, an efficere poſſim, vt fructus hono„ri accedat. — Peto igitur, vt epiſtolam in mei gratiam „ſcribas, ſi non ad Caeſarem ipſum eriam, ſaltem ad „Nunum Confeſſarium Caeſareum, quae ad Caeſaris manus „perueniat, qua ſignifices: me Tibi ex Veſtris amicum „eſſe, ab Eminentiſſimo Cardinali Ptolemaeo aeſtimari, „(quod litterae Eius ad R. P. des Boſſes et me oſtendunt:) „apud Reginam Boroſſiae — iti magna gratia eſſe et ſtiri„ſe, et ab Electore Brunſwicenſi ipſoque Rege Boruſſiae „non ſtudiis tantum, ſed et negotiis adhibitum, in ea „apud omnes exiſtimatione verſari, vt dubitari non poſ„ſit, quin circa iuſtitiae adminiſtrationem, erudendaque „ex monumentis Imperatoris et Imperii hiſtoriarum lu„men, ſcientiarum denique propagationem, Caeſareae „Maieſtati opera mea vtilis ſit futura.“ — Außer Lavater werden hier auch Jacobi zu Düſſeldorf und der Verf. der Reſultate der Jacobiſchen und Mendelsſohniſchen Philoſophie mit Recht als ſolche Männer aufgeführt, deren Lehren den Gebrauch der forſchenden Vernunft bey Prüfung der Religionswahrheiten verſchreyen.

Wir kommen nun zu den wichtigen Beylagen, welche den größten Theil dieſer Schrift einnehmen, und meiſt aus der Berliniſchen Monatsſchrift und aus andern Schriften gezogen ſind. Nachricht von dem jetzigen Zuſtand der Jeſuiten in Rußland, überſetzt aus der Warſchauer Zeitung von 1785. No. 65. mit ſehr intereſſanten Anmerkungen. Es iſt luſtig zu leſen, wie in dieſer Nachricht bewieſen wird, daß man nicht ſchuldig geweſen ſey, dem Aufhebungsbreve Cle-

mens XIV. Folge zu leisten, weil solches keine Glaubenslehren enthielte, sondern nur die Kirchenzucht betrife. Richtig bemerkt der Herausgeber, daß man nach diesen Grundsätzen auch die Errichtung eines Ordens anzuerkennen nicht schuldig sey. Man sieht hier auch, daß die Jesuiten selbst den Ausspruch einer Kirchenversammlung gegen ihren Orden nicht als gültig erkannt haben würden. Die große Catharina wird hier die wahre Mutter des Jesuitenordens genannt, und der Herausgeber erinnert mit Recht, daß dieß nicht blos ungereimt, sondern auch eine freche und schändliche Beleidigung sey. Merkwürdig ist es auch, daß hier immer nur von katholischen Ländern gesprochen wird, da doch von Rußland die Rede ist, und daß es S. 195. gar heißt: die Erlaubniß Novizen wieder anzunehmen, sey in allen Kirchen des Landes bekannt gemacht worden, da es doch wohl nur in den katholischen geschehen seyn wird. Wirklich scheint dieß so auszusehen, als ob die nicht katholischen Kirchen gar nicht als Kirchen angesehen werden dürften, wie dieß auch von den Katholiken gewöhnlich so genommen wird. II. Beytrag zur Geschichte jetziger geheimer Proselytenmacherey. III. Ueber diesen Beytrag. IV. An meine würdigen und geliebten Brüder D. H. V. D. G. U. A. C. Diese drey wichtigen Aufsätze aus der Berliner Monathsschrift sind bekannt, und hier ist nur eine Anmerkung des Herausgebers hinzugekommen, welche den Verf. des St. Nicaise betrifft, und die in Zusätzen noch erweitert ist. Wir lassen dahin gestellt, ob der Verfasser recht gerathen habe. Endlich sind noch die bekannten privata und secreta monita societatis Iesu angehängt, ersteres nach der Uebersetzung, welche in der pragmatischen Geschichte der Mönchsorden befindlich ist, und letztere nach der 1782. besonders herausgekommenen Uebersetzung.

In der Vorrede fällt der Herausgeber noch sein Urtheil über das berüchtigte Buch: Enthüllung des Weltbürgersystems. „Da alle Verhältnisse, sagt er, in denen die Jesuiten, wie der Enthüller behauptet, nach dem Laufe der „Begebenheiten und des Zufalls in der Welt stehen, von ihnen zu ihrem großen cosmopolitischen Endzwecke gemißbraucht „werden sollen; könnte man nicht, da diese Schlauköpfe sich „der uns übrigen Erdensöhnen höchst widersinnig scheinenden „Mittel sehr zweckmäßig zu bedienen wissen, sollte man nicht „be-

„beynahe verleitet werden, zu glauben, daß ſelbſt Jeſuiten an „dieſem Buche Antheil genommen, und das Weltbürgerſy„ſtem unter ihrer Leitung zum Schaden der Vernunft auf die „tückiſchſte Art durch einen zweyten St. Nicaiſe hätten ein„hüllen laſſen? Dieſe Vermuthung wird dem unbefangenen „Beurtheiler der Enthüllung um ſo weniger ungerecht ſchei„nen, — wenn anders von einem ächten Jeſuiten je etwas „zu Schlimmes vermuthet werden könnte, — wenn man je„nes, der geſunden Vernunft und dem Geiſte des ächten Chri„ſtenthums in vielem Betrachte widerſprechendes, auf gänzli„che Unterjochung des menſchlichen Verſtandes abzielendes, „Glaubensbekenntniß, und die daraus ſehr deutlich hervor„leuchtende Abſicht des Verfaſſers betrachtet, Philoſophie, „Denk- und Preßfreyheit, und jede Art von Aufklärung und „verbeſſerter Schriftforſchung den Regenten als ungezweifelte „Mittel, ihre Rechte zu untergraben, verhaßt zu machen, „und durch ſie unterdrücken zu laſſen. Hiezu kommt die Apo„logie der Roſenkreuzer“ u. ſ. f. Die Aufforderung an den Verf. des St. Nicaiſe wird ſchwerlich von Nutzen ſeyn. Uebrigens ſchließt der Verf. ſeine Vorrede mit der Lebensinſtruction, welche der Verf. der Enthüllung gegeben hat: „Fürchte „Gott; liebe das Document ſeiner Offenbarung (ſo wie „das Document der Dir von Ihm geſchenkten Vernunft;) „ehre den König, und haſſe den Ordensgeiſt wie den „Teufel.“

Tf.

Rüggericht, gehalten von Minos, Rhadamanthus und Aeakus. Frühlingsgericht. 96 S. in 8.

In einem Punkte ſtimmt dieſes für die Literatur aufgeworfene Rüggericht mit unſern bekannten deutſchen Rüggerichten völlig überein — daß der Name das Fürchterlichſte iſt. Nach dem Titel und der Vorrede erwarteten wir nichts weniger, als ein Obergericht, vor welches alle Recenſenten gezogen werden würden, die dieſem und jenem Schriftſteller nicht ſo ganz nach dem Munde ſprechen wollen. „Echte Nachkommen von „jenen unpartheyiſchen Richtern der Vorwelt, hebt die letztere „an, glaubten ihre Stimme in Literatursachen erheben zu müſ„ſen, da gegenwärtig ſchwerlich mit irgend einem Dinge ſo „viel Unfug getrieben wird, als mit dem Kunſtrichtern oder

„Recen-

„Recenſiren; die meiſten dieſer anmaßlichen Richter ſind „theils beſtochen, theils ſo ſchlecht unterrichtet, daß ſie ſelten „wiſſen, wovon die Rede iſt. Manche ſtehen als ein wahres „Freycorps im Partheyendienſt offenbarer und heimlicher Ge„ſellſchaften. Andere ſind ohnedieß knechtiſcher geſinnet, als „ein Reichsſtädtiſcher Spießbürger u. ſ. w.“ Es iſt doch wirklich auffallend, warum man itzt gerade anfängt, auf die Recenſenten ſo unwillig zu werden? warum man ſie itzt ſo gerne vor beſtochene und ſchlecht unterrichtete Richter erklären will? Wahrſcheinlich würden alle Klagen aufhören, wenn jeder Schriftſteller ſeinen Recenſenten nach ſeinem Wunſche ſelbſt wählen und es ihm in den Mund legen könnte, was er von ſich geſagt und nicht geſagt haben wollte, oder wenn ſich die Herren Recenſenten ſammt und ſonders wirklich beſtechen ließen. Da dieſes nicht iſt, ſo haben der oder die Verfaſſer dieſes Rügegerichts, um ſich gegen alle und jede Recenſenten zum voraus zu ſichern, freylich am beſten gethan, daß ſie ſich ein ſchreckhaftes Anſehen zu geben und ſich wenigſtens zu Correferenten aufzuwerfen die Entſchließung gefaßt haben. In dieſem Frühlingsgericht können die Herren Recenſenten mit dieſer allgemeinen Klage davon, die alſo als ein bloßer Schreckſchuß angeſehen und um ſo weniger beherzigt oder beantwortet zu werden verdient, je weniger alle und jede einem ganzen Corps gemachten Vorwürfe überhaupt etwas zu bedeuten haben.

Unſre Minos, Rhadamanthus und Aeakus treten hier mit einer ganz unpartheyiſchen Miene, nicht als Richter und Urtheilsſprecher im eigentlichen Verſtande, ſondern, wie es ſcheint, als Referenten der ſchwachen und nicht gehörten Partheyen auf. Ein gutgewähltes Mittel, Perſonen und Meynungen anzugreifen, ohne daß man der angreifende Theil gerade zu wird! Giengen die Herren ganz redlich zu Werke, ſo könnten ſie immerhin referiren und das Publikum hätte den Vortheil, daß es die andre Parthey auch hören könnte. Da ſie aber in ziemlichen Grade abſichtlich zu referiren anfangen, nur gerade das in ihre Relationen aufnehmen, was die Perſonen und Sachen in dem Lichte vorſtellt, aus welchem ſie ſie anſehen und angeſehen haben wollen, auch nicht immer die andre Parthey allein reden laſſen, ſondern zuweilen ſelbſt reden und auf jede Relation der Ordnung nach billig ein Spruch erfolgen muß, ſo werden ſie es ſich ihrer gegen alle Recenſen-

ten

ten zum voraus gefällten Urtheil ohngeachtet, gefallen lassen, daß wir ihre Relationen etwas näher prüfen und unsre unvorgreifliche Meynung beyfügen dürfen.

Die erstere Relation des Minos betrift die Sache des Hrn. Hofr. Schlözer in Göttingen gegen die Herren Schweitzer. Aus dem Sendschreiben eines Eidgenossen an Hrn. Hofr. Schlözer, Basel 1785. werden alle die Klagepunkte dieses Schweitzers gegen den deutschen Schriftsteller ausgehoben und mit allen den Vorwürfen von Unverstand, Unverschämtheit, Impertinenz und Vermessenheit, die sich der Schweitzer erlaubte, stückweise vor Augen gelegt. Ohne dem Hrn. Schlözer in seiner Beantwortung vorgreifen zu wollen, müssen wir ganz freymüthig bekennen, daß wir diese Klagepunkte gar nicht erheblich gefunden haben. Herr Schlözer hat die Schwächen andrer größrer und kleinerer Staaten so gut, wie die Schwächen der Schweitz, aufgedeckt; wenn nun auch jene die Klage führen wollten, warum er so gerne gegen sie losziehe? Ob ihm jede republikanische Verfassung ein Dorn im Auge sey, weil er im Brod der Aristokratie stehe, oder ob er, so wie andre kluge Männer, die, auch ohne Cathedermänner zu seyn, über die beste Staatsverfassung nachgedacht haben, die republikanische Verfassung aus guten Gründen für die gerechteste halte, da dächten wir doch wohl das letztere. Und wenn nun über die Güte der republikanischen Verfassung entschieden werden sollte, würde der Schweitzer ein vollwichtigeres Stimmrecht haben, als Hr. Schlözer hat? Zuverläßig würde jenen der Verdacht der Vorliebe noch stärker treffen, als diesen? Allemal wird der Schweitzer doch dieses eingestehen, daß die republikanischen Verfassungen unsrer neuerer Zeiten so viele Thatsachen gegen sich haben, daß es kein Wunder ist, warum sich itzt so viele von dem mit dem Schulunterrichte eingesogenen Vorurtheile für alles, was republikanisch ist, mit leichter Mühe und aus voller Ueberzeugung losreißen können. Wenn nun dieses auch der Fall bey Herrn Schlözer ist, warum will es ihm der Schweitzer zum Vorwurf anrechnen, daß er lieber dem Urtheile eines Georgs III und eines Ministers von Hertzberg, als eines D. Price von der besten Staatsverfassung beystimmt? Daß Hr. Schlözer nur die Freystaaten und kleine Fürsten anfalle und unterdessen gleich einem Opferknechte den mächtigsten Fürsten Weihrauch streue, (oder vielmehr den gerechte

gerechte Lob ertheilte,) das hat wohl die gute Urſache, daß itzt gerade unſre mächtigſten und gröſſeſten Fürſten, auch die beſten Regenten für ihre Staaten und Unterthanen ſind. Hat Hr. Schlözer nicht auch manchen kleinen Fürſten ein Denkmal geſetzt, nicht auch manchen mächtigen Regenten zu ſeinem eignen Nachtheil getadelt? Da hielt er alſo doch wohl ſein Verſprechen, der Sachwalter mißhandelter Menſchen und der Lehrer guter Regenten zu ſeyn? Soll er von den Freyſtaaten gar nicht ſprechen, ſo muß der Schweitzer erſt erweiſen, daß die Menſchen gar nicht in denſelben mißhandelt werden. Wenn auch Hr. Schlözer, wie der Helvetier vorgiebt, viele Akten von verrätheriſchen Händen bekömme, was thut das zur Sache? Zuverläßig wird es ihm kein Correſpondent ſagen, ob er ihm die Akten aus Verrätherey oder aus Wahrheitsliebe mittheile, genug alſo für ihn, daß er weis, daß die Akten ächt ſind. Bey aller Empfindlichkeit und bey aller Vorliebe für die Schweitzeriſche Staatsverfaſſung muß es der Schweitzer dem Hrn. Schlözer doch einräumen, daß man in der Schweitz mit Recht einen Criminalcodex vermiſſe. Aber darum müſſen wir dann ſeine Zurechtweiſung an Hrn. Schlözer daß er ſeine Verbeſſerungsſucht nur auf ſein Hannöveriſches Land und allgemeines deutſches Vaterland gerichtet ſeyn laſſen möchte, als ganz unſtatthaft verwerfen, weil wir Deutſche die Mängel nicht blos unſrer ſondern auch anderer Staatsverfaſſungen wiſſen möchten und die dieſer Relation beygefügte Sentenz des Minos „daß man ausnehmend „niederträchtig ſeyn müßte, wenn man des Helvetiers Ausdrücke gegen einen Mann zu ſtark finden wollte, der unverſchämt genug iſt, allen republikaniſchen Verfaſſungen öffentlich Hohn zu ſprechen, und ein Volk, daß freylich keine „Univerſitäten und Profeſſoren hat, unter denen er aber ſicher der ſchlechteſte Mann wäre, eine Heerde Vieh zu ſchulen“ dahin zu reformiren, daß man aus Achtung für das Publikum und für die Wahrheit wünſchen müſſe, daß Herr Schlözer ferner Wahrheiten, wo er ſie findet, mittheilen, und der Helvetier dargegen bey einem vielleicht im Gelehrteneifer niedergeſchriebenen Worte nicht ſogleich aufbrauſen und nicht harte Ausdrücke mit noch härtern Ausdrücken vergelten möchte.

Die zweyte Relation geht die Sache der Mönche und Klöſter an, und enthält einen vortheilhaften Auszug aus der

Appels

Appellation der Mönche an das Tribunal der Gerechtigkeit und Menschenliebe von P. Martin. So gut und schön hier alles zusammengefaßt und niedergeschrieben ist, was nur für die Sache der Mönche gesagt werden kann, so befürchten wir doch aus guten Gründen, daß es bey unbefangenen Richtern wenig Aenderung in dem einmal gefaßten Urtheile bewirken möchte. Eben darum wird jeder Richter urtheilen, weil die Regenten so lange aus Frömmigkeit, Aberglauben oder Sorglosigkeit den Mönchen gar keine Schranken setzten, und die Mönche diese Connivenz auf so unverantwortliche Weise mißbrauchten und sie bey der geringsten Verstattung derselben eben so wieder mißbrauchen würden, eben darum, weil die Mönche das, was sie sonst Gutes thaten, Länder urbar zu machen und die Wissenschaften aufrecht zu halten, itzt nicht mehr thun, auch nicht so gut, wie andre, in unsern Zeiten thun können, weil sie dem Staate, wie sie sich ohne Grund einbilden, bey weitem nicht den Nutzen leisten, den der Adel im Frieden und Kriege leistet und leisten kann, weil zwar jeder das Recht hat, seine Güter zu verschenken, die Mönche sich aber diese Geschenke mehrentheils erschlichen haben, diese Geschenke in ihrer Hand auch für den Staat so gut als erstorben sind, da sie in der Hand eines jeden Andern für denselben nutzen würden, darum, weil das ganze Mönchswesen bey dem wenigen Guten unendlich viel Böses in der Welt gestiftet hat, und in unsern Zeiten die gröſseste Last für die Staaten, sein Reichthum ihm auch ganz unnütz ist, und dieser Reichthum zur Unterhaltung der Armen, die itzt den Regenten unentbehrlich sind, weit besser angewendet werden kann, eben darum ist es recht und billig, daß demselben in ganzem Ernste Schranken und solche Schranken gesetzt werden, daß es gar nicht wieder um sich greifen, gar nicht wieder schaden, den Staaten auf keinerley Weise wieder zur Last werden könne.

Die dritte Relation geht die Philanthropine an, und ist aus den Betrachtungen über die Erziehungsmanier in Deutschland von A. M. J. Kempten 1785. genommen. Der Referent und Richter dieser Sache, Aeakus, nimmt sich alles Recht, in derselben zu stimmen, selbst, weil er die Philanthropine sogleich im Eingange Thiergärten und Viehanthropina zu nennen beliebt. Es wird daher auf seine Relation, gegen die wir übrigens vieles zu sagen hätten, gar keine Rücksicht genommen.

Mehr-

Wahrscheinlich zum Vortheil der Helvetier referirt vierzehns Hr. Minos aus den Phantaseyen eines deutschen Patrioten, Eleutheropolis 1785. über die Mängel der Staatsverfassung von Deutschland. Der Helvetier hatte es sehr empfindlich aufgenommen, daß Herr Schlözer die Schweitzer, wieder unter Wien und Wezlar zurückzukehren, aufgemuntert hatte. Hätte es der Schweitzer überdacht, daß seine Landsleute nur unter Deutschland und nicht wieder unter das ehemals harte östreichische Joch zurückkehren sollten, so würde er in dieser Aufmunterung nichts Beleidigendes gefunden haben. Aber er ist beleidigt und also verdient die Staatsverfassung von Deutschland eine nach seinem Blicke gefaßte nähere Beleuchtung. So einseitig sie genommen ist, so tragen wir doch kein Bedenken, dem Referenten ohne alle Zurückhaltung zu versichern, daß kein Ausländer die mit unsrer deutschen Staatsverfassung unzertrennlich verbundenen Mängel so gut einsehen und so gut von derselben schreiben kann, als sie der Deutsche einsieht, und der Deutsche von derselben schreibt. Weit entfernt also über die Rüge dieser Mängel empfindlich zu seyn, erklären wir vielmehr, daß wir alle Gebrechen unsrer Staatsverfassung durchaus kennen, aber auch, daß die hier gerügten Mängel, die Landeshoheit der Fürsten, ihre mehrere Anzahl und Verschiedenheit, und die eingeschränkte Gewalt des Kaisers gerade die Ursachen sind, warum wir uns freye Deutsche nennen können. Die Zertheilung Deutschlands in mehrere größere und kleinere Staaten macht uns eben so wenig zu so vielen verschiedenen Nationen, als die schweitzerischen Cantons die Helvetier zu so vielen Nationen machen können. wir erkennen uns alle, wenn wir uns auch im Inlande, wie natürlich, fremd sind, im Auslande, so wie die Schweitzer, für Deutsche, für eine Nation. Genug, daß der Referent nichts Erhebliches, keine Thatsachen, aus seinen Akten vorgebracht hat, warum nicht Deutschlands Bürger die vollkommene Sicherheit ihres Eigenthums genießen, daß er an Deutschlands höchsten Gerichten nichts als ihre Langsamkeit zu tadeln weiß, und so gar diese Langsamkeit mit der Menge der Processe entschuldigen muß. Wenn es auch hie und da an Mitteln, sich zu erwähren, fehlt, so fehlt es in andern Staaten, die bey weitem die große Volksmenge nicht haben, auch an denselben. Die Auswanderungen sind gar kein Beweis, weil sie in Deutschland nicht so, wie in andern monarchischen Staaten, verhindert

werden

werden kann. Ist endlich auch diese und jene Provinz noch in der Landwirthschaft zurück, so gehen doch gewiß so viele andre Provinzen im südlichen und nördlichen Deutschland mit andern Ländern im gleichen Schritte. Also!

Ebenfalls Minos legt 5) etwas aus dem Paar Blicke ins Allerheiligste der Menschheit, von Carl Weichmann. Philadelphia, 1784. 4. vor. Diese Blicke gewähren 1) das Allerheiligste der herrschenden Meinung, oder alle das Elend, worein der Staat und die Religion den Menschen durch herrschende Meinung stürzt, und 2) das Allerheiligste der Vernunft, oder eine gesellschaftliche Verfassung, die den Menschen wahrhaft glücklich machen soll, zwey Bilder, dergleichen man in alten Guckkasten zu sehen gewohnt ist, allein zur Täuschung. Das zweite Bild hat ganz artige Parthien, aber es fehlt ihm an Harmonie. Obwohl eine Staatsverfassung mit dem Gesetze „Bey uns sind alle Contracte, welche die Liebe des einen Geschlechts zum andern festnageln, und den Liebesgenuß zur Frohnarbeit machen, verboten und ungültig.“ Gewinn haben, oder eine zusammengetretene Gesellschaft mit demselben Dauer und Festigkeit erhalten würde? das wäre noch eine Frage. Aber Idealverfassungen lassen sich eben so leicht denken und zusammensetzen, wie sich die Kartenhäuschen zusammensetzen lassen.

Die sechste Nummer enthält einige aus denen zu Freyburg 1785 herausgekommenen philosophisch-politischen Betrachtungen über den Adel, herausgezogen und vom Referenten Aeakus noch mehr ausgearbeitete Gedanken über den Adel, welche zum Theil ganz gut, und richtig sind. Nur ist eine Bemerkung, die neu und auffallend seyn soll, nicht ganz richtig gefaßt. Der Referent theilt den Adel in den Güter-, den Dienst-, den Geld- und den Gnadenadel ein, und sagt darauf: „die Franzosen, die zwar alles, aber doch vorzüglich Adels- und Ehrensachen am besten verstehen, lehren uns, der Adel sey eine Mittelgewalt zwischen dem Monarchen und dem Volke, die man nicht abschaffen könne, ohne den Staat demokratisch oder despotisch zu machen, welche geistreiche Meinung die Deutschen geziemend nachsagen, und fast sehr zürnen, wenn Jemand so verwegen ist, daran zu zweifeln, wozu man doch sehr geneigt wird, wenn man obige Eintheilung für richtig hält. Denn wie

„der N. 2, 3 und 4 benannte Adel zur Mittelgewalt zwiſchen „dem Monarchen und dem Volke dienen könne, iſt unbegreif„lich,“ u. ſ. w. Da hat es der Referent vergeſſen, daß wir Deutſche unter dem Adel, den wir eine Mittelgewalt zwiſchen dem Monarchen und dem Volke zu nennen pflegen, keinen andern als den Güteradel verſtehen, der auf den Landtägen zu erſcheinen und zu ſprechen, das Recht hat, und alſo ſeine Rüge ganz unſchicklich angebracht.

Wir würden uns nicht ſo lange bey dieſem Rüggericht aufgehalten haben, wenn ſich nicht die Beiſitzer deſſelben mit Verachtung aller bisher in der Litteratur vor gültig erkannter Richter nach ihrem Bekenntniß in der Vorrede das alleinige Recht zueignen wollten, das leſende Publikum der Tyranney herrſchender Meinungen zu entziehen, und zum freyen Gebrauche der unbefangenen Vernunft zurücke zu führen. Da mußten wir doch wenigſtens unterſuchen, wie ſie ihrem Amte nachgekommen waren.

Fb.

Litterariſche Chronik. Zweyter Band. Bern, in der Hallerſchen Buchhandlung, 1786. 404 Seiten in 8.

In dieſem Bande ſind folgende Aufſätze enthalten: I. Denkmal auf Hrn. Joh. Nik. Meinhard, von Riedel. II. Ueber die Laune. III. Ueber den Unterſchied des poetiſchen Ausdrucks vom proſaiſchen, von Klopſtock. IV. Ueber die Rangordnung der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, eine Allegorie, von Klopſtock. V. Ueber die Natur der Poeſie, von Klopſtock. VI. Theorie der Elegie, von Thomas Abbt, kommentirt von Herder. VII. Ueber die Zeichen der Aufklärung einer Nation. Eine Vorleſung von Eberhard. VIII. Ueber die Betrachtung der Werke der Kunſt, von Winkelmann. IX. Von der Grazie in den Werken der Kunſt, von Winkelmann. X. Von Bildung des moraliſchen Charakters in Schulen. XI. Ueber Lamberts Leben und Charakter. XII. Apologie der Oper, von Rammler. XIII. Von den Mitteln die Gelehrſamkeit in einem Lande in Aufnahme zu bringen, von J. Aug. Ernſti. XIV. Ueber den wahren Geiſt des Patriotiſmus,

von

von Iſelin. XV. Ideen für die Bearbeitung eines Nationalgedichts, und über den allgemeinen Zweck der ſchönen Künſte, von Iſelin. XVI. Ueber die allgemeine Geſchichte, ein Fragment. XVII. Ueber den Enthuſiasmus. XVIII. Ueber die deutſchen Mundarten und beyden Hauptdialekte, von Adelung. XIX. Vom Edeln und Niedrigen im Ausdrucke, von Hrn. geh. Sekr. Klein. XX. Die Winkelmannischen Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke, beurtheilt von Klopſtock.

Am Ende der Vorrede giebt ſich Herr J. G. Heinzmann, als Herausgeber, zu erkennen. Rec. hat bey der Anzeige des erſten Bandes ſein Urtheil über dieſe Sammlung zurückgehalten, die ihm in Abſicht auf Auswahl und andere Umſtände als eine bloſſe merkantiliſche Anſtalt verdächtig vorkam, und dieſer Verdacht iſt ihm durch den zweyten Band eher vermehrt, als benommen worden, ſo ſelbſtgefällig auch der H. von dieſer Anſtalt ſpricht. „Ich ſagte“ (ſagt er ſehr emphatiſch) „in „der Vorrede des erſten Bandes, daß mein Zweck ſeye, kleine „Aufſätze deutſcher Originale, die in fliegenden Blättern „oder in größern Werken zerſtreut liegen, zu ſammeln; daß „ich dadurch ſuche manche Gelegenheitsſchrift, manchen vortrefflichen Aufſatz zu erhalten, die von ihren Verfaſſern nicht „geſammelt, leicht das Opfer der Zeit und der Vergeſſenheit „werden dürften! Ich füge alſo um der Deutlichkeit willen, „da man dieß nicht genug unterſcheiden wollte, hinzu: daß „weder Ueberſetzungen noch Aufſätze die von den Verfaſſern „bereits in ihre Werke aufgenommen, oder“ (die) „ſie noch „aufnehmen dürften; daß keine Streitſchrift, keine triviale „Wiederholung des längſt bekannten und längſt beſſer geſagten, „in meinen Plan fallen.“ — Ey! erinnert ſich denn der H. nicht, daß die Garviſchen Aufſätze, wovon er einige in den erſten Band aufgenommen hat, ſchon längſt zuſammengedruckt worden ſind? Und wer iſt ihm denn Bürge dafür, daß nicht dieſer oder jener ſeine Aufſätze ſelbſt einmal ſammeln, und herausgeben werde! So haben wir bereits von Herrn Eberhards vermiſchten Schriften einen Theil, und die Abhandlung Nro. VII. kann wohl mit der Zeit in die folgenden Theile aufgenommen werden. In ſolchen Fällen wird doch wohl der H. vorher anfragen, um allen Verdacht einer merkantiliſchen Hülfsleiſtung von ſich abzuwälzen? Und was nennt denn der H. deutſche Originale? Es ſind in den beyden Bänden ei-

ner Chronikschreiber Aufsätze, die diesen Namen gewiß nicht verdienen, und von einigen kann man behaupten, daß sie zwar vielleicht Worte zu ihrer Zeit geredet enthielten, aber jetzo nicht weiter brauchbar, und durch bessere Schrift der Art verdrungen sind. Die Abhandlungen Nro. XVII. und XIX. zeichnen sich weder durch Gedanken noch durch Sprache aus, und daß solchen deutschen Originalen kein H. freylich noch einige Mängel wegstreichen. Die Abh. über den Enthusiasmus ist ein solches, schwärmerisches Gewäsche, wozu Bacchanalien den besten Stoff liefern mußte. Man schließe aus folgender Stelle auf die übrigen: „Was gilt dem Gewaltigen, dem Herrn, Hausvater, Künstler, dem Menschen jeden Klasse der Menschheit, was gilt allen Ruhe, Bequemlichkeit und Vergnügen, wenn ein hoher, edler Gegenstand ihre Seele in sichtbare Arbeit und ungewöhnliche Thätigkeit versetzt, welche selbst im hohen Winter die Wirkung eines schwülen Sommertags bey ihnen erzeugen! — Die Rede des Herrn Sekr. Klein vom Edlen und Niedrigen im Ausdrucke, sagt mit vielen kostbaren Wendungen Nichts, und sieht mehr einer frostigen Kanzelrede, als einer akademischen Vorlesung ähnlich. Der V. möchte uns gerne bereden, daß man nicht sowohl aus den Gedanken, als vielmehr aus dem Ausdrucke des Schriftstellers am sichersten auf dessen Denkungsart und Charakter schließen könne, und macht dem zufolge verschiedene, mit unter hämische, aber meist schiefe Anwendungen auf den Charakter alter und neuer Schriftsteller. Sollten wir nicht auch dem Verf. aus seiner Rede das Prognostikon stellen? Doch dies wäre nach unsern Begriffen nicht edel gehandelt. Warum schreibt er Cornelius statt Corneille? Gehört etwa das letztere Wort zur Pöbelsprache? — Noch bemerkt der H. in der Vorrede mit sichtbaren Anwandlungen von Stolz, daß er sich Mühe gebe, verlohrne Schätze aufzusuchen; daß er sich zum voraus über seinen Fund freue, und eile, ihm seine erneuerte Existenz zu versichern; daß alsdann sein Stolz und seine Belohnung gleich groß seyen, wenn er in seiner Wahl glücklich gewesen, und den Dank der Kenner verdiene. Rec. kann für seinen Theil hierin dem Verf. nicht Glück wünschen, denn es hat lauter bekannte, zum Theil mehrmalen gedruckte Aufsätze in den beyden Bänden der litter. Chronik wahrgenommen, die grostentheils aus dem Merkur, und vornehmlich aus der Leipz. Bibliothek der schön. Wiss. genommen sind, obgleich der H.

in

in diesem zweyten Band die Quellen seiner Sammlung nicht mehr allemal anzuzeigen für gut finden. Es dürfte die Bekanntschaft des H. mit den bessern Produkten der deutschen Litteratur ist so wenig Beyfall verdienen, auch seine Wahl, wie jeder man selbst einsehen wird, bey die Aufsätze in diesen beyden Bänden enthaltenen Aufsätze brauchbar. Wenn nach sich der H. auf Unterstützung mehrerer Gelehrten Hoffnung, daß sie ihm Beyträge, oder sonstigen Rath und Anzeigen, die seinem Zwecke beförderlich seyn möchten, zukommen lassen werden; aber unter den angeführten Rubriken sieht sich mit Gewalt wenig passen. Ist der Aufsatz über den Tacitus Germania ein neuer Beytrag, dann Rec. nimmt sich nicht denselben schön gelesen zu haben; so dürfte das Publikum für solche Beyträge sich gern voraus bedanken.

Nachrichten.

Unter den kriegerischen Thaten Friderichs des Zweiten, ist die Schlacht bei Prag ohne Zweifel auch darum eine der merkwürdigsten, weil in derselben einer der größten Preußischen Generale, aus Liebe zu seinem Könige und dem Vaterlande, sich wie ein zweiter Decius gewissermassen aufopferte, indem er, sein Regiment zum weitern Vorrücken zu ermuntern, einem Junker die Fahne wegnahm, und mit derselben in der Hand den Tod des Helden starb.

Diesen rühmlichen Tod des General-Feldmarschals von Schwerin hat der Königl. Hofmahler und Rector der Berlinischen Academie der bildenden Künste Herr Frisch gemahlt, und hat bei der diesjährigen öffentlichen Ausstellung der Academie zu Berlin über dies Gemählde den ungetheiltesten Beifall des Publicums erhalten.

In der Hauptgruppe sieht man den auffallend ähnlich gemahlten Helden, noch mit der Fahne im Arm, todt da liegen. Sein Stallmeister und sein Jäger sind im Begriff, ihn vom Schlachtfelde aufzuheben. Unter den übrigen Figuren, welche die Hauptfigur umgeben, und denen der Künstler sämtlich den angemessensten Ausdruck gegeben hat, zeichnen sich besonders die beiden Adjutanten des gefallenen Helden aus:

aus von denen der eine, sein Neffe, herbeieilt, und der andre, ein Herr von Platen, den Entschluß faßte, den er wirklich ausführete: sich ins feindliche Feuer zu stürzen, und da den Tod zu suchen.

Kenner und Liebhaber wünschen dies Gemählde voll Geist und Leben durch den Grabstichel vervielfältigt zu sehen; ich bin daher entschlossen, es in Kupfer zu stechen, und zwar in eben der Größe, als das bekannte Blatt, welches den Tod des Generals Wolff von Woollet vorstellt, nehmlich 16¼ Zoll hoch und 22½ Zoll breit: Was die Manier betrifft, so werde ich allen Fleiß anwenden, um nicht zu weit hinter dem englischen Künstler zurück zu bleiben.

Die Pränumeration ist einen Fridrichs d'or.

Daniel Berger.
Rector der Königl. Preußischen Academie der bildenden Künste.

Berlin,
den 16. August 1787.

In der leipziger Jubilate-Messe 1787 sind bey Friedrich Nicolai, Buchhändler von Berlin, (auf dem alten Neumarkte, in Herrn Assessor Doctor Schotts Hause) folgende neue Bücher zu haben.

Die mit * bezeichneten, sind von der Michaelmesse 1786.

Aufsätze, betreffend die russische Geschichte, von J. K. M. d. K. a. R. IVter u. Vter Band, 8. 1 Thlr. 12 Gr.

D. M. Friderici II. S. — dem abgeschiednen Geiste Friedrichs II. geheiligt. (von Herrn Hofrath von Birkenstock in Wien.) gr. 8. 6 Gr.

Bibliothek, allgemeine deutsche, des LXXsten Bandes 2tes Stück, LXXIster, LXXIIster Band, und des LXXIIIsten Bandes, 1stes Stück, gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— der Großfürsten Alexander und Konstantin, von J. K. M. der K. aller R. VIIter und VIIIter Theil, 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Cappels, D. J. F. L., Versuch einer vollständigen Abhandlung über die sogenannte englische Krankheit, 1r Theil, gr. 8. 9 Gr.

Dietrich, Joh. Sam., Gesangbuch für die häusliche Andacht, 8. Auf Druckpapier 10 Gr. Auf Schreibpapier 14 Gr. 7 Exemplar werden für 2 Thlr. 12 Gr., 14 Exempl. für 5 Thlr. und 24 Exempl. für 7 Thlr. 18 Gr. gelassen.

Er-

Erläuterungen und Gutachte von J. A. M. d. K. a. R. VIter und VIIter Theil, 8. 1 Thlr. 12 Gr.
(Ist einerley mit der Bibliothek der Großfürsten.)

Eschenburg, J. J., Handbuch der alten Litteratur, oder kurzer Entwurf der Kenntniß der klassischen Schriftsteller, der Mythologie, Archäologie und übrigen Alterthumskunde der Griechen und Römer. Zweyte vermehrte Auflage, gr. 8. 1 Thl. 16 Gr.

— Archäologie der Litteratur und Kunst, zum Gebrauche bey Vorlesungen. Zweyte vermehrte Auflage, gr. 8. 8 Gr.

— Grundfüge der griechischen und römischen Fabellehre. Zum Gebrauch bey Vorlesungen. Zweyte vermehrte Auflage, gr. 8. 4 Gr.

Herrmanns, M. G., Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod; als Grundlage zu einer richtigern Fabellehre des Alterthums, mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Nebst einer Vorrede des Herrn Hofrath Heyne, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Klein E. F., Empfindungen eines getreuen Unterthanen beym Geburtsfeste K. Friedrich Wilhelms II, eine Rede in der Freymaurerloge la Royale York de l'Amitié gehalten, gr. 8. 2 Gr.

De Luc, des Herrn, neue Idee der Meteorologie; aus dem Französischen übersetzt. Mit Kupfern, gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Südke, Fr. G., zwey Predigten bey Gelegenheit der Regierungsveränderung in den preußischen Landen, gr. 8. 4 Gr.

* Möser, Justus, patriotische Phantasien, IVter Theil. gr. 8. 1 Thlr.

* — derselben IVter Theil, in ord. 8. 14 Gr.

* — das ganze Werk in IV Bänden, komplet, gr. 8. 3 Thl. 16 Gr.

* — das ganze Werk in IV Bänden, komplet, in ordinär 8. 2 Thlr 22 Gr.

Nicolai, Fr., Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, VIter Band, mit Kupfern, gr. 8. 1 Thlr.

— Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenschaft an seine Freunde, und über Herrn P. J. M. Sailers Märchen, gr. 8. 12 Gr.

— Verzeichniß einer Handbibliothek der nützlichsten deutschen Schriften zum Vergnügen und Unterricht, wie auch der brauchbarsten Ausgaben der klassischen Autoren und der in Deutschland gedruckten ausländischen Bücher, 8. 9 Gr.

Von der Recke, Ch. E. K. geb. Gräfinn v. Medem, Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mietau, im J. 1779. und von dessen dortigen magischen Operationen, groß 8. 12 Gr.

* Resewitz, F. G., Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung, Vter Band, 4tes Stück, 8. 6 Gr.

— das ganze Werk in V Bänden, komplet, 8. 5 Thlr.

Schilderung, offenherzige, der Müssiggänger und Taugenichts in London, zur Warnung für deutsche Müssiggänger und Taugenichts. Erster Theil, mit einem Kupfer, 8. London, bey Wilhelm Allard. 10 Gr.

Schmie-

Schmidts, Joh. Leb., Sammlung auserlesener chirurgischer Schriften. Zweyter Theil. Zweyte verbesserte Auflage, gr. 8. 18 Gr.

Staatskunde, neueste, von Spanien. Zweyter Theil, gros 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Stransfedern, (oder Sammlung unterhaltender Geschichten, vom Hrn. Prof. Musäus in Weimar). Mit einer saubern Vignette von J. W. Meil gezeichnet, und von Unger jun. in Holz geschnitten. Erster Theil, 8. 16 Gr.

Treumanns, G. F., Katechisation. Zweyter Theil, 8. 8 Gr.

Weikard, D. M. A., Biographie, von Ihm selber herausgegeben. Zweyte vermehrte Auflage, 8. 8 Gr.

Zybell, Predigt am Tage der Gedächtnißfeyer K. Friedrichs II. gr. 8. Stettin; in Commission. 3 Gr.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand von Holland, zwey Theile, aus dem Französischen übersetzt, gr. 8. 1782. 1 Thlr.

Kupferstiche.

Bildniß des Herrn J. G. R. Andreä in Hannover, von Ganz in Hannover gezeichnet und gestochen, gr. 8. 8 Gr.

— des Herrn Hofrath Eichhorn in Jena, von E. Henne gestochen, gr. 8.

— Herrn geheimen Kirchenrath D. Griesbach in Jena, von E. Henne in Berlin gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— des Herrn Professor von Jacquin in Wien, von J. C. Krüger gestochen, gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Professor Knapp in Halle, von Beyel gestochen, gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Konsistorialrath C. A. Schmidt in Braunschweig, von Henne in Berlin gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants und Staatsministers von Schlieffen in Cassel; nach Tischbein, von G. M. Weise gestochen, gr. 8. 8 Gr.

— des Herrn Paul von Stetten des jüngern, in Augsburg, von J. C. Schleich gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— des Herrn Hofmedicus D. Wichmann in Hannover, nach Schröder, von E. Henne gestochen, gr. 8. 6 Gr.

Es wird eine Nachricht ausgegeben: 1) von einer neuen Ausgabe von des Herrn Konsistorialrath Hermes Predigten über die Evangelischen Texte, 2 Bände, gr. 8. Auf dieselbe wird 1 Thlr. 16 Gr. Konventionsmünze Pränumeration angenommen. 2) Von des Herrn Prediger Dapps Predigten für Landleute, über die Evangelien, 4. Darauf wird 1 Thlr. 4 Gr. Konventionsgeld Pränumeration angenommen. Beyde erscheinen in der Ostermesse 1783.

Druckfehler.

Im 71 B. S. 280. Z. 13. Bruhm l. Brohm.